

Alexandre Dumas



Olympia von Clèves



An der Tür der Comédie Française.

Olympia von Clèves.

Von
Alexandre Dumas.

Aus dem französischen
von
Dr. August Zoller

Illustriert



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1852

Schnellpressendruck der I. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Cannstadt.

Illustration von:

Olympia de Clèves.
by
Alexandre Dumas

London: J. M. Dent & Co.
Boston: Little, Brown, & Co.
1894.

**Liste der handelnden Personen
Periode von 1727-1729.**

Ludwig XV.	Im Alter von achtzehn Jahren, König von Frankreich
Marie Lesczinska	seine Königin
Cardinal Fleury	früher Bischof von Frejus
Monsieur de Duc de Richelieu	
Mademoiselle de Charolais	Blutsprinzessinnen
Mademoiselle de Clermont, ihre Schwester	Blutsprinzessinnen
Comte de Toulouse	Grand Admiral von Frankreich, Sohn von Louis XIV. und Madame de Montespan
Comtesse de Toulouse	
Monsieur de Duc de Bourbon	Erster Minister
Monsieur de Duc de Pecquigny	Kapitän der Wachen des Königs
Bachlier	Kammerdiener des Königs
Philippe V.	König von Spanien
Madame la Mqrquise de Prie	
Mademoiselle Paulmier	
Abbé de Polet	Beichtvater von Cardinal Fleury
Barjac	Kammerdiener von Cardinal Fleury
Der Erzbischof von Paris	
M. Forestier	Kommandant der Schweizer Garde
Madame de Nesle	
Raffé	Diener des Duc de Richelieu
Comte Louis Alexandre de Mailly	Kapitänleutnant der Kompanie der Schottischen Garde
Louise-Julie de Nesle	Comtesse de Mailly, seine Frau
Madame de Lauraguais	Schwester der Comtesse de Mailly
Madame de Vintimille	Schwester der Comtesse de Mailly
Madame de la Tournelle	Schwester der Comtesse de Mailly
Olympia von Clèves	eine Schauspielerin
Jacques Bannière	Ein Novice der Gesellschaft Jesu, verliebt in Olympia von Clèves
Père Mordon	Superior der Jesuiten von Avignon
Père de la Santé	ein Jesuitenvater
L'Abbé D'Horiac	

**Liste der handelnden Personen
Periode von 1727-1729.**

Champmeslé	ein Schauspieler danach ein Abbé
Mademoiselle Claire	Mädchen von Olympia von Clèves
Die Frisöse	von Olympia von Clèves
Der Gouverneur der Stadt Avignon	
La Catalane	eine Schauspielerin aus Lyon
Der Manager des Theaters in Lyon	
Jacob	ein Geldverleiher in Lyon
Der Vicar des Erzbischofs in Lyon	
Der Marquis Della Torra	ein Abenteurer
Marion	seine Frau
Père Philémon	Gefolgsleute von Comte de Mailly
Laurent	Gefolgsleute von Comte de Mailly
ein Dragonermajor	
Der Magistrat von Châtelet	
Martin	ein Aufseher bei Charenton

Inhaltsverzeichnis

Olympia von Clèves.

Erstes bis viertes Bändchen.

I. Avignon.

II. Wo sich die Wahrheit des alten französischen Sprichworts:
»Das Kleid macht nicht den Mönch«, erweist.

III. Der Schauspieler und der Jesuit.

IV. Abrahams Opfer.

V. Der ehrwürdige Pater Mordon.

VI. Die Meditationsstube.

VII. Die Prozession von Herodes und Marianna.

VIII. Der Gang der Schauspieler.

IX. Das Foyer.

X. Olympia von Clèves.

XI. Ein Debüt.

XII. Das Abendbrot.

XIII. Wo sich Banniére in eine große Verlegenheit setzt.

XIV. Die Meditationsstube.

XV. Die Jesuiten im Schauspiel.

XVI. Eine Seele, die sich rettet, für eine Seele, die sich ins
Verderben stürzt.

XVII. Die Flucht.

XVIII. Aufenthalt.

XIX. Das Provinzleben.

XX Eine neue Person erscheint am Horizont.

XXI. Der Abbé d'Hoirac.

XXII. Der Ring von Herrn von Mailly.

XXIII. Das Blatt verschwindet.

XXIV. Die Serenade.

XXV. Wozu die Coiffeusen dienen.

XXVI. Liebe und Kurzsichtigkeit.

XXVII. Frauenherz.

XXVIII. Der Jahrestag von Herodes und Marianna.

Fünftes bis zehntes Bändchen.

XXIX. Wo der Abbé fasst wirklich ein Narr wird.

- XXX. Wo bewiesen ist, daß die Coiffeuse vollkommen gehört hatte.
- XXXI. Was man für achtundvierzig tausend Livres hat, wenn man bei Nacht unterhandelt und Kurzsichtig ist.
- XXXII. Der Ring von Herrn von Mailly.
- XXXIII. Die Schützen.
- XXXIV. Herr von Mailly.
- XXXV. Die Anwerbung.
- XXXVI. Wie das Pferd von Banniére lief, bis es stehen blieb, und mit welchen ehrlichen Personen unser Held in einem Flecken, dessen Namen wir vergessen, Bekanntschaft machte.¹³
- XXXVII. Wie, ohne so edel zu sein, als Herr van Grammont, Sonniere die Ehre hatte, dieselbe Partie zu machen, wie er.
- XXXVIII. Wer gespielt hat, wird spielen.
- XXXIX. Wo Banniére seine Revanche nimmt.
- XL. Banniére in Paris.
- XLI. Wie Banniére bei dem Garkoch der Rue du Ponceau frühstückte, und von dem, was daraus erfolgte.
- XLII. Wo Banniére unerschöpfliche Quellen in seinem Berkanrocke findet.
- XLIII. Der Mensch denkt, Gott lenkt.
- XLIV. Das Fort - l'Evêque.
- XLV. Wie Herr von Mailly zu Olympia zurückgekommen war.
- XLVI. Herr von Mailly wird eifersüchtig auf seine Geliebte.
- XLVII. Herr von Mailly schlägt einen falschen Weg ein.
- XLVIII. Herr von Richelieu.
- XLIX. Frau von Prie.
- L. Die Politik der Frau Marquise von Prie.
- LI. Ein nächtliches Abenteuer.
- LII. Das Spiel der Königin.
- LIII. Der Kammerdiener von Herrn von Fréjus.
- LIV. Herr von Fréjus, Erzieher von König Ludwig XV.
- LV. Eine geheime Unterzeichnung.
- LVI. Rambouillet.
- LVII. Soll es sein?
- LVIII. Die magnetischen Ströme.
- LIX. Blinde Kuh.

- LX. Herzog und Kammerdiener.
- LXI. Die Liebe zum Schatten.
- LXII. Dienst des Königs.
- LXIII. Der Schatten war ein Körper.
- LXIV. Herr von Mailly ist eifersüchtig auf seine Frau.
- LXV. Mailly gerät in Unruhe.
- Elftes bis fünfzehntes Bändchen.
- LXVI. Schlange Nro. 1.
- LXVII. Der Andere.
- LXVIII. Schlange Nro. 2.
- LXIX. Wo von der Macht der guten Gründe auf einen richtigen Geist abgehandelt wird.
- LXX. Befehl des Königs.
- LXXI. Der neue Geistliche van Charenton.
- LXXII. Der Liebesnarr.
- LXXIII. Besser spät, als gar nicht.
- LXXIV. Wo Banniére dem Abbé beweist, daß er nicht so sehr Narr ist, als es den Anschein hat.
- LXXV. Alle, geht schlecht, Kommen Sie.
- LXXVI. Alles geht gut, schlafen Sie.
- LXXVII. Wo Mailly bereit ist, sich nicht länger den Kopf zu zerbrechen.
- LXXVIII. Die Gesandtschaft in Wien.
- LXXIX. Wo der scharfsinnige Leser erraten wird, in welcher Absicht Banniére entflohen war.
- LXXX. Fortsetzung.
- LXXXI. Kehren wir zu dem Könige, zu der Königin und zu Frau von Mailly zurück, während der glückliche Banniére sich zu seinen Antrittsrollen vorbereitete.
- LXXXII. Der König langweilt sich.
- LXXXIII. Wo Pecquigny mehr Glück zu haben scheint, als Herr von Richelieu gehabt hat.
- LXXXIV. Der Prolog von Mithridates.
- LXXXV. Nach der Vorstellung.
- LXXXVI. Wo sich Mailly für die Gesandtschaft entscheidet.
- LXXXVII. Die Heirat.
- LXXXVIII. Der seidene Rock und der Sammetrock.
- LXXXIX. Das Häuschen an der Saone.

XC. Olympia hat auch ihre Vorgefühle.

XCL. Die Vorgefühle von Banniére und Olympia verwirklichen sich.

XCII. Das Urteil.

XCIII. Zwei brave Herzen.

XCIV. Höchste Freud,. — Höchster Schmerz.

Epilog.

An den Leser.

Fußnoten

Zeitfolge.

Erstes bis viertes Bändchen.

I.

Avignon.

Neapel sehen und dann sterben, sagt der Neapolitaner. Wer Sevilla nicht gesehen hat, hat nichts gesehen, sagt der Andalusier. Vor dem Thore von Avignon bleiben heißt vor dem Thore des Paradieses bleiben, sagt der Provençal.

Wenn man dem Geschichtsschreiber der päpstlichen Stadt glauben darf, ist Avignon in der Tat nicht nur die erste Stadt des Süden, sondern auch von Frankreich, sondern auch der Welt.

Man höre, was er darüber sagt:

»Avignon ist edel durch sein Altertum, angenehm durch seine Lage, herrlich durch seine Mauern, lachend durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, reizend durch die Sanfttheit seiner Einwohner, prächtig durch seine Paläste, schön durch seine großen Straßen, wunderbar durch den Bau seiner Brücke, reich durch seinen Handel und bekannt auf der ganzen Erde.«

Das ist hoffentlich ein schönes Lob! Nun! diesem Lobe, obgleich wir hundert Jahre nach dem, welcher es ausgesprochen hat, kommen, werden wir beinahe nichts benehmen, und sogar etwas beifügen.

In der Tat, für den Reisenden, der den Fluß herabfährt, welchem Tibull das Epitheton Celer, Ausonius das Preaceps und Florus das Impiger gegeben hat; für denjenigen, welcher von Montélimart an dem wärmeren Tone des Terrain, an der durchsichtigeren Luft, an den festeren Konturen der Gegenstände wahrzunehmen anfängt, daß er im Süden ist, für denjenigen, welcher endlich schauernd unter den mörderischen Bögen der Heiligen-Geist-Brücke passiert, von denen jeder seinen Namen hat, damit man im Augenblick, wo ein Schiff an einem derselben scheitert, weiß, an welchen Ort man Hilfe bringen soll; für den, der Roquemaure, wo Hannibal mit seinen vierzig Elefanten über die Rhone setzte, zu seiner Rechten, das Schloß Mornas, von

welchem herab der Baron des Adrets eine ganze katholische Garnison springen ließ, zu seiner Linken lässt, bietet sich Avignon bei einer der Wendungen des Flusses plötzlich mit einer wahrhaft königlichen Pracht.

Allerdings ist das Einzige, was man von Avignon in dem Augenblick erschaut, wo man Avignon erschaut, sein riesiges Schloß, der Palast der Päpste, ein Gebäude aus dem vierzehnten Jahrhundert, das einzige vollkommene Muster der militärischen Architektur jener Zeit, erbaut auf dem Platze, wo sich einst der Tempel der Diana erhob, welcher der Stadt seinen Namen gegeben hat.

Wie bat nun ein Tempel der Diana seinen Namen dem zukünftigen Wohnsitz der Päpste geben können? Wir werden es sagen, wobei wir für uns die Nachsicht in Anspruch nehmen, mit der wir die Leserinnen sehr verschwenderisch gegen die Etymologen gesehen haben.

Ave Diana! begrüßet seist du, Diana! sagte der Reisende, wenn er in der Ferne den Tempel der keuschen Göttin zur Zeit der schönen Latinität, im Jahrhundert vor Cicero. Virgil und Augustus, erblickte.

Ave Niana! fingen an die Schiffer im Jahrhundert vor Constantin, das heißt in einer Zeit zu sagen, wo das Idiom des Landes schon die Reinheit der lateinischen Sprache verdorben hatte.

Ave Nio, sagten die Soldaten der Grafen von Toulouse, von Provence, von Forcalquier: daher Avignon.

Man bemerke wohl, daß dies Geschichte ist: wir wären viel positiver, als wir es sind, wenn wir statt Geschichte Roman machten.

Man sieht also, daß zu allen Zeiten Avignon eine bevorzugte Stadt gewesen ist; überdies hat sie, eine der ersten, eine herrliche Brücke gehabt, eine Brücke erbaut 1177 von einem jungen Hirten Namens Bennezet, der, nachdem er Lämmer gehütet, Seelenhirte wurde und das Glück hatte, heilig gesprochen zu werden; freilich sind heute nur noch drei bis vier Bögen von dieser Brücke übrig, welche unter der Regierung Ludwig XIV, im Jahre der Gnade 1689, das heißt, ungefähr acht und fünfzig Jahre vor der Zeit, wo

die Geschichte beginnt, die wir erzählen wollen, zerstört worden ist.

Aber vornehmlich gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war Avignon glänzend anzuschauen. Philipp der Schöne, der Clemens V. und seinen Nachfolgern Wachen, ein Gefängnis und ein Asyl zu geben geglaubt hatte, hatte ihnen einen Hof, einen Palast und ein Königreich gegeben.

Es war in der Tat ein Hof, ein Palast und ein Königreich, was diese Königin des Luxus, der Üppigkeit und der Schwelgerei besaß, die mau Avignon nannte; sie hatte einen Gürtel von Mauern, welche um ihre prallen Flanken von Hernaudy von Herodia, dem Großmeister des Ordens der Johanniter von Jerusalem, geschlossen worden war; sie hatte ausschweifende Priester, die den Leib Christi mit Händen glühend vor Unkeuschheit berührten; sie hatte schöne Buhlerinnen, Schwestern, Nichten und Konkubinen der Päpste, welche die Diamanten aus der Tiara brachen, um sich Armspangen und Halsbänder daraus zu machen; sie hatte endlich Echos der Quelle von Bauclose, welche verliebt den süßen Namen Laura wiederholten und sie beim Klang der weichen, wollüstigen Lieder von Petrarca einwiegen.

Allerdings, als auf die Bitte der heiligen Brigitta von Schweden und der heiligen Catharina von Sienn Gregor IX Avignon im Jahre 1376 verließ und nach Rom abreiste, wo er am 17. Februar 1377 ankam, allerdings war Avignon, seines Glanzes beraubt, während es sein Wappen behielt, was drei goldene Schlüssel in rotem Feld, getragen von einem Adler mit dem Wahlspruch: **Unguibus et rostris**, sind, nur noch eine trauernde Witwe, ein einsamer Palast, ein leeres Grab. Die Päpste behielten wohl Avignon, dessen Ertrag sehr groß war, aber wie man ein Schloß behält, das man nicht mehr bewohnt: sie schickten wohl einen Legaten dahin, um ihre Stelle zu vertreten, doch der Legat ersetzte sie, wie der Verwalter den Herrn, wie die Nacht den Tag ersetzt.

Avignon blieb indessen die vorzugsweise religiöse Stadt, da man zur Zeit, wo diese Geschichte beginnt, daselbst noch 109 Chorherren, 41 Beneficiare, 350 Mönche und 350 Nonnen zählte, welche, nebst mehreren untergeordneten, dem Dienste der acht Kapitel beigegebenen Geistlichen eine Gesamtsumme von 900

für die Bedienung der Altäre bestimmten Personen, das heißt den achtundzwanzigsten Teil der Bevölkerung, bildeten.

Dabei besaß Avignon, nachdem es siebenmal sieben Päpste gehabt, welche siebenmal zehn Jahre regiert hatten, noch im Jahre 1727 siebenmal sieben für die Schönheit, die Annehmlichkeit und die Moralität einer Stadt wichtige Dinge.

Es hatte sieben Thore, sieben Paläste, sieben Kirchspiele, sieben Collegialkirchen, sieben Hospitäler, sieben Mannsklöster und sieben Nonnenklöster.

Was den Reiz betrifft, der für Avignon aus der von seinem Geschichtsschreiber Francis Nougier gerühmten Sanftheit seiner Bewohner entspringt, so scheint uns dies weniger begründet als das Übrige, und in diesem Punkte müssen wir dem Urteil des nationalen Schriftstellers entgegentreten und ihn an die ewigen Zwistigkeiten der weißen Büsser und der schwarzen Büsser erinnern, die einander bei jeder Gelegenheit umbringen und die Stadt in zwei stets mit derben Püffen verproviantierte Lager teilen.

Wohlverstanden, wir werden ihm gegenüber weder von den Schlächtereien der Glacière im Jahre 1731, noch von der Ermordung des Marschall Brune im Jahr 1815 sprechen. Das sind zwei Ereignisse, welche der gute Francois Nougier, so gelehrt er auch war, in der Zeit, wo er schrieb, nicht vorhersehen konnte.

Abgesehen jedoch von der, im neunzehnten Jahrhundert ein wenig bestreitbaren, reizenden Sanftheit, bot sich Avignon am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Auge und dem Geiste des Reisenden sehr angenehmen Verhältnissen.

Außer den Dominikanern, die sich in dieser Stadt 1226 festgesetzt hatten, außer den Franciscanern, welche 1227 aufgenommen worden waren, außer seinen großen Augustinern, seinen großen Karmelitern, seinen Mathurinen, seinen Benediktinern, seinen Cölestinern, seinen Minimern, seinen Capucinern, seinen Recollecten, seinen Vätern von der christlichen Doctrine, seinen Karmelitern- Barfüßern, seinen Antoninern, seinen Augustinern, seinen Priestern des Oratorii und seinen Observanten hatte Avignon sein Collegium und sein Noviciat der Jesuiten, gegründet im Jahre 1587 durch Louis von Anezune.

Wer aber zu jener Zeit Jesuiten sagte, der sagte gelehrte Leute, liebenswürdige Leute, Leute, die an jeder Bewegung des Jahrhunderts Teil nahmen, mochte sie der Handel als Vermittler nach den entfernten, unbekanntenen Meeren fortführen, in die sich der Ganges und der Blaue Fluß, diese Rhonen Indiens und Chinas, ergießen; mochte sie der Eifer der Mission nach einer neuen Welt treiben und auf die Ebenen Brasiliens und in die Gebirge von Chili werfen: mochte ihnen, wo sie in Europa stationär waren, die Politik, ein Buch ohne Ende, ihre Blätter entrollen, von denen jedes Wort eine getäuschte Hoffnung oder ein befriedigter Ehrgeiz, ein gegründeter Thron oder eine zerbrochene Krone ist; mochte sie endlich die Poesie oder die Literatur, als sanfte Erben der Benediktiner, unter die weißen Bogen des Klosters, zwischen einem magern, an Blumen geizigen Rasen und einem glänzenden, durch die hohen Profile der Collegialkirche ausgeschnittenen Sonnenstrahl, verbannen.

Avignon, diese bevorzugte Stadt, welche Alles das hatte, was die andern Städte haben, und tausend Dinge noch dazu, Avignon hatte also seine Jesuiten, und in die Kapelle des Noviciats führen wir vor Allem unsere Leser, indem wir ihnen bemerken, daß wir uns in den ersten Tagen des Monats Mai 1727 unter der Regierung von König Ludwig XV., der damals siebzehn Jahre alt, befinden.

Auf dem Gipfel einer Straße, die man die Novizen« Straße nannte, wir sagen auf dem Gipfel, weil die Straßen von Avignon, einer gegen den Mistral und die Sonne gebauten Stadt, meistens von steilen Steigen und jähem Abhängen gebildet werden, in der Novizen« Straße erhob sich das Gebäude des Noviciats, Wohnung und Kapelle.

Der Form und besonders dem Gedanken nach allen denjenigen ähnlich, welche die Jesuiten in Frankreich und sogar außerhalb Frankreich errichtet haben, affektierte das Gebäude den nüchternen, bescheidenen Styl, der keiner Periode angehört und diejenigen, welche ihn anwenden, nicht gefährden kann, weil er nichts den Augen materiell offenbart und man ein sehr gelehrter Archäolog sein muss, um die Seele der Steine in einer Gesellschaft zu suchen, wo viele Leute die Seele der Menschen leugnen.

Die Jesuiten, Schmarotzer reisende, verlarvte Eroberer mussten, während es ihnen von der Herrschaft der Schritt für Schritt eroberten Welt träumte, wenn sie sich niederließen, wo sie sich niederließen, darüber wachen, daß ihr Zelt, bestimmt, eines Tags eine Zitadelle zu werden, nicht das Licht benahm. Jeder Schmarotzer, wenn er sich an einen Tisch setzt, ist darauf bedacht, sich nicht zu kleiden wie der Reiche oder nicht in Lumpen zu gehen wie der Arme: er würde den Blick auf seinen Reichtum oder auf seine Armut ziehen. Jeder Ehrgeizige muss Bescheidenheit, wenn nicht Demut, heucheln, entschlossen, im gegebenen Augenblick seine Klaue auszustrecken wie der Tiger oder seinen Rachen auszusperren wie der Hai.

Die Gesellschaft Jesu hatte auch in Flandern, in Frankreich oder in Spanien, wo ihre bedeutendsten Häuser waren, den Schöpfern dieser Anstalten nur die unscheinbare Bauart des Klosters oder der Kaserne erlaubt, welche in jener Zeit ans großen Mauern von Backstein oder Stein, mit langen vergitterten Fenstern, einigen in der Verzierung sehr nüchternen Hallen und ein paar Halbsäulen bestand, als ob die Säule mit hoch erhabener Arbeit ein zu sehr in die Augen fallender Luxus gewesen wäre.

Dieselbe Strenge im Innern, verbunden mit einer ängstlichen Sorge für die Erhaltung der Gesundheit und die Tagesordnung, und die gerade Linie überall, wo die Väter ihre Novizen zu überwachen hatten, Schatten und Krümmungen überall, wo die Väter dem Publikum zu begegnen hatten.

Wir unternehmen es übrigens nicht, das Innere der Jesuiten von Avignon zu beschreiben; eine von unseren Personen erwartet uns in der Kapelle der Novizen, und, in Betracht ihrer Wichtigkeit, eilen wir zu ihr.

Da indessen jedes Drama seine Inszenierung braucht, so werden wir ein Wort von dieser Kapelle sagen, in die wir unsere Leser einführen, wie wir ihnen ein Wort von der Stadt, die sie mit uns so eben durchschritten, gesagt haben.

Sie mögen also auf der Schwelle stehen bleiben, und sie werden ein kreisförmiges Schiff von mäßigem Durchmesser mit Fenstern ohne Figuren sehen, welche, das Licht unter der Kuppel empfangend, dasselbe ganz nach den Gewölben sandten, aber es stufenweise dämpften, daß es gemildert auf die Platten des

Bodens kam: ein langer und wenig geschmückter Altar, wie eine Sehne am Bogen des gewölbten Chors ausgespannt; hinter diesem Altar einige eichene Chorstühle, dunkel und bedeckt zur Erleichterung der Beaufsichtigung oder der Meditation der Väter, wenn sie sich während des Gottesdienstes darein setzten.

Das ist mit wenigen Zügen die Zeichnung der Örtlichkeit.

Es war ein Uhr und jeder Gottesdienst beendet; während die Sonne die Stadt verzehrte, war die Kirche verödet.

Nur links vom Altar, neben einem engen Gange, der zu den erwähnten Chorkühlen führte, saß ein junger Noviz mit dem schwarzen Ordenskleid auf einem Stuhle an einer Säule, den Kopf halb in ein Buch begraben, das er nicht las, sondern verschlang.

Dieser junge Mann war indessen nicht so sehr in seine Lesung vertieft, daß er nicht zuweilen einen verstohlenen Blick nach seiner Rechten und nach seiner Linken warf.

Nach seiner Linken, das heißt nach der kleinen Tür, durch welche die Väter vom Noviciat in die Kapelle gehen konnten.

Nach seiner Rechten, das heißt nach der Seite der großen Tür, durch welche die Gläubigen in die Kirche eintreten konnten.

War es Neugierde, war es Zerstreuung, Zerstreuung, ach! so natürlich bei der Jugend, für welche Brevier und Ritual nur leeres, einförmiges Futter sind!

Wir sagten aber, der junge Noviz habe die Blätter seines Buches zu verschlingen geschienen; schaute er so nach rechts und links, um die Bewunderung eines Aufsehers zu belauern, und war er, statt ein Zerstreuter zu sein, ein Heuchler?

Weder das Eine, noch das Andere.

Wer hinter ihn getreten wäre und hätte zugleich mit ihm in dem Buche gelesen, würde bemerkt haben, daß in dem Missal eine Broschüre von kleinerem Format, von weißerem und frischerem Papier verborgen war; eine Broschüre, deren typographische Justierung unregelmäßig, das heißt von jenen ungleichen Zeilen gebildet war, welche neun und zwanzig Jahre später Meister André als Kriterium dienen sollten, um die Verse von der Prosa zu unterscheiden, wenn er sie mit einem Bindfaden maß, um sie nicht zu lang und nicht zu kurz zu machen.

Man durfte sich also nicht wundern, daß dieser Noviz die Überraschungen befürchtete. — Das ist das Eigentümliche von jedem Schüler, der in der Klasse ein verbotenes Buch In seinem Lehrbuch verbirgt. — Nur ist ein Unterschied zwischen den verbotenen Büchern, wie ein Unterschied zwischen den Menschen ist; es gibt das ein wenig verbotene Buch und es gibt das sehr verbotene Buch; es gibt, welche die Strafaufgabe von hundert Versen nach sich ziehen, und es gibt, welche die Zurückbehaltung des Schülers oder gar das Gefängnis zur Folge haben.

Zu welcher Klasse gehörte das Buch, das der Jünger von Loyola las, und in das er seine Augen und seinen Geist so glühend tauchte?

Um dieses Problem zu lösen, hätte ein Beobachter nicht einmal nötig gehabt, sich ihm zu nähern; er hätte Alles an der schaukelnden Bewegung seines Kopfes, an einer gewissen geheimnisvollen Kadenz seiner Stimme, die sich von der Psalmodie entfernte, um sich jener damals im Theater angenommenen Art von Gesang zu nähern, erkannt. Seine Überzeugung hätte endlich vollständig werden können bei gewissen Gebärden, welche unvorsichtig der Arm und die Finger des Novizen entwickelten, nicht wie die weichen Arme und die sanften Finger eines Predigers, der eine Rede hält, sondern wie der drohende Arm und die krampfhaften Finger eines Schauspielers, der eine Rolle spielt.

Und seit mehr als einer halben Stunde psalmodirte und gestikuliert der Noviz so, als die plötzliche Ankunft eines Fremden, welcher an der Tür der Kirche erschien, und dessen hastige, ungleiche Tritte auf den Platten erschollen, den Psalmisten unterbrach und die Gebärde der zweiköpfigen Armmuskel auf das Handgelenk als das einzige Gelenk einschränkte, welche den Gläubigen in einer Kirche nebst der Kniescheibe in Tätigkeit zu setzen gestattet ist, indem die letztere bei der Kniebeugung und das erstere für die Operation des **mea culpa** zu funktionieren haben.

II.

Wo sich die Wahrheit des alten französischen Sprichworts: »Das Kleid macht nicht den Mönch«, erweist.

Der Eintretende war ein Mann von acht und zwanzig bis dreißig Jahren, von einer nervösen, kränklichen Organisation, bleich, groß, anmutig in seinen Bewegungen, ausgezeichnet in seiner Haltung; reinlich gekleidet, jedoch mit einer gewissen Nachlässigkeit, die nicht ohne Reiz war und die Mitte hielt zwischen der Entblößung der vornehmen Herren und dem Sich gehen lassen der Künstler. In einem Zustande tiefer Aufregung begriffen, zerdrückte er für den Augenblick seinen Hut unter seinem Arm und fuhr mit seiner weißen, gepflegten Hand durch seine in Schweiß gebadeten Haare.

Sein angenehmes, sanftes, schwermütiges Gesicht trug einen gewissen Charakter von Unruhe, beinahe von Irrsinn an sich, den der Noviz leicht hätte bemerken können, ohne die tiefe Aufmerksamkeit, mit der er seit der Ankunft der Person, welche wir in Szene gebracht, weder mehr rechts, noch links zu schauen bemüht war.

Nachdem er ziemlich rasch in die Kirche eingetreten, dann stehen geblieben war und umhergeschaut hatte, schien der Fremde es zu versuchen, seine Lebensgeister wieder zu sammeln, und fing an in der Kapelle hin und her zu gehen, bis er im Strahle seines Auges dem Novizen beegnend plötzlich seinen Entschluss fasste und gerade auf ihn zutrat.

Der Noviz. der dies mehr erriet, als sah, schloß rasch sein doppeltes Buch, begrub sein Gesicht in seine beiden gefalteten Hände und versenkte sich diesmal heuchlerisch in eine Litanei von Gebeten.

Der Unbekannte war indessen so nahe auf ihn zu getreten, daß er beinahe die Schultern des Novizen berührte, welcher bei dieser Annäherung plötzlich zu erwachen und sich aus dem Abgrund von Frömmigkeit, in den er sich gestürzt hatte, zu erheben schien.

»Verzeihen Sie, mein Bruder, wenn ich Sie in Ihren Gebeten störe«, sagte der Fremde, zuerst das Gespräch anknüpfend.

»Mein Bruder«, erwiderte der Noviz, während er aufstand und sein Buch hinter seinem Rücken verbarg, »ich bin zu Ihren Befehlen.«

»Mein Bruder, vernehmen Sie, was mich hierher führt. Ich bedarf eines Beichtigers: darum habe ich mich Ihnen genähert und Sie in Ihren Gebeten gestört, worüber ich Sie demütig um Verzeihung bitte.«

»Ach! ich bin nur Noviz«, antwortete der junge Mann, »und da ich die Weihen nicht erhalten, so kann ich nicht die Beichte hören. Sie müssten einen unserer Väter haben.«

»Ja, ja, so ist's«, versetzte der Fremde, seinen Hut mehr als je marternd; »ja, ja, ich müsste einen von den Vätern haben. Würden Sie mir wohl den Gefallen erweisen, mich bei demjenigen einzuführen, von welchem Sie glauben, er könnte mir einige Augenblicke bewilligen, oder ihn zu veranlassen, hierher zu mir zu kommen?«

»Es ist gerade die Stunde des Mittagmahles, und in diesem Augenblick sind alle Väter im Refektorium.«

»Ah! Teufel!« murmelte der Unbekannte mit einer sichtbaren Unzufriedenheit, »alle im Refektorium; ah! Teufel!«

Dann bemerkte er ohne Zweifel, daß er den Namen vom Feinde des Menschengeschlechts in einer Kirche angerufen hatte, und sprach:

»Was habe ich denn gesagt? Mein Gott, verzeihe mir!«

Und er machte rasch, beinahe verstohlen, das Zeichen des Kreuzes.

»Die Schwierigkeit, einen Beichtiger zu bekommen, ist Ihnen ärgerlich«, fragte teilnehmend der Noviz.

»Oh! ja, ja, sehr.«

»Sie haben also große Eile?«

»Große Eile.«

»Welch ein Unglück, daß ich nur Noviz bin!«

»Ja, das ist ein Unglück! Doch Sie sind bald im Alter, ordiniert zu werden, und Sie werden es sein, und dann, dann . . . Oh! mein Bruder, wie glücklich finde ich Sie!«

»Glücklich! und warum?« fragte naiv der Noviz.

»Weil Sie in einem Jahre das Ziel erreicht haben werden, das sich jede christliche Seele vorsetzen muss, nämlich das Heil, und weil Sie mittlerweile, im Noviciat der Jesuiten wohnend, diesen würdigen Vätern, wann Sie wollen und so oft sie wollen, beichten können.«

»Oh! ja, das ist wahr, wann Ich will und so oft ich will«, erwiderte der Noviz mit einem Seufzer, durch den er bewies, daß er nicht zu demselben Werte, wie der Fremde, die ausnehmende Gunst, die er vom Himmel empfangen, schätzte.

»Und dann«, fuhr der Fremde mit wachsender Begeisterung fort, »und dann sind Sie hier zu Hause; diese Kirche, dieser Altar, diese heiligen Gesäße, Alles dies gehört Ihnen.«

Der Noviz schaute den Fremden mit einem Erstaunen an, das nicht ganz von Bangigkeit frei war. Offenbar fing er an zu befürchten, er habe es mit einem Manne von leicht verrücktem Gehirn zu tun.

Der Fremde aber fuhr, immer mehr sich belebend, fort:

»Dieses Kleid gehört Ihnen; dieser Rosenkranz gehört Ihnen; dieses Buch, ein heiliges Buch, indem Sie vom Morgen bis zum Abend lesen können, gehört Ihnen.«

Und während er diese Worte mit einem leidenschaftlichen Tone sprach, schüttelte er so kräftig den Arm des Novizen, daß auf der Hand, die diesen Arm schloss, das so beneidete Buch und zugleich mit dem Buche die von uns beschriebene Broschüre fielen.

Als er diese Trennung zwischen dem Buche und der Broschüre gewahrte, stürzte der Noviz ganz betreten auf die Broschüre los und ließ sie von den mysteriösen Tiefen einer der Taschen seiner Sutane verschlingen: wonach er, noch ganz schauernd von einer Gemütsbewegung, die dem Schrecken glich, das Buch aufhob.

Dann richtete er schüchtern seinen Blick wieder auf den Fremden.

Doch der Unbekannte hatte nichts bemerkt, so groß war seine religiöse Begeisterung.

Die Augen der zwei Männer begegneten sich, und beinahe zu gleicher Zeit ergriff der Unbekannte die beiden Hände des

Novizen.

»Hören Sie, mein lieber Bruder«, rief er, »Gott hat mich in Ihre Kirche geschickt, die Vorsehung hat Sie auf meinen Weg gestellt: Sie flößen mir das zarteste Vertrauen ein. Verzeihen Sie diesen Erguss einem Manne, der sehr zu beklagen ist, aber wahrhaftig, Ihr Gesicht gibt mir Mut.«

Das Gesicht des Novizen, von dem wir noch nichts gesagt haben, war in der Tat eines der reizendsten Gesichter, die man sehen konnte, und folglich sehr würdig des Lobes, das man ihm spendet.

»Sie nennen sich unglücklich, mein Bruder, und Sie wollen beichten?« versetzte der Noviz.

»Oh! ich bin sehr unglücklich!« rief der Unbekannte. »Oh! ja, ich möchte gern beichten.«

»Sollten Sie unglücklicher Weise einen Fehler begangen haben?«

»Einen Fehler! Ei! mein ganzes Leben ist ein Fehler, ein Fehler, der vom Morgen bis zum Abend dauert!« rief der Unbekannte mit einem Seufzer, welcher andeutete, daß er in einem Zustande völliger Zerknirschung war.

»So spreche ich mit einem Schuldigen?« fragte der junge Mann mit einer Art von Angst.

»Oh! ja, mit einem Schuldigen, mit einem großen Schuldigen«,
Der junge Mann machte unwillkürlich einen Schritt rückwärts.

»Urteilen Sie selbst!« fuhr der Unbekannte mit einer Gebärde der Verzweiflung fort: »ich bin Schauspieler.«

»Siel« rief der junge Mann mit dem freundlichsten Tone, indem er sich dem Fremden näherte, während sich der unglückliche Künstler im Gegenteil entfernte, als wäre er nach dem Geständnis, das er gemacht, nicht mehr würdig der Berührung von seines Gleichen; »Sie, Schauspieler!«

»Mein Gott! ja.«

»Ah! Sie sind Schauspieler.«

Und der junge Mann rückte immer näher auf ihn zu.

»Wie!« rief der Künstler, »Sie wissen, wer ich bin, und Sie fliehen mich nicht, wie man einen Pestkranken flieht?«

»Nein!« erwiderte der Noviz; »ich hasse die Schauspieler nicht.«

Und er fügte so leise bei, daß ihn selbst der Andere nicht hören konnte:

»Im Gegenteil.«

»Wie!« wiederholte der Künstler, »Sie empören sich nicht beim Anblick eines Ketzers, eines Exkommunizierten, eines Verdammten!«

»Nein!«

»Ah! Sie sind noch so jung! doch eines Tages . . . «

»Mein Bruder«, versetzte der Noviz, »ich gehöre nicht zu denjenigen, welche aus Vorurteil hassen.«

»Ach! mein Bruder«, erwiderte der Künstler, »die Schauspieler schleppen eine Art von Ursünde nach sich, welche, einfach für die Anderen, doppelt, dreifach, vierfach für mich ist, der ich der Sohn, der Enkel, der Urenkel von Komödianten bin. Bin ich verdammt, so werde ich es an der Seite von Adam und Eva sein.«

»Ich verstehe Sie nicht recht«, sprach neugierig der Noviz.

»Damit will ich sagen, mein Bruder, ich sei Schauspieler von Geburt, und ich werde verdammt sein durch meinen Vater und durch meine Mutter, durch meinen Großvater und durch meine Großmutter, kurz durch meine väterlichen und mütterlichen Vorfahren bis in die dritte und vierte Generation; mit einem Wort, mein Herr, ich heiße Champmeslé.«

Der Noviz riß weit seine Augen aus, in denen ein tiefes Erstaunen gemischt mit einer leichten Nuance von Bewunderung hervortrat.

»Wie! mein Herr«, rief er, die bei den Orden gebräuchliche Benennung Bruder vergessend, »sollten Sie zufällig der Enkel der berühmten Schauspielerin sein?«

»Ganz richtig, mein Herr. Ach! meine arme Großmutter, das ist eine sehr verdammte Frau.«

»Dann war Ihr Herr Großvater der Schauspieler Champmeslé, der die Könige spielte?«

»Sie haben es gesagt, Marie Desmares, meine Großmutter, heiratete Charles Chevillet, Herrn von Champmeslé; er hatte den berühmten Latorilliére im Hotel von Burgund ersetzt. Was seine

Frau betrifft, so debütierte sie mit der Rolle von Hermione, welche vor ihr die Desoeuillet, deren Fach sie übernahm, spielte.«

»Somit«, fuhr der Noviz fort, der sich mit allem Eifer in das Gespräch vertiefte, »somit war Ihr Vater Joseph Champmeslé, der die Bedienten spielte, und Ihre Mutter Marie Descombes, welche die jugendlichen Liebhaberinnen spielte?«

»Ganz richtig. Aber sagen Sie mir, mein Bruder«, rief Champmeslé, »wissen Sie, daß ich Sie ein wenig weit vorgerückt in der Wissenschaft der Kulissen für einen Novizen finde?«

»Mein Herr«, erwiderte der junge Mann erschrocken, daß er sich so aus dem Abhang der Konversation habe fortreißen lassen, »so sehr wir auch von der Welt entfernt sind, so haben wir doch immer eine Vorstellung von dem, was darin geschieht; übrigens bin ich nicht bei den Jesuiten geboren, und ich habe meine erste Erziehung in meiner Familie erhalten.«

»Mit wem habe ich zu sprechen die Ehre, mein Bruder?«

»Ich heiße Jacques Banniére, unwürdiger Noviz.«

Champmeslé verbeugte sich höflich vor seinem neuen Bekannten, der seinen Gruß nicht minder höflich erwiderte.

III.

Der Schauspieler und der Jesuit.

Das Gespräch nahm seinen Fortgang und wurde natürlich bei jedem Worte interessanter für die beiden Personen.

»Sie möchten also gern beichten?« sagte Banniére, der das Gespräch da wieder ausnahm, wo es war, ehe Champmeslé in Betreff seiner Vorfahren die Abschweifung unternahm, die wir mitgeteilt haben.

»Mein Gott! ja, mein Bruder, und zwar aus folgenden Gründen: Sie, der Sie ein wenig die Geschichte unserer Familie kennen, wissen auch wohl, daß mein Großvater der vertraute Freund von Herrn Racine war?«

»Ja, und auch von Herrn la Fontaine;« erwiderte hastig Banniére, indem er errötete bei der ein wenig leichten Erinnerung, welche sich für Madame Desmares, verehelichte Champmeslé, mit diesen zwei Namen verband.

»Obgleich ein mittelmäßiger Schauspieler, und gerade vielleicht deshalb, war mein Großvater ein Mann von Geist. Er hatte diesen Vorzug von seinem Vater, Herrn Chevillet, von dem Sie vielleicht haben reden hören.«

»Nein, mein Herr«, antwortete schüchtern Banniére, der sich schämte, daß sein chronologisches Wissen in Betreff der Champmeslé bei der dritten Generation aufhörte.

»Ah! mein Urgroßvater Chevillet, auch ein Schauspieler, hatte allen Geist meines Urgroßvaters, eines sehr liebenswürdigen und sehr frommen Dichters, der *Mysterien*¹ schrieb und zur Not spielte.«

»Wahrhaftig!« rief Banniére erstaunt, »Dichter und Schauspieler wie Herr Molière?«

»Ei! mein Gott, ja! Nur bitte ich Sie, zu bemerken, was Ihn von Herrn Molière unterscheidet, ist das, was ich in der Konversation mit den Worten, auf die ich einen besonderen Nachdruck legte: liebenswürdiger und sehr frommer Dichter, habe einfließen lassen, während Herr Molière im Gegenteil mürrisch und

durchaus nicht gottesfürchtig war.«

»Ja, mein Herr, ich werde mir das merken und mich, das verspreche Ich Ihnen, dieses Umstandes erinnern, wann ich mich desselben erinnern muss. Doch warum sollten Sie nicht mittlerweile einen Stuhl nehmen? Unsere Priester werden noch eine Viertelstunde bei Tische bleiben, und Sie haben keinen Grund, um zu stehen.«

»Keinen, mein Herr . . . verzeihen Sie . . . mein Bruder. Ich werde also sehr gern sowohl den Stuhl, als das Vergnügen Ihrer Unterhaltung annehmen, vorausgesetzt, daß die meinige Sie nicht ermüdet.«

»Wie denn,! glauben Sie im Gegenteil, daß ich ein lebhaftes Interesse daran finde. Wir waren also bei Ihrem Großvater.«

»Bei meinem Großvater, das ist vollkommen wahr. Wir kommen auf meinen Großvater zurück, und Sie werden sehen, daß ich keine unnötige Abschweifungen mach«!«

»Oh! ich habe alles Vertrauen.«

»Ich sagte also, Herr Chevillet von Champmeslé«, mein Großvater . . . «

»Derjenige, welcher die Könige spielte?«

»Ja, der Freund von Herrn Racine.«

»Und der Freund von Herrn la Fontaine?«

»Und von Herrn la Fontaine, so ist es. Ich sagte also Herr Chevillet von Champmeslé habe viel Kummer in seinem Leben gehabt, einmal den Verlust seiner Frau, welche 1693 starb, dann den von Herrn Racine, welcher 1699 starb. Ich spreche nicht von dem von Herrn la Fontaine, der Beiden vorangegangen und sehr christlich im Jahre 1695 gestorben war.«

»War im Ganzen Ihr Großvater nicht der Mitarbeiter von Herrn la Fontaine, und hat er nicht mit ihm vier Lustspiele gemacht, ich glaube: *die Florentiner, den Zauberbecher, das verlorene Kalb und Ich überrasche Euch unvermutet?* «

»Mein Herr, während ich Ihre tiefe dramatische Gelehrsamkeit bewundere, was mich fortwährend bei einem Novizen in Erstaunen setzt, bemerke ich Ihnen: es ist meine Überzeugung, daß der gute la Fontaine meinem Großvater aus Gefälligkeit und um ihm Ehre anzutun, erlaubt hat, in der Welt zu sagen, sie

arbeiten mit einander.«

»Ah! ja.«

»So ist es, mein Großvater ließ ihn bei unserer Familie beteiligt sein, und Herr la Fontaine ließ meinen Großvater bei seinen Stücken beteiligt sein.«

Banniére errötete unmerklich.

»Sie sagen also«, sprach er, »Ihr Großvater habe Bekümmernisse gehabt: den Tod von Herrn la Fontaine den Tod seiner Frau und den Tod von Herrn Racine?«

»Bekümmernisse«, fuhr Champmeslé fort, »denen man den geringen Succes, ich möchte sogar sagen, das Durchfallen gewisser Stücke beifügen muss, die er wohl allein gemacht hatte, als da sind; *die Schäferstunde, die Saint - Denis-Straße, der Pariser*; es ermüdet am Ende einen Menschen, wenn er von Zeit zu Zeit fällt, besonders, wenn er in fünf Akten und in Versen fällt. Kurz mein Großvater wurde nach 1700, wie König Ludwig XIV, sehr grämlich: er war schweigsam, stumm und träumte vom Morgen bis zum Abend. Während er aber, mein Bruder, bei Tage wunderliche Träume hatte, träumte Chevillet von Champmeslé auch bei Nacht, und er sah dann die Champmeslé, seine Frau, und Mademoiselle Chevillet, seine Mutter, welche auf einander gestützt, bleich und weiß wie Schatten, mit einer ganz schmerzlichen und ganz traurigen Miene, mit dem Finger jenes Zeichen machten, welches besagen will: Komm mit uns.«

»Ah! mein Gott!« rief Banniére.

»Mein Herr, das ereignete sich in der Nacht von einem Freitag auf den Sonnabend des Monats August 1700. Aus diesem Traum, der sich so tief in seinen Geist eingegraben hatte, daß er ihn als eine Wirklichkeit behauptete, fängt Mein Großvater an verworrenes Zeug zu reden, und von diesem unseligen Augenblicke an hat er in seinen Ideen nur noch das sanfte Antlitz der Champmeslé mit ihren schwarzen Haaren und das strenge Gesicht von Frau von Chevillet mit ihren weißen Haaren, und ihr schwermütiges Lächeln und ihr trauriges Winken, dergestalt, daß er unablässig bei jeder Gelegenheit sang: Adieu paniers, vendanges sont fialtes!«²

»Mein Herr Großvater, der damals den Agamemnon vor König

Ludwig XIV. spielte, und dem nach der Vorstellung von Ludwig XIV. die Ehre zu Teil wurde, daß er zu ihm sagte: »Nun! Champmeslé, Sie werden also immer schlecht sein?« mein Großvater, der, als ein Mann von Geist, immer über sich selbst der Ansicht von Ludwig XIV. gewesen war, mein Großvater beschloss, das Rollenfach der Könige auszugeben und die ersten komischen Alten zu übernehmen.«

»Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zu sagen, daß, wenn Ihr Großvater wirklich so sehr durch die Unglücksfälle, die ihn betroffen, niedergebeugt war, wie Sie behaupten, der Augenblick die ersten komischen Alten zu übernehmen, schlecht gewählt sein musste.«

»Sie haben Recht, mein Herr; die Leute, die den armen Teufel sahen, haben mich auch versichert, nichts auf der Welt sei sonderbarer gewesen, als die Verbindung dieser spaßhaften Rollen mit seinem verzweifelten Gesicht. Er weinte so sehr, während er die Andern lachen machte, daß es zum Herzzerreißten war, weshalb er sich genötigt sah, zu den Agamemnons zurückzukehren, die man immer ohne Gefahr spielen kann, und wäre es in der völligsten Abstumpfung.«

»Ah!« fragte Banniére naiv, »man kann die Agamemnons spielen, selbst wenn man abgestumpft ist?«

, Ei! mein Bruder, sehen Sie doch alle diejenigen, welche Sie spielen . . . Ah! verzeihen Sie, ich vergaß, daß die Novizen nicht in's Theater gehen können.«

»Leider!« murmelte Banniére, die Augen zum Himmel aufschlagend.

»Nun denn! zum Beweise für das, was ich behauptete, dient, daß mein Großvater sie beinahe noch ein Jahr spielte, nachdem er die Erscheinung gehabt hatte, und während dieses Jahres nur fünf bis sechsmal aufgetischt wurde, so daß wir ganz sanft zu 1701, das heißt, zum Ende meiner Geschichte gelangen. Doch ich bitte Sie sehr um Verzeihung, mein Bruder, ich glaube, Sie werden Ihr Taschentuch verlieren.«

Es stand in der Tat etwas Weißes, was in der Dunkelheit der Kirche für Leinwand gehalten werden konnte, aus der Tasche von Banniére hervor.

Das war, immer die verdammte, mit so viel Vorsicht eingeschobene Brochure, welche Allem zum Trotze abermals ihre Nasenspitze zeigte.

Der Noviz beeilte sich, sie mit seiner Hand niederzudrücken, und versetzte: »Im Jahre 1701, sagten Sie, mein Bruder?«

»Im Jahre 1701, an demselben 19. August, sieht mein Großvater wieder im Traum seine Frau und seine Mutter, welche noch bleicher, noch trauriger, als das erste Mal; ihm hartnäckig dasselbe Zeichen machten.«

»Sinnestäuschung ohne Zweifel«, murmelte der Jesuiten-Lehrling.

»Nein, Wirklichkeit, mein Bruder, Wirklichkeit! er erwachte, er riß die Augen auf; er zündete seine Nachtlampe, sein Licht an; er machte Geräusch, indem er mit seinem Löffel an den Wänden seines Glases Zuckerwasser rieb, und immer, immer, trotz der Nachtlampe, trotz des Lichtes, trotz des Geräusches, sah er in der dunkelsten Ecke seines Zimmers die zwei Frauen, welche den unglücklichen Zeigefinger krümmten und, zugleich mit dem Kopfe und mit dem Finger winkend, sagten:

»Komm mit uns, komm mit uns.«

»Das war erschrecklich«, sprach Banniére, der unwillkürlich den Schweiß auf seiner Stirne perlen fühlte.

»Ich gestehe auch, daß das tödlich war«, erwiderte der Künstler, der Ansicht von Banniére beitretend, wie man sieht. »Herr von Champmeslé stand sogleich auf und ging auf der Stelle, mitten in der Nacht, halb angekleidet weg, um seine Freunde aufzuwecken und ihnen das Abenteuer zu erzählen.«

»Einige, die falschen Freunde, die Hiobs-Freunde spotteten über ihn und wiesen ihm die Tür; Andere, die guten Herzen, trösteten ihn, führten ihm Beispiele von lügenhaften Träumen an und suchten ihn zu überreden, der seinige sei durch das elfenbeinerne Thor hervorgekommen; ein Einziger, ein echter Freund, ließ ihn zu sich ins Bett liegen, sprach mit ihm bis zum Tage von der schönen und guten Marie Desmares und von der tugendhaften Demoiselle Chevillet von Champmeslé, seiner Mutter, und überzeugte ihn am Ende, zwei so vortreffliche Personen können nicht die Eine ihrem Sohne, die Andere ihrem

Manne übel wollen.«

»So lange Champmeslé bei diesem Freunde lag oder in seiner Gegenwart blieb, war er, wie gesagt, ein wenig beruhigt: doch der Schlag hatte getroffen. Kaum hatte er seinen Tröster verlassen, als dieselbe fixe Idee bei Ihm wiederkehrte. Dieser Tag war ein Sonntag, man gab die Iphigenie von Herrn Racine und irgend ein kleines Stück, mit dem man anfing. Während des kleinen Stücks ging mein Großvater, als Grieche gekleidet, im Foyer auf und ab. Er hatte den Helm auf den Augen; sein samtenes Panzerhemd war ganz besternt von Tränen, welche wie flüssige Diamanten bis auf seine Kothurne rollten; und es war zum Erbarmen, ihn auf eine Melodie, welche alle Tage trauriger wurde, seinen ewigen Refrain: Adieu paniers, vendanges sontfaites! trällern zu hören. Jeder sagte auch zu sich, wenn er diese klägliche Melodie hörte:

›Mein Gott! wie traurig wird heute Abend Champmeslé den Ulysses spielen!«

»Ulysses ist nicht gerade eine heitere Rolle«, versetzte mit einem tiefen Phlegma Banniére, den diese Erzählung bis in's Innerste ergriff.

»Heiter oder nicht, mein Herr, ich versichere Sie, daß die Rolle an diesem Abend erschrecklich gegeben wurde. Baron, der den Achilles spielte, wusste nicht mehr, wie er sich verhalten sollte, und Sallé, der den Agamemnon spielte und seit einem Monat mit Baron entzweit war, konnte sich nicht erwehren, ihn, als er zu ihm sagte:

Seigneur, qu'a done ce bruit, qui vous doive étonner?«³

zu fragen:

›Ist Champmeslé krank.«

»Während«, unterbrach Banniére, »während die Antwort heißt: Juste ciel! Saurait il mon funeste artifice?«⁴

»Ganz richtig. Aber Wahrhaftig, mein Bruder, ich finde Sie ungeheuer gelehrt.«

»Ja, man hat mich Alles dies in meiner Familie lernen lassen«, antwortete Banniére bescheiden.

»Als das Schauspiel zu Ende war«, fuhr Champmeslé fort, »hütete sich mein Großvater wohl, zu Bette zu gehen und es zu versuchen, zu schlafen. Er hatte zu sehr Angst, sobald er die

Augen geschlossen, und sogar bei offenen Augen abermals seine Mutter und seine Frau zu sehen. Er irrte auf den Straßen umher, wobei er es vermied, in die dunkeln Stellen zu schauen, und am Morgen, sobald die Kirchen geöffnet waren, gab er dreißig Sous dem Sacristan von Saint-Eustache, um eine Messe für seine Mutter und eine Messe für seine Frau lesen zu lassen.«

»Ich werde Ihnen also zehn Sous zurückgeben?« fragte der Sacristan,

»Nein, denn Sie werden eine dritte für mich lesen lassen. Behalten Sie das Ganze.«

»Ihr Großvater war ein beharrlicher Mann«, sagte der Noviz.

»Ei! Sie werden sehen, daß er Recht hatte«, fuhr der Künstler fort.

»Als er an das Gasthaus beim Theater zurückkam, wo die Schauspieler zuweilen vor der Probe frühstückten, war die erste Person, welche Herr von Champmeslé traf, Baron.«

»Baron scherzte über sein trauriges Gesicht.«

»Doch nichts vermochte meinen Großvater aufzuheitern. Bei allen Scherzen von Baron schüttelte er den Kopf mit einer Miene, welche besagen wollte:

›Ah! wenn Du wüsstest!«

»Baron begriff.«

›Du hast also einen wirklichen Kummer?« fragte er.

›Ob ich einen habe, beim Henker! ich glaube wohl!« antwortete mein Großvater: ›den größten Kummer den ich je gehabt haben.«

»Und er murmelte leise:

›Komm mit uns, komm mit uns.«

›Nun, so groß auch Dein Kummer sein mag«, sagte Baron, der das Gespräch in diesem scherzhaften Tone zu erhalten suchte, ›Dein Schmerz, Champmeslé, kann nicht ewig währen.«

›Ah!« versetzte mein Großvater. ›doch wohl, denn er wird nur mit mir endigen.«

»Du willst ihn kennen?«

›Ja.«

›Nun. Mein Schmerz ist, daß ich Dich mit dem guten Sallé entzweit weiß.«

›Ah! ja wohl!, ein Tropf, welcher behauptet, ich altere und das überall ausspricht.«

›Er hat Unrecht, man ist so alt, als man zu sein scheint, und Du scheinst kaum dreißig zu sein.«

›Da siehst wohl, daß das ein erbärmlichen Kerl, ein Schuft Ist.«

›Mehr wirst Du nicht verlangen, Baron; doch ich will nicht sterben, während ich Euch entzweit weiß, und da es nicht mehr lange anstehen kann . . . «

›Was kann nicht mehr lange anstehen.«

›Daß ich sterbe.«

›Nun es sei! ich werde mich mit Sallé an Deinem Todestage aussöhnen, mein alter Champmeslé«, sagte Baron.

›Vorwärts also, denn das ist heute«, erwiderte mein Großvater.

›Und trotz der *wenn* und *aber* und *denn* von Baron, der nicht leicht zu überreden war, nötigte mein Großvater Baron, in das Wirtshaus einzutreten.

›Sallé saß am Tische und frühstückte.

›Mein Großvater nötigte Baron auch, seinem Feinde gegenüber Platz zu nehmen, und setzte sich zwischen Beide.«

›Bei Tische vergeht die Schwermut«, sagte Banniére.

›Ah! junger Mann, junger Mann«, rief schmerzlich der Schauspieler, »Sie werden sehen, wie sehr Sie sich täuschen. Obgleich Beide an demselben Tische saßen, schmolten doch Baron und Sallé fortwährend mit einander und zeigten sich Anfangs die Zähne. Doch ohne einen Augenblick sein Leichengesicht abzulegen, goss ihnen Champmeslé so viel guten Wein in den Hals, daß sie am Ende nachgaben. Als er diese Erweichung ihrer Herzen sah, nahm mein Großvater die Hände von Beiden und vereinigte sie auf dem Tische; dann, als ob er seine Pflicht auf dieser Welt erfüllt hätte, als ob ihm nichts mehr auf der Erde zu tun bliebe, ließ er seinen Kopf in seine Hände fallen.«

›Vielleicht verbarg er sich auch so wegen der Vision, die ihn verfolgte?« bemerkte Banniére.

›Ach! das ist eine Betrachtung, welche beweist, daß Sie ein junger Mann von Verstand sind«, erwiderte der Schauspieler; »das war es gerade.«

»Gewiss ist, daß mein Großvater in der Stellung, die er angenommen, alle Tränen seines Leibes zu vergießen schien.

›Gut«, sagte Sallé, ›nun, da wir lachen, weint Champmeslé.«

›Oh! nein«, entgegnete Baron heiter, ›Champmeslé hat sich verbindlich gemacht, zu sterben, wenn er so glücklich wäre, uns zu versöhnen; er hat uns versöhnt, und nun stirbt er bei, Gott!«

»Mein Großvater stieß einen Seufzer aus.

»Dieser Seufzer hatte etwas Eisiges.

»Die zwei Freunde schauten einander an; sie hatten sich unwillkürlich schauern gefühlt.

»Dann richteten sie ihre Augen wieder auf Champmeslé.

»Seine Unbeweglichkeit, welche bis zur Abwesenheit des Atems ging, erschreckte sie.

»Er hielt immer seinen Kopf zwischen seinen beiden Händen. Baron zog eine davon zurück, Sallé die andere, und man sah Champmeslé mit bleichem Gesicht, starren Augen und verzerrem Munde auf den Tisch fallen.

»Er war tot.«

»Oh! mein Herr«, rief Banniére, »was Sie da erzählen, ist herzerreißend.«

»Nicht wahr, mein Bruder?« versetzte der Künstler mit einem schweren Seufzer.

»Doch Alles dies«, fuhr Banniére fort, der ein logischer Geist war, »Alles dies erklärt mir nicht, warum Sie beichten wollen?«

»Warum . . . aber begreifen Sie doch, mein lieber Bruder: man stirbt plötzlich in der Familie der Champmeslé. Mein Großvater ist, wie Sie sehen, plötzlich gestorben, meine Großmutter ist plötzlich gestorben, mein Vater ist plötzlich gestorben, alle Drei, nachdem sie eine neue Rolle gegeben hatten, denn mein Großvater spielte zum ersten Mal die Rolle des Ulysses, da er den Agamemnon Sallé, welcher längst darnach trachtete, abgetreten hatte.«

»Nun denn! so oft ich eine neue Rolle gebe, befürchte ich ebenfalls, plötzlich zu sterben, wie mein Vater, mein Großvater und meine Großmutter gestorben sind . . . «

»Sie sind also im Begriffe, eine neue Rolle zu spielen?« fragte Banniére schüchtern.

»Ach! ja, mein Bruder«, antwortete Champmeslé mit einer verzweifelten Gebärde.

»Wann dies?«

»Morgen!«

»Morgen, sagen Sie?«

»Morgen!«

»Und welche Rolle spielen Sie?«

»Oh! eine sehr schwierige Rolle.«

»Welche?«

»Herodes.«

»Herodes! Herodes in **Herodes und Marianna** von Herrn von Voltaire!« rief Banniére, indem er einen Sprung rückwärts machte und vor Verwunderung die Hände faltete.

»Oh! machen Sie es mir nicht zum Vorwurf«, versetzte mit kläglichem Tone der Schauspieler, »ich bin darüber trostlos.«

»Sie sind trostlos, Komödie zu spielen, und spielen dennoch?« versetzte Banniére, der sich diesen Widerspruch nicht recht erklären konnte.

»Ei, mein Gott! ja«, rief Champmeslé, »nicht wahr, eine unerklärliche Anomalie, doch es ist so. Was soll ich tun? Nichts, denn ich habe allen Aberglauben meiner Familie; es gehen mir in dieser Hinsicht oft Gedanken durch den Kopf . . . «

»Was für Gedanken?«

»Gedanken, die ich nicht aussprechen kann, weil sie die Ehre meiner Großmutter angreifen würden.«

»Sprechen Sie, ich bin nicht die ganze Welt.«

»Es kommt mir der Gedanke, ich sei nicht ganz und gar der Enkel meines Großvaters.«

»Bah!«

»Es kommt mir der Gedanke, die Wut, die ich für das Theater habe, und die macht, daß ich, wenn ich nicht Komödie spiele, glaube, ich verleugne mein Blut, und daß ich, wenn ich spiele, glaube, ich ziehe mir die Verdammnis zu, rühre davon her, daß ich zur Hälfte Schauspieler, zur Hälfte Autor sei. Man hat einst viel darüber geschwätzt, daß Herr Racine alle seine Rollen meiner Großmutter gab. Man hat nicht weniger darüber geschwätzt, daß

Herr la Fontaine meinen Großvater seinen Namen neben den seinigen setzen ließ. Oh! wenn das wäre, ich wäre noch ganz anders verdammt, als der Enkel einer Schauspielerin und eines Mannes, der Liebestragödien gemacht hat!«

»Oh!« sagte Banniére naiv, »es sind eben so viel Chancen vorhanden, daß Sie der Enkel von Herrn Racine, als daß Sie der von Herrn la Fontaine sind.«

»Dann wäre es noch viel schlimmer, denn ich wäre der Enkel einer Schauspielerin und eines Mannes, der sehr leichtfertige Fabeln gemacht hat.«

»Das ist allerdings ein Gewissensfall«, sprach Banniére. »doch uns kommt es nicht zu, ihn zu erörtern, und sobald einer von unsern ehrwürdigen Vätern von Tische ausgestanden sein wird . . . «

»Oh! ja, einen Beichtiger, einen Beichtiger«, rief Champmeslé; »einen Beichtiger, der mir das letzte Wort über Alles dies sagt; einen Beichtiger, der mir sagt ob ich der Enkel von Herrn Chevillet, von Herrn Racine oder von Herrn la Fontaine bin; einen Beichtiger, der mir sagt, ob man durchaus verdammt sein muss, wenn man Schauspieler, Sohn eines Schauspielers, Enkel und Urenkel von Schauspielern ist. Oh! einen Beichtiger, einen Beichtiger, denn ich werde morgen eine neue Rolle spielen, und ich will beichten in **articulo mortis**.«

»Beruhigen Sie sich, mein Lieber. Sie sind nicht in dem Alter, ein solches Ereignis zu befürchten.«

»Ach! wie glücklich finde ich Euch, Such heilige Männer«, rief Champmeslé; »wie glücklich finde ich Euch, die Ihr Euch weder Weiß, noch Roth auf die Wangen zu legen habt, wie in *Pyramus und Thisbe*, noch einen Bart an's Kinn zu binden, wie in Herodes; wie glücklich finde ich Euch, die Ihr, statt von einer dreifachen Generation von Schauspielern abzustammen, Jesuiten vom Vater auf den Sohn seid.«

»Mein Herr«, rief Banniére, »was sagen Sie denn da? Jesuiten vom Vater auf den Sohn! Sie reden irre, mein teuerster Bruder.«

»Ich bitte um Verzeihung, hundertmal um Verzeihung; sehen Sie, wenn ich eine neue Rolle spielen soll, weiß ich nicht mehr, was ich tue, nicht mehr, was ich sage. Jesuit vom Vater auf den

Sohn, ich weiß wohl, daß dies nicht möglich ist. Oh! erlauben Sie mir, Sie christlich zu umarmen, mein Bruder, damit ich überzeugt sein kann, Sie haben mir verziehen.«

Und er schloß den Novizen so fest und so Zärtlich in seine Arme, daß die viel erwähnte Broschüre, welche ihrerseits nach dem Lichte zu trachten schien, diesmal aus der Tasche von Banniére sprang und in die Hände von Champmeslé fiel, der ganz unwillkürlich auf der ersten Seite las:

Herodes und Marianna,
Trauerspiel in fünf Akten von Herrn Arouet
von Voltaire.

IV.

Abrahams Opfer.

Das Erstaunen, das auf diese Entdeckung folgte, das Gemurmel, welches dieses Erstaunen bei dem gewissensängstlichen Schauspieler hervorrief, der sein Herz vor Banniére erschlossen hatte, würden diesen gedemütigt haben, wäre nicht durch ein unerwartetes Ereignis eine Diversion bei dem, was vorging, eingetreten.

Dieses Ereignis war die Erscheinung eines Pater von der Gesellschaft Jesu am Ende des kleinen Ganges, der, wie wir erwähnt haben, vom Noviciat in die Kirche führte.

Diese Erscheinung gab dem unglücklichen Banniére wieder seine ganze Stärke.

»Stille, ich bitte, Herr von Champmeslé!« rief er; »dort tritt einer von unsern Vätern in die Kapelle ein.«

Und um den Verdacht, der im Geiste des Pater entstehen konnte, kurz abzuschneiden, eilte ihm Banniére entgegen und rief ihm zu:

»Ehrwürdiger, dieser Herr wünschte, wenn es Ihnen gefällig wäre, daß Sie ihn Beichte hören würden.«

Der Jesuit ging weiter gegen die zwei jungen Leute.

»Verbergen Sie das Buch«, flüsterte Banniére dem Schauspieler zu, »verbergen Sie das Buch, verbergen Sie es doch.«

Banniére vergaß, daß man sich nicht wundern konnte, wenn ein Schauspieler eine Komödie oder eine Tragödie in der Hand hielt.

Champmeslé beeilte sich nichtsdestoweniger, die ihm von Banniére gegeben«, Instruktion zu befolgen, und lenkte hinter seinen Rücken die Hand, welche das Buch hielt.

Während er aber diese Bewegung mit der Genauigkeit und Gewandtheit eines Schauspielers machte, der mit allen Bewegungen vertraut sein muss, heftete er aufmerksam seinen Blick auf denjenigen, welcher sich ihm näherte.

Denn dieser sollte sein Richter sein.

»Mir scheint, er hat ein gutes Gesicht«, sagte Champmeslé leise zu Banniére.

»Oh! ja, das ist einer von den Guten«, erwiderte Banniére, »und einer der Nachsichtigsten und zugleich einer unserer gelehrtesten Professoren: es ist der Pater de la Sante.«

Es lag vielleicht in der ein wenig starken Intonation, welche Banniére seiner Stimme gegeben hatte, die Absicht, vom Jesuiten gehört zu werden, um so seinen Zorn durch eine Schmeichelei zu entwaffnen, die für um so zarter gelten konnte, als sie nicht unmittelbar an ihre Adresse gerichtet war und nur durch einen Prellschuß zu demjenigen kam, welchen sie lieblosen sollte.

Aus die Kunde, der Unbekannte, der mit Banniére sprach, sei ein Bußfertiger, der ihn erwarte, unterbrach auch der Pater de la Sante seinen Gang gegen die zwei jungen Leute, wandte sich nach einem Beichtstuhle und winkte Champmeslé, ihm zu folgen.

Champmeslé grüßte Banniére freundlich, und während er ihn grüßte, fand er Gelegenheit, ihm, ohne gesehen zu werden, die profane Broschüre zurückzugeben, die so zur Unzeit aus seiner Tasche gefallen war.

Indem er sie aber zurückgab, konnte er sich nicht enthalten, mit einer durch die Mildherzigkeit gepressten Stimme zu ihm zu sagen:

»Oh! mein teuerster Bruder, warum setzen Sie sich der Gefahr aus, sich ins Verderben zu stürzen, während Sie in einer so guten Lage sind, um Ihr Heil zu gründen?«

Doch dieser orthodoxe Rat brachte, wie es schien, keine große Wirkung auf den Novizen hervor: diesmal sicher, weder vom Beichtiger, noch von dem Bußfertigen beobachtet und überwacht zu werden, versenkte er sich wieder mit aller Leidenschaft in die Lesung von *Herodes und Marianna*, bis zu dem Augenblicke, wo, absolviert und gesegnet, Champmeslé aus dem Beichtstuhle und dann aus der Kirche mit der Leichtigkeit eines Korkes trat, der, befreit von dem Blei, das ihn niederriss, wieder aus das Wasser emporsteigt.

Der Pater Jesuit verließ auch den Beichtstuhl, und da er ihn erst verließ, nachdem er schwer gehustet und sich geräuspert hatte, blieb Banniére alle Zeit, ihn zu erwarten und ohne Gefahr für

seine Broschüre auf sich zukommen zu lassen.

Sagen wir ein wenig, was der Pater de la Sante war, der zu jener Zeit einen großen Ruf in Paris und in der Provinz genoss, einen ganz scholastischen Ruf, wohlverstanden, der nicht aus den vier Mauern der Jesuiten-Collegien ging, und den die andern religiösen Orden leugneten, weil sie alle wesentlich eifersüchtig auf denjenigen waren, mit welchem wir uns beschäftigen, auf den Mann, der in so kurzer Zeit so große Fortschritte gemacht hatte.

Der Pater de la Sante war ein dicker Mann mit blühendem Gesicht, ungeheuren ergrauenden Augenbrauen, welche ihm eine widerwärtige Miene gaben, die sich aber in den Blicken eines Physiognomikers schnell durch das zarte Blau seiner Augen und durch die Treuherzigkeit seiner dicken Lippen milderte.

Es war etwas Seltenes, ein von der Poesie durchdrungener und erfüllter Gelehrter, ein antiker Philosoph, der, statt Plato und Sokrates als Kuriositäten zu studieren, sie als gründliche Lehrer genommen hatte und in seinen Studien den finsternen Schulen der modernen Theologie den beschränkten Platz gab, den der Praktiker den Luxustheorien gibt. Im Übrigen ein guter Christ, ein eifriger, aber duldsamer Katholik, ließ er sich nur langsam zu Tätlichkeiten herausfordern, und er sah in Boffuet, wie im Kardinal von Noailles bewunderungswürdige Stoffe für lateinische Verse.

Diesem leutseligen Jesuiten bezeigte Banniére, ein wenig befangen durch sein Gespräch mit Champmeslé, auf eine demütige, aber nüchterne Art den Respekt, den jeder Noviz seinem Obern schuldig ist.

Banniére wollte jedoch zu einem Ziele gelangen, er wollte sich Aufklärung über Befürchtungen von Champmeslé in Betreff der ewigen Verdammnis verschaffen, und sein Verlangen war sogar so lebhaft, daß man vermuten konnte, er werde nicht allein von der Liebe inspiriert, die er für seinen Nebenmenschen hege, sondern Banniére, ein leichter Sklave der Gebote der Kirche, liebe seinen Nebenmenschen wie sich selbst, und besonders sich selbst die seinen Nebenmenschen.

Als er seinen Respekt dem Jesuiten gezeigt hatte, fragte auch Banniére:

»Mein Vater, mir scheint, ich habe Ihren Bußfertigen sehr

leichten Schrittes weggehen sehen?«

»Der Schritt ist immer leicht, mein Kind, wenn das Gewissen leicht ist«, antwortete der Jesuit.

»Dann ist es gestattet, zu glauben, mein Vater, daß Sie diesem armen Menschen die Absolution gegeben haben?«

»Gegen eine kleine Buße, die er pünktlich zu vollbringen geschworen hat, ja, mein Sohn.«

»Mir schien jedoch«, versetzte Banniére beharrlich, »mir schien, nach einigen Worten, die er mir im Verlauf des Gesprächs gesagt hat, er sei Schauspieler.«

»Ja, mein Sohn, er ist es«, erwiderte der Pater de la Sante, indem er Banniére mit Erstaunen anschaute. »Nun?«

»Dann dünkte mir auch, mein Vater, daß es, da die Schauspieler exkommuniziert sind, unnütz sei, sie zu absolvieren.«

Der Pater de la Sante schien, obgleich ein Gelehrter, ein wenig in Verlegenheit zu sein.

»Exkommuniziert! Exkommuniziert! allerdings sind die Schauspieler exkommuniziert, mit Vorbehalt der Bekehrung und der Buße.«

»Ah! ja«, sagte Banniére, »und da dieser ohne Zweifel bereut und sich bekehrt . . . «

»Dieser«, erwiderte der Pater de la Sante, »dieser macht auf mich den Eindruck eines vollkommen rechtschaffenen Mannes.«

»Oh! gewiß.«

»Denken Sie nicht wie ich, mein Sohn?«

»Doch, in jeder Hinsicht.«

»Sie haben, wie ich glaube, lange mit ihm gesprochen?« sagte der Pater de la Sante, Banniére mit den Augen befragend.

»Ich könnte nicht genau die Zeit sagen, die ich mit ihm geplaudert habe,« erwiderte der Noviz, einer Antwort mit jener Geschicklichkeit ausweichend, welche die Schule von Loyola in kurzer Zeit ihren am wenigsten ausgezeichneten Zöglingen gibt.

»So wenig Sie aber auch mit ihm gesprochen haben, so mussten Sie doch bemerken, daß er gute Gefühle hat?«

»Ja, mein Vater; doch ich glaubte Immer, mit Vorbehalt der

Abschwörung und der Buße mache die Exkommunikation Alles dies zu Nichte.«

Der Pater de la Sante kratzte sich leicht mit dem Zeigefinger an der Nasenspitze, was für seine Vertrauten ein sichtbares Zeichen von Verlegenheit war.

»Es gibt ausgezeichnete Arten im Gewerbe des Schauspielers«, sagte er; »die Tragödie zum Beispiel, ist eine von den am wenigsten gefährlichen.«

Banniére lächelte, als hätte ihn der Pater de la Sante einen Vorteil über sich gewinnen lassen.

Ohne Zweifel sah der Pater de la Sante das Lächeln und deutete es, wie wir es getan haben, denn er fügte rasch bei:

»Ich spreche besonders von der lateinischen Tragödie.«

»Ja, ja, Trauerspiele, wie Sie solche dichten; Trauerspiele wie *Abrahams Opfer*, zum Beispiel, **Abrahami sacrificium**.«

»Wie dieses, mein Sohn, oder wie mein anderes Trauerspiel, *die Erben*«, sagte der Jesuit, ein wenig errötend.

»Ich kenne das letztere nicht, mein Vater.«

»Ich werde es Ihnen geben, mein Sohn.«

»Allerdings«, sprach der Noviz, »bei heiligen Tragödien, gedichtet in einer frommen, moralischen Absicht . . . «

»Gespielt von jungen Leuten«, sagte der Pater de la Sante sich belebend, wie jeder Dichter, der von seinem Werke spricht, »mit Ausschluss jedes weltlichen Gefühls, das die Interpretation des andern Geschlechts notwendig macht.«

»Solche Tragödien, mein Vater, sind übrigens keine Theaterstücke, sondern Gedichte«, versetzte Banniére.

»Die ich nicht einmal jambisch machen wollte«, fuhr der Dichter-Jesuit fort, »aus Furcht, sie würden denen von Terenz und Seneca zu ähnlich sein. Was das Maß betrifft, mein Sohn, nun, ich glaube, daß solche Stücke, daß ähnliche Werke Gott eher angenehm, als unangenehm sein müssen.«

»Es ist wahr«, rief Banniére, die Begeisterung des Dichters teilend, »es ist wahr. Die Rolle von Isaak ist sehr schön.«

»Sie spielten Sie, wie mir scheint, mein Sohn.«

»Ja, Sie hatten die Güte, mich unter allen meinen Kameraden

auszuwählen.«

»Als denjenigen, dessen Kopf sich am besten zu der Rolle schickte. Sie haben diese Rolle nicht schlecht gespielt, wissen Sie?«

»Ach! mein Vater, es sind drei Jahre her; jetzt . . . «

Banniére machte ein Zeichen mit dem Kopf, welches besagen wollte:

»Jetzt wäre es etwas ganz Anderes.«

»Und dann«, fuhr Banniére fort, »wie sollte man nicht gut Verse sprechen wie diesen:

Si placet innocuo firmatum sanguine foedus, Jungere . . . «

»In der Tat, Sie sagten diesen Vers nicht schlecht, doch jetzt sagen Sie ihn besser. Ah! Sie haben sich meine Bemerkung in Betreff des Wortes **placet** erinnert: Sie sprachen es schlecht aus. Sie sprachen es aus wie Einer vom Norden, und Sie sind doch im Gegenteil von . . . «

»Von Toulouse, mein Vater.«

»Ah! die Nordländer, sie spielen vielleicht gut die französische Tragödie, aber nie werden sie die lateinische Tragödie zu spielen verstehen. Für sie gibt es weder lange, noch kurze Silben, weder Vokale, noch Konsonanten; so, zum Beispiel, besteht **placet** aus zwei kurzen Silben, nicht wahr?«

»Ja, mein Vater, da **si placet** einen Dactylus gibt.«

»Nun denn! Sie sprachen **placet** aus, als ob **pla** lang wäre. Ich habe Ihnen eine Bemerkung hierüber gemacht, und Sie haben sich verbessert. Abraham machte auch einen ähnlichen Fehler in der Aussprache. Doch das begreift sich, er war von Rouen. Ah! es war bei der Anrufung:

O qui terrarum spatia immensum Pelagusque Aeternis regis imperiis.«

»Erinnern Sie sich dieser Stelle?«

»**Et fulmine terras**«, fuhr Banniére fort.

»Oh! Sie haben ein gutes Gedächtnis«, rief der Jesuit entzückt.

»Das ist nicht schwierig bei so bewunderungswürdigen Versen! Oh! die Rolle von Abraham war auch sehr schön; alle Rollen waren schön. Ich hätte gern alle Rollen spielen mögen.«

»Es freut mich, daß Sie den ersten Vers behalten haben, dem

es nicht an Größe mangelt«, sagte der Pater de la Sante, in seiner Dichtereitelkeit geschmeichelt; »die Behandlung der Cäsur beim dritten Fuß In einem Worte von drei langen ist originell und dem **Pelagus que** fehlt es nicht am Pittoresken.«

»Es ist herrlich!«

»Ich spreche nicht vom zweiten Verse als Komposition«, fuhr bescheiden der Dichter fort, »denn er ist von Virgil, und von ihm habe ich ihn einfach genommen, weil er mir anstand, und weil ich glaube, daß ich ihn nicht besser gemacht hätte. Doch um auf den Akzentuirungsfehler zurückzukommen, den der mit der Rolle von Abraham beauftragte junge Mann machte, er sprach **regis**; das gewiß aus zwei kurzen besteht und bedeutet: *du befiehlst*, als ob **regis** des Königs geheißen hätte, in welchem Falle es allerdings aus einer langen und aus einer schwebenden bestanden haben würde . . . Doch wir sind nun sehr weit vom Gegenstande unseres Gespräches entfernt«, sagte plötzlich der Dichter, der nach drei Jahren noch den Akzentuirungsfehler, welchen ihm die zwei Zöglinge gemacht, auf dem Herzen hatte. »Zum Glück lässt sich das entschuldigen: es ist eine so schöne Sache um einen schönen lateinischen Vers! Wir sagten also, so viel ich mich erinnern kann, es sei keine große Gefahr, ich möchte sogar behaupten, es sei gar keine Gefahr dabei, daß man lateinische Stücke spiele.«

»Ja, mein Vater; doch der wackere Herr von Champmeslé, dessen Beichte Sie so eben gehört haben, spielt nicht lateinische Tragödie, sondern französische; er spricht nicht heilige Poesie, sondern profane.«

»Das ist ein Fall, wie der selige große König sagte«, erwiderte der Pater de la Sante; »darum möchte ich nicht behaupten, der arme Teufel, indem er französische Tragödien spielt, sei im Zustande der Gnade; denn«, fügte der Jesuit den Kopf schüttelnd bei, »die französischen Tragödien sind ein sehr gefährdetes Genre, seitdem sich der abscheuliche Arouet darein gemischt hat.«

Bei diesen Worten durchlief ein Schauer den ganzen Leib des Novizen, und er fuhr rasch mit seiner Hand nach seiner Tasche, um sich zu versichern, daß ihn diese nicht verraten werde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ging das Gefühl, das sich des

Novizen bemächtigt hatte, unbemerkt für den Pater de la Sante vorüber, denn er sprach weiter:

»Ah! das ist Einer, dieser Herr Arouet von Voltaire, der sich sicherlich nicht im Zustande der Gnade befindet. Und dennoch«, fügte er seufzend bei, »was für ein hübscher Jesuit wäre er, mit Hilfe des Pater Porée geworden, dieser Schurke Arouet!«

Banniére wäre beinahe rückwärts gefallen, als er die fayenceblauen Augen des Pater de la Sante sich beleben und seine grauen Augenbrauen sich sträuben sah.

Diesmal war sein Schrecken so sichtbar, daß er die Aufmerksamkeit des Jesuiten erregte, der wie von einem plötzlichen Lichte erleuchtet wurde,

»Aber Sie«, sprach er ungestüm zu dem Novizen, Sie, von dem wir nichts sagen, sollten Sie zufällig an die Tragödie denken?«

»Sie vergessen nicht, mein Vater, daß Sie mir die Rolle des Isaak zugeteilt haben«, erwiderte Banniére schüchtern.

»Ja; doch in Abrahams Opfer, in einem lateinischen Trauerspiel; das ist es auch nicht, was ich sagen will.«

»Mein Vater . . . «

»Sollten Sie an die französische Tragödie denken?«

»Ah! mein Vater«, rief der Noviz. »Sie sind immer zu gut gegen mich gewesen, als daß es mir je einfallen sollte, Sie zu belügen.«

»**Mendax omnis homo!**« rief sinnreich der Pater de la Sante.

»**Pravus!**« fügte Banniére rasch bei: »doch ich, ich bin kein böser Mensch und will folglich nicht lügen. Befragen Sie mich über meinen Beruf?«

»Allerdings.«

»Wohl denn, mein Vater, ich will Ihnen freimütig antworten. Seitdem ich in Ihrem Abrahams Opfer gespielt, seitdem ich Ihre schönen Verse gesprochen, seitdem ich diesen Reichtum Ihrer Ideen, vermischt mit dem Adel Ihrer Gefühle, gekostet habe . . . «

»Man wird sehen«, rief der Pater de la Sante, »der Unglückliche schiebt Alles auf mich.«

»Gewiss, mein Vater, und das ist Gerechtigkeit«, erwiderte Banniére. »Ich dachte nicht an das Theater. Wer hat mir die Idee gegeben? Sie. Ich wusste nicht was eine Rolle ist. Wer hat mir den Isaak zugeteilt, Sie. Wer hat ihn mich probieren lassen, wer

hat mich mit seinem Rate geleitet, wer hat mich durch seinen Beifall aufgemuntert? Abermals Sie, mein Vater, immer Sie.«

»Aber, Unglücklicher! Unglücklicher! was sagst Du denn da?«

»Ich sage, mein Vater, wenn Sie aus Abrahams Opfer ein französisches Trauerspiel gemacht hätten, statt eines lateinischen . . . «

»St!«

»Ich sage, daß zu dieser Stunde, statt in einem armen Jesuitencollegium gespielt zu werden, Ihre Tragödie auf allen Theatern Frankreichs gespielt würde.«

»Stille doch!«

»Vor dem Hofe, vor dem König gespielt würde. Oh! was für schöne französische Verse hätte man aus solchen lateinischen Versen gemacht.«

Si placet innocuo firmatum sanguine foedus, Jungere . . .

»Ich habe sie gemacht, Unglücklicher!« rief der Pater de la Sante. Und er fing an zu deklamieren:

S'il faut, pour consacrer la devine alliance, Repandre dans ce jour le sang de l'innocence.⁵

Dann sich unterbrechend rief der Jesuit:

»Mein Gott! was mache ich denn da? Es ist wahr«, fuhr er, indem er einen Seufzer ausstieß, fort, »ich würde eben so gut französisch« Tragödien gedichtet haben, als dieser verruchte Arouet, wenn ich gewollt hätte.«

»Dann, mein Vater«, erwiderte Banniére, der während dieses ganzen Gesprächs fortwährend Vorteil errungen hatte, »dann können Sie mir nicht grollen, Sie, der Sie französische Tragödien machen, daß ich den Wunsch habe, sie zu spielen. Ich habe immer sagen hören, ohne Anfang würde es kein Ende, ohne Ursachen keine Wirkung geben. Sie sind der Anfang, ich bin nur das Ende; Sie sind die Ursache, ich bin nur die Wirkung.«

»Dies, mein Sohn«, erwiderte der Pater de la Sante, erschrocken über die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, und besonders über die Verantwortlichkeit, die man ihm zuschieben wollte, »dies ist eine zu ernste Frage, als daß ich nur so **ex abrupto** darauf antworten sollte. Morgen, übermorgen, später werden wir das Gespräch wieder aufnehmen.«

»Ich bitte, mein Vater, noch einige Minuten«, sagte dringend Banniére, indem er den Jesuiten beim Gürtel fasste.

»Nicht eine Sekunde!« rief der Pater de la Sante, »horch! horch! es schlägt zwei Uhr, und der ehrwürdige Pater Provisor Mordon erwartet mich zur Meldung.«

Und der Autor von *Abrahams Opfer* machte seinen Gürtel von den Händen des jungen Mannes frei, verschwand im Gange und ließ Isaak Banniére in der tiefsten Verlegenheit zurück.

V.

Der ehrwürdige Pater Mordon.

Die Verlegenheit war um so größer bei dem Novizen, als der Pater de la Sante das Wort Meldung ausgesprochen hatte.

Diese Meldung war der Schrecken der Novizen.

Man nannte in der Tat Meldung eine Art von Revue, bei der der Superior singulatim die Meldungen jedes beim Noviciat angestellten oder demselben beigegebenen Professors empfing, abgesehen von gewissen Meldungen von Zöglingen, welche mehr geneigt waren, als die Anderen, das Licht der Gnade oder die Gnade des Lichtes, wie man will, auf die Werke ihrer Kameraden herabzurufen.

Der unglückliche Banniére kannte diese jesuitische Gewohnheit. Den venezianischen Denunziationen oder der portugiesischen Inquisition ähnlich, erschien die Meldung den Opfern, die sie machte, mit den erschrecklichen Verhältnissen des Unbekannten; es war eine Wolke, die man nie sich bilden sah, aus der aber in einem gegebenen Augenblick, und beinahe immer in dem, wo man es am wenigsten erwartete, ohne Blitze oder Rauch der Donner und der Hagel hervorgingen.

Es war in der Tat der Gebrauch, daß jedes Wort, jeder Gedanke, jede Handlung der Novizen vor das unversöhnliche Tribunal des Superiors gebracht wurden. Die Folge der Meldung war aber für diejenigen, welche sie betraf, das Vorurteil vor Allem, die Erklärung zuweilen, die Strafe immer.

Es versteht steh von selbst, daß jeder vom Superior befragte Jesuit diesem einen getreuen Bericht über Alles das schuldig war, was ihn der Superior fragte, und sollte dieser Bericht auch die ihm teuersten Personen, einen Freund, einen Verwandten, einen, Bruder, gefährden.

Kaum war auch Banniére, den, wir wir gesehen, der Pater de la Sante in der Kirche verlassen hatte, in seine Zelle zurückgekehrt, als ein *Cuistre*, so nannte man die, Diener, seine Tür öffnete, welche dem Novizen unter keinen Umständen geschlossen zu

halten gestattet war.

Das Noviciat der Jesuiten war eine grässliche Probezeit: es handelte sich darum, das Werk der Natur, das man den Menschen nennt, zu brechen, zu zerstören zu vernichten, um daraus den Sklaven des Ordens zu machen, den man den Jesuiten nannte. Für diese Verwandlung wurde kein Mittel vernachlässigt, von der berauschendsten Verführung bis zu den grausamsten Martern. So macht man es mit den Tieren, die man zähmt und, um zu diesem Ziele zu gelangen, der drei ersten Bedürfnisse der belebten Materie, nämlich des Lichtes, der Nahrung und des Schlafes beraubt.

Man entnervte jeden Widerstand durch die Dunkelheit, durch die Nachtwachen und durch den Hunger. Der Noviz schlief jenen in der Jugend so sanften Schlaf, man entzog ihm plötzlich dieser Ruhe, und ohne Beweggrund, ohne Nutzen, ohne einen andern Zweck, als den, den Leib und den Geist zum passiven Gehorsam zu führen, befahl man ihm, hundertmal im Garten auf und abzugehen, oder das Amt der Jungfrau zu sprechen. Starb er fast Hungers, und er war im Begriff, ein gutes Mahl einzunehmen, so kam in dem Augenblick, wo er das erste Stück in den Mund schieben wollte, der Befehl, einer Konferenz von zwei, von drei, von vier, von fünf Stunden beizuwohnen. Strebte er mit zu großem Verlangen nach den ersten Sonnenstrahlen des Mai, nach den ersten Frühlingsblüten, welche mit den Wohlgerüchen der jungen Blumen auf ihren Flügeln das Leben und die Gesundheit zu bringen scheinen, so steckte man ihn auf einen Tag, auf zwei Tage, oft auf eine Woche, zuweilen auf einen Monat in ein finsternes Gewölbe, wo ihm statt jedes Duftes die Ausströmung des Grabes, statt jeder Lust jener unterirdische Wind zukam, der so traurig an den Ecken der Pfeiler klagt, welche die Gruftgewölbe tragen. Dann, wenn die Seele und der Geist eingeschläfert waren und zum Willen nur noch den höheren Willen hatten, der bei der großen, wunderbaren Verbindung präsierte, die man die Gesellschaft Jesu nannte, ward der Noviz in den Schoß des Ordens ausgenommen, und da wurde er nach seinem Verstand, nach seinem Wissen, nach seiner Fähigkeit, nach seinem Genie entweder einfacher Bruchstein, oder Eckstein, oder Gewölbeschlüssel des ungeheuren Gebäudes, errichtet im

Schatten durch die schwarzen Arbeiter, welche nach der Weltherrschaft strebten.

In dem Moment, wo der Diener an der Tür von Banniére erschien, hatte dieser noch nicht Zeit gehabt, seinen unglücklichen Herodes zu verbergen, und er suchte mit allen Augen einen Winkel, dem er ihn anvertrauen könnte.

Der Cuistre unterbrach ihn in dieser wichtigen Operation und sagte Banniére, der Pater Provisor rufe ihn.

Worauf Banniére nur dadurch antwortete, daß er seine Tasche platt machte und dem Diener zu folgen sich entschloss.

Zwei Minuten nachher stand er dem Superior gegenüber.

Der Pater Mordon, der Superior der Jesuiten von Avignon, war in physischer und moralischer Hinsicht der vollkommenste Gegensatz, den mau für den Pater de la Sante finden konnte; groß, mager, blass in jener Blässe des Elfenbeins, Besitzer eines Kopfes mit ungeheurer Stirne, mit zwei starren Augen, welche, wenn sie sich lange auf denselben Gegenstand hefteten, einen Glanz annahmen, den man nicht zu ertragen vermochte, mit einer Spalte über einer langen, geraden, spitzigen Nase, unter welcher man einen Mund sah, der mit der Schneide eines Rasiermessers geöffnet worden zu sein schien, so wenig Vorsprung boten die gleichsam an einander geklebten Lippen, dies war der Pater Mordon.

Immeosus fronte, atque oculis bipatentibus.

Nie hatte Banniére die Gegenwart seines Provisors geliebt, doch an diesem Tage, sagen wir es, ohne ihm Unrecht zu tun, war sie ihm verhasst.

Die Stirne des Jesuiten schien ihm einen doppelten Umfang bekommen zu haben, seine Augen hatten den tödlichen Glanz der Augen des Basilisks, bleicher als gewöhnlich, wurde seine Nase gegen ihre Spitze immer bleicher, und seine krampfhaft zusammengepressten Lippen waren einwärts gezogen, statt einen Vorsprung zu bilden.

Der Jesuit bemerkte die Wirkung, die er hervorbrachte, und suchte den Glanz seines Blickes auszulöschen, indem er ihn halb unter den Brauen verschleierte.

Er hieß Banniére durch einen Wink mit dem Finger näher

kommen: Banniére gehorchte und blieb erst stehen, als er den Tisch vor sich fand, der ihn vom Superior trennte.

Der junge Noviz war blass und zitterte, doch an der doppelten Falte seiner Stirne, am nahen Beisamenstehen seiner Augenbrauen ließ sich leicht erkennen, daß er auch Besitzer eines Willens war, der nicht leicht brechen würde.

»Banniére«, sagte der Jesuit, der in seinem Lehnstuhl saß wie ein Richter auf seinem Tribunal oder wie ein Kaiser auf seinem Throne, »was haben Sie heute getan?«

Banniére begriff, daß diese Frageform, welche den ganzen Tag würde die Revue passieren lassen, nur zum Zwecke hatte, zu seinem Aufenthalt in die Kirche zu kommen.

»Mein Vater«, fragte Banniére, »wo soll ich anfangen?«

»Fangen Sie beim Morgen an, **secundum ordinem**.«

»Ist das notwendig?«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie wollen mich nur über einen einzigen Punkt fragen, mein Vater?«

»Und über welchen Punkt glauben Sie, daß ich Sie befragen will?«.

»Über den, zum Beispiel, was ich von Mittag bis zwei Uhr getan habe.«

»Gut!« sagte der Priester. »Sie sind scharfsinnig, gut. Ich werde Sie also nicht befragen, ich werde Sie anklagen.«

»Ich warte, mein Vater.«

»Schon zweimal findet man bei Ihnen, das erste Mal zwischen Ihren Matratzen, das zweite Mal unter einer Platte ihrer Zelle, ein Trauerspiel von dem Schändlichen, der Arouet heißt und sich Herr von Voltaire nennen läßt.«

»Ja, mein Vater, und jedes Mal hat man es mir konfisziert und mich bestraft.«

»Und jedes Mal haben Sie ein anderes gekauft?«

»Das ist wahr, mein Vater.«

»So daß Sie diesen Morgen, während Sie sich den Anschein gaben, als läsen Sie Ihr Brevier, abermals dieses Werk des Teufels in der Kirche lasen?«

»Ich leugne es nicht.«

»Wo haben Sie diese dritte Broschüre verborgen?«

»Ich habe sie nicht verborgen: sie steckt in meiner Tasche, und hier ist sie.«

»Sie übergeben sie mir also freiwillig, mit Reue und mit dem Versprechen, daß Sie sich keine andere zu verschaffen suchen werden?«

»Ich übergebe sie Ihnen freiwillig, mein Vater, doch ohne Reue. Was den Punkt betrifft, daß ich mir eine andere zu verschaffen suchen sollte, so wäre dies unnötig. Ich kann diese auswendig.«

Der Superior zerknitterte die Broschüre in seinen knöchigen Händen; doch immer ruhig sagte er:

»Sie sind beharrlich, Banniére, **pervicax**.«

»Ja, mein Vater«, erwiderte Banniére, sich verbeugend, »und das ist ein Fehler, dessen ich mich bezichtige.«

»Es ist aber auch eine lobenswerte Eigenschaft, wenn man die Beharrlichkeit zum Guten lenkt. Die Geduld, welche ihr die beschränkten Geister vorziehen können, ist nur eine negative Tugend; die Beharrlichkeit ist eine glückliche Tätigkeit: die zwei Zustände bei einem einzigen Individuum vereinigt nennt man Beruf; es scheint, daß Sie den Beruf haben.«

Banniére errötete; jedes Wort des Pater Mordon hatte einen Schweißtropfen auf seiner Stirne perlen gemacht.

»Nun! antworten Sie«, sagte der Superior, der auf dem Gesicht von Banniére vom Fortschritte seiner Gemütsbewegung folgte: »ist Ihr Geschmack für das Theater entschieden ein Beruf oder nur eine einfache Phantasie?«

»Mein Vater!«

»Ist es nur eine einfache Phantasie, wie ich sagte, eine Laune, eine Velleität? Ist es nur die vorgebliche Fähigkeit der Faulenzer zu Allem dem, was nicht die vorgeschriebene Ausgabe ist? Nehmen Sie sich in Acht, mein Sohn, wäre es so, so wären Sie nur ein Träger darauf bedacht, die Arbeit zu fliehen, und die Trägheit ist strafbar nach dem Gebote Gottes.«

»Ich bin kein Träger, mein Vater, aber . . . «

»Aber was?« fragte der Jesuit, ohne daß sich eine einzige Muskel seines Gesichts rührte, ohne daß eine einzige Falte auf

seiner breiten Stirne hervortrat.

»Aber«, fuhr Banniére fort, »das Noviciat flößt mir Besorgnisse ein.«

»Sie wollen sagen Widerwillen, mein Sohn.«

»Verzeihen Sie, mein Vater; ich sage das nicht.«

»Desto schlimmer, wenn Sie es nicht sagen«, erwiderte Mordon unbeugsam: »denn wenn Sie es nicht sagen, so werde ich mich überzeugen, daß Sie vorhin, die Beaufsichtigung Ihrer Vorgesetzten und die Majestät Gottes in unserer Kirche durch die unzeitgemäße, unerlaubte betrügliche Lesung eines profanen Buches täuschend, nur einer schlimmen Versuchung des bösen Geistes nachgegeben haben, der in der Finsternis, der undurchsichtigen Charaktere, der trägen Seelen lauert, und sich damit zu füttern sucht, **quaréns quem devoret**, und in diesem Falle, da Sie einer groben, leicht zu überwindenden Versuchung unterlegen wären, da Sie ohne Dringlichkeit nachgegeben hätten, da Sie ohne Kampf besiegt worden wären, würde ich mich zu meinem großen Bedauern genötigt sehen, mein lieber Sohn, eine der härtesten Strafen an Ihnen vollziehen zu lassen, welche zu verhängen in unserer Macht liegt, und die um so härter würde, als bei Ihnen ein Rückfall stattfindet.«

Banniére wich erschrocken zurück; doch beinahe in demselben Augenblick belebte sich wieder der Mut in ihm. Er hatte begriffen, daß er sich in eine Polemik eingelassen, wobei seine ganze Zukunft auf dem Spiele war, und daß er auf die Gefahr, zu unterliegen, den Streit bis zum Ende führen musste.

»Nun denn, mein Vater«, sagte er, »ich will lieber dreimal, sechsmal, zehnmal bestraft werden, indem ich gestehe, daß ich mit Willen oder, besser gesagt, aus Instinkt gesündigt habe, als argwöhnen lassen, ehe ich dahin gekommen, wo Ich bin, habe ich nicht alle meine Kräfte im Kampfe erschöpft. Ja, mein Vater, ich habe gekämpft, ja, mein Vater, ich habe gerungen, doch wie Jacob bin ich immer vom Engel zu Boden geworfen worden. In diesem Lesen der Tragödien liegen für mich ein Reiz, eine Wollust, eine Glut der Begierde, die mich verzehren. Verzeihen Sie mir, wenn Sie meine Offenherzigkeit verletzt, aber Sie sehen, ich bin nicht mehr Herr über mich sobald dieses Kapitel auf die Bahn gebracht wird, und den Beweis hiervon gebe ich Ihnen

dadurch, daß ich Ihnen sage, was ich sage.«

»**Vocatio vocatur**, « sprach der Jesuit mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit; »ich lasse diesen Text zu. Nun, da dieser Text einmal zugelassen ist, wollen wir die Sache erörtern. Wir sagen also, mein Sohn, Sie haben einen Beruf für die Darstellungskunst, welche man das Theater nennt?«

»Ja, mein Vater, und ich glaube an diesen Beruf.«

»Zugegeben. Doch zu gleicher Zeit, daß dieses ist und Ihre Fähigkeit sich offenbart, studieren Sie im Noviciat Jesu?«

»Mein Vater . . . «'

»Oh! das ist auch zulässig. wie mir scheint!«

Banniére bebte, als er den ehrwürdigen Pater kalt diese erschrecklichen Prämissen stellen sah; er erriet, mit Hilfe einer unbekanntem Beweisführung, deren Stärke er aber zum Voraus zu schätzen vermochte, würde Mordon seinen Gegner niederwerfen, wie jene geschickten Ringer, die sich an irgend einer Stelle packen lassen, um den Feind anzulocken und ihn dann um so leichter zu bemeistern.

Banniére hauchte auch mehr, als er sie sprach, die Worte:

»Ja, das ist zugegeben.«

»Sehr gut«, erwiderte der Jesuit; »wir sagen also, während Sie bei der Gesellschaft der Jesuiten seien, werden Sie durch das Gewerbe des Schauspielers verführt.«

»Mein Vater, ich bin nur Noviz«, entgegnete Banniére hastig.

»Noviz, um Jesuit zu werden, ist gerade, als ob wir sagten Jesuit, da wir durch Anticipirung schließen und die Zukunft an die Stelle der Gegenwart setzen.«

Banniére seufzte und ließ den Kopf sinken.

»Ich sage also, Sie seien durch Ihre Verwandten bestimmt, in den Orden einzutreten«, fuhr der Superior fort, »aber Sie treten ohne Zweifel nicht in denselben ein, ohne zum Voraus zu wissen, was die mit diesem Jesuitentitel verbundenen Vorteile und Nachteile sind. Da Sie indessen nicht vollständig unterrichtet sein könnten, mein Sohn, so will Ich Ihnen selbst kurz die einen und die anderen analysieren . . . Hören Sie, mein Sohn?«

»Ja, mein Vater, ich höre«, antwortete Banniére, der sich auf den Tisch stützte, um nicht zu fallen.

»Die Nachteile sind der Zölibat, die kanonische Armut und die disziplinarische Demut!« fuhr der Superior fort. »Sie begreifen mich wohl, nicht wahr?«

»Vollkommen, mein Vater.«

»Die Vorteil sind die Assoziation, die Unterstützung beinahe aller menschlichen Intelligenzen in Tätigkeit gesetzt durch ein verborgenes, stets mit der Existenz und dem inneren Glücke jedes Affilierten eng verbundenes Interesse, da unsere Konstitutionen so sind, daß der einfache Gesellschaftsgenosse nie Güter besitzt, ohne daß die ganze Gesellschaft in moralischer wie in physischer Hinsicht daran Teil hat. Sie begreifen immer, nicht wahr, mein Sohn?«

»Vollkommen, mein Vater/«

»Es folgt hieraus, daß das Glück von Jedem von uns im Verhältnis steht zu dem Glücke, das wir Allen verschaffen und reciproce. Unter dem Worte Glück begreife ich zwei Worte: *Wohlstand und Ruhm*, Worte, welche die Haupttriebfedern aller Organisationen sind: *Wohlstand*, die Triebfeder der materiellen Organisationen, *Ruhm*, die Triebfeder der Idealistischen Organisationen. Ich füge dem, indem ich mich zusammenfasse, bei, daß jeder Jesuit um so mehr von der Gesellschaft auserwählt und geehrt ist, je mehr er Wohlstand und Ruhm der Gesellschaft selbst verschafft, und daß die Gesellschaft um so mehr Ruhm und Wohlstand hat, je mehr sie ehrenwerte und glückliche Subjekte enthält. Für den Jesuiten handelt es sich also darum, nützlich zu sein, um geschätzt zu werden; ist er einmal geschätzt, so wird er belohnt.«

»Ich begreife fortwährend, mein ehrwürdiger Vater«, sagte der junge Mann, als er sah, daß der Superior eine Pause der Erwartung machte.

»Wahnsinnig«, fuhr der Pater Morden fort, »wahnsinnig wären nun die Direktoren einer Gesellschaft, wenn sie, den Zweck ihrer Gründung vergessend, es vernachlässigen würden, über alle Zweige dieses Frucht tragenden Baumes, der das Glück und den Ruhm erzeugt, die verschiedenartig geschickten Hände aller im heiligen Namen Jesu verbundenen Leute auszustrecken. Es genügt, um die Oberen zu erleuchten, welche, wie Sie wissen, immer unter den Kapazitäten gewählt werden, es genügt, ihnen

bemerkbar zu machen, nicht nur, daß alle Menschen mit Verschiedenheiten von Anlagen geboren werden, sondern daß Alle, von den Kleinsten bis zu den Größten, irgend eine Fähigkeit haben, da es im Naturgesetze liegt, daß jede Sache oder jedes Wesen auf der Welt seinen Nutzen in sich trägt. Schlimm ist es für diejenigen, welche nicht benützen und nicht benutzt werden; so sterben oft an Leere, Kälte, Vereinzelung die befruchtbaren oder befruchtenden Keime, welche der Wind den Pflanzen oder den Bäumen entführt, um sie auf unkultiviertes Land zu werfen. Aber bei uns, mein Sohn, bei uns, die wir alle Anlagen und Fähigkeiten, zu unterscheiden und aus allen Nutzen zu ziehen wissen, bei uns gibt es keine Leere, keine Kälte, keine Vereinzelung. Jeder Keim ist für uns gut, denn aus jedem Keime ziehen wir den Nutzen, sicher, ihn Frucht tragend anzuwenden. Ich, der ich Vorgesetzter von einer Anzahl Geister und Seelen hin, ich erkläre Ihnen, daß ich durchaus nicht in Verlegenheit gerate über diese Verschiedenheit der Anlagen, die sich unter meinen Händen erschließen, und daß ich ebenso gern in diesem Garten der Intelligenz, der mir anvertraut worden ist, einen Gelehrten, als einen Dichter, einen Ingenieur, als einen Musiker, einen Mathematiker, als einen Künstler blühen sehe. Sie können, da Sie es stark wollen, ein geschickter Schauspieler werden; gut, ich gebe meine Einwilligung dazu; werden Sie also Schauspieler, wenn Sie Ihr Temperament dazu antreibt, wenn es ihr Beruf heischt.«

»Aber dann, mein Vater, bin ich nicht mehr Noviz«, rief Banniére ganz betäubt vor Freude; »ich studiere nicht mehr, ich verlasse die Jesuiten.«

»Warum dies?«

»Weil das Leben des Schauspielers, unverträglich mit dem Leben des Klausners ist, weil der Eine ein mit dem Kirchenbann belegter, zum Voraus für die Hölle bestimmter Gottloser und der Andere eine heilige, zum Voraus für die Kanonisierung bestimmte Person ist. Ich muss wählen, das fühle ich wohl, da man nicht zugleich zweien Herren dienen kann. Sie sind so gut, mir die Freiheit zu lassen, mein Vater; wohl denn, ich gestehe Ihnen, daß die frische Lust, die Übungen der Gebärde, das Studium der Eindrücke des Publikums für mich beherrschende Reize,

unwiderstehliche Anziehungskräfte haben.«

»Gut, sehr gut, mein Sohn.«

»Und daß ich dann die Jesuiten verlassen werde, um mich beharrlich den Übungen meines neuen Standes zu widmen.«

»Die Jesuiten verlassen?« versetzte der ehrwürdige Pater mit ruhigem Tone; »ich bitte, warum dies?«

Banniére schaute den Superior mit Erstaunen an.

»Wie, mein Vater«, sagte er, »Sie würden wollen, daß ich halb im Theater, halb im Kloster lebe, einen Fuß auf der Szene, den andern in der Kirche? Das ist ja unmöglich, mein Vater! das wäre eine Ruchlosigkeit, wie mir scheint.«

»Ich sage Ihnen das aber ganz und gar nicht, mein Sohn: die Jesuiten verlassen, das wäre nicht nur Undank, sondern Albernheit.«

»Sie also nicht verlassen . . . Entschuldigen Sie, mein Vater, mein Geist ist ohne Zweifel verwirrt, denn Wahrhaftig, ich verstehe nicht recht«, sagte der unglückliche Noviz, der sich aus dem allmählich durch die hinterhältige Dialektik des Superior heiß gemachten Rost krümmte.

»Es kann doch nichts leichter zu begreifen sein, mein Sohn; denn nichts ist klarer, und wenige Worte werden genügen, um Ihnen zu beweisen, daß die volle Vernunft auf meiner Seite ist. Ich bitte, geben Sie nur die Definition des Schauspielers.«

»Mein Vater«, erwiderte Banniére, Anfangs verlegen, »der Schauspieler . . . der Schauspieler«

»Sagen Sie es, mein Sohn, sagen Sie es.«

»Das ist ein Mensch, der öffentlich spricht.«

»Gut. Der öffentlich spricht, behalten wir das.«

»Mein Gott! mein Gott! was will er denn von mir mit den Fußangeln, die er mir legt?« murmelte Banniére.

»Fahren Sie fort in Ihrer Definition des Schauspielers«, sprach Mordon.

»Nun denn! der Schauspieler, mein Vater, ist ein Mensch, der vor den um ihn zu hören versammelten Leuten die schönsten Gemeinprüche vorträgt, welche die Moral über die Tugenden und die Laster, über die Verbrechen und die Strafen, über die Schwächen und über die Leidenschaften liefern kann.«

»Sehr gut«, sagte Mordon, der jedes der Worte der Definition mit niedergeschlagenen Augen, mit zu« stimmendem Nicken des Kopfes und einer völlig billigenden Pantomime verfolgt und wiederholt hatte.

»Der Schauspieler«, sprach Banniére, »ist endlich derjenige, welcher in einem Kostüme, das geeignet ist, sein Äußeres geltend zu machen, dem Publikum Gemütsbewegungen einflößt, deren Zweck es ist, zu gefallen, zu unterrichten, zu bessern.«

»Das ist wohl Alles, nicht wahr?« fragte Mordon.

»Ich sehe nichts Anderes«, erwiderte Banniére, dem es bei dieser Billigung unbehaglicher war, als es ihm bei einem Streite gewesen wäre.

»Nun, mein Sohn«, sprach Mordon, »Ich hatte Recht, als ich Ihnen die Versicherung gab, Sie können vollkommen Alles das tun, was Sie gesagt haben, ohne die Gesellschaft Jesu zu verlassen. Ich werde weiter gehen: bei dem Berufe, den Sie zeigen, um alle die Resultate herbeizuführen, welche Sie selbst bezeichnet haben, könnten Sie sich unmöglich zurückziehen, ohne die Gesellschaft einer bedeutenden Summe von Ruhm und Wohlfahrt zu berauben. Darum, mein lieber Sohn, werden Sie nicht aus ihrem Schoße treten.«

»Aber, mein Vater«, entgegnete erschrocken über diese furchtbare Nachsicht Banniére, bei dem die Geduld, wenn auch nicht Beharrlichkeit und Beruf, ein Ende erreicht hatte, »man hat nie einen Jesuiten als Schauspieler gesehen.«

»Nie hat man einen Jesuiten als Schauspieler gesehen, das ist wahr«, erwiderte Mordon phlegmatisch, »doch man hat Jesuiten als Prediger gesehen. Warum sollten Sie nicht ein Prediger, und zwar ein ausgezeichneter Prediger sein?«

»Ich, Prediger!« rief Banniére erstaunt, indem er auf jede Sylbe einen besonderen Nachdruck legte.

»Allerdings; mir scheint, Sie haben selbst vor einem Augenblick mit Meisterhand das Portrait des Predigers gezeichnet.«

»Ich?«

»Ganz gewiß, Sie.«

»Des Schauspielers!«

»Oder des Predigers. Lassen Sie mich Wort für Wort Ihre

Definition wiederholen.«

»1. Ein Mensch, der öffentlich spricht.

»Die Prediger sprechen öffentlich, wie mir scheint.«

»2. Ein Mensch, der vor den um ihn zu hören versammelten Leuten die schönsten Gemeinprüche vorträgt, welche die Moral über die Tugenden und über die Laster, über die Verbrechen und die Strafen, über die Schwächen und die Leidenschaften liefern kann.

»Mein lieber Sohn, ich glaube, daß die Prediger nichts Anderes tun.«

»3. Der Mensch, der in einem Kostüme, das geeignet ist, sein Äußeres geltend zu machen, dem Publikum Gemütsbewegungen einflößt, deren Zweck es ist, zu unterrichten, zu gefallen und zu bessern.«

»Das ist Ihre dreifache Definition; Sie sehen, daß ich sie wohl behalten habe, mein Sohn, da ich nicht ein Wort daran ändere. Würde aber je eine Definition richtig auf Jemand angewendet, so ist es die Ihrige, mein Sohn, auf den Prediger angewandt. In der Tat, in die priesterliche Tracht gekleidet, welche die edelste, die imposanteste und am meisten geeignet ist, um die äußeren Vorzüge eines schönen Mannes geltend zu machen *dezente* Vorzüge, wir setzen nie andere voraus, nicht wahr, mein Sohn? die Haare, wohl geglättet, die Hand halb verloren unter dem Spitzenärmel, kann der Prediger, wenn er angenehm von Gesicht ist, wie Herr von Fénelon war, die glücklichsten Eindrücke aus eine Versammlung hervorbringen. Ich sage nicht, merken Sie sich das wohl, mein lieber Sohn, ich sage nicht, ich billige die Gefühle und die Theologie von Herrn von Fénelon. Nein, ich bin im Gegenteil weit hiervon entfernt, sondern ich spreche nur vom Auftreten. Es ist also allen Punkten Ihrer Definition Genüge geleistet, und ich erwarte Ihre Antwort.«

»Verzeihen Sie, mein Ehrwürdiger«, erwiderte Banniére, »ich glaubte, indem ich Ihnen so aufrichtig antwortete, Sie von meinem Berufe, Schauspieler zu werden, zu überzeugen.«

»Oder Prediger, mein Sohn. Ich habe wohl verstanden.«

»Aber, mein Vater, was Sie auch sagen mögen, das ist nicht dasselbe.«

»Durchaus dasselbe, nach Ihren Definitionen wenigstens, mein Sohn, und nach eben diesen Definitionen, wenn die wahre zu Gunsten von irgend Einem ist, so ist sie zu Gunsten des Predigers.«

»Aber, mein Vater, lassen Sie mich doch meine Definition vollenden;« rief Banniére.

»Oh! sehr gern, mein Sohn; vollenden Sie immerhin.«

»Ich füge also bei«, sagte Banniére mit dem naiven Triumph eines jungen Lammes, das für den Augenblick dem Zahn des Wolfes entwischt ist, »ich füge bei, daß der Schauspieler derjenige ist, welcher geschichtliche Stücke, Werke spielt, die Großtaten darstellen, an Ereignisse erinnern, durch die das Angesicht der Welt verändert worden ist.«

»Hierbei halte ich Sie fest«, sprach ruhig der Pater Mordon. »Mein Sohn, Sie haben in der Tat mit einem sehr merkwürdigen Pinselstrich das Gemälde des Predigers vollendet, und ich wünsche Ihnen aufrichtig hierzu Glück.«

»Wie!« rief Banniére niedergeschmettert.

»Wollen Sie, mir doch gefälligst sagen, welches Stück, welches Trauerspiel, welches Drama mit einem Wort, was den Stil, das Interesse der Triebfedern, den Umfang der Ereignisse, die Entwicklung, die Einzelheiten der Situationen betrifft, sich mit den Leiden unseres Herrn Jesu Christi vergleichen lässt. Stellen Sie sich vor, Sie seien auf der Kanzel, und Sie ganz allein, der einzige Schauspieler, hören Sie wohl, ohne Vorgesetzten und ohne Teilung, beauftragt, diesen erhabenen Act zu verdolmetschen, wo der Himmel, um die Erde zu erlösen, ihr den Sohn seines Gottes leiht, stellen Sie sich vor, Sie repräsentieren die Schwankungen von Pontius Pilatus, die Ränke von Kaiphas, den Haß der Pharisäer, die Abtrünnigkeit von Petrus, sprechen Sie, kennen Sie im Theater von Corneille und Racine, im englischen Theater von Shakespeare und Johnson, im Theater der alten griechischen Meister, eine wunderbarere Szene, einen göttlicheren Monolog, als die Meditation von Jesus im Ölgarten, eine prächtigere, pittoresker Inszenierung, als die Gefangennehmung unseres Herrn in eben diesem Garten?«

»Wo lassen sich großartigere Schauspiele finden, als das Urteil

des hohen Rats, lyrischer und von einem höheren moralischen Werte, als die Zusammenstellung von Jesus mit Barnabas? Fügen Sie diesem die Entwicklung von jeder dieser Martern mit ihrem religiösen und moralischen Sinne bei . . . Endlich die Kreuzschleppung, inmitten der frommen Frauen, mit ihren Stationen und Ohnmachten . . . Und die Kreuzigung selbst, mein Sohn, und die Erzählung ohne Gleichen, neben der die Erzählung von Theramenes oder die von Ulysses, oder sogar die im alten Aischylos, diesem großen Meister, von der Schlacht bei Salamis kaum schätzbar sind. Dies, mein teuerster Sohn, dies ist eine Tragödie, wo die Laster und die Leidenschaften in Tätigkeit gesetzt sind. Dies ist ein geschichtliches Werk, dies ist ein Ereignis, welches das Angesicht der Welt verändert, ein Drama, in welchem Sie, wenn Sie wollen, die Hauptrolle, die einzige Rolle spielen werden, zum Beifall der Gesellschaft, zum Beifall der Welt, vor Königen und Königinnen, wenn es Ihnen gut dünkt, und mit der Aussicht auf ein Bistum, auf ein Erzbistum, auf einen Kardinalshut sogar, der päpstlichen Tiara, einer Zweifelhaften, aber möglichen Chance, nicht zu erwähnen, auf welche meines Wissens nie ein Schauspieler hat rechnen können.«

Nach diesen Worten, während welcher sich der ehrwürdige Pater, nach der oratorischen Gewohnheit, einen Redeschluss zu erwärmen, ein wenig belebt hatte, schlug er seine Augenlider auf, öffnete seine Augen in ihrer ganzen Größe und umhüllte den Novizen mit den gekreuzten Strahlen, welche daraus hervorsprangen.

Aber gereizt durch all diesen Widerstand, verletzt durch diese finsternen Umwege, auf denen ihn die hinterlistige Beredsamkeit von Mordon umher geführt hatte, rief Banniére:

»Mein Vater, weder die Kirche, noch die Kanzel, noch die Predigt reißen meinen Geist fort; ich bin nicht empfänglich für den Beifall einer frommen Menge; mein unglücklicher, verhängnisvoller, verdammter Beruf zieht mich zu profanen Dingen hin: mein Streben ist, Schauspieler zu sein, auf den Brettern eines Theaters, wo Schauspieler . . . und Schauspielerinnen auftreten, Schauspieler wie Herr Baron, Schauspielerinnen wie Fräulein von Champmeslé! Das ist es, wonach ich begehre, mein Vater, das ist es, was ich verlange, das

ist es, was ich will.«

»Genug, genug, mein Sohn«, sagte der Jesuit, während er über seine breite Stirne strich, auf der sich einen Augenblick Falten den stürmischen Wellen des Mittelländischen Meeres ähnlich gebildet hatten; »ich glaube entschieden, daß Sie sich über Ihren angeblichen Beruf geirrt haben; ich befürchte, Sie haben da ein Symptom von jenen teuflischen Versuchungen, mittelst deren der Feind des Menschengeschlechts die schwachen Seelen an sich lockt. Zum Glück ist mir Ihr Seelenheil teuer, und um Sie in der Wiederbefestigung zu unterstützen, bitte ich Sie, sich sogleich in die Meditationsstube zu begeben, wo Sie die ganze Zeit bleiben werden, die zur Rückkehr der gesunden Ideen, welche die Grundlage jeder zur Verherrlichung Gottes geleiteten Erziehung bilden, notwendig ist.«

Nachdem er so gesprochen, klingelte der Pater Morgan, wiederholte vor dem Cuistre den Befehl, mit dem er Banniére bedroht hatte, und vernichtet, rot vor Scham, keuchend vor Schmerz, folgte der junge Mann mit gesenktem Kopfe und zitternden Knien dem Diener, der beauftragt war, ihn in die Meditationsstube zu führen.

VI.

Die Meditationsstube.

Die Klöster hatten Ihre in pace, Ihre Gefängnisse, ihre Carcer. Bei den Jesuiten, Leuten, welche zu sehr zivilisiert waren, um sich nur an das Physische zu wenden, gab es die Meditationsstube.

Im ersten Stocke, gegen den hinteren Teil des Hauses, wo ein an seinen Enden ganz vergitterter, ganz verriegelter Gang angebracht war, öffnete oder schloss sich vielmehr eine große Stube von einer Gewölbehöhe, welche beträchtlich genug war, daß die Meditationen der Gefangenen nicht die der Spinnen störten, die ihr Domizil in den Ecken der schwarz angemalten Karnieße gewählt hatten, beträchtlich genug besonders, daß eben diese Gefangenen nie den Fensterrahmen erreichen konnten, der mit einer einzigen Scheibe versehen war, welche dieses Gewölbe wie ein Zyklopenauge durchhalte und hier ein mageres Licht ganz getrübt durch den äußeren Staub und Rauch einsickern ließ.

Wenn aber das Licht traurig und schüchtern in das Innere dieses hässlichen Käfigs herabstieg, so muss man sagen, daß Apollo, der Gott des Tages und zu gleicher Zeit der Meditation, nicht das geringste Vergnügen beim Besuchen des Innern dieses Winkels gehabt hätte, dessen vier Wände mit schwarzen Tapeten ausgeschlagen waren, die man mit Totenköpfen und Knochen im Grenze von einem weißen Stoffe, befestigt auf dem schwarzen mittelst eines soliden, an den beiden Farben Teilhabenden Fadens, besät hatte. Zwischen diesen düsteren Emblemen hoben sich überdies weiß auf die Tapeten gestickte Inschriften hervor, und auch hier fand sich wieder der eigentümliche Geschmack, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, diesen gezwungenen Meditationen, welche die Jesuiten den widerspenstigsten Novizen auferlegten, einen der französischen Heiterkeit ganz entgegengesetzten Charakter zu geben.

Alles, was die alten Dichter Schwärzestes in der Hefe ihrer leeren Ampbora gefunden, Alles, was die Weisen wahnsinnigst Verzweiflungsvolles getroffen haben, von dem **O bios esti parodos skias** bis zum **Serius ocyus** von Horaz, von den

kläglichen Versen des **Dies irae** bis zu den kommentierten Formeln des **Perinde ac cadaver** der Gesellschaft Jesu. Alles breitete sich aus, entrollte sich weiß auf dieser traurigen schwarzen, todesfarbigen Tapete.

Diese zahlreichen Sprüche von verschiedener Größe und Schrift zogen das Auge an wie Offenbarungen aus dieser Mauer vorspringend und sich im Relief hervorhebend, als ob aus den Tiefen der unbekanntem Welt, welche sie bewohnen, alle diese düsteren Moralisten, alle diese kläglichen Verseemacher gerade mit einem unsichtbaren Finger dem meditierenden Novizen ihre Meditationen, durchgesehen, verbessert und vermehrt, je nach den Umständen, ausgezeichnet hätten.

Banniére wurde also in diesen Kerker geworfen, der ihm völlig fremd war, denn er kannte ihn nur aus den Mitteilungen von denjenigen seiner Kameraden, welche man dahin geführt hatte.

Banniére war ein guter Noviz, das heißt; er kam regelmäßig seinen Schulpflichten nach, er liebte die lateinischen Verse und sogar die französischen Verse des Pater de la Sante und trieb bis zum Enthusiasmus seine Bewunderung für Herrn Arouet, dergestalt, daß er sich, wie wir gesehen, zwei Broschüren von *Marianna* hatte konfiszieren lassen, und die dritte dem Superior erst übergab, als er alle Rollen auswendig wusste, von der von Herodes, König von Palästina, bis zu der von Rarbas, Offizier der amorräischen Könige, und von der von Marianna, der Frau von Herodes, bis zu der von Elisa, der Vertrauten dieser Fürstin.

Man errät, daß von dem Augenblick an, wo Banniére diese Begeisterung für Herrn von Voltaire fühlte und diese Begeisterung in sprudelnden Kaskaden der Bewunderung auf die paar Trauerspiele zurückfiel, welche der junge Philosoph schon veröffentlicht hatte, man errät, daß Banniére den erschrecklichen Fall nicht begriff, den bei ihrer ersten Erscheinung aus dem Theater am 5. Januar 1724, nämlich drei Jahre vor der Epoche, in welcher die Ereignisse vorgehen, die wir in diesem Augenblick zu erzählen beschäftigt sind, die Tragödie *Marianna* gemacht hatte. Dieser Fall war so schwer gewesen, daß man geglaubt hatte, die Tragödie sei durch den Schlag getötet worden. Aber Arouet war zähe; er hatte die Stücke der armen Königin aufgehoben und sie, so gut es eben ging, zusammengeleimt; er hatte die Szene

zwischen Barus und Herodes weggeschnitten, er hatte reine rührende Erzählung an die Stelle der tätigen Entwicklung gesetzt, bei der sich Marianna aus der Szene vergiftet, welche Entwicklung so traurig für den Verfasser durch den schlechten Spaß eines Zuschauers, dem es einfiel, zu rufen: »*Die Königin trinkt!*« erheitert worden war, und durch diese Verbesserung und viele andere, welche der Autor in seiner Vorrede auszählt, an die wir, wenn sie sich weiter unterrichten wollen, unsere Leser verweisen, durch diese Verbesserungen hatte das Stück im Jahre 1725 einen Succes eben so riesenhaft gehabt, als 1724 sein Fall tief gewesen war.

Dies beweist nicht, daß das Publikum sehr logisch ist, sondern es beweist, daß das Stück, nachdem es zuerst gefallen war, hernach reüssiert hatte. Banniére hatte nicht nur das Stück, sondern auch die Varianten gelernt, welche der Verfasser am Ende des Stückes angefügt hatte, ohne Zweifel, damit nicht ein Vers von dieser schönen Poesie, die noch zu dieser Stunde drei Viertel der Akademiker vor Vergnügen sich aufblähen macht, für die Nachwelt verloren gehe.

Banniére kannte also bis dahin keine andere jesuitische Strenge, als die Konfiskation der Broschüren von Herrn Arouet.

Sein Beruf, eine sanfte und leuchtende Fackel, hatte ihm bis jetzt dazu gedient, die Finsternis des Noviciats mit allen Arten von liebenswürdigen Schatten und anmutigen Gespenstern zu bevölkern. Er hatte sich Freunde unter seinen Mitschülern gemacht und seine Lehrer genötigt, seinen originellen Charakter zu bewundern. Mit einem Worte, er hatte jene unerklärliche Achtung genossen, die bei jedem Industriezweige den unabhängigen und neuernden Geistern zu Teil wird.

Darum hatte er, Gefangen mit den andern schwarzen Vögeln in diesem Käfig des Noviciats, mehr als die Anderen befreundete Hände seinem Gitter sich nähern sehen, er hatte mehr als die Anderen sich der Lust und des Raumes erfreut, und, vertrauensvoll wie alle gute Naturen, fühlte er sich nun von so hoch, herab in diesen Kerker der Meditationen gefallen, daß ihm keine andere Zuflucht mehr blieb, als die Falschen zu verfluchen, die ihn zu einem so schweren Falle gebracht hatten.

Die erste Bewegung von Banniére war das Erstaunen gewesen,

die zweite war die Entrüstung.

Banniére war jedoch ein Junge von Geist, er bedachte rasch, daß die Jesuiten mit den Schauspielern keinen Vertrag schließen konnten, und daß es, wenn die Jesuiten und die Schauspieler gemeinschaftliche Sache machten, unanständig und ungerecht erscheinen müsste, daß die Einen Beichtväter von Königen, Gouverneurs und Prinzen, Staatsinquisitoren unter so hässlichen und traurigen Kleidern seien, indes die Andern, nicht nur von allen Ehren ausgeschlossen, sondern auch exkommuniziert, mit Schmach belegt, elend, unter gestickten Kleidern, Sammetmänteln und Federbüschen; daß Gott, der die höchste Weisheit und die ewige Gerechtigkeit ist, Ausgleichungen gemacht habe, daß der Jesuit seinen Käfig liebe, weil er sich an denselben gewöhnt, weil er sein Gitter vergolde, während der Schauspieler im Gegenteil die Käfige nicht lieben könne, weil es ihm nicht gelungen, sie zu vergolden.

Diese Logik führte Banniére zu einem so unmäßigen Verlangen nach Freiheit, daß er sich diese Freiheit durch alle mögliche Mittel zu verschaffen beschloss.

Nachdem er alle die Texte, die ihm die Wände rezitierten, gelesen und ironisch erläutert hatte, empörte er sich gegen die Oberen, die ihn verfolgten, und da er die Gelegenheit günstig fand, sich ohne Zwang der Deklamation hinzugeben, so fing er an ganz allein *Herodes und Marianna* zu spielen.

Gewohnt, von Klagen und Verwünschungen jedes Meditanten zu widerhallen, ertönte das Gewölbe ganz erstaunt von den Hemistichen eines Trauerspiels. In seine Soutane gehüllt, auf welche er in Form eines Mantels seine Bettdecke geworfen hatte, spielte, brüllte und stöhnte Banniére die verschiedenen Rollen des Stückes, machte die Trompete, welche die Herolde verkündigte, ahmte die verschiedenen Geräusche des Volks nach und führte endlich das Werk von Voltaire bis zum letzten Verse der Varianten und der Noten durch.

Das dauerte wohl vier Stunden.

Während dieser vier Stunden belustigte sich Banniére in seiner dreifachen Eigenschaft als Zuschauer, als Schauspieler und als eingesperrter Jesuit.

Doch Alles hat ein Ziel hienieden: brachte die Meditationsstube ihre Wirkung hervor, trug die Müdigkeit den Sieg über den unglücklichen Gefangenen davon, oder hatte die zarte Marianna nichts mehr mit ihrem grausamen Tyrannen zu debattieren, Banniére wurde von großer Schläfrigkeit befallen.

Das war noch nicht das Ganze. Wir haben gesagt, daß die Jesuiten zuweilen die widerspenstigen Novizen durch den Hunger packten; was Tiger, Löwen und Elefanten bändigt, konnte auch wohl Banniére bändigen. Volles Gehirn macht den Magen leer, aber leerer Magen füllt schlecht das Gehirn oder füllt es nur mit Dünsten.

Endlich, nach zwei weiteren Stunden von Kämpfen, während welcher die moralische Stärke von Banniére immer mehr abnahm, als er nicht mehr die Kraft hatte, auch nur die kleinste von den Rollen seiner Lieblingstragödie zu deklamieren oder mit Erfolg die weißen Inschriften zu lesen, legte er sich auf sein Bett ohne Matratze, hüllte sich in seine Decke und fing an eine Vergleichung zwischen seinem gegenwärtigen Zustand und seinem vergangenen Zustand zu ziehen.

Hierbei blieb er stehen, denn die Zukunft war für ihn mit so viel Finsternis bedeckt, daß er sie nicht einmal zu erraten suchte.

Die Nacht, eine gute Ratgeberin der guten Geister, diese Nacht, welche die alten Goten *die Mutter der Gelegenheiten* nannten, diese Nacht, welche die Jesuiten als Beistand benützten und die Rebellen zu überreden beauftragten, diese Nacht stieg langsam vom Himmel herab und bedeckte die einzige Fensterscheibe, das Auge des Gefängnisses, mit einer stufenweisen, Blindheit. ”

Allmählich erloschen sodann an den Wänden die weißen Buchstaben der Inschriften; allmählich versanken in das Nichts, aus dem man sie ausgegraben, die moralischen Sentenzen, welche den Menschen verdammen, zu entfliegen wie Asche, zu verfaulen wie Materie und sich zu biegen wie Rohr unter der Hand der Notwendigkeit.

Banniére unterschied bald nichts mehr und blieb auf den Querhölzern seines Bettes, immer mehr erkaltend und immer trauriger werdend, liegen. Zwei Stunden vergingen noch so, und während dieser zwei Stunden bemerkte er besonders, daß die über der Tür der Stube, in welche man ihn eingesperrt hatte,

angebrachte Inschrift keine leere Zusammenstellung von Buchstaben war, sondern daß diese Stube wirklich die Meditationsstube genannt werden konnte.

»Was tun in einem Bette, wenn man nicht darin träumt?« hat la Fontaine gesagt.

Banniére träumte in seinem Bette.

Dann, nachdem er geträumt hatte, entschlief er.

Die Nacht, wie der alte Homer sagt, hatte die Hälfte des Himmels auf ihrem ebenholzernen Wagen mit den silbernen Rädern durchlaufen, als ein scharfes, seltsames, anhaltendes Geräusche den Novizen aus der Schlafsucht erweckte, welche der Hunger und die Meditationen in seinem Gehirne hervorgebracht hatten.

Dieses Geräusch, ein wohlbekanntes Kratzen, kam von der Tapete links.

Wach geworden, öffnete Banniére ein Auge, dann das andere, wandte sich auf seinem Lager mit dem Gesicht gegen das Geräusch um und horchte.

Das scharfe Echo fuhr, fort, sein monotones Lied zu fingen. Es war keine Täuschung möglich, der Noviz kannte das Geräusch, das der Zahn einer Maus macht. Dieses Geräusch erzeugte sich in einer Höhe von ungefähr zehn Fuß und lag zwischen der Tapete und der Mauer.

Banniére stieß einen Seufzer aus.

Was machte Banniére seufzen? Ach! die Vergleichung: in seiner Demut fand er diese Maus sehr glücklich.

Glücklich war in der Tat die Maus, die sich so ein Abendbrot und sogar einen Mitternachtsschmaus aus den Inschriften der Moralisten und der stoischen Philosophen machte, welche die Enthaltbarkeit und die Uneigennützigkeit predigen.

Glücklich war diese Maus, die in Freiheit zwischen der Tapete und der Mauer durchschlüpfte, um so altes Tuch und altes Leder zu knaupeln.

Doch nein, es war weder Tuch, noch Leder, was die Maus knaupelte. Das Echo war sonor: die Maus knaupelte Holz.

Holz, — man höre wohl, — das war ernst.

Nicht für Sie, lieber Leser, nicht für Sie, liebe Leserin, die Sie

mich in einen guten Schlafrock eingewickelt, die Füße auf Ihren Feuerböcken, mit dem Bewusstsein lesen, daß Sie nur zu wollen brauchen, um einen Spaziergang in Gottes freier Natur zu machen, sondern für Banniére, den armen Gefangenen, für dessen Ohr das geringste Geräusch eine Wichtigkeit nach Maßgabe seines Verdrusses, Gefangen zu sein, und seines Wunsches, frei zu werden, annahm.

Es war also für Banniére ein großer Unterschied, ob die Maus Holz oder Leder knaupelte.

Denn er machte sich folgendes Räsonnement:

»Holz! Diese Maus knaupelt entschieden Holz.«

»Wie Teufels kann diese Maus ein Stück Holz so hoch hinaufgebracht haben? Und wenn sie es hinaufgebracht hat, was sehr industriös von ihr ist, da sie keine Maschine vom Werte derjenigen besitzt, welcher sich Antonius bediente, um seine Galeeren vom Mittelländischen Meere in das Rothe Meer hinüberzuschaffen, wie hält sie sich an der Wand von Stein oder Gips fest, um so ruhig zu Nacht zu speisen, wie sie es zu tun scheint? Hat sie ein Loch, eine Randleiste, einen Sockel, der ihr als Tisch dient?«

»Vielleicht lehnt sie sich an die Wand an und macht sich mit ihren Klauen einen Strebepfeiler in der Tapete. So schwebend, würde sie zugleich mit Tisch und Hängematte versehen knaupeln.«

»Doch nein! dieses Echo ist so sonor, so hart für das Ohr, es vibriert mit so viel Schärfe, daß es nicht von einem einfachen, von der Maus losgemachten Bruchstücke herrühren kann. Es ist sicherlich das Produkt eines unablässigen Angriffs, ausgeführt von der kleinen Nagerin gegen einen holzartigen, hartnäckigen, fixen Körper, der, wie alle feste Körper, Länge, Breite und Dicke hat.«

»Es muss da oben ein Tafelwerk sein«, sagte Banniére zu sich selbst.

Dann fügte er in Form einer Betrachtung bei:

»Übrigens ist vielleicht die ganze Wand Tafelwerk unter der Tapete.«

Nachdem er so gesprochen, stand er auf und klopfte an die

Wand; doch sie gab keinen Ton von sich, denn sie war von massivem Stein.

»Gut«, murmelte der Noviz, »darum kann aber doch Tafelwerk da oben sein.«

»Ein Rahmen vielleicht!«

Und hierauf baute Banniére ein ganzes Gedicht von Mutmaßungen.

Wozu konnte dieser Rahmen dienen? zu welchem Zwecke ein Rahmen unter einer Tapete?

Es gibt Öffnungen, genannt Judas, durch welche jeder meditierende Noviz von einem Pion⁶, der dem Pater Superior seinen Bericht zu erstatten beauftragt ist, bespäht zu werden sicher sein darf.

Es gibt geheime Türen . . .

Hierbei blieb Banniére stehen.

»Aber«, sagte er zu sich, »wenn es geheime Türen gibt, so gibt es also einen Ausweg, um aus der Meditationsstube hinauszukommen.«

Banniére fing abermals an, an der Mauer umherzutappen, und überzeugte sich, daß die Tür oder der Rahmen in der ultralegalen Höhe von wenigstens zehn Fuß angebracht war, da er die Wand voll fühlte bis zu der Höhe, die er, indem er sich auf den Fußspitzen erhob, mit dem Ende seiner Finger erreichen konnte.

»Ist es eine Tür und diese Tür ist in der Luft«, dachte Banniére sehr vernünftig, »so kann sie nicht dienen, wenn nicht«, fügte er bei, »wenn nicht der Ankommende seine Leiter mitbringt.«

»Es muss also nicht ein Türrahmen, sondern ein Fensterrahmen sein.«

Das Fenster war wahrscheinlich; Banniére hielt sich also an das Fenster.

Nur, da die Dunkelheit jede Forschung unmöglich machte, verschob Banniére auf den andern Tag die Fortsetzung seiner Untersuchungen. Die Folge dieses Entschlusses war, daß die Maus eine köstliche Nacht zubrachte und erst bei Tagesanbruch zu knaupeln aufhörte.

Ganz im Gegensatz zu seinem nagenden Gaste, brachte Banniére eine Nacht voller Bangigkeiten und besonders voller

inneren Reißungen zu, die sich durch das Geknurre des Hungers übersetzten und harmonisch auf das Knaupeln der Maus antworteten.

VII.

Die Prozession von Herodes und Marianna.

Wir haben gesagt, daß mit dem Tage das Mahl der Maus aufhörte; mit dem Tag begann die Arbeit des Novizen.

Seine erste Sorge war, daß er sich versicherte, sein Arm und feine Hand würden nie bis zur Höhe des mutmaßlichen Rahmens reichen.

So sehr aber auch von Geräte entblößt die Meditationsstube war, so bot sie doch Alles, was ein Mensch braucht, der nicht Angst hat, den Hals zu brechen, um eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß zu erreichen.

Die Utensilien, mit deren Hilfe das Gerüste gebaut werden konnte, waren die Lagerstatt, welche als Bett diente, und darauf gestellt der Schemel, der als Stuhl diente.

Diese zwei Gegenstände bildeten über einander gestellt vier Fuß; fügte man dem den zweiten Schemel bei, so kam man bis zu fünf und einem halben Fuß; fügte man diesen fünf und einem halben Fuß die fünf Fuß vier Zoll von Banniére bei, so hatte man beinahe elf Fuß Höhe.

Hätte man nötig, höher hinauf zu reichen, so würde man sich an die Tapete anklammern, man würde die weißen Inschriften als Steigbügel benützen. Man würde die Tapete zerreißen, wohl möglich; doch indem man sie zerrisse, würde man wenigstens erfahren, woran man sich in Betreff der Geheimnisse, welche die Wand bedeckte, zu halten hätte.

Was Banniére vorhergesehen hatte, geschah.

Er stieg zuerst auf sein Lager, sodann von seinem Lager auf den ersten Schemel, und vom ersten Schemel auf den zweiten; hier angelangt zerriß er die Tapete, um seinen Fuß aufzusetzen, was ihn noch um zwei Zoll vergrößerte und ihm, indem er mit der rechten Faust an die Wand schlug, ein Geräusch dem ähnlich, welches ein unter einer neugierigen Hand ertönder Fensterladen macht, zu hören erlaubte.

Banniére suchte einen Stützpunkt für seinen zweiten Fuß,

betastete die Tapete an einer andern Stelle, und auf der einen Seite unterstützt durch das »**Vanitas vanitatum**«, auf der andern durch das »Lerne Dich selbst kennen«, die linke Hand hinter einem Totenkopfe durch schlingend, schlitzte er mit der Rechten den Stoff auf und entdeckte, was ihn sein vom ehrwürdigen Pater Mordon gerühmter Scharfsinn zum Voraus hatte erraten lassen, nämlich ein altes, vermauertes, durch einen mittelst einer eisernen Stange verstärkten Laden geschlossenes Fenster, das zur Zeit, wo es sich gegen eine Stube öffnete, die ohne Zweifel noch nicht die Ehre hatte, die Meditationsstube zu sein, eine Dimension bot, welche anständig genug war, um dieses Zimmer gehörig zu erleuchten, das in Ermangelung des soeben erwähnten Fensters sein Licht nur durch eine bleiche Öffnung, durch ein Auge ohne Augensterne empfing, welche den Plafond durchhöhlte und den Gefangenen traurig anschaute.

»Ein Fenster!« rief freudig Banniére.

Doch plötzlich hielt er inne.

»Gut! aber auf was geht es?«

»O! Medusenhaupt! Wenn ich diesen Laden durchbreche, wenn ich diesen Vorhang auf die Seite schiebe, wenn ich mir eine Perspektive öffne, gegen was wird diese Perspektive ausmünden? Werde ich nicht hinter diesem Fenster entweder das spöttische Gesicht eines Spions des Superior oder die übermütige Miene des Superior selbst finden? Warum sollte dieser Jesuit nicht ein an diese Stube anstoßendes Zimmer haben? warum sollte er nicht eine Phrase für den Augenblick bereit halten, wo ich die Nase durch seinen Laden strecken werde?«

»Das ist erschrecklich.«

»Doch nein, eine Maus wird immer mehr Instinkt besitzen, als ein Superior, und wäre es auch ein Jesuiten-Superior, Genie hat. Eine Maus hat nur der Straflosigkeit sicher hier geknaupelt. Wenn sie hierher gekommen ist, so wusste sie, daß sie weder eine Überraschung, noch eine Falle zu fürchten hatte.«

Plötzlich vereiste ein kalter Schweiß den Rücken von Banniére.

»Der Pater Mordon, der mir schon zwei *Herodes und Marianna* weggenommen, der mich beim Studieren eines dritten ertappt, der mich hier eingesperrt hat und seit achtzehn Stunden fasten läßt,

um den wahren religiösen und moralischen Sinn in seinen Schüler zurückzuführen: der Pater Mordon, dieser scharfsinnig und universelle Geist, kann er sich nicht zur Erfindung eines Instruments erniedrigt haben, welches das Knaupeln der Maus nachahmt? Es gibt solche Erscheinungen in der Naturgeschichte, warum sollte es nicht auch in der Mechanik geben? Schlangen pfeifen wie Vögel. Hyänen ahmen das Geschrei des Kindes nach, um die Menschen anzulocken, man bat Füchse wie Hunde jagen sehen, um den Hasen auszutreiben, den einer ihrer Kollegen, ein Fuchs wie sie, aus dem Wechsel erwartet. Ein Jesuit ist aber nicht ungeschickter als eine Schlange, nicht dummer als eine Hyäne und nicht einfältiger als ein Fuchs, er wird, wenn es Not täte, sicherlich einen Novizen in die Falle eines schweren Fehlers zu locken wissen. Was braucht es hierzu? ein zweistündiges Geknaupel an einem Stücke Holz?«

Banniére hielt erschrocken inne; bald aber kehrte er zu seiner ersten Kühnheit zurück, und er sagte:

»Ich, schwach werden! ich, eingesperrt, ich, ausgehungert, vor einer Plackerei mehr bange haben! Bei meiner Treue, nein! Ich werde dieses Fenster öffnen: es ist ein Fenster, oder es ist keines; aber in jedem Fall ist es irgend ein Ausgang, und finde ich hinter diesem Fenster einen Jesuiten, und dieser Jesuit ruft mir zu: ›Was wollen Sie?‹ so antworte ich ihm: Brot!«

Und als wollte er sich ermutigen, ehe der Hunger zu groß wäre, kletterte Banniére auf das Gesims, zog die eiserne Stange zurück und öffnete den Laden.

Unaussprechliche Freude! kein Jesuit lauerte hinter dem Rahmen: die Sonne allein mit ihren goldenen Haaren, die sie am blauen Horizont knüpfte, drang in die düstere Werkstätte der Meditationen ein.

Und durch die Öffnung, die er gemacht, schlürfte Banniére die köstliche Morgenluft und den feuchten Geruch des Gewässers der Rhone, der in leichten Dünsten vom Bette des Flusses bis zu den Dächern der Häuser aufstieg.

Nachdem er geatmet hatte, schaute er.

Das Fenster ging senkrecht auf eine Straße, die schräge eine andere Straße durchschnitt, deren Ausmündung ein Platz war.

In Folge der Abhängigkeit der geraden Straße sah Banniére auf dem Platze die Vorübergehenden, welche noch spärlich erschienen. Doch er sah sie.

Er sättigte sich an diesem für einen Gefangenen glänzenden Schauspiel, nahm seinen Vorrat an frischer Lust ein und berechnete die Höhe des Fensters.

Diese Höhe betrug ungefähr dreißig Fuß. Was die Straße betrifft, so war sie mit jener den Städten des Südens eigentümlichen Art von Kieselsteinen gepflastert.

Als er alle diese Einzelheiten mit einem Blick erfasst hatte, warf sich Banniére, der, ehe er etwas beschlossen, ertappt zu werden befürchtete, zurück, schloss den Laden, richtete die Inschriften wieder zurecht, und heftete die Tapeten zusammen, wonach er das Lager an seinen Platz schleppte und zu seinem Schemel zurückkehrte, wie ein Hund an seine Kette.

Gegen sieben Uhr hörte Banniére Geräusch im Gange, und er sah die Tür sich öffnen. Es war der Diener, der ihm eine um so magerere Portion brachte, je verzehrender der Hunger war,

Banniére spielte nicht den Delikaten; er bedachte, daß er Kraft nötig hatte, und verschlang seine Portion bis auf das letzte Krümchen.

Sodann der Ruhe sicher bis zum andern Tage, da ihm der Cuistre gesagt hatte, er müsse seinen Proviant in drei Mahle teilen, weil er erst am ankern Tage wieder kommen werde, stieg der Gefangene abermals auf sein Observatorium.

Es war die Stunde, wo die Einkäufe gemacht werden, wo die Hausfrauen auf den Fischmarkt gehen, wo die Klappern der Hippenhändler und die Schnarren der Almosensammler auf den Straßen sich hören lassen.

Das Kinn auf den Rand des Fensters gestützt, schaute Banniére alle diese süßen Dinge mit eben so großem Erstaunen an, als ob er sie nie gesehen hätte.

Plötzlich hörte er einen gewaltigen Lärmen von Trommeln, Flöten, Cymbeln und chinesischen Hüten.

Dann sah er am Ende der geraden Straße eine lange Reihe von seltsam kostümierten Leuten mit Fahnen und riesigen Schrifttafeln ausmünden.

Eine von diesen Schrifftafeln verkündigte mit schwarzen Buchstaben auf rotem Grunde:

Prozession von Herodes und Marianna, Trauerspiel von Herrn Arouet.

Auf diese erste Schrifftafel folgte eine zweite, auf der die bezaubernden Worte zu lesen waren:

»Die Schauspieler der Stadt werden heute die schöne und fromme Tragödie *Herodes und Marianna*, ein Werk von Herrn Arouet von Voltaire, eben so merkwürdig durch seinen reizenden Stil, als durch die Reinheit der Gefühle, geben.«

Hierauf kamen die Schauspieler in zwei Reihen in ihren Theaterkleidern, dann die Komparsen mit Turbanen auf dem Kopf, und dann die Leibwachen von Herodes mit ihren Harnischen und Beinschienen.

Es waren Römer, Asiaten und Juden in ziemlich großer Anzahl dabei.

Die Rossschweife, die Standarten in Halbmondform, welche andeuteten, daß der Direktor mehr für den Reichtum der Inszenierung, als für die chronologische Wahrheit tat, und die von Flittern funkelnden Gewänder machten, daß alle Gassenjungen der Stadt in Freudenschreie ausbrachen.

An der Spitze der Schauspieler schleppte sich Champmeslé auf den Tod traurig. Die guten Worte des Pater de la Sante waren ohne Zweifel schon verschwunden, denn er glich in jeder Hinsicht einem Märtyrer, der nach dem Richtplatz wandert, ohne noch die Palme erblickt zu haben.

Doch trotz dieser tiefen Traurigkeit war er so mutig mit einer roten Chlamys, einem Turban-Helme, offenen Stiefeln mit Sporen und einem weißen Mantel mit goldenen Sternen bekleidet, daß ihn die Menge gierig betrachtete, die Frauen besonders, weshalb ihn ihrerseits die Männer mit jener falschen Verachtung, dem Schleier des Neides, anschauten.

Und trotz seiner Traurigkeit, welche Banniére allein begriff, lag so viel Adel in seinem königlichen Gange, daß der Noviz, der es als den höchsten Grad von Glück betrachtete, eine solche Prozession zu führen und in ein solches Kostüm gekleidet zu sein, unwillkürlich beinahe mit beiden Händen Beifall geklatscht hätte.

Doch in diesem Augenblick erschaute er unter ihren langen weißen Schleiern Marianna, umgeben nicht nur von den Leibwachen von König Herodes, sondern auch von einer Menge von Offizieren der Garnison von Nimes und Orange, welche herbeigekommen waren, um dem Feste beizuwohnen, das der Stadt Avianon die Gegenwart einer so reichen und beträchtlichen Truppe gab. Diese Offiziere versuchten es, als wahre Neugierige und wahre Heiden, von Zeit zu Zeit, die züchtigen Schleier aufzuheben, unter denen sich die Königin von Palästina, ähnlich einer Sonne in ihrem Alkoven von Wolken, begraben hatte. Plötzlich wich einer von den Schleiern zurück, um die Sonne einem schönen Kapitän zulächeln zu lassen, der unter seiner Uniform eines königlichen Gendarmen ganz das Aussehen eines vornehmen Mannes hatte, und geblendet durch die Strahlen, die dem schönen Gestirne entströmten, welches sich allerdings für einen Andern, als für ihn sichtbar gemacht, das er aber bei dieser Gelegenheit gesehen hatte, vergaß Banniére, sich länger festzuhalten, und das Gleichgewicht verlierend, das er nur mit Hilfe seiner Hände erhielt, rollte er in die Meditationsstube hinab und riß mit sich das Blatt der Tapete fort, an welches er angeklammert war, und das, indem er es zerriss, die Mauer entblößte.

Die Wirkung war indessen hervorgebracht. Banniére schwur sich, nicht Gefangener in einer Stadt zu bleiben, wo solche Wunder vor sich gingen. Er stieg also im Sturme wieder hinauf und pflanzte sein Kinn auf die Randleiste des Fensters in dem Augenblick, wo in der Straße links der letzte Mann von den Leibwachen von Herodes verschwand, dessen riesige Hellebarde noch drei Sekunden, nachdem der Mann verschwunden, sichtbar war.

»Gut«, dachte Banniére, »heute Abend zerreiße ich ein Blatt meiner Tapete und befestige es solide am Fensterrahmen; ich lasse mich an der Mauer hinabgleiten und gehe frei und glücklich hin, um dieses Stück im Theater von wahren Schauspielern und wahren Schauspielerinnen aufführen zu sehen.«

»Die Väter werden schreien, gut; sie werden mich verfolgen lassen, gut; sie werden mich wieder erwischen, das ist sicher, doch, bei meiner Treue, ich werde das Schauspiel gesehen

haben; und wenn man mich leiden lässt, nun wohl! bei meiner Treue, ich werde wenigstens für etwas leiden.«

VIII.

Der Gang der Schauspieler.

Banniére hielt sich Punkt für Punkt Wort. Als der Tag sich neigte, zerriss er breit die Tapete, machte sich daraus einen Strick von zwanzig Fuß, indem er in gewissen Entfernungen von einander Knoten anbrachte, übergab sich diesem Stricke, sprang die sechs bis acht Fuß Entfernung, welche zwischen ihm und der Erde bestanden, als er am Ende des Strickes angekommen war, hinab, erreichte die Kieselsteine, schoss gegen die Lichter zu und rannte ganz berauscht, ganz verwirrt, ganz wahnsinnig in der Richtung des Theaters fort, das der Porte de l'Oulle gegenüber lag und ihm überdies durch die Ausrufungen des Türstehers und die Flöten der Spielleute bezeichnet wurde.

Das war gerade die Stunde, wo alle schöne Damen von Avignon ins Theater kamen, und die Reihe der Wagen, die der Sänften und die der Vinaigrettes⁷ fingen an den Platz zu füllen.

Banniére, als er an Ort und Stelle, als er mit dieser ganzen Menge vermischt war, fühlte sich sehr beschämt, sehr in Verlegenheit in seinem Novizenkleide. Allerdings erlaubte der Gebrauch den Geistlichen und besonders den Jesuiten, den' dramatischen Vorstellungen beizuwohnen. Aber Banniére hatte keinen Sou Geld. Wohl hätte er eines von den guten Gesichtern — und diese trifft man besonders vor den Türen der Schauspielhäuser — gebeten, ihn als Supplement in eine Loge eintreten zu lassen; doch sein verdammtes Gewand würde Aller Augen auf ihn ziehen, und befanden sich unter allen diesen Augen nur zwei im Dienste des Pater Mordon, so war er verloren. Er hätte wohl seine unglückliche Soutane ausgezogen, aber wenn er sie ausgezogen, wäre er in Hemdärmeln gewesen, und wie in Hemdärmeln anderswo als in die gemeinsten Galerien eindringen?

Seine Verlegenheit war groß; die Minuten verliefen rasch. Hinter einer Säule verborgen, sah Banniére mit einer grässlichen Herzbeklemmung die hübschesten Füße unter den weißesten Rücken vorübergehen, und von den Treppen der Karossen und

dem Brettchen der Sänften sprangen so runde Beine, so zarte Knöchel herab, daß alle Inschriften der Meditationsstube in diesem Augenblick dem armen Jesuiten nicht die hinreichende Philosophie hätten geben können.

Plötzlich erblickte Banniére in ihrem schwarzen Wagen zwei von den Vätern des Jesuitenordens, welche mit frommer Miene ihres Weges fuhren und der Reihe der Karossen folgten. Vor der Tür angelangt, hielt ihr Wagen an. Um einzutreten, mussten sie auf vier Schritte an Banniére vorübergehen.

Durch den dreifachen Teufel der Neugierde, der Lüsternheit und der Furcht geplagt, benützte Banniére den Augenblick, wo der Wagen still hielt, um seinen Rückzug geschickt zu bewerkstelligen; er fing damit an, daß er die Säule zwischen sich und die Väter stellte, und indem er sich beschützt durch ihren deckenden Schatten entfernte, warf er sich in den Gang der Schauspieler.

Kaum hatte er sich aber in diesen düsteren, staubigen Korridor geflüchtet, den ein übelriechendes Stümpfchen allein mit einem kränklichen Scheine erleuchtete, als sich Banniére gewaltig von zwei kräftigen Händen gestoßen fühlte, die ihn in Folge der Verwirrung, in der er schon war, beinahe das Gleichgewicht verlieren gemacht hätten. Aber Banniére war jung, behende und stark; fiel er, so lief er Gefahr, seine zerrissene Hose zu zeigen: er klammerte sich also entschlossen an dem Unverschämten an, der eine Manier, sich Platz zu machen, hatte, welche so seltsam außer den artigen Gewohnheiten jener Zeit lag.

Es war ein Mann, und als er sich umwandte, sah sich Banniére Nase an Nase mit diesem Manne zusammen.

»Ei! lassen Sie mich doch vorbei, Tod und alle Teufel!« schrie er, indem er Banniére gegen die Wand zu stoßen suchte.

»Sieh da, Herr Champmeslé!« rief Banniére.

»Sieh da, mein kleiner Jesuit!« rief Champmeslé. Beide hatten sich bei dem Scheine des Lichtstümpfchens erkannt.

»Ah! Herr Champmeslé!« machte der Eine.

»Ah! mein lieber Banniére!« machte der Andere.

»Sie sind es also!«

»Ach! ja, ich bin es.«

»Aber wohin laufen Sie denn so? fehlte Ihnen etwas für Ihr Kostüm?«

»Ach! ja wohl, mein Kostüm! ich bekümmere mich etwas um mein Kostüm!«

»Es war doch herrlich!« versetzte Banniére lüstern.

»Ja«, sprach Champmeslé schwermütig, »so schön, daß es dasjenige ist, welches ich in der Hölle tragen werde.«

»In der Hölle? was wollen Sie damit sagen?«

»Nichts, lassen Sie mich vorbei.«

»Man sollte glauben, Sie entfliehen?«

»Ich glaube wohl, daß ich entfliehe!«

»Aber die Vorstellung?«

»Ei! die Vorstellung, das ist es gerade, warum ich fliehe.«

»Oh! ja, ich begreife.«

»Lassen Sie mich doch vorbei, sage ich Ihnen.«

»Immer Ihre Ideen?«

»Mehr als je. Wissen Sie, was mir begegnet?«

»Sie erschrecken mich.«

»Mein Herr«, sagte Champmeslé mit verstörten Augen, »ich habe zu Mittag gespeist, nicht wahr?« »Ich glaube Ihnen.«

»Nach dem Mittagsbrot habe ich meine Siesta gemacht.«

»Ich billige das.«

»Nun wohl! mein Bruder, während meiner Siesta . . . «

Champmeslé schaute ängstlich nach allen Seiten.

»Während Ihrer Siesta . . . « versetzt, Banniére.

»Habe ich auch eine Erscheinung gehabt.«

»Ho!«

»Eine Erscheinung wie mein Vater und mein Großvater jeder eine gehabt haben.«

»Aber, mein Gott! was für eine Erscheinung?«

»Ich habe mich selbst gesehen, mein lieber Bruder . . . «

»Sie haben sich selbst gesehen?«

»Ja, in der Hölle, auf einem glühenden Roste, in meinem Kostüm als Herodes. von einem Teufel umgedreht, der, wie ein Tropfen Wasser dem andern, Herrn von Voltaire glich, Oh! das

war erschrecklich! Lassen Sie mich vorbei, lassen Sie mich vorbei!«

»Aber, mein lieber Herr Champmeslé, Sie denken nicht daran.«

»Ich denke im Gegenteil nur hieran, lassen Sie mich vorbei.«

»Sie werden das Schauspiel versäumen!«

»Ich will lieber das Schauspiel versäumen, als die Ewigkeit hindurch auf einem Roste, im Kostüm des Herodes, von einem Teufel, der mit Herrn von Voltaire Ähnlichkeit hat, umgedreht werden.«

»Aber Sie richten Ihre Kameraden zu Grunde!«

»Im Gegenteil, ich rette sie, ich rette mich und ich rette mit uns alle die Unglücklichen, die sich dadurch, daß sie kamen, um uns zu sehen, der Verdammnis überantworteten. Gott befohlen!«

Und diesmal verband Champmeslé den Willen so gut mit der Bewegung, daß er Banniére drei Drehungen um sich selbst machen ließ, während dieser Sekunde vorbeischoß und verschwand.

»Herr von Champmeslé! Herr von Champmeslé!« rief Banniére, der ihm ein paar Schritte folgte.

Aber Banniére mochte immerhin rufen, Banniére mochte immerhin folgen, der Schauspieler hatte Tritte auf der Treppe gehört, welche nach dem Theater führte, und bei dem Geräusch dieser Tritte war er davon gerannt, wie ein Hirsch, der die Meute verspürt.

Banniére blieb allein, erstaunt und verwirrt.

Doch diese Tritte, doch diese Stimmen welche Champmeslé wie durch innere Erkenntnis gehört hatte, fingen an auf den holperigen Stufen zu erschallen. Die Tritte beschleunigten sich und die Stimmen riefen: »Champmeslé! Champmeslé!« Es waren dabei Männerstimmen und Frauenstimmen.

Plötzlich öffnete sich die Tür der Treppe, die auf den Korridor ging, und man sah eine stürmische Lawine von Schauspielern und Schauspielerinnen heranrollen, welche aus Leibeskräften, mit verzweifelten Gebärden und kläglichen Stimmen: »Champmeslé! Champmeslé!« riefen.

Und dieser ganze Schwarm umringte Banniére und heulte:

»Champmeslé! Haben Sie Champmeslé gesehen?«

»Ei! meine Herren, gewiß habe ich ihn gesehen«, erwiderte Banniére.

»Was haben Sie mit ihm gemacht?«

»Ich! nichts.«

»Nun! wo ist er?«

»Er ist weggelaufen.«

»Weggelaufen!« riefen die Frauen.

»Sie haben ihn weglaufen lassen?« sagten die Männer.

»Ach! ja, meine Herren, ach! ja, meine Damen, er ist so eben entflohen«,

Banniére hatte nicht so bald dieses Wort ausgesprochen, als er umzingelt, gepackt, nach zehn Seiten von zehn Händen gezerrt wurde, von denen die einen sanft und reizend, die andern rau und beinahe drohend waren.

»Er ist entflohen! er ist entflohen!« schrien Schauspieler und Schauspielerinnen; »der Jesuit hat ihn entfliehen sehen. Mein Herr Jesuit, ist es wirklich wahr, ist es sicher daß Champmeslé entflohen?«

Banniére konnte nicht Jedermann antworten. Diejenigen, welche ihn befragten, Begriffen selbst diese Unmöglichkeit. Der Redner der Truppe, derjenige, welcher bei großen Veranlassungen den Auftrag hatte, das Publikum zu arrangieren, erhob die Stimme, verlangte Stille, und die Stille trat ein.

»Mein Bruder«, fragte er, »Sie haben also Champmeslé weggehen sehen?«

»Wie ich Sie sehe, mein Herr.«

»Er hat mit Ihnen gesprochen?«

»Er hat nur diese Ehre erwiesen.«

»Um Ihnen zu sagen?«

»Er habe eine Erscheinung gehabt.«

»Eine Erscheinung . . . eine Erscheinung . . . Ist er verrückt? Was für eine Erscheinung?«

»Er hat sich als Verdammten auf einem Roste von Herrn von Voltaire als Teufel kostümiert umdrehen sehen.«

»Ach! ja, er hat mit mir davon gesprochen.«

»Und mit mir auch.«

»Und mit mir auch.«

»Aber wohin geht er denn?« fragte der Redner.

»Ach! mein Herr, ich weiß es nicht.«

»Wann wird er zurückkommen?« fragte die Duenna.

»Ach! Madame, er hat mich hierüber in Unwissenheit gelassen.«

»Aber das ist grässlich!«

»Aber das ist schändlich!«

»Aber das ist ein Verrat!«

»Er wird seinen Eintritt versäumen.«

»Er wird das Publikum ärgerlich machen.«

»Ah! meine Herren, ah! meine Damen«, rief Banniére mit einer kläglichen Stimme, geeignet, sein Auditorium auf die erschrecklichsten Offenbarungen vorzubereiten.

»Nun! was?«

»Wenn ich es wagte, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen . . . «

»Sagen Sie! sagen Sie!«

»Ich würde Sie versichern, daß Sie Herrn von Champmeslé nicht mehr sehen werden.«

»Wir werden ihn nicht mehr sehen?«

»Heute Abend wenigstens.«

Bei diesen Worten erfüllte ein verzweifeltes Geschrei den Gang und erreichte wie ein Unglück bringendes Lauffeuer die Truppe des Theaters, von wo es sich in den oberen Korridors verbreitete.

»Aber warum? warum dies?« rief man von allen Seiten.

»Meine Herren, ich habe Ihnen gesagt, meine Damen, ich wiederhole Ihnen«, erwiderte Banniére: »weil Herr von Champmeslé ein furchtsames Gewissen hat, und weil er verdammt zu werden befürchtet, wenn er heute Abend spielt.«

»Mein Herr«, sagte der Redner der Truppe, »wir haben hier einen schlechten Platz, um von unsern Angelegenheiten zu sprechen man kann uns hören. Das Gerücht von der Flucht von Champmeslé kann sich verbreiten, ehe wir diese Flucht haben parken können. Erweisen Sie uns die Ehre, mein Herr, ins Foyer herauszukommen.«

»Ins Foyer!« rief Banniére, »ins Foyer der Schauspieler und

Schauspielerinnen!«

»Ja, Sie werden uns alle Einzelheiten geben, die Sie uns hier nicht geben können, und selbst vielleicht einen guten Rat.«

»Ja, ja, kommen Sie«, sagten die Frauen, indem sie sich an die Arme von Banniére hingen, während sich der Rest der Truppe in zwei Fraktionen teilte, von denen ihn die eine vorwärts zog und die andere von hinten schob.

IX.

Das Foyer.

Banniére, man muss es zu seinem Lobe sagen, Banniére widerstand heldenmütig; zum Unglück war er aber nicht der Stärkere, und man zog ihn oder trug ihn vielmehr in das Foyer als Beweis der unglücklichen Neuigkeit.

Dann war Banniére gezwungen, vor der ganzen schon für das Schauspiel bereiten Truppe zum zweiten Mal nicht nur Alles das zu erzählen, was im Gange der Künstler vor zehn Minuten vorgefallen war, sondern auch als unerlässlichen Vorbericht für das Ereignis, welches soeben in Erfüllung gegangen, und das die komische Truppe in Verzweiflung brachte, den Besuch, den Champmeslé am Tage vorher in der Kapelle des Noviciats gemacht hatte, und das Gespräch, welches eine Folge davon gewesen war.

Diese Erzählung, gegeben mit einer leicht begreiflichen Gemütsbewegung von dem Novizen, den seine Flucht in ein Fieber versetzt, das Feuer der Lampen entzündet, die Berührung der Wohlgerüche und des Hauchs der Damen der Komödie berauscht hatten, der Damen, die ihm seit einem Augenblick eine Atmosphäre machten, gegen welche die der, von Champmeslé so sehr gefürchteten, Hölle ein lappländischer Wind war, diese Erzählung brachte eine traurige Wirkung auf die Versammelten hervor.

»Ach! die Einnahme ist entschieden verloren!« rief der Redner der Truppe, während er den Arm in Verzweiflung fallen ließ.

»Wir sind zu Grunde gerichtet!« sagte der erste komische Alte.

»Das Theater wird schließen«, versetzte die Duenna.

»Und die ganze Stadt ist im Saale!« rief die Zofe von Marianna, eine junge Soubrette von achtzehn Jahren, welche die ganze Stadt zu kennen schien.

»Und Herr von Mailly hat uns einen Imbiss geschickt und uns sagen lassen, er werde ihn mit uns verzehren!«

»Und Olympia hat keinen Herodes!« rief der komische Alte.

»Weiß sie nicht, was vorgeht?«

»Nein, sie ist noch in ihrer Loge und kleidet sich vollends an. Soeben, als er bei ihr vorüberging, hörte ich Champmeslé ihr guten Abend zurufen.«

»Ei! benachrichtigen wir sie!« sagten einige Frauen, die persönliche Eitelkeit unter diesem großen öffentlichen Unglück vergessend.

Und es trat eine gewaltige Bewegung unter den Leuten ein, welche alle mit einander nach der Tür stürzten.

Banniére, der einen Augenblick verlassen war, benützte diese Zeit, um sich bescheiden in einen Winkel zu stellen.

In demselben Moment wich die Menge, die sich vor der Tür drängte, zurück.

»Was gibt es? was will man?« fragte auf der Schwelle des Foyer erscheinend eine Frau von ausgezeichneter Schönheit, die in ein prächtiges Kostüm einer Königin gekleidet, mit Reifröcken von sechs Fuß im Umfang und einer einen Fuß hohen Frisur, majestätisch, gefolgt von zwei Ehrendamen, welche die Schleppe ihres Kleides trugen, vortrat.

Sie hatte schwarze Augen, noch schwärzer unter ihrem Puder, volle, unter der Schminke rosige Wangen von einem eirunden Schnitt, Zähne blau wie Porzellan, so durchsichtig waren sie, saftig rote, sinnliche Lippen, den Arm und die Hand einer orientalischen Königin, den Fuß eines Kindes.

Banniére, als er sie sah, suchte die Stütze der Mauer; hätte er sie nicht hinter sich gesunden, so fiel er, wie er in der Meditationsstube gefallen war. Das war das zweite Mal an diesem Tage, daß die glänzende Schönheit dieser Frau ihn niederschmetterte.

»Meine liebe Olympia«, erwiderte der Redner der Truppe, »Du kannst wieder in Deine Loge hinausgehen und Dich auskleiden.«

»Mich auskleiden! und warum dies?«

»Weil wir heute Abend nicht spielen werden.«

»Wie!« versetzte sie mit stolzer Miene, »wir werden heute nicht spielen? Und wer wird uns verhindern zu spielen, wenn's beliebt?«

»Schau' umher, liebe Freundin.«

»Ich schaue!«

Die Augen von Olympia machten wirklich die Runde im Foyer, umfassten in dem von ihrem Gesichtsstrahl durchlaufenen Umkreis Banniére wie die Andern, verweilten jedoch eben so wenig bei Banniére als bei den Andern.,,

Nur, als diese zwei Sterne an dem Novizen vorüber liefen, warf jeder einen Strahl aus.

Der eine von diesen Strahlen entflammte das Gehirn.

Der andere versengte das Herz.

»Sind wir Alle da?« fragte der Redner.

»Ja, Alle, wie mir scheint«, antwortete nachlässig Olympia.

»Schau' wohl, Einer von uns fehlt.«

Die Augen von Olympia kehrten von ihrem Leibe, wo sie eine Spitze zurecht richtete, zu der Gesellschaft zurück, die sie umgab.

»Ach! ja«, sagte sie, »Champmeslé. Wo ist Champmeslé?«

»Frage diesen Herrn!« antwortete der Redner. Und er nahm den Novizen beim Handgelenke und bei der Schulter und schob ihn gerade vor Olympia.

Es war ein seltsames Schauspiel, dieser Jesuitenzögling, ganz schmutzig schwarz, der goldenen Schönheitskönigin gegenüber gestellt.

Die Lippen des jungen Mannes zitterten, aber vergebens: sie konnten keinen Ton artikulieren.

»Nun! so sprechen Sie doch!« sagte Olympia gebieterisch zu ihm.

Und sie bezauberte ihn mit einem Blick.

»Madame«, stammelte Banniére, vom Dunkelrot zur bläulichen Blässe eines Toten übergehend, »Madame, entschuldigen Sie mich, ich bin nur ein armer Klosterstudent und nicht gewohnt, das zu sehen, was ich in diesem Augenblick sehe.«

Der Redner setzte Olympia mit ein paar Worten von Allem, was vorgefallen war, in Kenntnis

»Ist das wahr, was Sie mir da erzählen?« sagte sie.

»Fragen Sie den Herrn.«

Sie wandte sich gegen Banniére und befragte ihn mit ihrem Königinblicke.

»Es ist wahr«, sprach Banniére, sich verbeugend, als ob die Schuld von Champmeslé auf ihm lastete.

Olympia blieb einen Moment stumm und nachdenkend, die Stirne gefaltet, aber das Auge immer zerstreut auf Banniére geheftet.

Dann sagte sie plötzlich mit einer zunehmenden inneren Aufregung:

»Nein, nein, der Abgang von Champmeslé darf, kann die Vorstellung nicht hindern.«

Jeder schaute sie mit erstaunter Miene an.

»Nein«, sagte sie, »nein; es ist unmöglich, daß ich heute Abend nicht spiele, und ich werde spielen.«

»Ganz allein«, versetzte der Redner.

»Es fehlt ja nur Champmeslé, wie mir scheint!«

»Das ist genug. Wer wird Herodes spielen?«

»Nun, wenn es sein muss . . . «

»Was?«

»Man wird die Rolle lesen.«

»Bei einer ersten Vorstellung eine Rolle lesen? Das ist unmöglich!«

»Ei! ei!« fuhr Olympia fort, »es ist keine Zeit zu verlieren, das Publikum wartet und wird ungeduldig werden.«

»Aber man kann eine so wichtige Rolle nicht lesen«, murmelten mehrere Schauspieler, »Kündigt man dem Publikum an, die Rolle des Herodes werde gelesen werden, so wird es sein Geld zurückverlangen.«

»Ich muss aber heute Abend spielen«, rief Olympia; »es muss sein.«

»Warum sollte man nicht eine Ankündigung machen? Warum sollte man nicht eine Unpässlichkeit vorschützen? Mit dieser Ankündigung wird man eine halbe Stunde gewinnen, und während dieser Zeit läuft man dem verdammten frommen Champmeslé nach, man führt ihn gutwillig oder mit Gewalt zurück, und müsste man ihn knebeln; man kleidet ihn gegen seinen Willen an, man stößt ihn auf die Bühne hinaus. Aus! Auf! eine Ankündigung!«

»Wenn man ihn aber nicht wieder erwischt?« bemerkte eine Stimme.

»Nun! dann wird das Publikum in Kenntnis gesetzt sein; man sagt ihm, die Unpässlichkeit verschlimmere sich; man wird Champmeslé morgen im Verlaufe des Tages wieder erwischen, und wir werden morgen den Succes haben, den wir heute haben sollten. Mit der Sicherheit einer Vorstellung für morgen wird das Publikum vielleicht sein Geld nicht zurückverlangen und sich mit Contremarquen begnügen.«

»Nein«, erwiderte Olympia, »nein; nicht morgen will ich spielen, sondern heute, nicht morgen will ich einen Succes haben, sondern heute Abend. Man liest die Rolle heute, oder ich werde morgen nicht spielen.«

»Aus welchen Gründen?« fragte der Redner.

»Mein Lieber«, erwiderte Olympia, »meine Gründe sind meine Sache; würde ich sie Ihnen angeben, so fänden Sie dieselben vielleicht nicht gut, während ich sie vortrefflich finde. Ich will heute spielen, heute! Heute!«

Und nachdem sie ihren Willen auf diese entschiedene Weise ausgesprochen, fing Olympia an mit dem Fuße auf den Boden zu stoßen und ihren Fächer zu zerstückeln, und dies mit jenem heftigen Zittern, das bei nervösen Frauen das Herannahen einer furchtbaren Krise andeutet.

Banniére war jeder Bewegung der schönen Königen gefolgt; seine Augen verschlangen sie, sein Atem hing an jedem ihrer Worte, und die Nervenerregung, welche sie ergriff, empfand er aus Sympathie.

»Aber, meine Herrn«, sagte er, »Sie sehen wohl, daß es dieser Dame unwohl werden, daß sie in Ohnmacht fallen, vielleicht, vor Zorn sterben wird, wenn Sie die Rolle des Herodes nicht lesen. Mein Gott! lesen Sie doch diese Rolle! Ist es so schwierig, eine Rolle zu lesen? Ah! sollte ich nicht Jesuit sein! Ah! wäre ich nicht Noviz!«

»Nun! wenn Sie nicht Noviz wären«, fragte der Redner. »was würden Sie tun?«

»Ich würde sie, bei Gott! spielen«, rief Banniére fortgerissen von der Gemütsbewegung, die bei ihm die wachsende Ungeduld

von Olympia verursachte.

»Wie! Sie würden sie spielen?« fragte der Redner; »was sagen Sie da?«

»Warum nicht!« versetzte Banniére stolz.

»Sie müssten sie zuvor können.«

»Oh! wenn es nur das wäre: ich kann sie.«

»Wie! Sie können sie?« rief Olympia.

»Nicht nur die Rolle von Herodes, sondern alle Rollen des Werkes.«

»Sie können die Rolle von Herodes?« wiederholte Olympia, indem sie einen Schritt gegen Banniére machte.

»Zum Beweise«, sprach Banniére, den Arm ausstreckend und vorwärts schreitend, wie man dies damals tat. Zum Beweise gebe ich Ihnen hier den Eintritt von Herodes.«

Und er fing an zu deklamieren:

Eh quoi! Sohême aussi semble éviter ma vue; Quelle horreur devant moi s'est partout répandue. Ciel! ne puis-je inspirer que la haine et l'effroi? Tous les coeurs des humanis sont ils fermés pour moi?⁸

Erstaunt, umringten alle Schauspieler Banniére, der bis zum Ende der Szene gegangen wäre, hätten ihn Olympia nicht dadurch, daß sie ausgerufen: »Er kann es! er kann es!« und die Schauspieler durch Beifall klatschen unterbrochen.

»Nun!« rief der Redner, »das ist ein Glücksfall!«

»Mein lieber Herr«, sagte Olympia, »es ist kein Augenblick zu verlieren; legen Sie diesen abscheulichen Jesuitenrock ab, der Sie so hässlich macht, daß man Angst bekommt; ziehen Sie das Kostüm von Herodes an, und auf die Bühne, geschwinde, geschwinde!«

»Aber, Madame . . . «

»Sie haben den Beruf, mein Freund«, fuhr Olympia fort, »das ist Alles, was man braucht; das Übrige wird nachher kommen.«

»Abgesehen davon, daß Sie nie eine so gute Gelegenheit, zu debütieren, finden werden«, sprach der Redner.

»Vorwärts«, rief Olympia, »rasch eine Ankündigung, rasch die Kleider von Champmeslé. Schaut ihn doch an; er ist sehr hübsch,

der Junge; das ist kein Kalbskopf wie Champmeslé.«

»Das ist einmal ein König des Orients! das ist eine Gestalt! das ist eine Stimme!«

»Oh! geschwinde, geschwinde!«

Banniére gab einen Schrei unsäglichen Schreckens von sich. Er fühlte, daß sich in diesem Augenblick das Geschick seines ganzen Lebens entschied. Er wollte widerstehen. Olympia nahm ihn bei seinen Händen. Er wollte sprechen, Olympia drückte ihm ihre rosigen Finger auf die Lippen. Betäubt, berauscht, verrückt, ließ er sich endlich durch die Ankleider fortführen, welche aus ihm in zehn Minuten einen König Herodes in der Loge von Champmeslé machten.

Und an der Tür dieser Loge trieb Olympia die Costumiers, die Friseurs an, unterstützte sie ihre Verführung durch neue Worte, trippelte unablässig und rief: »Vorwärts! Vorwärts!«

Stück um Stück entkleidet, sah Banniére sein Jesuitengewand in eine Ecke werfen, und nach zehn Minuten trat er aus seiner Loge, glänzend, strahlend, wirklich schön, verwandelt, herrlich wie die Königin, die ihn dadurch, daß sie ihn umarmte, vollends verführte.

Unterjocht, besiegt, gezähmt, sprach Banniére von diesem Augenblick an kein Wort mehr; er drückte seine beiden Hände auf sein in der Empörung Begriffenes Herz und ließ sich in die Kulissen führen, wohin er gerade kam, um folgende Ankündigung zu hören, die der Redner an das Publikum zu sprechen im Zuge war:

»Meine Herren, unser Kamerad Champmeslé, der im Verlaufe des Tages einige Zeichen von Unpässlichkeit gegeben hatte, ist von einer plötzlichen Erkältung befallen worden. Die Unpässlichkeit ist so ernst, daß wir ihn für uns und für das Theater verloren zu sehen befürchten mußten. Zum Glück will einer unserer Freunde, der die Rolle kann, die Güte haben, sie an seiner Stelle zu sprechen, damit das Schauspiel kein Hindernis erleide; da er aber nie auf einem Theater gespielt hat, und durchaus nicht auf dieses Debüt vorbereitet war, so nimmt er Ihre ganze Nachsicht in Anspruch.«

Glücklicher Weise für den Debütanten war Champmeslé beim

Publikum nicht angebetet; der ganze Saal, der wohl gefühlt hatte, daß jenseits des Vorhangs etwas Außerordentliches vorging, brach auch in ein Beifall klatschen aus.

Dieses Klatschen dauerte noch fort, als, um den Enthusiasmus der Zuschauer nicht erkalten zu lassen, die drei Glockenzeichen ertönten, und es ging der Vorhang unter einer tiefen Stille und einer allgemeinen Erwartung aus.

Erklären wir nun, warum Fräulein Olympia von Clèves so hartnäckig an diesem Abend *Herodes und Marianna* spielen wollte.

X.

Olympia von Clèves.

Mademoiselle Olympia von Clèves, die man bei der Schauspielertruppe kurz Olympia nannte, diese schöne Person, welche wir schon zweimal haben erscheinen sehen, das erste Mal auf der Straße, im Gefolge der Prozession von Herodes und Marianna, das zweite Mal auf der Treppe des Foyer, und die jedes Mal einen so lebhaften Eindruck auf Banniére hervorgebracht hatte, Olympia von Clèves war ein Fräulein von Stande, das ein Liebhaber, ein Musketier, im Jahre 1720, als Olympia kaum sechzehn Jahre alt war, aus dem Kloster entführt hatte.

Dieser Musketier, nachdem er seiner Geliebten beinahe ein Jahr treu geblieben war, was fast unerhört in den Annalen der Compagnie, halte sie an einem schönen Morgen verlassen, und man hatte ihn nicht wieder gesehen.

Nun allein, verlassen, ohne Zukunft, verkaufte Olympia, welche es nicht wagte, zu ihrer Familie zurückzukehren, und ohne Mitgift nicht wieder ins Kloster gehen wollte, die wenigen Juwelen, die ihr blieben, und. debütierte, nachdem sie ein Jahr studiert hatte, auf einer Provinzbühne.

Sie war so schön, daß sie ausgepiffen wurde.

Olympia begriff, daß, wenn die Natur so viel für eine Frau getan halte, ihrerseits die Kunst auch viel für sie tun müsse. Sie fing an zu arbeiten, diesmal mit Ernst, und nach Verlauf eines Jahres wechselte sie das Theater und brachte es dahin, daß man ihr wegen ihres Talentes applaudierte, nachdem man sie wegen ihrer Schönheit ausgepiffen hatte.

Allmählich und von Truppe zu Truppe, stieg Olympia bis zu den Theatern der großen Städte empor, und, ein lebendiges Problem für die Verliebten wie für die Weidmänner, genoss sie einen doppelten Ruf als gute Schauspielerin und als vernünftige Frau.

Nicht als ob Olympia von einem tugendhaften Naturell gewesen wäre, sondern nach einem Mann hatte sie alle Männer hassen gelernt; und da die Wunden in den zärtlichen Herzen tiefer sind,

so lebte eine Wunde noch blutend nach fünf Jahren im Herzen der schönen Verlassenen.

Abbés, Offiziere, Geldmänner, Schauspieler, Schönlinge, Alles behandelte Olympia drei Jahre lang mit derselben Gleichgültigkeit.

Endlich eines Tags, oder vielmehr eines Abends, es war in Marseille, sah Olympia in den Kulissen einen Mann von großer Schönheit und besonders von großer Distinktion: er war in die Uniform der schottischen Gendarmen gekleidet und trug die Auszeichnung eines Kapitäns.

Olympia hatte eine kleine Rolle gespielt, in der man ihr viel Beifall gespendet, und bei ihrem Abgang von der Szene hatten sie viele Menschen umringt.

Wenigstens zwanzig Edelleute, und zwar von den Höchstgestellten, näherten sich ihr, um ihr zu sagen:

»Mademoiselle, ich finde Sie reizend.«

Oder:

»Mademoiselle, Sie sind anbetungswürdig.«

Der Kavalier allein, von dem wir gesprochen, trat auf sie zu und sprach ehrerbietig vor aller Welt:

»Madame, ich liebe Sie.«

Dann, ohne etwas Anderes beizufügen, verbeugte er sich, machte drei Schritte rückwärts und war wieder mit der Menge der Bewunderer von Olympia vermengt.

Diese so seltsam hingeworfene Erklärung beunruhigte Olympia zuerst durch ihre Bizarrerie, sodann durch die Wirkung, die sie auf die Anwesenden hervorgebracht hatte.

Olympia fragte die Leute, die sie umgaben, nach dem Namen des fremden Liebesritters.

Man antwortete ihr, es sei Louis Alexandré, Graf von Mailly, Herr von Rubempré Rieux, Avecourt, Bohard, Coudray und anderen Orten, Kapitän-Lieutenant der Compagnie der schottischen Gendarmen.

»Ah!« machte sie.

Und das war Alles.

Dann begab sie sich allein, wie gewöhnlich, nach Hause.

Sie hatte damals ein Engagement von achttausend Livres jährlich.

Ferner hatte sie von einem alten Verwandten, der trotz ihrer Entweichung mit dem Musketier und ihres Eintritts beim Theater ihr Freund geblieben war, ungefähr dreißigtausend Livres bekommen, von denen sie sechstausend jährlich ausgab, was ihr, mit ihrem Gehalte, fünf Jahre zu vierzehntausend Livres, in Erwartung von Besserem, versprach.

Sie empfing daher zuweilen bei sich und zwar auf eine sehr liebenswürdige Art. Die Gesellschaften, die sie gab, hatten sogar allmählich eine gewisse Berühmtheit in der ganzen Provinz erlangt; es war auch die erste Sorge jedes Mannes nach der Mode, sich bei Fräulein Olympia vorstellen zu lassen. Nicht ein Schmachter fehlte.

Allerdings waren alle Galanterien, die man der schönen Gebieterin des Hauses sagen konnte, rein verloren: Jedermann wurde gut aufgenommen, aber Niemand begünstigt.

Und was noch viel außerordentlicher: Niemand rühmte sich, begünstigt worden zu sein.

Als Olympia nach Hause kam, dachte sie unwillkürlich an Herrn von Mailly.

»Er wird den gewöhnlichen Weg gehen«, sagte sie. »Ich werde ihn an meinem ersten Empfangstage, das heißt, am ersten Tage, wo ich nicht zu spielen habe, bei mir sehen.«

Sie täuschte sich.

Der Graf, der keine Vorstellung versäumte, wenn Olympia spielte, kam nach jeder Vorstellung herbei, um die schöne Künstlerin zu begrüßen.

Doch dies, ohne ein einziges Wort zu sagen, ohne einen einzigen Schritt zu tun.

Dieses Benehmen setzte Olympia sehr in Erstaunen; sie konnte nicht bezweifeln, daß der Graf ernstlich in sie verliebt war. Die Liebe scheint deutlich für die Frau in jeder Bewegung des wahrhaft verliebten Mannes durch.

Sollte er schüchtern sein, dieser Kapitän der schottischen Gendarmen? Das war nicht wahrscheinlich.

Warum, nachdem er sich so entschieden erklärt hatte, wartete

er denn?

Auf was wartete er?

»Bildet er sich etwa ein«, dachte Olympia, weil ich eine Frau vom Theater sei, werde ich ihn für einen so hohen Herrn halten, daß ich ihm von selbst Erklärung durch Erklärung erwidere?«

Sie wartete, bis sich der Graf weiter wagen würde. Der Graf machte nicht einen Schritt mehr.

Olympia faßte den Entschluss, ihm den Rücken zuzuwenden, wenn er am Abend käme, um sie zu begrüßen.

Der Entschluss war heroisch, gefährlich vielleicht. Herr von Mailly, damals ein Mann von drei und dreißig Jahren, gut gestellt bei Hofe, ein guter Edelmann durch sich selbst, vollkommen befreundet, einen Rang in der Welt, einen Grad in der Armee einnehmend, war von Männern und Frauen vortrefflich ausgenommen. Die Beleidigung einer Schauspielerin konnte nicht nur ihn selbst verletzen und empören, sondern auch viele Leute um ihn her verletzen und empören.

Aber es war eine Unerschrockene, diese Olympia. Sie ließ Herrn von Mailly auf sich zugehen und schaute ihm wohl ins Gesicht; dann, nachdem er sie nach seiner Gewohnheit begrüßt hatte, drehte sie ihm den Rücken zu, ohne seinen Bückling zu erwidern.

Der Graf fühlte den Schlag, errötete sehr, richtete sich auf und ging weg, ohne daß er die Aufregung zu bemerken schien, welche der zurückstoßende Empfang von Olympia in der Gruppe, ihrer Hofmacher hervorgebracht hatte.

Am andern Tag erschien Herr von Mailly abermals. Viele Leute hatten schon am Abend vorher Olympia auf die Gefahr aufmerksam gemacht, der sie sich durch ihre Ungezogenheit aussetze.

Aber die Eigensinnige nahm so wenig hierauf Rücksicht, daß sie nun, als Herr von Mailly wiederkam, sogar zurückwich, ehe er begrüßt hatte.

Der Graf ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

Er ging im Gegenteil gerade auf sie zu und sagte mit kurzem, aber artigem Tone:

»Guten Abend, mein Fräulein.«

Und er stellte sich so, daß sie nicht entfliehen konnte.

Jeder schaute dieser Szene mit einer leicht begreiflichen Neugierde zu.

Olympia erwiderte nichts.

»Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen einen guten Abend zu wünschen, mein Fräulein«, sagte Mailly.

»Und Sie haben Unrecht gehabt, da Sie erraten mussten, ich würde Ihnen nicht antworten«, erwiderte sie laut,

»Wären Sie eine gewöhnliche Schauspielerin gewesen«, fuhr Herr von Mailly mit der äußersten Artigkeit fort, »und Sie hätten mir den Schimpf angetan, den ich erleide, so würde ich ein Wort an den Gouverneur dieser Stadt schreiben, daß er Sie für Ihre Ungezogenheit bestrafen ließe, da Sie aber nicht einfach eine Schauspielerin sind, so entschuldige ich Sie.«

»Wenn ich aber nicht einfach eine Schauspielerin bin, was bin ich denn?« fragte Olympia, ihre großen Augen erstaunt auf den Grafen heftend.

»Ich glaube nicht, daß dies der Ort ist, es Ihnen zu sagen, mein Fräulein«, erwiderte Herr von Mailly, der fortwährend die ausgezeichnete Höflichkeit behauptete, aus welcher er sich bei diesem Vorfall seine Verteidigungswaffe gemacht hatte. »Die Geheimnisse des Adels wirft man nicht so in den Wind der Kulissen.«

Olympia hatte zuviel gehört, um nicht zu wollen, daß ihr Herr von Mailly mehr sage. Sie ging entschlossen in eine Ecke des Theaters und winkte ihm, ihr zu folgen.

Er gehorchte.

»Sprechen Sie nun«, sagt« sie.

»Mein Fräulein«, versetzte Herr von Mailly, »Sie sind von Stande.«

»Ich?« erwiderte Olympia erstaunt.

»Ich weiß es, und daher die Achtung, die ich Ihnen immer bezeigt habe, selbst als Sie mich beleidigten, ohne Ursache beleidigten; ich kenne Ihr ganzes Leben, und nichts wird machen, daß ich mein Benehmen gegen Sie bereue, nicht einmal Ihre Strenge.«

»Aber, mein Herr . . . « sagte Olympia ganz bewegt.

»Sie heißen Olympia von Clèves«, fuhr Herr von Mailly unsterblich fort. »Sie sind in einem Kloster in der Rue de Vaugirard erzogen worden. Meine Schwester war mit Ihnen in diesem Kloster. Sie haben es vor drei und einem halben Jahre verlassen, und ich weiß, auf welche Art Sie es verlassen haben?«

Olympia erbleichte. Nur, da sie noch ihre Schminke hatte, wurden bloß ihre Lippen weiß.

»Mein Herr«, erwiderte Olympia, »also trieben Sie neulich Ihr Spiel mit mir, als Sie mir sagten . . . «

Olympia hielt inne.

»Als ich Ihnen sagte, ich liebe Sie«, fuhr Herr von Mailly fort. »Nun, mein Fräulein, ich trieb nicht mein Spiel mit Ihnen, ich sagte Ihnen im Gegenteil die volle Wahrheit.«

Olympia entschlüpfte eine Gebärde des Zweifels.

»Erlauben Sie mir, über eine stumme Leidenschaft, — Herr von Mailly machte eine Bewegung, — oder über eine Leidenschaft, welche nur einmal spricht, zu lachen«, fuhr Olympia fort.

»Mein Fräulein, ich bemerke wohl, Sie haben mich nicht verstanden«, erwiderte Herr von Mailly. »Ich habe Sie gesehen und ich kannte Sie; ich kannte Sie und ich habe Sie geliebt, ich habe Sie geliebt und ich habe es Ihnen gesagt, ich habe es Ihnen gesagt und ich habe es Ihnen bewiesen.«

»Bewiesen!« rief Olympia, die endlich ihren Gegner bei einer Blöße zu packen glaubte. »Bewiesen! Sie haben mir bewiesen, daß Sie mich lieben, Sie!«

»Allerdings. Wenn man eine Schauspielerin liebt, so sagt man zu ihr: ›Sie gefallen mir sehr, Olympia, und, bei meiner Treue, ich werde Sie lieben, wenn Sie wollen.‹ Wendet man sich aber an ein Mädchen von Stand, an Fräulein von Clèves, so spricht man einfach:

›Mein Fräulein, ich liebe Sie.‹«

Und wenn man dies gesagt hat, da man ohne Zweifel genug getan hat«, erwiderte Olympia verächtlich lachend, »so erwartet man, daß dieses Mädchen von Stande einem seine Antwort bringt!«

»Man erwartet nicht das, was Sie sagen, mein Fräulein, sondern man erwartet, daß eine Frau, welche dadurch, daß sie

von einem Manne verlassen worden ist, gelitten hat, die nie einen Zweiten hat anhören wollen, weil sie die Männer hasst, man erwartet, sage ich, daß diese Frau, verwandelt, entwaffnet durch die Achtung und das Benehmen eines, wackeren Mannes, allmählich den Hass verjagt, um auf die Liebe zu hören. Das ist es, was man erwartet, mein Fräulein.«

»Mir scheint«, entgegnete Olympia zitternd, »mir scheint, es wäre dann besser gewesen, nichts zu dieser Frau zu sagen.«

»Warum denn, mein Fräulein? Die Huldigung eines Edelmanns kann nicht unangenehm sein, und zeugt vor Allem von seiner Höflichkeit; sodann ist sie ein Vorbehalt für die besseren Tage, und endlich bezeichnet sie, daß die Frau, welche der Gegenstand derselben war, eine schlechtere Wahl treffen könnte. Dies ist es, was ich Ihnen Alles zu beweisen suchte, — zu glücklich, wenn es mir gelungen ist.«

Während dieser, durch eine seltene Distinktion der Stimme und der Gebärde erhöhten. Rede hatte Olympia ihr Herz von einer sanften und belebenden Wärme sich anschwellen gefühlt.

Sie senkte einige Sekunden die Augen und schlug sie dann zärtlich wieder aus.

Der Graf hatte nicht nötig, daß sie sprach.

»Bin ich verstanden?« sagte er.

»Fragen sie mich das in acht Tagen«, antwortete sie, »und wenn ich daran gewöhnt sein werde, fragen Sie mich, ob Sie geliebt seien.«

Und indem sie so sprach, hob sie die Hand bis zu den Lippen des Grafen empor, der vor Freude bebte, und verschwand.

Der Graf, statt ihr zu folgen, verbeugte sich ehrerbietig und kehrte zu den Offizieren zurück, die ihn über die Erklärung befragten.

»Sie ist stürmisch gewesen?« sagte der Eine.

»Hagel?« fragte der Andere.

»Donner oder Regen?« sprach ein Dritter.

»Meine Herren«, antwortete der Gras von Mailly, »Mademoiselle Olympia ist in der Tat ein anbetungswürdiges Frauenzimmer.«

Und er verließ sie nach diesen Worten.

Sie schauten ihm mit Erstaunen nach, als er sich entfernte, doch einige Tage sollten genügen, um ihnen das Geheimnis zu erklären.

XI.

Ein Debüt.

Drei Jahre waren seit dieser Erklärung verlaufen. Drei oder viermal von ihrem Liebhaber durch die Kriege oder die Garnisonen getrennt, halte Olympia allmählich die Kette ihrer Liebe schlaff werden gefühlt. Im Jahre 1727 war Herr von Mailly abermals in Garnison in Marseille; aber Olympia spielte Tragödie und Komödie in Avignon.

Seit zwei Monaten hatte sie den Grafen nicht erblickt; erst am Tage vorher hatte er sie benachrichtigt, genötigt durch die Pflichten seiner neuen Stelle, — Herr von Mailly war Kommandant der Gendarmerie geworden, — genötigt durch die Pflichten seiner neuen Stelle, sagen wir, sich nach Lyon zu begeben, werde er durch Avignon reisen, um der ersten Aufführung von *Herodes und Marianna* beizuwohnen.

Man wird vielleicht fragen, warum Herr von Mailly, reich und verliebt, geduldet habe, daß Mademoiselle Olympia von Clèves beim Theater blieb. Wir antworten hierauf, daß dies nicht von Herrn von Mailly abhing. Er hatte der Schauspielerin wirklich den Vorschlag gemacht, ihr Gewerbe auszugeben; aber nachdem sie aus Not Künstlerin geworden, hatte sie in ihr von Liebe leeres Herz eine Liebe weit verzehrender als die andere, die Liebe für die Kunst, eindringen lassen. Sie hatte daher jeden Vorschlag dieser Art zurückgewiesen und erklärt, nichts in der Welt würde sie bewegen, auf ihre Unabhängigkeit zu verzichten; sie hatte dem zu Folge fortwährend ihre vierzehntausend Livres jährlich ausgegeben, von Herrn von Mailly nur die Geschenke angenommen, wie sie der Liebhaber der Geliebten zu machen pflegt, und ihr Gewerbe als eine Hilfsquelle gegen die schlimmen Tage fortgesetzt.

Zwanzigmal hatte der Graf seine dringenden Bitten in dieser Hinsicht wiederholt, zwanzigmal hatte ihn Olympia zurückgewiesen. Man weiß, daß Olympia das, was sie wollte, sehr wollte, und besonders sehr wollte, wenn sie nicht wollte.

Auf den Brief, den sie vom Grafen erhalten, hatte sie nur

geantwortet, der Graf könne am andern Tage in voller Sicherheit nach Avignon kommen, *Herodes und Marianna* werde am andern Tage gegeben werden.

Dieser andere Tag war ein Donnerstag; *Herodes und Marianna* musste also durchaus am Donnerstag gespielt werden.

Darum hatte Olympia so sehr darauf gedrungen, daß man die Rolle lese, darum hatte sie Banniére umarmt, als er sie zu spielen eingewilligt.

Olympia rechnete vielleicht auf den Succesß, den sie In dieser Rolle haben sollte, um die Zärtlichkeit ihres Liebhabers, die sie seit einiger Zeit abnehmen zu fühlen glaubte, wiederzubeleben; vielleicht setzen wir auch ein Verlangen bei ihr voraus, das sie nicht hatte, und sie rechnete auf nichts, denn die Nacht ist schwarz im Herzen der Frauen in Betreff Alles dessen, was die Mysterien der Liebe bildet.

Wir haben Banniére als Herodes gekleidet in dem Augenblick verlassen, wo das dreimalige Zeichen gegeben worden war, wonach der Vorhang aufgehen sollte.

Herr von Mailly befand sich mit seinem ganzen Generalstab im Saale und hatte die große Mittelloge inne. Er hatte mit dem Publikum die Kulissen angst geteilt, Jeder fragte sich: Wird Schauspiel sein oder wird keines sein? Zahlreich, glänzend und voll Ungeduld, atmete daher die Versammlung hoch aus, als sie, nachdem sie das dreimalige Zeichen hatte geben hören, den Vorhang ausgehen sah.

Wir vermöchten nicht zu sagen, ob es ein Glück oder ein Unglück für Banniére war, daß er weder im ersten, noch im zweiten Act etwas zu tun hatte, wir wissen nur, daß er es zwischen jedem Act sehr bedurfte, durch die Gegenwart von Olympia wieder gestärkt zu werden, welche, um ihn in seiner guten Stimmung zu erhalten, hinter den Vorhang kam und mit ihm die Hauptszene probierte.

Was den unglücklichen Novizen besonders mit Besorgnissen erfüllte, war nicht der päpstliche Legat, der dieser feierlichen Vorstellung beiwohnte, es war nicht Herr von Mailly mit seinem Generalstab, es waren nicht die Behörden der Stadt auf den ersten Bänken des Saales, es waren die zwei Jesuiten-Väter, von

denen er wusste, sie seien anwesend, als wären sie gekommen, um seine Erscheinung zu belauern, und die ihn vielleicht. trotz seines Bartes und seines königlichen Mantels erkennen würden.

Banniére wurde auch mehr als einmal von einem unwiderstehlichen Verlangen, zu entfliehen, ergriffen. Doch zwei Dinge widersetzten sich diesem: einmal die Anziehungskraft, die ihn an Olympia fesselte, und dann die Bewachung, die man um ihn her übte. Niemand, vom ersten Schauspieler bis zum letzten Komparsen, war es unbekannt, daß der Debütant beinahe durch Überempelung debütierte, daß er das Novizenkleid abgelegt hatte, um das Kostüm von Herodes anzuziehen, und da er, im Ganzen genommen und mit noch viel mehr Grund, von einem Gewissensbisse, dem ähnlich, welcher Champmeslé fort getrieben halte, gepackt werden konnte, so wollte man nicht, daß eine und dieselbe Ursache ein und dasselbe Resultat herbeiführe, und daß das Stück, welches beinahe nicht angefangen hätte, nachdem es angefangen, der Gefahr, nicht zu, endigen, ausgesetzt sei.

Herodes war also in der Tat durch die Wachen bewacht, welche bei jedem Schritte, den er in den Kulissen machte, ihren Platz verließen und ihm mit eben so viel Regelmäßigkeit folgten, als wir seitdem in dem vortrefflichen Drama *Marion de Lorme* die Garden des Herrn von Nangis ihrem Oberherrn haben folgen sehen.

Endlich ging der Vorhang, den man nach dem ersten und zweiten Act heruntergelassen hatte, zum dritten Male aus; der furchtbare Augenblick nahte heran. Banniére hörte, mehr tot als lebendig, einen Vers nach dem andern entfliegen, und bei jedem Verse, der entflog, fühlte er seinen Eintritt näher kommen. Obgleich die Schauspieler die gewöhnlichen Tempi nahmen, schien es ihm doch, als beschleunigten sie ihren Vortrag auf eine wahnsinnige Art. Die Szenen gingen eine nach der andern an seinen Augen vorüber, wie jene dunkeln Dünste, welche an einem niedrigen Himmel die stürmischen Westwinde fortreißen. Endlich kam die dritte Szene des dritten Acts, diejenige, welche unmittelbar dem Eintritte von Herodes vorhergeht. Wie eine steigende Flut sah der unglückliche Banniére den Augenblick, wo er vor dem Publikum zu erscheinen hatte, auf sich zukommen; bald waren zwischen ihm und diesem äußersten Augenblicke nur

noch vier Verse, bald nur noch zwei, nur noch einer! Mit dem letzten Halbverse floß ein kalter Schweiß über die Stirne von Banniére. Eine Art von Schwindel bemächtigte sich seiner, er schaute umher, ob ein Weg für seine Flucht offen sei; als er sich aber umwandte, sah er Olympia, die ihm zulächelte und ihn mit einem Blicke ermutigte. Er hörte um sich her leise sagen: »Auf! auf!« er fühlte, wie eine kleine Hand, mächtiger als die Hand eines riefen, ihn von hinten schob, und eine Stimme voll Harmonie rief ihm zu: »Mut! Mut!« Der Hauch, der dieses Wort begleitete, brannte auf seiner Wange. Er machte einen Schritt und fand sich den Lichtern, dem Lustre und dreitausend Blitzen gegenüber, welche aus den Augen der Zuschauer hervorsprangen, und unter denen er schimmernd von ihrem höllischen Glanz die der zwei ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu funkeln zu sehen glaubte.

Er trat langsam, keuchend, geblendet und bereit, bei jedem Schritte auf dem unmerklichen Abhang des Bodens zu stolpern, ein.

Doch er war so schön von Gestalt und Gesicht, er trug in seinen Zügen einen Charakter von so düsterer Melancholie, er hatte ein so wohlgeformtes Bein, ein Auge so voll Flammen, daß, um ihn gleich von Anfang zu beruhigen, und dann, um ihm für seine Gefälligkeit zu danken, ein Beifallsdonner in diesem stehenden Parterre losbrach, das die Neugierde unter ihrer unwiderstehlichen Anziehungskraft schwanken machte, wie unter einem Sommerwinde ein Kornfeld sich beugt und schwankt.

Die Wirkung war rasch; die Wolke, welche die Augen von Banniére bedeckte, hellte sich auf; das Blut, das in seinen Ohren brauste, unterbrach sein Klingen, und elektrisiert durch diese Bravos, wie der Renner durch das Lob oder durch die Peitsche angestachelt wird, griff er mutig seinen ersten Vers an.

Das, worauf er sich verlassen konnte, war sein Gedächtnis, das, worauf er sich nicht verlassen konnte, war seine Person. Seine Person machte Effekt. Die Hälfte der Partie war also gewonnen.

Unter den Bravos stählte sich Banniére wieder; er sagte sich, im Ganzen sei er ein Mensch wie alle andere Menschen, durch den Verstand den Leuten des Saales gleich, durch sein Talent

vielleicht Meister der Leute der Szene.

Banniére sprach daher seine Tiraden beinahe so beherzt auf dem Theater, als er sie im Foyer gesprochen hatte.

In Ermangelung des Wissens hatte er die Stärke, In Ermangelung des Detail hatte er das Feuer, und da in seiner ersten Szene mit Olympia diese ihm leise zwei oder dreimal sagte: »Gut! sehr gut!« so spielte er in der Tat sehr gut, denn er spielte, wie er es in der Meditationsstube getan hätte, ohne die Gefahr zu kennen.

Was Olympia betrifft, welche ihr Theater seit langer Zeit kannte, was Olympia betrifft, die statt böswillige Jesuiten im Saale zu haben, hier Herrn von Mailly und einen ganzen Generalstab von Anbetern hatte, so ließ sie sich fortreißen, wie sie es vielleicht nie bei Champmeslé getan hatte, und machte alle ihre Effekte, ohne einen einzigen zu verfehlen, unterstützt, wie sie war, durch das billigende Gemurmel des ganzen Saales und durch die geräuschvolleren Bravos der Garnison.

Die Vorstellung war schön. Banniére hatte sich nicht nur nicht geirrt, sondern er hatte auch die Stichwörter den Wachen, den Vertrauten, den Schauspielern, den Mimen eingeblasen.

Man erinnert sich, daß Banniére das ganze Stück auswendig konnte.

Nach seinem ersten Austreten wurde er auch von allen Frauen und allen Männern der Truppe mit Komplimenten überschüttet. Nach seinem zweiten Auftreten hatte er auch nur noch die Frauen für sich, welche ihm, man muss es sagen, in ihrer Bewunderung bis zum Ende des Stückes treu blieben.

Als das Stück beendet war, umarmte Olympia Banniére nicht mehr, sie dankte ihm.

Banniére fühlte diese Nuance nicht. Er war zu sehr betäubt. Der Mensch, der sich mit schwerem Weine berauscht hat, kennt des Aroma der zarten Weine nicht mehr.

Man wünschte also Banniére Glück, man schmeichelte ihm, man umringte ihn; er entzog sich allen diesen Glückwünschen, denn er hegte immer noch auf eine unbestimmte Art die Hoffnung, in das Noviciat zurückzukommen, und floh nach der Loge, wo er sich aus- und angekleidet hatte.

Er hatte viel Mühe, sie wieder zu finden, doch er fand sie am Ende.

Das Erste, was Banniére beim Eintritt in seine Loge bemerkte, war ein Bad bestimmt, die Befleckung des Körpers durch das Wasser zu tilgen, wie man die Befleckungen der Seele durch die Beichte tilgt. Champmeslé hatte die Gewohnheit, ein Bad nach jeder neuen Leistung zu nehmen. Banniére schaute dieses Bad mit Begierde an. Banniére dachte, da er die Rolle von Champmeslé gespielt habe, so könne er wohl das Bad von Champmeslé nehmen. Von Folgerung zu Folgerung kam er sogar dahin, daß er sich bewies, er habe alle Rechte auf dieses Bad, während Champmeslé keines darauf habe.

Banniére legte also sein Herodes-Kostüm ab und streckte sich wollüstig in diesem Bade aus.

Er war hier seit zehn Minuten, rieb sich nach Herzenslust mit der Seife von Champmeslé und sah, wie einen vergangenen Traum, vor sich bis auf die kleinsten Einzelheiten alle Ereignisse dieser feierlichen Vorstellung, als man an die Tür seiner Loge klopfte.

Banniére bebte in seinem Bade wie ein Dieb, der auf frischer Tat ertappt wird.

»He! was will man von mir?« fragte er. »Man kann nicht herein.«

Banniére war voll Schamhaftigkeit.

»Man verlangt nicht hineinzukommen«, antwortete die Stimme des Friseur.

»Man verlangt den König Herodes.«

»Wo?«

»Im Foyer.«

»Und was will man vom König Herodes?«

»Der Herr Graf von Mailly gibt den Herren und Damen ein Abendessen und sagt, dieses Abendessen wäre unvollständig, wenn es die Königin Marianna ohne den König Herodes hätte.«

Banniére antwortete einen Augenblick nichts; er dachte, er habe keine andere Kleider anzuziehen, als seine Jesuitenkleider, und er würde eine traurige Figur bei diesem heiteren Abendbrot mit seiner schwarzen Tracht spielen.

»Sagen Sie, ich danke von ganzem Herzen dem Herrn Grafen von Mailly für die Ehre, die er mir erweisen wolle«, erwiderte Banniére, »aber ich könne sie nicht annehmen, da ich kein Kleid habe.«

»Wie, kein Kleid?« rief der Friseur; »haben Sie nicht das Kostüm des Königs Herodes, ganz von Hermelin, Sammet und Seide?«

»Ja«, versetzte Banniére, »doch das ist ein Kostüm und kein Kleid.«

»Ei! Jedermann ist im Kostüm«, sagte der Friseur; »das ist im Gegenteil eine der Bedingungen des Abendbrots.«

»Fräulein Olympia auch?« fragte Banniére.

»In großem Kostüm. Sie hat nur ihre Schminke und ihre Schönfleckchen weggemacht und ein Bad genommen; darum ist man noch nicht bei Tische.«

Ein Abendbrot mit Herrn von Mailly, ein Abendbrot unter dem Vorsitze von Olympia, ein Abendbrot, wo er sie wiedersehen sollte, wo sie ihm sagen würde, er habe gut gespielt, ein Abendbrot besonders, wobei er nicht mit seinem schmutzigen Novizenkleide, sondern mit seinem glänzenden Kostüm des Herodes erscheinen würde! Das war mehr, als er brauchte, um Banniére zu bestimmen, zwei Stunden später in das Noviciat zurückzukehren. Überdies wusste man entweder seinen Ausgang oder man wusste ihn nicht; wusste man ihn nicht, so machten die zwei Stunden nichts; wusste man ihn, so machten die zwei Stunden nicht viel, und die Strafe würde so erschrecklich sein, daß die zwei Stunden mehr sie kaum erschweren könnten.

Banniére war in der Lage eines Menschen, der gehenkt zu werden verurteilt ist, und der, indem er sich einen großen Genuss erlaubt, Gefahr läuft, gerädert zu werden. Sterben, um zu sterben — Banniére wollte sich vor seinem Tod das Vergnügen eines Gottes machen.

Er antwortete daher ziemlich hoffärtig:

»Nun denn, so sagen Sie Herrn von Mailly, ich werde die Ehre haben, seiner Einladung zu entsprechen.«

Banniére ging in der Tat strahlend und duftend aus seinem Bade hervor. Aus das Roth des Theaters war das matte Braun

seiner Hut diese Schminke der Leute des Südens, gefolgt; an der Stelle seiner flatternden Perücke wogten seine schwarzen Haare, denen das Wasser den bläulichen Glanz des Rabenflügels gegeben hatte. Er beschaute sich im Spiegel von Champmeslé und bemerkte zum ersten Mal, daß er schön war.

Doch beinahe in demselben Augenblick sagte er mit einem Seufzer:

»Ah! sie auch, sie ist sehr schön!«

Und er begab sich nach dem großen Foyer, wo das Abendbrot zugerichtet war.

XII.

Das Abendbrot.

Olympia war, wie man es Banniére gesagt hatte, in das Foyer herabgegangen. Aber hier erwartete sie eine Überraschung. Sie fand Herrn von Mailly und seine Offiziere gestieft und gespornt und in Reisekleidern. Während der zehn Minuten, welche Olympia in ihrer Loge geblieben war, hatten der Graf und sein Generalstab diesen raschen Wechsel in ihren Anzügen vorgenommen.

Der Graf eröffnete Olympia nun mit der schwermütigsten Miene, die er annehmen konnte, er habe während des Schauspiels eine Stafette vom König erhalten; Seine Majestät Berufe ihn ohne Verzug nach Versailles, und er wäre sogar sogleich nach Empfang dieser Stafette, gemäß der Ehrfurcht, die er den königlichen Befehlen schuldig sei, abgereist, hätte er nicht vor die Ehrfurcht vor dem Königtum die Ehrfurcht der Liebe gesetzt; dem zu Folge habe er seinen Offizieren, sobald der Vorhang gefallen, Befehl gegeben, sich wie für eine Expedition zu stiefeln, wozu er ihnen nur zehn Minuten bewilligt.

Alle waren, wie gesagt, schon im Foyer, als Olympia eintrat.

Nachdem er sich vor ihr verbeugt hatte, wandte er sich gegen die andern Damen um und sprach:

»Meine Damen, wir kommen, um Sie zu begrüßen und Ihnen zu danken; setzen Sie sich zu Tische.«

In diesem Augenblick erschien Banniére an der Tür; bei dem Ausrufe der Verwunderung, den ein paar Frauen von sich gaben, wandte sich Olympia um.

Banniére verdiente in der Tat diesen Ausruf, den seine Gegenwart veranlasst hatte; man konnte unmöglich regelmäßiger schön und auf eine ausgezeichnetere Art schön sein, als er es war.

Olympia gab keinen Ausruf von sich; sie schaute ihn nur mit Erstaunen an.

Herr von Mailly grüßte leicht.

Banniére kreuzte die Hände über seiner Brust, wie es die

Orientalen und die Jesuiten machen, und verbeugte sich.

Er hatte auf eine ganz natürliche Art eine der ehrerbietigsten und elegantesten Begrüßungen gefunden, die man erfinden konnte.

Herr von Mailly richtete an den jungen Mann mit ein paar Worten, welche Olympia durch ein Lächeln billigte, ein Kompliment.

Dann nahm er ein Glas, füllte es mit Champagner, bot es Olympia, schenkte sich ein zweites ein, hob dieses empor und sprach:

»Aus die Gesundheit des Königs, meine Damen und meine Herren.«

Die Offiziere ahmten ihren Kommandanten nach; jeder nahm sein Glas, hob es zuerst empor und leerte es dann auf die Gesundheit des Königs.

Herr von Mailly schenkte sich sein Glas abermals voll, wandte sich gegen Olympia und sprach:

»Und nun, Madame, auf Ihre Anmut, auf Ihre Schönheit.«

Dieser Toast wurde, wie man leicht begreift, mit stürmischem Beifall von aller Welt überschüttet, Banniére ausgenommen, der nicht den Mut hatte, ein zweites Glas zu trinken, obgleich er das erste sehr gut gefunden.

Nicht als hätte ihm Olympia nicht schön wie Venus selbst geschienen, aber Herr von Mailly hatte, so höflich er auch war, den Toast mit einer gewissen Eigentüermiene ausgebracht, die ihm das Herz beklomm.

Herr von Mailly, der im Gegenteil alle Gründe hatte, zu trinken, stellte sein Glas auf den Tisch, nachdem er es bis auf den letzten Tropfen geleert, nahm die Hand von Olympia, küßte sie und sagte:

»Aus baldiges wiedersehen, mein liebes Herz.«

Olympia antwortete nichts; es schien ihr, als sähe sie etwas Seltsames in den Manieren, die der Graf an diesem Abend gegen sie hatte.

Sie beschränkte sich darauf, daß sie ihm mit dm Augen bis zur Tür folgte, lenkte dann ihren Blick in den Saal zurück und heftete ihre Augen auf Banniére.

Er war sehr bleich und stützte sich auf einen Stuhl, ohne welche Stütze man hätte glauben können, er werde fallen.

»Auf, mein König«, sagte sie zu dem jungen Mann, indem sie auf einen Sitz zu ihrer Rechten deutete, »nehmen Sie diesen Stuhl, der für den Grafen bestimmt war. Ehre dem Ehre gebührt.«

Banniére gehorchte mit einer maschinenmäßigen Bewegung und setzte sich zitternd.

In diesem Augenblick hörte man den Tritt der Pferde der Offiziere auf dem Pflaster erschallen und sich in der Richtung von Lyon entfernen.

Banniére atmete.

Olympia stieß im Gegenteil einen Seufzer aus.

Sie setzte sich indessen zu Tische, und da sie eine große Selbstbeherrschung besaß, so schüttelte sie den Kopf und schien ihre Beklommenheit zu vertreiben.

Das Abendbrot war vortrefflich; sich selbst überlassen, wurden diese Herren und diese Damen um so heiterer. Banniére besonders hatte Mailly mit einem Vergnügen weggehen sehen, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte, das er aber zu verbergen sich nicht bemühte.

Die Schauspieler, und besonders die Provinzschauspieler, welche nicht alle Tage essen, haben im Allgemeinen einen guten Appetit. Das Abendbrot von Herrn von Mailly wurde verschlungen.

Banniére, der neben Olympia saß, trank, aß, wurde gereizt, geneckt, sagte kein Wort, und während er mit dem Munde und seinen beiden Händen aß und trank, — man erinnert sich, daß Banniére seit sechsunddreißig Stunden nur ein Mahl gemacht hatte, — verschlang er mit den Augen seine schöne Gefährtin.

Als eine Frau von Geist schien diese den Abgang der Herren Offiziere nicht zu bedauern; sie machte die Honneurs des Schmauses, mit der größten Anmut, sie trieb sogar ihre Freundlichkeit so weit, daß sie alle Männer berauschte, indem sie die Zahl der bestellten Flaschen verdoppelte und das Supplement auf ihre Kosten nahm.

Jeder Moment exaltierte Banniére; denn jeden Moment begegneten seine Augen den Augen, begegnete seine Hand der Hand seiner schönen Nachbarin.

Am Ende des Mahles war Banniére auch kein Mensch mehr: er nannte sich Roscius, er nannte sich Baron.

Nur war er tief verliebt und leicht betrunken. Seine bleiche, melancholische Schönheit hatte sich in eine glühende Schönheit verwandelt. Seine Augen schleuderten zugleich alle Feuer der Liebe und des Weines.

Dann war er es, der Olympia die Augen niederschlagen machte; sobald dies die züchtige Königin bemerkte, begriff sie, daß es Zeit war, den Tisch zu verlassen; sie stand daher auf, grüßte ihre Gefährten, wünschte ihnen viel Vergnügen und ging ohne Zorn, aber auch ohne Schwäche weg.

Sie hatte nur Wasser getrunken.

Als sie die Männer aufstehen und weggehen sahen, versuchten sie es auch, aufzustehen, und ihr Artigkeit zu erweisen; doch in dem Augenblick, wo es sich darum handelte, diese Bewegung auszuführen, stolperte die eine Hälfte, die sich nur mit Mühe sitzend erhalten hatte, und rollte auf die andere Hälfte, deren Beine unter dem Tische hervorkamen.

Die Frauen ahmten Olympia nach; nur fand der Unterschied statt, daß sie, als sie sich zurückzogen, vor dem jungen Manne defilierten und, da es sich um eine ewige Trennung handelte, weil Banniére in sein Kloster zurückkehren sollte, ihn zum Abschied alle umarmten.

Bei der Letzten wandte sich Olympia, welche eben über die Schwelle schritt, um und sah den schamhaften Joseph die Lippen abwischen.

Sie lächelte und verschwand.

Da wurde Banniére, der allein unter diesen Trinkern blieb, welche auf dem Boden des Foyer zerstreut umher lagen, wie entwurzelte Bäume auf der Erde eines Waldes liegen, wieder von einer unaussprechlichen Traurigkeit erfaßt.

Mit dem Abgang von Olympia war in der Tat der Traum entflohen, und die Wirklichkeit war wiedergekehrt.

Die Wirklichkeit, das heißt:, statt des goldenen Himmels, in welchem er in Gesellschaft der Götter und der Göttinnen gelebt hatte, das Kloster, wo er wieder schwarze Menschen finden sollte; statt des von Lichtern funkelnden Foyer, wo noch das Beifall

klatschen des Saales und das Anstoßen der Gläser erscholl, die Meditationsstube mit ihrem trockenen Brot, ihrem klaren Wasser und ihren finsternen Inschriften.

Alles dies war nicht sehr anziehend, und dennoch musste er Alles dies wieder aufsuchen.

Er durchschritt den Speisesaal langsam und mit großer Vorsicht, um nicht auf die Leiber der Unglücklichen Streiter zu treten, welche dem Rottenfeuer des Chambertin und des Champagners unterlegen. Er war schwermütig wie ein siegender General, der das Schlachtfeld besucht, auf dem er die Hälfte seines Heeres gelassen hat. Man hätte glauben sollen, es wäre Pyrrhus nach dem Siege von Heracles.

Er kehrte in die Loge zurück, wo er sich angekleidet hatte: die Lampen waren im Verscheiden begriffen; er fachte die dem Erlöschen nahe Flamme wieder an und schritt zur Aufsuchung seiner Novizenkleider, die er in einem Winkel gelassen hatte.

Zu seinem großen Erstaunen waren sie verschwunden.

Banniére glaubte Anfangs, der Schneider habe die Kleider hinter eine Tür oder in einen Schrank geworfen; er stieß alle Türen auf, er öffnete alle Schränke, aber vergebens.

Nachdem er eine Viertelstunde gesucht hatte, verzweifelte er und ging hinab.

Der Hausmeister wachte allein noch im Theater: Schneider, Friseur, Aufwärter und Diener, Alles war weggegangen.

Der Hausmeister schaute ihn an und sagte:

»Das gehörte also Ihnen, ein schwarzer Rock, eine schwarze Hose und ein Hut wie ein vierpfündiger Laib Brot?«

»Allerdings, das gehörte mir.«

»Ei! Ei! es muss Ihnen nicht so gut stehen, als das Kostüm, das Sie noch haben.«

»Sie haben die Kleider also gesehen?« sagte Banniére zur Erklärung antreibend.

»Gewiss habe ich sie gesehen«, antwortete der Hausmeister.

»Und wo dies.«

»Auf dem Rücken von Herrn Champmeslé, bei Gott!«

»Wie, auf dem Rücken von Herrn Champmeslé?«

»Ja; er ist in seine Loge zurückgegangen; als er in seine Loge zurückkam, sah er Ihre Kleider, und als er sie sah, machte er das Zeichen des Kreuzes.«

»Ohne etwas zu sagen?«

»Doch. Er hat gesagt: ›Es ist entschieden der Wille Gottes, da er mir nicht nur den Beruf, sondern auch das Kleid schickt.«

»Und dann?«

»Dann hat er seine weltlichen Kleider ausgezogen und Ihre Novizenkleider angezogen.«

»Aber was ist aus *seinen* Kleidern geworden?«

»Er hat sie dem Schneider geschenkt, unter der Bedingung, daß seine Frau acht Tage lang fünf Pater und fünf Ave für ihn bete.«

»Und er ist schon lange weggegangen?«

»Oh! über eine Stunde.«

Das war, um den Kopf zu verlieren: Banniére blieb auch ganz verblüfft durch diesen Vorfall.

Wenn es schon eine ernste Sache war, um zwei Uhr Morgens in das Noviciat im Jesuitenkleide zurückzukehren, so war es noch viel ernster, dies im Kostüm von Herodes zu tun.

Es kam ihm indessen ein Gedanke.

Das war keine Stunde, um In den Straßen herumzulaufen, nicht einmal in Jesuitenkleidern. Champmeslé musste nach Hause gegangen sein.

»Wo wohnt Herr Champmeslé?« fragte Banniére.

»In der Grande-Rue, der Nische des heiligen Benedict gegenüber, unmittelbar neben Fräulein Olympia.«

»Fräulein Olympia!« wiederholte unwillkürlich Banniére, indem er einen Seufzer ausstieß. »Fräulein Olympia! Ah!«

Dann, da er unbeweglich blieb, fragte der Hausmeister:

»Nun, wozu entscheiden Sie sich? Ich muss schließen; es ist Zeit. Morgen werden Sie den ganzen lieben, langen Morgen in Ihrem Bette schlafen, während ich um sechs Uhr bei meinem Geschäfte sein muss.«

Banniére lächelte bitter.

Den ganzen lieben, langen Morgen in seinem Bette schlafen!

Es war wohl hiervon für ihn die Rede!

»Nun!« wiederholte der Hausmeister, »haben Sie nicht gehört? Champmeslé wohnt in der Grande-Rue der Statue des heiligen Benedict gegenüber, unmittelbar neben Fräulein Olympia.«

»Doch, ich habe gehört«, erwiderte Banniére; »zum Beweise mag dienen, daß ich dahin gehe.«

Und als ein Mensch, der seinen Entschluss gefasst bat, stürzte er mutig auf die Straße, immer im Kostüm des Herodes.

Der Hausmeister schloß die Tür hinter ihm.

XIII.

Wo sich Banniére in eine große Verlegenheit setzt.

Banniére folgte der ihm vom Hausmeister bezeichneten Richtung. Er fand die Statue des heiligen Benedict und gegenüber ein Haus, von dem er dachte, es müsse das von Champmeslé sein.

Doch dieses Haus war traurig und finster wie das Herz voller Gewissensbisse und Bangigkeiten, das darin wohnte. Alle Läden waren geschlossen, einen einzigen ausgenommen, — ein offenes, aber erloschenes Auge, das die Nacht im Innern wie außen sehen ließ.

Das Haus daneben, das der Hausmeister als das von Olympia bewohnte bezeichnet hatte, schien dagegen jenes sanfte nächtliche Leben, welches schon nicht mehr das Wachen und noch nicht der Schlaf ist, zu leben. Wohl waren die Jalousien im ersten Stocke, dem einzigen, der für den Augenblick bewohnt zu sein schien, geschlossen, aber durch die Zwischenräume der Jalousien sah man ein rosiges Licht dringen, das, gemildert durch seidene Vorhänge, entweder das Schlafzimmer oder das Boudoir einer hübschen Frau bezeichnete.

Banniére-Herodes betrachtete dieses reizende rosige Licht, seufzte und klopfte an die Tür von Champmeslé.

Aber nach dem von ihm gegebenen Prospectus, — ein diesmal getreuer Prospectus, — war das Haus einsam, denn auf die drei unter der Hand von Banniére schallenden Schläge antwortete kein Geräusch.

Banniére klopfte sechsmal. Dieselbe Stille.

Banniére klopfte neunmal.

Bis jetzt war Banniére die Zahl drei, welche, wie man weiß, den Göttern gefällt, verdoppelnd und verdreifachend zu Werke gegangen; als er aber sah, daß man auf seine neun Schläge nicht antwortete, fing er an ungeduldig zu werden und unternahm ein Getrommel, das bald die Hunde der drei bis vier benachbarten Häuser aufgeweckt hatte, welche Hunde ein Konzert anstimmten, wobei alle tiefe und alle hohe Noten der Hundetonleiter vertreten

waren.

Ohne Zweifel hatten das Geräusch des Klopfens und das Concert, das dadurch erfolgt war, mehr oder minder unangenehm die Mieterin des Nachbarhauses berührt, denn eine von den mit einem so schönen Rosa gefütterten Jalousien öffnete sich, eine Kammerjungfer, eine wahre Marton der Komödie, mit ihrer blauen Haube auf dem Ohr, streckte ihren Kopf, durch den Zwischenraum der Jalousie und fragte mit einem süßsauren Stimmchen:

»Wer macht denn einen solchen Lärmen zu einer solchen Stunde?«

»Ach! Mademoiselle Claire, ich bin es«, antwortete Banniére.

Banniére hatte eine von den Zofen von Olympia erkannt, und da sie Olympia in seiner Gegenwart genannt und er nicht ein Wort von dem, was Olympia gesagt, vergessen hatte, so erinnerte er sich des Namens dieser Kammerjungfer.

»Wer, Sie?« fragte das Mädchen, das mit seinen Katzenaugen die Finsternis zu durchdringen suchte.

»Ich, Banniére, der Debütant.«

»Ah Madame«, rief die tolle Soubrette, indem sie sich umwandte, um zu ihrer unsichtbar gebliebenen Gebieterin zu sprechen:

»Ah! Madame, es ist Herr Banniére!«

»Wie, Herr Banniére?« fragte Olympia.

»Ja, und sogar, sogar . . . ah! Madame, entschuldigen Sie mich, wenn ich mich des Lachens nicht erwehren kann, aber der arme Junge ist noch in seinem Kostüm des König Herodes.«

»Unmöglich!« rief Olympia, denn sie konnte nicht begreifen, welche Notwendigkeit Banniére zwang, so verkleidet in den Straßen herumzulaufen.

»Doch! doch!« erwiderte Claire. »Nicht wahr, Herr Banniére, Sie sind noch als Herodes gekleidet?«

»Ach! ja, Mademoiselle«, antwortete der Unglückliche.

»Oh! Madame will mir nicht glauben.«

Banniére kam eine Hoffnung.

»Sie hat sich nur dem Fenster zu nähern, und sie wird sich

durch ihre eigenen Augen überzeugen«, sagte er.

Banniére hatte, um diese Worte zu sprechen, die rührendsten Noten seiner Stimme benützt. Diese Noten klangen bis in den Grund des Herzens von Olympia, und, halb lachend, halb gerührt, trat sie ebenfalls ans Fenster, wo ihr aus Respekt Claire den Platz abtrat, während sie aus Neugierde hinter ihrer Gebieterin blieb, sich auf den Fußspitzen erhob und über die Schulter von Olympia schaute.

»In der Tat, Herr Banniére, Sie sind es?«

»Ja, mein Fräulein.«

»Aber was machen Sie denn da?«

»Sie sehen es wohl, mein Fräulein: ich klopfe an die Tür von Herrn von Champmeslé.«

»Herr von Champmeslé ist nicht zu Hause.«

»Ach! ich befürchte es, mein Fräulein.«

»Was haben Sie denn zu dieser Stunde bei Herrn von Champmeslé zu tun?«

»Mein Fräulein, ich habe meine Kleider von ihm zurückzufordern.«

»Welche Kleider,?«

»Meine Novizenkleider, die er in seiner Loge gefunden und angezogen hat, und mit denen er, wie es scheint, weggegangen ist.«

»Oh! armer Junge!« murmelte Olympia.

Banniére hörte die Worte nicht, aber er sah die Bewegung und begriff die Gebärde.

»Mein Fräulein«, sagte er. »es ist wahr, Herr von Champmeslé ist nicht nach Hause gekommen, doch er muss nach Hause kommen.«

»Gewiss muss er nach Hause kommen, zu einer oder einer andern Stunde.«

»Das ist auch meine Überzeugung, mein Fräulein; aber ich kann ihn nicht vor seiner Tür und so gekleidet erwarten.«

»Warum nicht?« fragte Olympia.'

»Weil der Tag kommen wird, mein Fräulein: es ist wenigstens drei Uhr, und wenn man mich in diesem Kostüm sieht, so bin ich

verloren.«

»Verloren!«

»Und zwar verloren, weil ich Ihnen einen Dienst geleistet habe.«

»Warum sind Sie verloren?«

»Weil ich Noviz bei den Jesuiten bin.«

»Ah! es ist wahr; armer Junge!«

»Mein Fräulein, wenn Sie erlaubten, daß ich bei Ihnen einträte?«

»Wie beliebt?«

»Ich würde warten, wo Sie mich wollten warten lassen: in Ihrem Speisezimmer, in Ihrem Salon, in Ihrem Vorzimmer.«

Olympia wandte sich um, als wollte sie Claire befragen.

»Ei!« rief die Zofe, »ich sage, man müsste ein sehr schlechtes Herz haben, um einen so schönen Jungen vor der Tür zu lassen.«

»Ah! wahrhaftig?«

»Ich glaubte, Madame frage mich. Ich bitte Madame um Verzeihung, wenn ich meine Ansicht ausgesprochen habe, ohne dazu befugt zu sein.«

»Nein; im Gegenteil, Sie haben wohl getan, denn ich fragte Sie wirklich um Ihre Ansicht, und Ihre Ansicht ist auch die meinige.«

»Mein Fräulein«, rief Banniére, »was entscheiden Sie über mich?«

»Lassen Sie den Jungen heraufkommen«, sagte Olympia zu ihrer Kammerjungfer, »und er soll im Zimmer nebenan bleiben.«

»Madame weiß, daß das Zimmer nebenan mein Zimmer ist.«

»Nun! wenn er in Ihrem Zimmer ist, werden wir sehen, was sich tun lässt.«

Claire rannte nach der Stubentür, um diesen Befehl zu vollziehen. Olympia warf aber einen letzten Blick auf den unglücklichen Banniére, der seine Arme gegen sie ausstreckte, wie ein Schiffbrüchiger gegen den Leuchtturm am Ufer, und schloß wieder ihr Fenster.

Banniére hatte einen Augenblick der Verzweiflung; während er seine Bitte ausgesprochen, hatte er sie selbst ein wenig vermessen gesunden, so daß er, als er dieses reizende, rosa

gefütterte Fenster schließen sah, sich völlig abgewiesen glaubte.

In diesem Augenblick einer sehr natürlichen Verzweiflung begann er wieder an die Tür von Champmeslé zu klopfen.

Während er mit aller Heftigkeit anklopfte, hörte er, daß die benachbarte Tür ganz sachte geöffnet wurde.

Derselbe Kopf mit einer blauen Haube erschien, und auf zwei rosigen, lächelnden Lippen sah er, so zu sagen, das Wort: »Kommen Sie!« hervorgehen.

Banniére ließ sich dieses Wort nicht wiederholen; er stürzte in den Gang, dessen Tür Mademoiselle Claire hinter ihm schloß; dann, da er sich in einer vollkommenen Finsternis befand, suchte eine kleine Hand die seinige, und als sie diese gefunden, zog sie ihn vorwärts, während dieselbe sanfte Stimme, welche im Ohre von Banniére wie die eines himmlischen Vermittlers klang, leise zu ihm sagt«:

»Folgen Sie mir.«

Nichts war leichter, als diesem seidenen, wohlriechenden Führer zu folgen, der voranging. Am Ende des Ganges fand Banniére eine Treppe, dann eine Wendung, doch bei jeder Veränderung des Terrain wurde Banniére durch einen Händedruck benachrichtigt.

Es konnte also unmöglich Banniére ein Unfall geschehen.

Oben auf der Treppe angelangt, wurde er in das Zimmer von Mademoiselle Claire eingeführt.

Eine einzige Tür, welche man aber doppelt geschlossen sah, trennte ihn nun vom Zimmer von Olympia.

Claire näherte sich dieser Tür und sagte:

»Madame, wir sind da.«

»Gut, Mademoiselle«, antwortete von der andern Seite der Tür Olympia, welche horchte. »Und Sie, Herr Banniére, Sie sind auch da?«

»Ja, mein Fräulein«, erwiderte Banniére; »und sehr dankbar für die Gunst, die Sie mir bewilligen.«

»Es bedarf keines Dankes. Sie sagen also, es fehlen Ihnen die Kleider, um in Ihr Kloster zurückzukehren, und es sei schwierig für Sie, als König Herodes dahin zu gehen?«

»Ich glaube, daß dies unmöglich ist, mein Fräulein.«

»Nun! ich will Ihnen andere geben.«

»Kleider?«

»Ja.«

»Teufel!« sagte leise Banniére, der mehr und mehr' das Verlangen, nach dem Noviciat zurückzukehren, verlor, »das ist nicht mein Wunsch.«

Dann sprach er laut!

»Ich danke Ihnen aufrichtig, mein Fräulein.«

»Ah!« unterbrach ihn leise Mademoiselle Claire, »werden Sie die Kleider annehmen?«

Sehr erfreut, sich unterstützt zusehen, machte Banniére ein Zeichen mit der Hand, welches besagen wollte:

»Seien Sie ruhig.«

»Aber«, fuhr er fort, »ich bin auf eine sonderbare Art aus dem Kloster weggegangen.«

»Wie denn?« fragte Olympia.

»Ich bin zum Fenster hinausgegangen.«

»Zum Fenster hinaus?«

»Ich muss Ihnen sagen, mein Fräulein, daß Ich Gefangener in der Meditationsstube war.«

»Wegen Verletzung der Regeln des Ordens?« versetzte Olympia lachend.

»Weil ich das Trauerspiel Herodes auswendig gelernt habe, mein Fräulein.«

»Ah! Wahrhaftig!«

»Ich entdeckte daß die Stube ein maskiertes Fenster hatte, ich machte dieses frei, und durch das Fenster sah ich . . . Oh! mein Fräulein, was ich durch das Fenster gesehen habe, ist mein Verderben gewesen.«

»Ei! was haben Sie denn gesehen, guter Gott!«

»Ich habe die Prozession von *Herodes und Marianna* gesehen, ich habe gesehen . . . ich habe gesehen, daß Sie Ihren Schleier aufhoben, um Herrn von Mailly zu grüßen, und . . . «

»Und was?« fragte Olympia.

»Und ich habe Sie so schön gefunden, daß ich schwor, Sie am Abend spielen zu sehen.«

Mademoiselle Claire machte eine Grimasse.

»Ah! Wahrhaftig!« versetzte Olympia.

»Ich zerriss also die Tapete der Meditationsstube, ich stieg zum Fenster hinaus, ich lief wie ein Wahnsinniger nach dem Theater, ohne zu bedenken, daß ich kein Geld hatte, um meinen Platz zu bezahlen; plötzlich erblickte ich zwei Jesuiten, welche ins Schauspiel kamen, ich flüchtete mich in den Gang, im Gang begegnete ich Herrn von Champmeslé, der eben entfloh, hinter ihm kamen seine Kameraden, die ihm nachliefen; da ich der Einzige war, der bestimmte Auskunft geben konnte, so schleppte man mich ins Foyer; dort sagte ich, erzählte ich Alles; Sie traten ein, ich sah Sie in Verzweiflung darüber, daß die Vorstellung nicht stattfinden konnte, ich fand Sie noch schöner, als bei der Prozession. Ihre Verzweiflung zerriss mir die Seele, ich vergaß Alles im Angesicht Ihrer strahlenden Gegenwart; ich sagte, es ist wahr, ich werde mich ins Verderben stürzen, doch es wird keine Träne aus diesen schönen Augen fallen, und ich habe mich ins Verderben gestürzt, mein Fräulein. So ist es!«

»Oh! die Schlange!« murmelte Mademoiselle Claire.

»Wahrhaftig«, erwiderte Olympia mit bewegter Stimme, »Wahrhaftig, so ist die Sache gegangen?«

»Oh! bei meiner Ehre, mein Fräulein.«

Man hörte etwas wie einen Seufzer jenseits der Tür.

»Nun«, versetzte Mademoiselle Claire, sich in das Gespräch mischend, »mir scheint, die Dinge stehen nicht so verzweifelt, als Herr Banniére sagt.«

»Oh! sehr verzweifelt, Mademoiselle Claire«, entgegnete Banniére, »Ich schwöre Ihnen, sehr verzweifelt.«

»Erklären Sie sich«, fragte Olympia.

»Herr Banniére ist durch ein Fenster weggegangen.«

»Ja«, sagte Banniére.

»Es war Nacht, als Herr Banniére wegging.«

»Beinahe Nacht.«

»Man wird seine Flucht noch nicht bemerkt haben.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Wohl denn! er kehre durch dasselbe Fenster, durch welches er

weggegangen ist, in das Kloster zurück.«

»Im Ganzen, ja«, vorsetzte Olympia, »er kehre durch dasselbe Fenster ins Kloster zurück.«

Und man hörte etwas wie einen zweiten Seufzer.

»Darin liegt gerade die Unmöglichkeit«, sagte Banniére.

»Die Unmöglichkeit?« fragte lebhaft Olympia; »sprechen Sie, wie so?«

»Dieses Fenster ist sehr hoch.«

»Man wird eine Leiter finden«, rief Mademoiselle Claire.

»Eine Leiter, wo dies?« fragte Olympia.

»Oh! und dann müsste diese Leiter sehr lang sein«, rief Banniére.

»Wir haben eine sehr lange im Garten«, erwiderte Mademoiselle Claire.

»Sie müsste wenigstens dreißig Fuß lang sein«, sagte Banniére.

»Oh! das ist sie wohl.«

»Ja«, versetzte Banniére, »doch man müsste wenigstens zwei Männer haben, um eine Leiter von dreißig Fuß zu tragen, aufzurichten und zu halten.«

Mademoiselle Claire fand keine Antwort auf dieses Argument.

Eine ähnliche Stille, aber von anderer Natur, trat in dem rosenfarbigen Zimmer ein.

Dann, nach einem Augenblick, sagte Olympia:

»In der Tat, mir scheint es sehr schwierig, daß Sie durch das Fenster zurückkehren, da das Fenster so hoch ist.«

»Oh! noch höher, als ich gesagt habe«, rief Banniére.

»Was ist dann zu machen?« versetzte Olympia.

»Mein Fräulein«, sprach Banniére, »ich hoffe, Sie haben nicht den Mut, mich, nachdem Sie mir einen Augenblick Asyl gegönnt, aus Ihrem Hause hinauszustoßen und mich außen der Ungunst der Witterung und dem Zorn der Jesuiten preiszugeben.«

»Herr Banniére kann doch nicht hier bleiben, da dies mein Zimmer ist«, sagte mit empfindlichem Tone Mademoiselle Claire.

»Sie haben Beide Recht«, sprach Olympia, die Tür ihres Zimmers öffnend, »Sie haben Recht, Mademoiselle Claire, führen

Sie den Herrn in mein Ankleidezimmer.«

Und während sie diese Worte sprach, bezeichnete sie mit der Hand auf der Andern Seite des Zimmers eine Tür parallel mit der, welche zu Mademoiselle Claire ging.

»Es ist dort ein Canapee«, fügte sie bei, »und eine Nacht vergeht bald, wenn es halb vier Uhr Morgens im Monat Mai ist.«

Mademoiselle Claire hatte keine Einwendungen zu machen; die gebieterische, sogar königliche Gebärde, welche das letzte Wort begleitet hatte, ließ keine Erwiderung zu. Statt Mademoiselle Claire zu folgen, schritt ihr überdies Banniére diesmal voran.

Er ging leicht, trat kaum auf den Teppich, verbeugte sich vor der schönen Fee, die seit einem halben Tage einen andern Menschen aus ihm machte, und verschwand im Ankleidecabinet.

Mademoiselle Claire folgte ihm, und als sie an der Tür war, fragte sie:

»Was ist nun zu tun. Madame?«

»Schieben Sie den Riegel auf meiner Seite vor, und kleiden Sie mich dann aus«, antwortete Olympia. »Ich denke, es ist Zeit.«

Mademoiselle Claire schob den Riegel vor und kehrte zu ihrer Gebieterin zurück, die ihr den Ärmel ihres Pudermantels darbot, damit sie ihr sich auskleiden helfe.

»Aber, Madame«, fragte Claire, während sie am Ärmel des Pudermantels zog, »wenn Herr von Mailly zurückkäme, wie er gesagt hat?«

»Nun! wenn Herr von Mailly zurückkäme?«

»Was werde ich Ihm sagen?«

»Sie werden ihm einfach sagen, was ist«, erwiderte Olympia.

Und sie zog ihren Pudermantel selbst vollends aus und entließ mit einem Winke Mademoiselle Claire; diese entfernte sich mit gesenktem Kopfe und die Gebärde zeichnend, welche sagen wollte:

»Bei meiner Treue! ich begreife es nicht mehr.«

XIV.

Die Meditationsstube.

Als er in das Kabinett eingetreten war, sank Banniére auf eine große Bergère, auf deren Lehne und in deren Fond noch laue Kleidungsstücke ausgebreitet lagen; es waren die Straßenkleider, welche Olympia kurz zuvor ausgezogen hatte.

Diese sanfte Wärme war im Kabinett vom Boden zum Plafond aufgestiegen und erfüllte die Luft mit sympathetischen Wohlgerüchen.

Exaltiert, schauernd, in einem fieberhaften Zustande, fing Banniére damit an, daß er seinen Kopf in seine beiden Hände nahm, und sich fragte, ob Alles das, was ihm begegne, nicht ein Traum sei, einer von jenen teuflischen Träumen, wie sie, in den ersten Zeiten des Christentums, in ihre Zellen den in ein Kloster eingesperrten Unglücklichen die höhnischen Feinde des Allerheiligsten zusandten.

Die Prozession von Herodes und Marianna, seine Flucht aus dem Kloster, der Gang der Schauspieler, das Foyer des Theaters, das Abendbrot, die Liebesblicke der Komödienfräulein, der Chambertin und der Champagner, dann die Augen von Olympia, dann ihre weiße nervige Hand, die seinen Arm presste, dann ihre Perlzähne, denen Gott ein so reiches Etui gegeben hatte, ihre verborgenen Zähne, welche sich aber plötzlich in einem Lächeln auf der Schwelle des Festsaaes verraten hatten.

Oh! und dann der Weg durch das rosenfarbige Zimmer; Olympia in einem einfachen Pudermantel, mit ihren entpuderten und auf ihre Schultern herabfallenden Haaren; Alles dies machte im Kopfe des trostlosen Banniére, mit den Tiraden von Herodes, mit den Bravos des Publikums, mit einem Reste von Angst, der von Zeit zu Zeit in das Herz des Novizen biß, ein solches Getöse, daß der Weiseste darüber ein Narr geworden wäre.

Banniére hörte Olympia ihre Dienerin wegschicken.

Er schaute umher.

Eine am Plafond an einer silbernen Kette hängende

Alabasterlampe erleuchtete ein reizendes Ankleidekabinett, dem Sachsen nicht nur die Gefäße des Toilettentisches, sondern auch die Spiegel und die Consoles geschickt hatte, und das in den Augen von Banniére, nach einer kurzen Prüfung, an einem kleinen Fehler litt, an der Undurchsichtigkeit seiner Wände.

Banniére bedachte, daß, da das Kabinett eine Tür hatte, die Tür ein Schloß, und das Schloß ein Loch haben müsse. Erwähnter Maßen trieb ihn der Dämon an, der Dämon der Neugierde. Er wollte Olympia noch einmal in ihrem einfachen Negligé anschauen.

Banniére bückte sich vor der Tür und hielt sein Auge an das Schlüsselloch, aber es waltete ein unglückliches Verhängnis über dem armen Novizen. Durch das Schlüsselloch sah man nur einen Lehnstuhl, und dieser Lehnstuhl begrenzte den Horizont, als ob eben derselbe Dämon ihm hätte sagen wollen: Du wirst sie nicht sehen.

Er erhob sich und suchte umher eine andere Öffnung. Da erblickte er über dieser vollen und undurchsichtigen Tür eine, mit einem Mousselinevorhänge geschlossene, rautenförmige Fensterscheibe.

Er erblickte sie und stieß in seiner Freude eine Art von Gebrülle aus.

Der Dämon der Neugierde trieb Banniére fortwährend an.

»Auf!« flüsterte ihm dieser böse Geist zu »auf zum Sturme!«

Banniére nahm einen gestickten Schemel, den er in einer Ecke fand; in einer andern entdeckte er einen Fuß wärmer, den er auf den Schemel stellte, und als das bewegliche Piedestal zurecht gerichtet war, hisste er sich hinaus.

Aber es waren zehn bis elf Fuß vom Boden bis zur Fensterscheibe, und Banniére und die zwei Meubles bildeten nur neun.

Der Noviz erinnerte sich des Fensters der Meditationsstube. Er wollte sich mit den Händen anhängen und hob sich mit der Kraft der Faustgelenke bis zu der glückseligen Glasscheibe empor.

Als er aber seine Sprossen verlassen hatte, trennten sich diese, verloren das Gleichgewicht und rollten mit großem Geräusch auf den Boden.

Banniére blieb mit den ersten Fingergliedern am Rande der Leiste hängen.

Zu gleicher Zeit schlugen seine Füße, welche der Stütze entbehrten, an die Tür, wie es die Schlägel auf einer Trommel tun.

Er hatte selbst bange vor dem Geräusche, das er gemacht; musste darüber wütend werden, denn es war ein lächerliches Geräusch.

Doch es wurde noch viel schlimmer, als er bis Stimme von Olympia ihn fragen hörte;

»Aber, was machen Sie denn da innen, Herr Banniére? Zertrümmern Sie die Scheidewand?«

»Ach! mein Fräulein«, erwiderte der Unglückliche mit einer schmerzlichen Stimme, indem er diesem Ausruf den ganzen Wert eines Seufzers gab.

»Nun! wie? sollte Ihnen zufällig unwohl sein?«

»Ah! mein Fräulein«, fuhr Banniére mit derselben Betonung fort, »eine grausame Angst bedrückt mich.«

»Armer Herr Banniére!« sagte Olympia mit einem Tone voll spöttischen Mitleids; »was widerfährt Ihnen denn? sprechen Sie.«

»Es ist sehr schwer, zu sagen, mein Fräulein.«

»Bah!«

»Ich weiß nur, daß ich sicherlich verdammt bin.«

»Wie! weil Sie eine Tragödie gespielt haben? Oh! ich habe mehr als hundert gespielt, und ich hoffe dessen ungeachtet selig zu werden.«

»Ah! Sie, mein Fräulein, das ist ein großer Unterschied, Sie waren nicht Noviz bei den Jesuiten.«

Olympia lachte. Banniére, der wieder auf seine Füße gefallen war, fühlte seine ganze Verzweiflung sich verdoppeln, und er drückte diese Verzweiflung durch Seufzer aus, welche von traurig kläglich wurden.

»Nun, nun, mein lieber Kamerad, Sie müssen doch schlafen«, sprach Olympia ernst; »es wird sogleich vier Uhr sein.«

»Unmöglich, mein Fräulein, unmöglich. Mein Kopf gerät in Verwirrung.«

»Ei! mein Gott, das ist ja beinahe eine Erklärung!«

»Mein Fräulein!« rief Banniére die Hände faltend, als könnte man ihn von jenseits der Tür sehen.

»Oh!« fuhr Olympia fort, »ich bin Ihrer Ansicht, Sie ziehen sich in der Tat die Verdammnis zu; nehmen Sie sich in Acht.«

»Mein Fräulein«, rief Banniére außer sich; »spotten Sie nicht über mich. Ich schnattere, ich schaudere, ich brenne zu gleicher Zeit. Oh! ich glaube wohl, das ist das, was man verliebt und wahnsinnig verliebt sein nennt.«

»Wäre es nicht eher das, was man betrunken sein nennt, mein armer Kamerad?«

»Oh! nein. Wenn Sie wüssten! mein Kopf ist im Vergleich ruhig. Es ist meine Herz, mein Herz, das immer mehr in Flammen gerät! Wenn ich Ihre Stimme höre, ist es mir, als stürbe ich«,

»Schlafen wir, schlafen wir, lieber Herr Banniére.«

»Mein Fräulein, seit dem Augenblick, wo ich Sie gesehen, habe ich begriffen, daß ich nicht mehr mir gehörte.«

»Mein lieber Banniére, alle Briefe, die ich empfangen, und ich empfangen viele, fangen mit diesen Worten an.«

»Glücklich sind diejenigen, welche Ihnen ihre Aufrichtigkeit beweisen konnten, mein Fräulein!«

»Armer Junge! Sollten Sie zufällig Witz haben, lieber Herr Banniére?«

»Ach! ich weiß es nicht, mein Fräulein.«

»Nun! ich beklage Sie von ganzer Seele, wenn das, was Sie sagen, wahr ist. Schlafen wir.«

»Oh!« rief Banniére, »nun sangen Sie wieder an zu spotten. Wenn Sie wüssten, daß es nur eines Wortes von Ihnen bedürfte, um mich zu trösten . . . ein Wort, ich bedarf desselben sehr. Sie haben keine Idee, wie toll ich sein muss, um mit dieser Dreistigkeit zu Ihnen zu sprechen; nein, ich gehöre nicht mehr mir; nein, Ich bin ein Wahnsinniger! Ah! mein Fräulein, Gott bestraft schon die Sünde, zu der mich der Teufel verleitet hat . . . Liebe! Ach! nicht mir ist die Ihrige vorbehalten! Was bin ich? ein Erdenwurm, ein Atom, ein Elender! Oh! ich bin unwiderruflich verloren, dafür stehe ich Ihnen.«

»Herr Banniére«, sagte Olympia mit dem ernstesten Tone, denn sie sah, daß ein wirkliches Leiden im Grunde dieser komischen

Szene obwaltete, »Herr Banniére, Sie haben Unrecht, sich so zu misshandeln! es ist in Ihnen der Stoff zu einem liebenswürdigen Menschen und einem Jungen von Geist; ich glaube mehr noch, es ist in Ihnen ein redliches und aufrichtiges Herz.«

»Oh!« machte Banniére.

»Sie haben sogar ein hübsches Gesicht«, fuhr Olympia fort; »glauben Sie mir, Sie werden den Weibern gefallen.«

»Ich will nur Ihnen auf der Welt gefallen, nur Ihnen, nur Ihnen.«

»Sie sind aber Noviz bei den Jesuiten!«

»Ah! ja.«

»Und so lange Sie nicht Ihre Kutte in die Nesseln geworfen haben . . . «

»Ei! was liegt daran, ob ich sie behalte oder nicht behalte, diejenige, welcher ich gefallen möchte, wird mich nie anschauen.«

»Diejenige, welcher Sie gefallen wollen, bin ich, nicht wahr?«

»Oh! mein Fräulein, Sie sind es! Sie, Sie!«

»Ich danke! denn Sie sagen das auf eine Art, daß ich nicht daran zweifle, und glauben Sie mir, eine Frau ist Immer dankbar gegen denjenigen, welcher sie wahrhaft liebt. Diesem Manne ist sie also, wenn nicht eine der seinigen gleiche Liebe, — die Frau ist nicht immer Gebieterin über ihre Liebe, — aber die volle Wahrheit schuldig. Wohl denn, Herr Banniére, ich werde geliebt von einem wackeren Manne, den man Herr von Mailly nennt.«

»Ach!« seufzte Banniére, welcher fühlte, daß hier wirklich das unübersteigliche Hindernis war.

»Und da ich Niemand etwas stehle, Herr Banniére«, fuhr Olympia fort, »da ich ein eben so gutes Wort habe, als es mit einander ein ehrlicher Mann und eine ehrliche Frau haben können, so bitte ich Sie, um Ihrer selbst willen, an nichts von dem, was Sie beschäftigt, mehr zu denken.«

»Beschäftigt!« rief Banniére gedemütigt, verdutzt, »sie nennt diese Qual eine Beschäftigung!«

»Sie haben mich gehört, mein lieber Nachbar«, sagte Olympia mit fester Stimme; »in zehn Minuten haben Sie mehr über mich erfahren, als Andere je in zehn Jahren erfahren werden. Ich bin Weib und kann schwach sein. Ich begreife also den Wahlspruch: *Dem Einen oder dem Andern!* nach meinem Geschmack oder

nach meinem Rechte; aber dem *Einen und dem Andern*, nie! Nehmen Sie daher Ihre Qualen in Geduld hin, mein lieber Herr Banniére, strecken Sie sich auf Ihren Kissen aus und schlafen Sie.«

»Gute Nacht, mein Fräulein«, antwortete Banniére mit traurigem Tone; »ich habe Sie tausendmal um Verzeihung zu bitten wegen aller Unruhe, die ich Ihnen verursacht, wegen aller Albernheiten, die ich Ihnen gesagt, wegen aller lächerlichen Ungebührlichkeiten, die ich Sie habe ausstehen lassen. Jetzt, mein Fräulein, begreife ich den ganzen Umfang meines Unglücks. Von diesem Augenblick an seien Sie auch unbesorgt, mein Fräulein, Sie werden mir nichts mehr vorzuwerfen haben. Schlafen Sie, mein Fräulein, schlafen Sie; ich bin in einer stummen Verzweiflung, der grausamsten von allen für denjenigen, welcher sie empfindet, aber der am wenigsten lästigen für denjenigen oder diejenige, welche sie fühlen macht.«

Olympia antwortete diesmal nur durch einen kleinen Ausruf, den Banniére, wenn er eingebildeter gewesen wäre für einen Seufzer hätte halten können.

Der unglückliche Banniére aber versenkte sich in den Lehnstuhl, begrub sich in die Kleider, welche Olympia kurz zuvor ausgezogen, und die den berausenden Wohlgeruch bewahrt hatten, welchen die junge und schöne Frau um sich her verbreitet, und während er Olympia einatmete, verurteilte er sich zur Folter der Unbeweglichkeit.

Er war kaum mehr in seinem Willen, als im Schlafe erstarrt, als des Geräusch des Klopfens an der Gangtür erscholl.

Banniére bebte und horchte mit allen seinen Ohren: jedes Geräusch war für ihn ein Ereignis.

Es kam ihm vor, als hätte Olympia ihrerseits eine Bewegung gemacht, was bewies, daß seine schöne Nachbarin auch horchte.

Nach einem Augenblick wurde die Haustür geöffnet und wieder geschlossen; dann hörte Banniére die Tür des Zimmers von Olympia öffnen und Tritte auf dem Boden krachen.

Das war für Banniére ein erschrecklicher Schlag.

Olympia log also; sie bewilligte also ganz leise einen Vorzug, den sie ganz laut von sich ablehnte; sie bewahrte also Herrn von

Mailly, der auf der Straße nach Lyon galoppierte, die beschworene Treue nicht.

Banniére hielt es nicht mehr aus, er sank aus dem Lehnstuhl auf den Teppich und wälzte sich vor Verzweiflung im Mantel von Herodes.

Nie hatte er so viel gelitten.

Plötzlich hörte er im Zimmer von Olympia einen Ausruf des Erstaunens.

Feige, wie alle Verliebte sind, horchte er wieder.

»Aber wer hat denn diesen Brief gebracht?« fragte Olympia.

»Gut! es ist nur ein Brief«, dachte Banniére.

»Ein Dragoner, mein Fräulein; er kam mit verhängten Zügeln, und sobald ich das Billett in der Hand hatte, entfloh er so rasch, als er gekommen war.«

»Die Stimme von Mademoiselle Claire!« rief Banniére; »immer besser!«

»Das ist ein seltsamer Bote«, sagte Olympia mit zitternder Stimme.

Dann nach einem Stillschweigen:

»Öffnen Sie die Riegel dieses Kabinetts.«

»Des Kabinetts, wo der Jesuit ist?« fragte Mademoiselle Claire mit dem Ausdrücke des tiefsten Erstaunens.

»Ja.«

Claire zog die Riegel, und Banniére bebte, während er sich erhob.

»Und dann?« fragte Claire.

»Und dann«, antwortete Olympia mit ihrem ruhigen Tone, »bitten Sie Herrn Banniére, wenn er nicht schläft, mir das Vergnügen zu machen, herauszukommen und einen Augenblick mit mir zu plaudern.«

Banniére stand auf seinen Beinen, ehe diese Worte vollendet waren.

Claire öffnete die Tür, hinter welcher der Noviz so viel geschnattert hatte.

Sie sah Banniére stehen.

»Er schläft gar nicht«, sagte Claire zu Ihrer Gebieterin.

»Desto besser. Ich bitte, wollen Sie näher kommen, Herr Banniére.«

»Mein Fräulein . . . «

»Vorausgesetzt jedoch, daß Ihnen das nicht unangenehm ist?« fragte Olympia lächelnd.

Banniére trat mit bleicher Stirne und hüpfendem Herzen in das Zimmer ein.

Olympia hatte purpurrote Wangen, eine gefaltete Stirne und ein Auge voll von düsteren Flammen.

Sie hielt einen entsiegelten Brief in ihren, wie die von Aurora, rosigen Fingern.

»Nähern Sie sich, mein Herr«, sagte sie.

»Oh weh!« dachte Banniére; »sie wird mich vor die Tür werfen lassen. Dieser Brief ist ein Befehl von Herrn von Mailly. Ich bin ein weggejagter Mensch.«

Banniére, als er bei Olympia war, wurde von einem wahren Schwindel befallen; zum Tode verurteilt und bei dem verhängnisvollen Blocke, wäre er weniger bleich und bebend gewesen.

Olympia schlug ihre noch von Zorn glänzenden Augen zu dem Novizen aus.

»Mein Herr«, sagte sie, »ich bitte, lesen Sie diesen Brief.«

»Da haben wir es«, dachte Banniére.

Er nahm indessen den Brief und las:

»Meine teure Olympia, Alles hat auf dieser Welt ein Ziel, die Liebe wie das Übrige. Sie lieben mich aus Zartgefühl, und ich meinerseits mache es mir zum Vorwurf, daß ich nicht mehr für Sie die glühende Liebe hege, die Sie einzuflößen verdienen; aber meine volle Freundschaft hat meine Liebe überlebt, und der König, indem er mich zurückberuft, macht durch das Bedauern, mit dem ich Sie verlasse, daß ich sehe, wie lebhaft und tief diese Freundschaft für Sie ist.

»Sie wären die Frau gewesen, die immer auf mich gewartet hätte, denn Sie sind die Redlichkeit in Person. Ich löse selbst die Bande, welche Sie hemmten. Öffnen Sie Ihre Flügel, schöne Taube.

»Ich habe in Ihrem Secretair tausend Louis d'or gelassen, die ich Ihnen schuldig war, und einen Ring, den ich Ihnen anbiete.

»Wundern Sie sich nicht, wenn Ich Ihnen schreibe, ich hätte nie den Mut gehabt, Ihnen so viele harte Dinge ins Gesicht zu sagen.

»Auf Wiedersehen und ohne Groll.

»Graf von Mailly.«

»Oh! mein Gott«, rief im ersten Aufschwung seines Herzens Banniére, nachdem er gelesen hatte.

»Oh! mein Fräulein, Sie sind nun sehr unglücklich!«

»Ich? Sie irren sich. Ich bin frei, das ist das Ganze«, erwiderte Olympia lächelnd.

In diesem Augenblick klopfte man zum zweiten Male an die Haustüre, diesmal jedoch auf eine viel kräftigere Art als das erste Mal.

XV.

Die Jesuiten im Schauspiel.

Ehe wir unsern Lesern sagen, welcher neue Überlästige den Helden und die Heldin dieser Geschichte gerade in dem zarten Augenblick, zu dem wir sie geführt, störte, ist es, wir denken dies wenigstens, unerläßlich, auf einige Augenblicke zu den Personen zurückzukehren, die, obgleich allerdings minder wichtig, doch nicht ganz von uns verlassen werden dürfen, da sie bei dieser ein wenig romanhaften Handlung beteiligte Parteien sind.

Wir sprechen von der Gesellschaft Jesu, welche während der drei bis vier letzten Kapitel ein wenig von uns geopfert worden ist. Wir wollen mit unsern Lesern vom Puter Mordon und vom Pater de la Sante sprechen, die uns zu mächtige Schauspieler zu sein scheinen, um so ihre Rollen sich beschneiden zu sehen.

Wir haben gesagt, die Jesuiten seien ins Theater gegangen; in jenen Zeiten war es den Priestern erlaubt, die Literatur anzuhören und die Moral zu beurteilen. Es war eine angenommene Idee, der Prediger könne vom *Histrion* einige seiner Gebärden und seiner Darstellungsmittel entlehnen. Alles, was zur Verherrlichung Gottes zu dienen vermochte, wurde als gute Prise betrachtet, besonders von der Gesellschaft Jesu.

»**Ad majorem dei gloriam,** « sagte der Gesellschaftswahlspruch.

Es konnte also für die Verherrlichung Gottes wichtig sein, daß die ehrwürdigen Väter Mordon und de la Sante die Verse des Heiden Voltaire, vorgetragen von den abtrünnigen Komödianten, anhörten.

Man durfte nicht bezweifeln, es würden der Pater Mordon in einer seiner Predigten und der Pater de la Sante in einem seiner heiligen Trauerspiele mit Nutzen einige in diesem Misthaufen gefundene Goldteilchen anwenden. **Margaritas in sterquilinio.**

Darum halte Banniére hinter seiner Säule verborgen, zur Stunde, wo das Schauspiel anfing, zwei Jesuiten im Wagen vor der Tür des Theaters ankommen sehen.

Wir haben gesagt, Banniére sei bei diesem Anblick von einem solchen Schrecken ergriffen worden, daß, er sich auf der Stelle in den Gang des Theaters geflüchtet.

Sein Schrecken war so groß gewesen, daß er sich nur Zeit gelassen hatte, das Ende des Rockes und die Spitze des Hutes zu erschauen. Diese zwei Brüche der Kleidung der ehrwürdigen Väter hatten genügt, ihn seinen Posten mit der Hast, von der wir gesprochen, verlassen zu machen.

Es wäre, wie man leicht begreift, etwas Anderes gewesen, hätte er erraten können, wer die wichtigen Personen waren, deren Leib diese Röcke bekleideten, deren Kopf diese Hüte bedeckten.

Was die guten Väter betrifft, so hatten sie nicht einmal das Ende des Rockes und die Spitze des Hutes von Banniére gesehen, und so sehr wir auch von ihrem Scharfsinn überzeugt sind, so sagen wir doch, hätten sie dies auch gesehen, sie wären weit entfernt gewesen, zu erraten, von den dreihundert ihrem Orden untergebenen jungen Leuten sei derjenige, welcher so behende vor ihnen fliehe, der Gefangene der Meditationsstube.

Die guten Väter traten also ein, ohne auch nur im Geringsten an Banniére zu denken, und nahmen Besitz von einer kleinen vergitterten Loge, — eine Batterie von wo aus sie mit glühenden Kugeln auf Voltaire, schießen und in aller Ruhe ihre Beute machen konnten, was der Religion einen doppelten Vorteil bot.

Der Pater de la Sante besonders, der am Tage vorher Champmeslé Beichte gehört hatte, der Pater de la Sante versprach sich ein gewisses Vergnügen, seinen Bußfertigen in der Ausübung seiner Schwächen und in der Begehung seiner Sünden zu sehen, und während der Beichtiger nachsichtig gewesen, drohte der Kritiker, es nicht zu sein.

Es geschah in diesem Moment, wo unter seinen dicken, grauen Brauen seine Augen von einer Feindseligkeit, welche bei diesen, vortrefflichen Manne noch etwas Wohlwollendes hatte, zu glänzen anfangen, daß der Redner der Truppe sein Vergnügen dadurch störte, daß er die Unpässlichkeit von Champmeslé und das Anerbieten der Gefälligkeit eines Stellvertreters ankündigte.

Die guten Väter brummt ein wenig, aber sie mussten, wie alle Welt, diesen Unfall in Geduld hinnehmen, und belebt durch die

Vorstellung der zwei ersten Acte, in denen man viel von Herodes spricht, ohne daß Herodes in denselben erscheint, hatten sie diese Substitution beinahe vergessen, als der syrische König im dritten Akt auftrat.

Dieses Auftreten, das wir an seiner Stelle beschrieben haben, machte den Eindruck aus die ehrwürdigen Väter, den es auf die übrigen Zuschauer machte, aber nach einigen Sekunden fingen seltsame Empfindlichkeiten an im Geiste von jedem derselben zu erwachen.

Diese Stimme, dieser Gang, was man von diesem Gesicht sah, — der Bart und die Perücke verbargen, wie man sich erinnert, einen großen Teil davon, — Alles dies, sagen wir, rief ins Gedächtnis der zwei Jesuiten ein Individuum ihrer Bekanntschaft, aber auf eine so schwankende, so unbestimmte Art, so groß war die Entfernung von dem mit Sammet und Seide bedeckten Herodes bis zu Banniére in seiner schwarzen Robe und mit dem dreieckigen Hut, daß Beide den Kreis Ihrer Bekannten erschöpften, ohne bei Banniére stehen zu bleiben; dann verriet sich plötzlich durch eine Gebärde, durch eine Betonung, durch eine angenommene Gewohnheit der Debütant jedem von ihnen, so daß sich jeder von ihnen augenblicklich, noch leise aber, sagte, denn weder der Eine, noch der Andere wagte es, einen so ungereimten Gedanken an den Tag zu legen: »Das ist Banniére!«

Eine Folge hiervon war, daß, als einige Sekunden, nachdem dieses Licht in ihrem Geiste aufgegangen, Herodes durch eine richtige Intonation und einen leidenschaftlichen Aufschwung den Beifall des Parterre gewonnen und einen Sturm von Bravos erregt hatte, der Pater de la Sante. der sich von seiner Künstlernatur hinreißen ließ, an diesem für das Ohr des Schauspielers so süßen Konzert Teil zu nehmen, ausrief:

»Der Bursche spielte den Isaak zu gut, als daß es ihm nicht hätte gelingen sollen, eines Tags den Herodes trefflich zu geben.«

Dieser Ausruf antwortete so gut dem Gedanken, der sich ganz leise im Geiste des Pater Mordon bildete, daß er sein flammendes Auge auf de la Sante heftete, ihn beim Handgelenke packte und zu ihm sagte:

»Nicht wahr, er ist es?«

»Ich gestehe«, erwiderte der lateinisch« Tragiker, »wenn Sie von einer Ähnlichkeit sprechen wollen.«

»Nicht wahr, unerhört?«

»Fabelhaft.«

»Zwischen diesem Schauspieler und dem kleinen Banniére?«

»Sie finden also wie ich?«

»Das heißt, ich würde darauf schwören, wenn . . . «

»Gerade wie ich, wenn ich nicht durch einen Zweifel zurückgehalten würde . . . «

»Durch welchen Zweifel?«

»Daß ich Banniére in die Meditationsstube eingesperrt habe.«

»Sie selbst?«

»Ich selbst.«

»Nun?«

»Nun!« erwiderte Mordon lächelnd. »Sie wissen, mein Bruder, daß diese Stube mit vortrefflichen Riegeln geschlossen ist.«

»Das ist ein Grund«, murmelte der Pater de la Sante, »jedoch . . . «

»Jedoch?«

»Es sind so sehr seine Stimme, sein Gang, seine Gebärde, besonders für mich, der ich den Jungen habe probieren lassen . . . «

»Thun Sie mir einen gefallen, mein Bruder.«

»Zu Ihren Befehlen, mein Ehrwürdiger.«

»Gehen Sie ins Noviciat und sehen Sie nach.«

Der Pater de la Sante machte ein saures Gesicht. Es war nicht sehr anziehend für ihn, sich in seiner süßen Beschäftigung stören zu lassen. Seine Überzeugung, Herodes und Banniére seien ein und derselbe Mensch, schien auch plötzlich gewaltig erschüttert zu werden.

»Mein Ehrwürdiger«, sagte er, »je mehr ich schaue, desto mehr glaube ich, daß wir uns geirrt haben. Sehen Sie doch den Menschen, der dort spielt.«

»Ich sehe ihn,« versetzte der Pater Mordon.

»Nun wohl! derjenige, welcher dort spielt, ist meiner Ansicht nach ein vollendeter Schauspieler, während der kleine Banniére

die Bretter nie betreten hatte.«

»Ausgenommen unter Ihrer Leitung«,

»Oh! eine Schultragödie kann nicht genügen, um eine dramatische Bildung zu machen.«

»Das ist wahr; aber . . . «

»Schauen Sie, Ehrwürdiger: derjenige, welchen wir sehen, hat Gebärde, Majestät, mimische Beredsamkeit, und der kleine Banniére konnte Alles dies nicht haben«,

»Hm!« machte der Pater Mordon, »der Beruf gibt den Einen, was Übung und Gewohnheit den Andern nicht immer geben.«

»Einverstanden, einverstanden; doch sehen Sie, wie die Augen dieses Schauspielers Marianna verschlingen; sehen Sie, wie schmachkend und sanft Marianna ist, während sie diesen Herodes anschaut, den sie hassen und verabscheuen muss. Ich kann Sie versichern. Ich, der ich vieler Verliebten Beichte höre, daß diese Augen sich schon lange kennen.«

»Nun«, fragte der Pater Mordon, »warum sollte Banniére, der so verdorben ist, diese Schauspieler nicht seit langer Zeit kennen?«

»Weil, wenn er sie kennt, ich es wüsste.«

»Sie wüßten es?«

»Allerdings, da ich sein Beichtvater bin.«

Dieses Wort endigte die Debatte, und der lateinische Trauerspieldichter konnte nach seinem Wohlgefallen die französische Tragödie anschauen. Nach einem »Ah!« das keinen Zweifel mehr bezeichnete, wandte sich der Pater Mordon auch wieder dem Schauspieler zu, jedoch mit um so offeneren Schwankungen, als er keinen Grund hatte, sie zu verbergen.

Diese Schwankungen dauerten so lange, als das Schauspiel dauerte.

Als der Vorhang heruntergelassen war, kehrten die zwei Jesuiten in voller Eile in das Noviciat zurück.

Alles war ruhig in der Umgebung des Hauses; nichts verkündigte jene Art von Verwirrung, welche immer bei den Aufsehern eine Entweichung oder ein entdeckter Skandal verursachen.

All dieser Anschein beruhigte indessen nur schwach den Pater

Mordon, da er immer von dem Gedanken erfüllt war, Banniére und Herodes seien ein und derselbe Mensch.

Kaum war er auch In der Hausflur, als er sich Gewissheit verschaffen wollte.

»Hat man dem Novizen In der Meditation Abendbrot, gebracht?« fragte er.

»Mein Vater«, antwortete derjenige, an welchen er sich wandte, »Euer Ehrwürden hatte es nicht befohlen.«

»Das ist wahr. Ist Jemand im Gange?«

»Der Wächter, wie gewöhnlich.«

»Man bringe eine Laterne und führe mich.«

Die dienenden Brüder gehorchten.

Als er die so wohl vorgeschobenen Riegel erblickte, als er das Schloß und die Tür so vollkommen unversehrt sah, lächelte Mordon und de la Sante rieb sich die Hände.

»Wir haben uns getäuscht«, sagte der Letztere, »**induxit nos diabolus in errorem.**«

»Wenn man entweicht«, erwiderte Mordon, der weniger leicht zu beruhigen war, »so geschieht es selten durch die Tür.«

»Aber«, versetzte der Pater de la Sante, »die Meditationsstube bat keine Fenster.«

»**Fingit diabolus fenestras ad libitum**«, entgegnete Mordon.

»Banniére!« rief der Pater de la Sante, »Banniére! Banniére!«

Und so oft er dem jungen Manne rief, erhöhte er die Stimme um einen Ton.

Doch Banniére konnte nicht antworten.

Die zwei Jesuiten schauten sich mit einer Miene an, welche besagen wollte:

»Ho! ho! Herodes und Banniére waren also entschieden derselbe Mensch.«

Dieser Ungewissheit sollte ein Ende gemacht werden. Auf einen Befehl des Pater Mordon wurde die Tür geöffnet.

Da traf das traurige Schauspiel des eingestoßenen Fensters, der zerrissenen Tapete, der zerstückelten und aufgetrennten Inschriften die Blicke des Pater Mordon und des Pater de la Sante.

»Er war es, den wir Herodes haben spielen sehen«, sagte Mordon mit einem Seufzer der Wut. Ich vermutete es nicht nur, als ich ihn seine Rolle vortragen, sondern auch, als Ich ihn den Andern ihre Rolle einblasen hörte. Der Elende hat gestanden, da er die Broschüre abgeben musste, er könne das ganze Stück auswendig.«

»**Mea culpa, mea culpa**«, wiederholte der Pater de la Sante, indem er an seine Brust schlug.

»Abermals ein Bursche, der uns gern entwischen möchte, wie uns der verfluchte Arouet entwischt ist«, sagte der Pater Mordon.

»Oh! was das betrifft«, erwiderte der Pater de la Sante, »seien Sie ohne Furcht . . . Der Bursche hat nur ein Hilfsmittel: Kaninchen oder Fuchs, muss er in den Bau zurückkehren. Wohl denn, um ihn solche mutwillige Streiche machen zu lehren, nehmen Sie ihm seinen Strick weg: er wird sehr dumm sein, denn er rechnet ohne Zweifel darauf, da hinaufsteigen zu können, wo er herabgestiegen ist. Schneiden Sie diese flatternden Fetzen ab, und der Flüchtling wird gezwungen sein, mit hängenden Ohren und zerknirschter Miene an die Tür zu klopfen.«

»Ihm seinen Strick entziehen!« rief Mordon lebhaft. »Ah! Sie sind verrückt! eher als daß ich ihm denselben entzöge, würde ich ihm eine Leiter von Seide und mit Absätzen reichen lassen, wenn ich eine finden könnte. Aber wird er auch nur zurückkommen?«

»Was soll denn aus ihm werden?« versetzte der Pater de la Sante wahrhaft erschrocken bei dem Gedanken, der sich ihm zum ersten Male bot, Banniére sei für immer entflohen.

»Ich weiß nicht, was aus ihm werden könnte«, erwiderte der Pater Mordon; »aber ich weiß, daß er schon zurückgekehrt sein müsste.«

»Vielleicht sieht er unser Licht, und das erschreckt ihn«, sagte der Pater de la Sante.

»Ja, das ist möglich, und doch . . . Gleichviel, blasen Sie die Laterne aus.«

Man blies die Laterne aus und wartete ungefähr eine Viertelstunde, ohne daß der Pater Mordon ein Wort auf die ungeduldigen Äußerungen seines Gefährten erwiderte.

Dann nach einer Viertelstunde sagte der Pater Mordon:

»Es ist gut, er wird nun nicht mehr zurückkehren; es gibt nur noch eine Hoffnung, die, daß er die Zeit, die wir mit Warten zugebracht, dazu angewandt hat, seine profanen Kleider auszuziehen und sein Jesuitengewand wieder anzuziehen. Wollen Sie ins Theater gehen, de la Sante?«

»Ich?« versetzte der Pater; »das dünkt mir schwierig.«

»In wie fern?«

»In so fern, als man mich erkennen und ihn benachrichtigen wird.«

»Sie haben Recht. Schicken Sie die zwei dienenden Brüder ab; nur sollen sie keine Minute Verlieren.«

Die zwei Väter verließen die Meditationsstube und fanden die zwei dienenden Brüder beim Eingange der Flur.

»Lauft Ins Theater«, sagte Mordon zu ihnen: »erkundigt Euch, ob der Jesuit, der durch den Gang der Schauspieler eingetreten ist, sich wieder entfernt oder nicht entfernt hat; hat er sich nicht entfernt, so lauert auf ihn im Gange; und wenn er vorübergeht, packt ihn und bringt ihn hierher, geknebelt, wenn es sein muss, aber bringt ihn.«

Der Pater Mordon sprach diese Worte mit der einschneidenden Kürze eines Richters, der ein Urteil fällt, und der will, daß der Spruch ohne Verzug, wie ohne Abänderung vollstreckt werde.

Aus diesen bestimmten Befehl enteilten auch die zwei dienenden Brüder und liefen nach dem Theater.

Sie kamen an, als die letzten Feuer erloschen, und da sie vom Hausmeister erfuhren, er habe den Novizen, der eingetreten, nicht herauskommen sehen, so legten sie sich in dem Gange, durch den sich gewöhnlich die Schauspieler einer nach dem Andern entfernten, in den Hinterhalt und lauerten im Schatten verborgen auf ihre Beute.

XVI.

Eine Seele, die sich rettet, für eine Seele, die sich ins Verderben stürzt.

Aber es stand da oben im Buche der kleinen Ursachen und der großen Wirkungen geschrieben, daß an diesem Tage eben so viel burleske oder tragische Ereignisse geboren, werden sollten, als er Stunden zählte.

Während des letzten Aktes der Vorstellung, gerade in dem Augenblick, wo der Vorhang gefallen war, und wo man sich um den Debütanten drängte, um ihm Glück zu wünschen, kam ein finsterer, bleicher Mann, in nachlässiger Kleidung, in den noch öden Gang, stieg langsam die holperigen Stufen der Treppe hinauf und gelangte, ohne rechts oder links, ohne vor sich oder hinter sich zu schauen, geleitet durch den maschinenmäßigen Instinkt, welcher macht, daß die Natur beinahe ohne die Teilnahme der Seele die Sache vollbringt, die sie zu vollbringen gewohnt ist, er gelangte, sagen wir, in den Korridor, auf den sich die Logen der Schauspieler öffneten.

Dieser Mann war Champmeslé, müde, gelähmt, vernichtet durch ein wahnsinniges Umherlaufen in den schwärzesten und einsamsten Straßen von Avignon; Champmeslé, der am Abend vielleicht mehr als zweitausend Stufen auf und abgestiegen war, Champmeslé, der, nachdem er Träume, Schrecknisse und Gebete, besonders aber seine Kräfte erschöpft, sich entschlossen hatte, zurückzukehren, einmal, um zu erfahren, was vorgegangen, sodann, um seine Kameraden wegen des Schadens, den er ihnen dadurch zugefügt, daß er ihnen den Verlust ihrer Einnahme zugezogen, um Verzeihung zu bitten, und endlich, um, wenn er diese Verzeihung erhalten hätte, zu schlafen und beim Erwachen mit der Frische der Ideen eine Gott entflossene Eingebung zu finden.

Wohl hörte Champmeslé in der Ferne, in der Richtung der Bühne, Geräusche und Bravos; aber diese Geräusche hatten keinen entschiedenen Charakter und konnten in dieser

Entfernung eben so wohl für Gemurre und Wehklagen, als für Applaus gelten.

Champmeslé ging also weiter nach seiner Loge.

Mit den Gefühlen, die wir geschildert, trat er In diese Loge, das Tabernakel seiner Missetaten, mehr als je geneigt, Buße zu tun, ein.

Doch kaum war er hier eingetreten, da war das Erste, was er auf einem Stuhle sauber zusammengelegt erblickte, das Kleid des Jesuiten, eine Pyramide bildend, und auf dieser Pyramide der dreieckige Hut eben desselben Jesuiten, den die Theaterdiener frommer Weise ausgebürstet hatten.

Bei diesem Anblick gab Champmeslé einen Schrei des Erstaunens von sich: er konnte seinen Augen nicht trauen, schaute näher, befühlte, und als er sich überzeugt hatte, daß es keine Malerei war, sondern, daß er praktikable Kleider, wie man mit dem Theaterausdrucke sagt, vor sich hatte, hob er seine beiden Hände zum Himmel empor und fiel auf die Knie.

Die Kleider, welche die Stelle von denen von Herodes einnahmen und auf Champmeslé in seiner Loge warteten, das war ganz einfach für ihn eine Hindeutung des Himmels auf den Weg, dem er zu folgen hatte.

Er erinnerte sich nicht mehr, Banniére als Jesuiten gesehen zu haben: er erriet entfernt nicht, mit Gewalt ins Foyer geführt, sei Banniére unwillkürlich durch die schönen Augen von Olympia dazu gebracht worden, daß er die Rolle des Herodes gespielt habe. Dieses Kleid war das Zeichen seiner Vorherbestimmung, es war das Unterpfand des göttlichen Willens; ein Jesuitenrock vom Himmel in die Loge eines Schauspielers herabgekommen, das war eine ganz andere Offenbarung, als ein Traum; die Vorsehung war in einem Fortschritte bei den Visionen der Champmeslé begriffen. Kein Zweifel! keine Schwankungen mehr! das Ordenskleid! ins Kloster!

Von diesem Augenblick an verschwand die Müdigkeit, hörte die Unentschlossenheit aus. In einem Nu hatte Champmeslé seine Kleider abgeworfen; er nahm die Soutane und die kurze Hose von Banniére, setzte seinen Hut auf und ging mit einer begeisterten Miene hinaus, während sich alle seine Kameraden in das Foyer

begaben, um dem Mahle von Herrn von Mailly Ehre anzutun.

Kaum hatte Champmeslé in dem finsternen Gange, die fünf Pater und die fünf Ave sprechend, die ihm de la Sante als Buße auferlegt, zehn Schritte gemacht, als die dienenden Brüder des Pater Mordon, welche einen Jesuiten auf sich zukommen sahen und nicht begriffen, daß auswärts um Mitternacht andere Jesuiten seien, als sie oder Banniére, über ihn herfielen, wobei ihm der Eine seinen Hut auf die Augen niederdrückte, der Andere ein Taschentuch um den Mund knüpfte, Beide ihm aber eine gute Anzahl Rippenstöße gaben, und ihn dann fortschleppten, wie es zwei Sperber mit einem Sperlinge tun, den sie in Gesellschaft gejagt haben.

Zehn Minuten nachher waren sie im Noviciat, ohne die Aufmerksamkeit, der, um diese vorgerückte Stunde der Nacht allerdings nur seltener, Vorübergehenden erregt zu haben.

Da sie erwartet wurden, so hatten sie kaum angeklopft, als man die Tür öffnete und wieder hinter ihnen schloss.

In demselben Augenblick verkündigte das Triumphgeschrei, das die zwei dienenden Brüder und der Bruder Pförtner ertönen ließen, daß Banniére wieder Gefangen und in das Noviciat eingebracht war.

»Wer ist es?« fragte der Pater Mordon von der Türschwelle aus, wo er wartete.

»Es ist der Flüchtling! es ist Banniére!« riefen acht bis zehn Stimmen.

»Gut!« sprach der Ehrwürdige, »bringt Ihn in die Meditationsstube hinaus.«

Der Befehl des Pater Mordon wurde buchstäblich vollzogen; man führte den unglücklichen Champmeslé, den man immer für Banniére hielt, in die Meditationsstube und legte ihn auf den Boden nieder, nach welcher Operation auf einen Wink die dienenden Brüder, ein Lächeln und ein **Optime** ihres Superior mit sich nehmend, weggingen.

Geknebelt, gebunden, bis über die Augen mit dem Hute bedeckt, war indessen der arme Sünder kaum von seinen Henkern losgelassen, als er röchelte, sich wälzte und sich von dem Taschentuche, das ihn erstickte, zu befreien suchte. De la

Sante, der ein mildes Herz hatte, half ihm hierbei, so gut er konnte, und es wurde zuerst das Sacktuch und dann der Hut weggenommen.

»Es ist nicht Banniére!« rief der Superior.

»Es ist Champmeslé!« rief de la Sante.

Und Beide betrachteten ganz verblüfft den Schauspieler, der, auf dem Boden sitzend, die Hände hängend, die Knie in der Höhe der Nase, abwechselnd den Pater Mordon und den Pater de la Sante anstarrte, ohne den Einen oder den Andern zu erkennen, ohne zu wissen, wohin man ihn geführt, ohne zu begreifen, was mit ihm vorging, und vergebens sich fragend, wer die zwei Personen seien, die ihm als guter und böser Schächer dienten.

Endlich erkannte er das Kleid, und durch das Kleid die Menschen, und durch die Menschen das Haus. Gott offenbarte sich ihm fortwährend, da er ihn mit Gewalt dahin geführt, wohin zu gehen er sich so glücklich gefühlt hätte, wäre er sicher gewesen, ausgenommen zu werden. Er sprang in die Höhe, fiel wieder auf die Knie mit der Geschicklichkeit eines Equilibristen, nahm eine Hand von jedem der Väter und rief:

»Ah! gelobt sei Gott, der mich in Ihre Arme wirft.«

Bei diesem Ausruf kreuzten Mordon und de la Sante die ihrigen und befragten sich mit einem stummen Blicke.

Und wie die dunkelsten Dinge am Ende sich, selbst in den spanischen Imbrogljos, aufklären, so wickelten die zwei Jesuiten den so verworrenen Faden dieser Intrige auseinander. Man ließ Champmeslé in der Meditationsstube, bei weit geöffneten Türen, ohne Furcht, ihn entweichen zu sehen, und während de la Sante mit bestimmten Befehlen für den Fall eines Ereignisses zurückblieb, lief der Pater Mordon zum Gouverneur, um feinere und offiziellere Spürhunde, als die des Noviciats, Banniére nachsetzen zu lassen.

Der Beamte, der sich im Theater sehr belustigt hatte, belustigte sich noch vielmehr, als er erfuhr, was für ein Mensch sein Schauspieler war, und unter einem schallenden Gelächter befahl er, Banniére überall, wo man ihn treffen würde, in Verhaft zu nehmen.

Ob der Gouverneur Banniére lachend oder ohne zu lachen

verhaften ließ, das war dem Pater Mordon gleichgültig, wenn Banniére nur verhaktet wurde. Er dankte also dem Gouverneur für seine Gefälligkeit, und dieser begleitete beständig lachend den Jesuiten bis zur Tür zurück.

Zur Stunde war es also Jedem nach seinen Wünschen geglückt. Banniére befand sich bei Fräulein Olympia; Champmeslé ging mit großen Schritten auf dem Pfade des Heils! der Pater Mordon hatte alle Aussicht, seinen Novizen wieder zu erwischen. Der Gouverneur, während er seine Schützen auf den Schuldigen hegte, lachte aus vollem Halse, so daß Voltaire, die erste Ursache dieser ganzen Verwirrung, dies sehend, wie er es zwanzig Jahre später tat, ausgerufen hätte. Alles stehe auf das Beste in dieser besten der möglichen Welten.

Derjenige, welcher diese Maxime zuerst für falsch erklären sollte, war der arme Banniére.

Man erinnert sich, daß wir ihn strahlend, mit gefalteten Händen und bereit, auf die Knie zu fallen, im Zimmer der schönen Olympia verlassen haben, als ihn das Geräusch eines plötzlichen, heftigen Schlages an die Tür beben machte.

Ohne Zweifel verkündigte diese Unterbrechung ein ernstes Ereignis, denn Olympia bebte ebenfalls und bedeutete Banniére durch ein Zeichen mit der Hand, er möge horchen.

Ein zweiter Schlag, noch heftiger als der erste, erscholl unmittelbar darauf.

Olympia lief ans Fenster, während Banniére, der instinktartig erriet, er sei bei diesem nächtlichen Besuche beteiligt, unbeweglich in der Stellung blieb, in der ihn der erste Schlag des Klopfers überrascht hatte.

Olympia hob den Vorhang aus, öffnete ganz zart das Fenster und schaute durch die Zwischenräume des Ladens.

Durch dieses offene Fenster gelangte zu Banniére etwas wie ein verworrenes Geräusch von abgemessenen Schritten und leise gesprochenen Worten.

Ohne eine Silbe zu sagen, winkte Olympia dem jungen Manne zu sich.

Mit drei Schritten war er an ihrer Seite, und er schaute durch dieselbe Öffnung, durch welche sie schaute.

Unter dem Fenster war ein Dutzend Männer, von denen die Einen bewaffnet, die Andern ohne Waffen, indes in der Vertiefung eines Torweges ein mit zwei Pferden bespannter Wagen stand.

»Was sagen Sie hierzu?« fragte Olympia Banniére mit so leiser Stimme, daß er die Worte mehr an ihrem Hauche, der sein Gesicht liebkostete, als am Geräusche ihrer Artikulierung verriet.

»Ah! mein Fräulein«, erwiderte Banniére mit einem Seufzer, »ich sage, alle diese Leute kommen mir vor, als hätten Sie es auf den König Herodes abgesehen.«

»Ja, nicht wahr«, versetzte Olympia, »das riecht auf eine Meile nach dem Jesuiten? Haben Sie im Geringsten Lust, zu diesen abscheulichen schwarzen Menschen zurückzukehren?«

»Oh! mein Fräulein«, rief Banniére lauter, als es zu tun klug war, »ich würde bis an das Ende der Welt gehen, um sie zu fliehen!«

»Stille doch!« flüsterte Olympia, »man hat Sie gehört.«

Ein Commissär, leicht zu erkennen an seinem steifen Beamtenwesen und der üblen Laune, in der er sich darüber befand, daß man ihn im Schläfe gestört hatte, ein hässlicher, schwarzer Commissär, mit zwei Adjutanten in grauen Röcken an seiner Seite, schaute in der Tat empor, trennte sich von der Gruppe und trat bis unter den Balkon vor.

»Ah! ah!« sagte Olympia, »es ist keine Zeit zu verlieren; man hat es wohl auf Sie abgesehen. Zum Glück ist die Tür solide, und wir haben zehn Minuten vor uns, ehe man sie sprengt.«

»Sie glauben also, man werde sie sprengen?«

»Sie werden es nicht unterlassen; in zehn Minuten macht man aber viel, vorausgesetzt«, fügte Olympia bei, »vorausgesetzt, daß man den Kopf nicht verliert.«

»Mein Fräulein«, erwiderte Banniére, »nur Eines wäre im Stande, es dahin zu bringen, daß ich den Kopf verlöre: wenn ich das Unglück hätte, Ihnen zu missfallen; doch Ihrer Billigung und Ihrer Sympathie sicher, würde ich der ganzen Welt trotz bieten.«

»Gut geantwortet«, sagte Olympia. »Kommen Sie.«

»Aber«, erwiderte Banniére, auf sein unglückliches Kostüm des König Herodes deutend, »dieses Kleid setzt mich in Verlegenheit.«

»Sie werden es auch wechseln«, sagte Olympia, indem sie Banniére in das Ankleidekabinett fortzog.

Als sie zu einem großen, in der Tapete verborgenen Schranke kam, öffnete sie ihn, und Banniére befand sich vor einer vollständigen Kleiderkammer.

»Kleiden Sie sich um, ohne eine Sekunde zu verlieren«, sagte Olympia, »ich werde dasselbe tun. Sie haben fünf Minuten für Ihre Toilette.«

In demselben Augenblick erscholl ein dritter Schlag, noch kräftiger als die zwei ersten, an der Tür, und man vernahm die feierlichen Worte:

»Im Namen des Königs, öffnet!«

XVII.

Die Flucht.

Diese Worte waren für Banniére ein noch viel mächtigerer Stachel, als es die Ermahnung von Olympia gewesen.

In fünf Minuten hatte er seinen Anzug beendet, und er war im Begriffe, triumphierend in das Zimmer von Olympia zurückzukehren, als er auf der Schwelle dieses Zimmers einen reizenden kleinen Cavalier erscheinen sah.

Banniére gab einen Schrei des Erstaunens von sich, denn erst mit dem zweiten Blicke erkannte er Olympia unter ihren Männerkleidern.

»Oh! wie schön sind Sie!« rief Banniére.

»Sie werden mir das später sagen, mein lieber Banniére, und ich werde Sie mit einem großen Vergnügen anhören, das gestehe ich Ihnen, denn die Äußerung, die Ihnen entschlüpfte, ist eine von denjenigen, deren eine Frau nie müde wird; doch für den Augenblick haben wir keine Zeit mit Komplimenten zu verlieren, kommen Sie.«

»Wohin?«

»Was weiß ich? wohin es dem Zufall uns zu führen gefällt.«

»Uns zu führen, sagen Sie? Sie kommen also mit mir?«

»Gewiss«, erwiderte Olympia.

»Sie lieben mich also?« fragte Banniére.

»Ich weiß nicht, ob ich Sie liebe, aber ich weiß, daß Sie weggehen, und daß ich weggehe. Sind Sie bereit?«

»Oh! ich bin es«, rief Banniére, »ich glaube wohl, daß ich es bin.«

»Dann kein Wort mehr«, sagte Olympia, »machen Sie es wie ich und folgen Sie mir.«

Sie ging an den Secretaire und öffnete ihn. Die zweitausend Louis d'or von Herrn von Mailly waren methodisch geordnet: tausend in Rollen, jede von hundert Louis d'or, tausend in Anweisungen auf den Inhaber.

»Nehmen Sie das Gold«, sagte Olympia, »ich nehme die Papiere.«

Und während Olympia wirklich ihre Taschen mit Papieren vollstopfte, stopfte Banniére die seinigen mit Gold voll.

»Ist es geschehen?« fragte Olympia.

»Ja«, antwortete Banniére.

»Nun nehmen Sie dieses.«

»Was ist das noch?«

»Mein Schmuckkästchen, ich empfehle es Ihnen.«

»Seien Sie ruhig, ich habe es: doch Sie, was suchen Sie?«

»Einen Ring.«

»Ach! ja«, murmelte Banniére seufzend, »den von Herrn von Maily.«

»Ich glaube ihn auf dem Kamin gesehen zu haben.«

Banniére streckte die Hand aus, griff auf der Marmorplatte umher und sagte:

»Hier ist er.«

»Geben Sie«, versetzte Olympia; und sie steckte den Ring an ihren Finger.

»Hören Sie?« sagte Banniére.

»Oh! geschwinde, geschwinde«, rief Olympia, »die Tür weicht.«

»Und wir, was machen wir?«

»Machen wir es wie die Tür«, erwiderte Olympia mit einem anbetungswürdigen Lächeln.

Und sie nahm Banniére bei der Hand und zog ihn fort.

»Aber Sie bedenken nicht«, versetzte Banniére ängstlich, »wir gehen ihnen entgegen!«

»Lassen Sie mich machen«, antwortete Olympia. Er folgte also Olympia in einen nach der Treppe ausmündenden Korridor.

Auf diesen Korridor ging ein Kabinett, in das Olympia Banniére zuerst hineinschob und dann selbst eintrat.

Sie waren kaum in diesem Kabinett, als auf der Treppe die hastigen Schritte des Commissärs und der Schützen erschollen, welche, das ganze Haus aufweckend.

Claire und die andern Dienstboten Angstschreie ausstoßen machten.

Dann, als der Orkan, ohne anzuhalten, an der Tür des Kabinetts vorübergezogen war, öffnete Olympia in eben diesem Kabinett, nachdem sie die erste Tür mit Riegeln verschlossen, eine zweite Tür, welche auf eine kleine Treppe ging. Diese kleine Treppe führte zu einem schwarzen Gang und dieser schwarze Gang in einen Garten.

Sobald er nur die frische Lust fühlte, atmete Banniére behaglicher.

Die zwei Flüchtlinge schlüpfen unter die Linden, erreichten eine äußere Tür und befanden sich auf einer verödeten, abschüssigen Gasse, durch welche Olympia rasch ihren Gefährten fortzog.

Beide liefen zu stark, um mit einander zu sprechen, da sie sich aber an den Händen hielten, so sprachen ihre Hände in Ermangelung des Mundes. Sie gingen immer weiter, von Gasse zu Gasse, von Platz zu Platz, von Kreuzweg zu Kreuzweg, bis zur Porte de l'Oulle, welche die ganze Nacht offen blieb.

Sobald sie aus dem Thore waren, befanden sie sich am Ufer des Flusses, der sich ihnen noch vielmehr durch seine Kühle verkündigte, als durch den perlmutternen Nester, den man glänzend durch die schwarzen Bäume der Promenade erblickte.,

Banniére eilte schon gegen die hölzerne Brücke: doch statt dem gegebenen Impulse zu folgen, zog Olympia ihren Gefährten nach rechts und fing an am steilen Rande hinabzusteigen, wie ein Schüler, der auf Beute ausgeht.

Banniére folgte ihr ohne Widerstand. Der arme Banniére! Sie hätte ihn an einem seidenen Faden bis in den siebenten Kreis der Hölle geführt.

Die jungen Leute machten so am Ufer der Rhone ungefähr hundert Schritte; dann ging Olympia gerade auf einen kleinen Nachen zu, dessen Schloß sie mit einem Schlüssel öffnete, welchen sie stiebend mitzunehmen besorgt gewesen war.

Banniére war bei ihr im Nachen.

»Können Sie rudern?« fragte sie den jungen Mann.

»Ja, zum Glück«, erwiderte Banniére. »Wenn wir eine Spazierfahrt machten, war ich es, der ruderte.«

»Gut«, sagte Olympia lakonisch. »Rudern Sie also.«

Banniére nahm ein Ruder mit jeder Hand und ging mutig ans

Werk.

Das war eine harte Ausgabe. Die Rhone ist breit und reißend an der Stelle, wo unsere Flüchtlinge überzusetzen unternahmen, aber Banniére hatte die Wahrheit gesprochen; er war nicht nur stark und kräftig, sondern es fehlte ihm auch nicht an einer gewissen Geschicklichkeit in Handhabung des Ruders:

Schweigend, schnaufend, die Hände gerötet, vollbrachte er die Überfahrt, ohne daß er seinen Nachen zu sehr hatte abfallen lassen.

Nichts war hinter den Flüchtlingen erschienen, was vermuten ließ, sie werden verfolgt.

Am entgegengesetzten Ufer angelangt, band Olympia, welche während der Überfahrt als Lotse funktioniert hatte, die Kette an eines von den Stücken einer Batterie an, die sie kannte, ließ sich von Banniére die Hand geben, sprang auf das feste Land und lief in der Richtung von Villeneuve-les-Avignon fort.

Banniére lief neben ihr her, immer ohne zu fragen.

Die zwei Flüchtlinge hatten nicht nötig, bis zum Dorfe zu lausen, das man weiß in der Nacht auf dem Abhang des Hügels erblickte Olympia blieb zweihundert Schritte von den ersten Häusern, atemlos, erschöpft, aber immer lachend, vor einer halb von Weinranken bedeckten, malerischen Hütte stehen.

Banniére blieb bei ihr stehen.

»Klopfen Sie an diesen Laden«, sagte Olympia.

Banniére wusste nur zu gehorchen. Er klopfte, um die Wand einzustoßen.

»Rufen Sie: Vater Philemon!« fuhr Olympia fort.

Und Banniére schrie mit einer Stentorstimme:

»Vater Philemon!i«

Die Stimme eines Greises antwortete von innen.

»Stille! warten wir!« sagte Olympia.

Und sie setzte sich auf eine an der Wand befestigte hölzerne Bank.

Da vernahm man ein neues Geräusch im Innern des Hauses. Das war das Geräusch der schweren Tritte und der schleppenden Sandalen des Vaters Philemon.

Als sie dies hörte, klopfte Olympia dreimal sachte an den Laden.

»Oh! Sie sind es, Fräulein Olympia«, sagte die meckernde Stimme des Greises.

»Ja, ich bin es, Vater Philemon«, antwortete Olympia.

»Gut, ich werde öffnen.«

»Bemüht Euch nicht. Weckt nur Laurent und heißt ihn, ohne eine Minute zu verlieren, zwei Pferde satteln.«

»Und Sie?«

»Ich, ich warte hier.«

»Sehr wohl«, erwiderte der Greis.

Und die Sandalen kehrten schleppend nach dem Hintergrunde des Hauses zurück.

»Olympia! Olympia!« sagte Banniére, der erst zum zweiten Male atmete, seitdem die Schützen an die Tür geklopft hatten, »mein Gott! was widerfährt uns? und was für ein verborgener Gang ist es, durch den es uns aus dem Hause zu kommen gewogen ist?«

»Das ist die geheime Tür, mein lieber Banniére.«

»Diese Tür war also den Leuten unbekannt?«

»Ja, mit Ausnahme von Claire, mir und Herrn von Mailly.«

Banniére seufzte.

»Doch der Nachen im Fluss?«

»Dieser Nachen gehört zu dem kleinen Wirtshaus am Ufer, ein, das begreife ich, den Novizen wenig bekannter Ort, wohlbekannt ober den Verliebten, welche dort unter den Lauben zu Mittag speisen und nach dem Essen den Nachen losbinden, um nach den Inseln zu fahren.«

»Sie fahren also nach den Inseln?« versetzte der Noviz. dessen Herz bei jeder Offenbarung von Olympia mehr anschwell.

»Ja, Herr von Mailly liebte diese Promenade ungemein«, antwortete ruhig die junge Frau.

»Und der Vater Philemon,« sagte Banniére ganz betrübt, »ist es unbescheiden, Sie zu fragen, wie es sich mit dem Vater Philemon verhält?«

»Nein, ganz und gar nicht! der Vater Philemon, das ist ein alter

Diener von Herrn von Mailly, dem sein Herr die hübsche Hütte hier, zwei Morgen Weinland und zwei Pferde gegeben hat, welche wir von Zeit zu Zeit zu unsern Spazierritten benützen, und die wir heute für unsere Flucht benützen werden.«

Banniére seufzte abermals und tiefer als je.

»Nun?« fragte Olympia.

»Nun!« erwiderte Banniére, indem er schwermütig seine Ärmel anschaute, »ich weiß wohl, daß ich deshalb nicht seufzen sollte, da Alles, was ich habe, bis auf meine Kleider, diesem Herrn genommen ist.«

Und indem er diese Worte sprach, sah Banniére Olympia an, als wollte er zu ihr sagen; Alles, Alles, bis auf meine Kleider, bis auf Sie.

Olympia faltete ihre Stirne, als wollte sie in ihren eigenen Geiste eine Furche graben, der gleich, welche die Eifersucht so schmerzlich in das Herz des Novizen grub.

Aber Banniére, als er diese Wolke auf ihrer Stirne feststehen sah, ließ ihr nicht Zeit zum Nachdenken, warf sich ihr zu Füßen und rief mit einer wirklichen Begeisterung:

»Wohl an! Olympia, was auch geschehen mag, empfangen Sie den Schwur, den ich Ihnen leiste. Sie haben für mich Alles geopfert, mein Leben gehört Ihnen. Wenn Sie mich lieben, was Ich in der Tat nicht zu glauben wage, denn durch welche Mittel hätte ich Ihnen gefallen können? wenn Sie mich lieben, ich, ich bete Sie an. Wenn Sie mich nicht mehr lieben werden, und dieser Tag ist gewiß der unglücklichste meines Lebens, werden Sie nichtsdestoweniger für mich eine Gottheit, die Königin meiner ganzen Existenz sein. Sie haben mich von unten heraufgezogen, Sie haben mich bis zu Ihnen erhoben. Ich werde Ihrer würdig sein, und Sie werden es nicht bereuen, das schwöre ich Ihnen, einen armen Novizen gegen einen schönen, eleganten Edelmann vertauscht zu haben.«

»Der mich verlassen hatte«, sagte zärtlich und großmütig Olympia, indem sie Banniére Ihre Hand zum Küssen reichte. »Seien Sie also unbesorgt«, fuhr die junge Frau fort, »und halten Sie sich in der Zukunft nur für gebunden durch Ihre Liebe. Sie sind ohne Verpflichtung gegen mich, und an dem Tage, wo Sie

mich, wie Herr von Mailly, nicht mehr lieben, werden Sie, wie Herr von Mailly, frei sein. Hören Sie wohl, mein teurer Banniére: Sie haben mir gefallen, ich glaube, daß ich Sie liebe, ich hoffe, daß ich Sie lieben werde. Würde Herr von Mailly mein Gebieter geblieben sein, so wären Sie nie etwas für mich gewesen. Nun bin ich frei. Lieben Sie mich, wenn Sie wollen, lieben Sie mich so sehr, als Sie wollen, das wird nichts an der Sache verderben. Ich halte Sie für einen jungen Mann von Geist und Herz und nehme Sie als einen solchen. Alles, was Sie von den Menschen, den Dingen und der Welt nicht wissen, werden Sie lernen. Seien Sie ruhig, das sind Sachen, die man schnell lernt. Sind Sie, Wenn Sie unterrichtet sein werden, noch nicht besser als heute, so werde Ich mich getäuscht haben, ich werde einen Fehler begangen haben. Die Strafe wird mich treffen. Das ist abgemacht. Sprechen wir nicht mehr von diesen Erbärmlichkeiten. Das Leben von zwei Liebenden muss erst von dem Tage ansangen, wo sie sich kennen gelernt haben, vorher existierten sie nicht, da sie sich nicht kannten. Die Vergangenheit ist also das Nichts. Sehen Sie, der Tag kommt glänzend und mild: dieser Tag wird der erste von unserem Leben der Liebe sein. Alles Übrige ist, wie man im Theater sagt, in die Ferne gerückt. Heben wir den Vorhang des Hintergrundes nicht aus; hinter diesem Vorhang verbirgt man die zerbrochenen Kulissen und die alten Nebensachen. Hören Sie das Stampfen der Pferde? Sie sind im Hofe bereit. Geben Sie mir Ihre Hand und schauen Sie mich an. Gut, Sie lieben mich. Wenn Sie mich nicht mehr lieben, werden Sie nicht nötig haben, es mir zu sagen.«

Banniére warf sich vor der schönen Olympia auf die Knie, küßte eine Million mal ihre Füße und ihre Hände, und der Vater Philemon, der seinen Laden öffnete, bot im Nachtgewand eines Landmanns Olympia mit einem gastfreundlichen Lächeln ein Glas Cahors-Wein und ein Stück Kuchen.

Dann erwies er Banniére, der ihn schüchtern anschaute, dieselbe Artigkeit, abgesehen von der Größe des Glases und der Breite des Kuchens.

Olympia verlangte von Banniére eine von den Rollen, mit denen seine Taschen gefüllt waren, brach sie an, legte einen Doppel-Louis d'or in die Hand des Vater Philemon, einen Louis d'or in die

von Laurent, schwang sich mutig auf ihr Ross, während Banniére schüchtern das seinige bestieg, und vollkommen unterrichtet, schlugen Beide den Weg ein, der sich am rechten Ufer der Rhone hinauszieht und nach Roquemaure führt, nachdem sie mit Vater Philemon das Wirtshaus bestimmt hatten, wo man die Pferde zurücklassen würde.

Und während sie auf den schönen Wegen galoppieren, aus denen der Sommer Staubbäche zu machen noch nicht Zeit gehabt hat, — schöne Wege, ganz eingefasst von Böschungen mit Rasen bewachsen, von Ölbäumen mit silbernem Blätterwerk und grünen Gärten, — während sie freudig, mit flatternden Haaren, die Lust des Morgens und der Freiheit trinkend, gegen die unbekanntes Zukunft rennen, welche unablässig wie ein Gespenst verschwindend flieht, werden wir durch einige Zeilen heuchlerischen Mitleids zu den armen Schützen und dem unglücklichen Commissär zurückkehren, welche um die Wette Kabinetts, Bittgänge und Schränke durchsuchten, welche Treppen, Keller, Speicher, Ställe durchsuchten, welche Höfe, Gärten, Schoppen durchsuchten, und am Ende, aber zum Glück eine Stunde zu spät, die geheime Tür fanden, ein Fund, der sie Schreie der Wut, Verwünschungen und Schwüre ausstoßen machte, um selbst bei den Jesuiten Ärger zu bereiten, zu deren Vorteil sie dieses traurige Geschäft, das ihnen so schlecht gelang, unternommen hatten.

Es ist beinahe überflüssig, beizufügen, daß der Gouverneur, als er diesen Unstern des Pater Mordon erfuhr, wieder auf das Herzlichste lachte.

Er war ein Mann von einem reizenden Charakter, der Gouverneur der guten römisch-katholisch-apostolischen Stadt Avignon.

XVIII.

Aufenthalt.

Man wundere sich nicht über die Schnelligkeit, mit der unsere Liebenden, und selbst Banniére, so wenig er im Sattel fest war, auf den Wegen forteilten, die sich vor ihnen In den ersten Strahlen der Sonne entrollten. Es war für sie von der größten Wichtigkeit, das Gebiet der Gerichtsbarkeit zu verlassen, in der das Vergehen begangen worden war, ein viel ernsteres Vergehen in Avignon. einer römischen Stadt, als in jeder andern Stadt.

Olympia und Banniére erfrischten sich ein wenig in Roquemaauré, wo sie in einem von Vater Philemon bezeichneten Wirtshaus ihre Pferde ließen, setzten dann über die Rhone, eilten nach Orange und fuhren von Orange in einem guten Postwagen noch Lyon, einer Stadt, welche groß, volkreich und frei genug, daß hier ein reiches und glückliches Liebespaar eben so wenig belästigt werden, als belästigen würde.

Olympia hatte die Gewohnheit, auszuziehen und sich einzuquartieren. Sie unternahm es daher selbst, eine Wohnung zu suchen, und fand bei der, durch die Hinrichtung von Cing-Mars und de Thou berühmten, Place des Terreaux ein ganz meublirtes, ganz eingerichtetes Häuschen, das nur auf reiche Mietleute wartete, sie aber mit Holz im Schoppen, mit Wein im Keller, mit Wäsche in den Schränken erwartete; ein Haus, gemacht nicht für einen nüchternen, religiösen und altertümlichen Einsiedler, sondern für zwei lüsterne, lecker hafte, träge und lachende Eremiten.

Der Preis dieser ganz meublirten Wohnung, so wie sie war und bei offenen Türen, den Braten am Spieße, ihre Gäste erwartete, belief sich auf viertausend Livres jährlich. Olympia belehrte Banniére, der über die runde Summe erschrak, das sei ein Geldhandel für die Mietleute und ein Gimpelhandel für die Eigentümer, und sie begreife nicht, warum ein solcher Vorteil sogleich zwei Verworfenen zufalle, für welche die Jesuiten keine ganz vollkommene Hochachtung hegen müssen, und die sie sicherlich durch Ihre Verfluchungen auf ewig mit der Vorsehung

entzweit haben.

Man bezahlte zwei Miettermine zum Voraus, man bezahlte das Holz, man bezahlte den Wein, man bezahlte Alles, um sich selbst Monate unstörbaren Glückes zu machen, und wenn Banniére, was, es ist nicht zu leugnen, jeden Augenblick geschah, einen Louis d'or aus seiner Rolle weggehen sah, um den Weg nach einer fremden Tasche zu nehmen, wenn er mit den Augen so weit als möglich seinem Fluge ohne Rückkehr folgte, sagte Olympia lachend zu ihm:

»Was wir gekauft haben, war notwendig, nicht wahr?«

»Ja wohl«, antwortete Banniére, der keiner andern Ansicht zu sein vermochte, als der Olympias.

»Was notwendig ist, trägt zum Glück bei, nicht wahr?«

»Allerdings«, antwortete Banniére, während er Olympia auf eine Art anschaute, durch die er ihr beweisen wollte, sie sei ihm notwendig, durchaus notwendig.

»Das Glück ist das Ziel, das der Mensch hienieden suchen muss.«

»Und wir haben es gefunden«, rief Banniére.

»Nun wohl!« sagte Olympia, »wenn wir glücklich sind, worüber beunruhigen Sie sich, mein Freund?«

»Oh!« erwiderte Banniére, »ich mache mir Sorgen über die Dauer dieses Glücks.«

»Und Sie haben Unrecht; Sie gestehen, daß Sie glücklich sind; es ist etwas Seltenes, daß ein menschliches Wesen dies gesteht; danken Sie der Vorsehung, und verlangen Sie nichts Anderes von ihr.«

»Meine Vorsehung sind Sie!« flüsterte Banniére.

Banniére war ein verständiger Schüler, voll guter Anlagen. Er begriff im Verlaufe von acht Tagen die ganze Philosophie von Olympia, er begriff sie sogar so gut, daß sie Ihm am Ende dieser acht Tage keine Lektionen mehr zu geben hatte, und daß er seinerseits die Hand an das Geld zu legen und es so gut und so notwendig als seine Geliebte auszugeben anfing.

Das Notwendige für Banniére, man muss es zu seinem Lobe gestehen, war der unbeschränkte, ideale, glänzende Kultus seiner Liebe.

Er wollte vor Allem Olympia mit Juwelen und Edelsteinen bedecken. Sie bemerkte ihm, daß sie, was die Juwelen betreffe, so schöne habe, als irgend eine Frau der Welt. Banniére beharrte aber nichtsdestoweniger hierbei; da drohte Olympia, ihm das Doppelte von Allem zu kaufen, was er ihr kaufen würde.

»Gut,« sagte Banniére, »keine neue Einkäufe. Ich liebe die Juwelen, doch für Sie. Wenn ich Juwelen hätte, so möchte ich sie von Ihnen Haben. Schenken Sie mir nur diesen Ring, welchen Sie am Finger tragen.«

»Welchen Ring?« fragte Olympia.

»Diesen hier«, antwortete Banniére.

Und er deutete auf den Ring, den Herr von Mailly mit den zweitausend Louis d'or Zurückgelassen, und den Banniére unter dem hastigen Aufbruch zur Flucht mit den Augen der Eifersucht auf dem Kamin hatte glänzen sehen.

Es war ein schöner Rubin ganz von Diamanten umgeben.

Banniére deutete auf den Ring mit jener Entschiedenheit der Absicht, welche mehr bezeichnet, als einen Wunsch.

Und schon streckte er die Hand aus, um ihn in Empfang zu nehmen, denn nie hatte ihm Olympia etwas verweigert.

Sie würde ihm also den Ring nicht verweigern; was war für Olympia dieser Rubin, den Banniére zu haben wünschte?

Man muss sagen, seit einem Monat, daß sie beisammen lebten, hatten unsere Liebenden nicht den Schatten einer Wolke über ihren Azurhimmel hingehen sehen.

Banniére war daher sehr erstaunt, als er auf diese Bitte die Augen von Olympia sich auf die seinigen heften sah und sie zu ihm sagte:

»Warum wünschen Sie diesen Ring, mein Freund?«

Banniére erwartete diese Frage so wenig, daß er ganz dadurch aus der Fassung gebracht wurde.

»Ei! weil . . . « antwortete er.

»Das ist kein Grund«, sagte Olympia.

Und sie lächelte.

Banniére lächelte wie sie und erwiderte:

»Ich glaubte, das sei der beste, den ich Ihnen angeben

könnte.«

»Sie wünschen also einen Ring?«

»Ich wünsche einen Ring, doch, einen wie diesen.«

»Nun wohl, dieser Ring ist ungefähr hundert Louis d'or wert: nehmen Sie hundert Louis d'or, mein Freund, und kaufen Sie einen ähnlichen.«

»Mein Gott!« rief Banniére, »welch ein kostbarer Ring ist das! man sieht wohl, daß er von Herrn von Mailly kommt!«

Er hatte einen ganzen Hauch von Zorn in das Wort gelegt, dessen Wirkung er erwartete.

Doch sie erwiderte ganz einfach:

»Allerdings kommt er von Herrn von Mailly. Hernach?«

»Nun! dann begreife ich, daß Sie mir diesen Ring nicht schenken, aber ich begreife nicht, daß Sie ihn, an Ihrem Finger tragen, der so oft die meinigen streift.«

»In dieser Hinsicht; mein Freund, haben Sie vollkommen Recht«, erwiderte Olympia.

Und sie zog den Ring von ihrem Finger und verschloss ihn in den doppelten Boden des Kästchens das ihr zum Aufbewahren ihrer Juwelen diente.

Banniére sah den Ring verschwinden, und sogleich bereute er, eine so schmerzliche Szene zwischen ihm und seiner Geliebten hervorgerufen zu haben, eine Szene, welche eine Ungeschicklichkeit war, da sie so die schlecht erloschene Erinnerung an ihre erste Leidenschaft wiederbelebte.

Sie schmolte, er schmolte; die Lage von Banniére war lächerlich; er nahm seinen Hut, seinen Degen und entfernte sich, um einen Spaziergang auf den Quais in der frischen Abendluft zu machen.

Olympia aber ließ sich auskleiden, legte sich zu Bette und schloß ihre Tür, auf deren Schwelle als Schildwache Claire, die Kammerfrau, gestellt wurde, welche der Vater Philemon, nach dem Befehle von Olympia, von dem neuen Domizil ihrer Gebieterin unterrichtet hatte. Claire hatte sich, ohne zu sehr bei den Jesuiten Verdacht zu erregen, aus Avignon weggeschlichen, und es war ihr geglückt, unter der Kleidung einer Bäuerin zu Olympia in Lyon zu gelangen.

Als Banniére am Abend nach Hause kam, hatte er einen großen Smaragd um hundert und zwanzig Louis d'or gekauft; dahin hatten ihn seine Betrachtungen geführt. Dieser unglückliche Verliebte war, für den Augenblick auf der Jagd nach Ringen, und er wollte Olympia ihren Rubin vergessen machen.

Zu gleicher Zeit wollte er Worte vergessen machen und besonders selbst vergessen, die ihm Olympia auf der Bank des Vater Philemon gesagt hatte, Worte ganz schwarz von Tiefe und in deren Finsternis seine ängstliche Liebe nur Unglück weissagende Feuer glänzen sah.

»Sind Sie, wenn Sie von den Dingen des Lebens unterrichtet sein werden«, hatte Olympia zu ihm gesagt, »sind Sie nicht besser als heute, so werde ich mich getäuscht haben, ich werde einen Fehler begangen haben, und ich werde ihn bezahlen.«

Banniére hatte sich seit dieser Zeit sehr in der Wissenschaft des Lebens unterrichtet; war er besser geworden? er befürchtete sehr, das Gewissen oder die Scharfsichtigkeit von Olympia würde nein antworten.

»Ich bin also schlecht«, wiederholte er sich; »ich bin also gemein; ich habe also für diese Frau nur einen Anschein von Verdienst; sie macht sich also Illusion über mich, und zwar eine verdiente Illusion; es kann also sein, daß sie, nachdem sie eine Zeit lang geglaubt hat, ich sei von reinem Golde, mich als falsch wie ein falsches Geldstück, als falsch wie ein Geschmeide am schlechten Gehalte erkennt. An diesem Tage wird sie mich sicherlich nicht mehr lieben.«

Er hatte dem zu Folge den Smaragd gekauft, um seiner Geliebten zu beweisen, er habe einen guten Charakter und er komme zuerst zurück.

Aber, wie gesagt, Claire war als Schildwache aufgestellt.

Er fand Claire auf der Schwelle, und Claire verwehrte ihm den Eintritt, in Betracht, daß Madame ruhe.

Von Wut und Scham ergriffen, beinahe in Verzweiflung, schloß sich Banniére in sein Zimmer ein und brachte einen Teil der Nacht damit zu, daß er Briefe schrieb und sie zerriß, nachdem er sie geschrieben hatte.

Gelähmt von Müdigkeit, wir möchten beinahe sagen von

Gewissensbissen, entschlief er endlich, die Ellenbogen auf dem Tische, den Kopf in seinen Händen, während seine Kerze zerschmolz und am Leuchter herabrann.

Gegen zwei Uhr trat Olympia ein, sah die zerrissenen Briefe, sah die fließende Kerze, sah den schlafenden Banniére.

Sie schaute ihn einen Augenblick an; anmutig wie ein Schatten in ihrem weißen Nachtgewand, neigte sie sich zu ihm hinab, berührte mit ihren Lippen seine, selbst im Schläfe, sorgenvolle Stirne und setzte sich, ohne ihn aufzuwecken, zu ihm in einen Lehnstuhl.

Es geschah, daß der Schläfer, als er in der Morgendämmerung erwachte, und zwar durchkältet, unzufrieden, fluchend erwachte, gegen diesen Lehnstuhl stolperte, von dem er den Rest seines Schlafes fordern wollte, und daß er hier das lächelnde Gesicht von Olympia sah.

Da fiel er auf die Knie, zerfloss in Tränen und rief, indem er sich mit der Faust an die Brust schlug:

»Oh! ja, ja, sie ist besser, hundertmal besser als ich.«

Olympia nahm den Smaragd an, trug ihn einen Tag an ihrem Finger und sagte dann zu Banniére:

»Ihr kleiner Finger ist gerade so dick als mein Zeigefinger; ich schenke Ihnen diesen Smaragd, tragen Sie ihn aus Liebe für mich.«

Banniére schlug das Rad wie ein Pfau und blendete unter seiner Manschette alle galante Frauen, welche auf dem großen Mail spazieren gingen.

Am andern Tage nach diesem Abenteuer sah Olympia Banniére befangen.

»Was haben Sie?« fragte sie ihn.

Banniére schaute sie schüchtern an.

»Sie haben etwas von mir zu verlangen?« sagte Olympia.

»Ja«, erwiderte Banniére, »Ich habe Sie zu fragen, ob Sie meine Frau sein wollen?«

Olympia lächelte, doch alsbald verschwand dieses Lächeln, und eine ernste Färbung verbreitete sich über ihrer ganzen Physiognomie.

»Sie sind ein gutes Herz«, sprach sie zu ihm, »und ich begreife

nicht einen Augenblick, daß Sie mich in der Überzeugung, eine glückliche Frau aus mir zu machen, zu heiraten verlangen; aber zum Unglück oder zum Glück ist das, was Sie von mir fordern, unmöglich.«

»Warum?«

»Wenn der Liebhaber eifersüchtig auf den Ring von Herrn von Mailly gewesen ist«, erwiderte Olympia, »so wäre der Mann noch auf etwas ganz Anderes eifersüchtig.«

»Oh!« rief Banniére, »ich schwöre Ihnen.«

»Keine Schwüre, mein Freund«, sagte Olympia.

Und sie verschloss ihm den Mund mit der Hand und fügte bei:

»Bleiben wir, wie wir sind, wir sind gut so.«

Banniére wollte etwas einwenden, Olympia hob abermals lächelnd den Finger empor, und Alles war abgetan.

Nie mehr war vom Heiraten unter ihnen die Rede.

Welch ein reizendes Leben ist doch das Leben der wahrhaft verliebten Liebenden! wie wissen sie Anderer zu entbehren, wie vertreiben sie mit Kunst allen Staub, alle dürre Blätter, alle Insekten, welche in den Nektar ihres Glückes fallen!

Während der sechs ersten Monate ihres Aufenthaltes in Lyon sahen Olympia und Banniére nicht ein fremdes Gesicht in ihrem Hause; allerdings hatten sie ihrerseits bange, sich sehen zu lassen, aus Furcht, erkannt zu werden; aber ihr Hauptgrund, sich zu verbergen, war unleugbar der Wunsch, allein zu sein.

Und dann hatte Olympia eine Menge von Ideen, welche Banniére entzückten: sie wusste Musiker in ihre Vorzimmer heraufkommen und während der Hitze Symphonien spielen zu lassen, ohne daß sie nötig hatte, sich den Symphonisten zu zeigen.

Sie liebte die Ausflüge zu Pferde, und die kleinen Wanderungen von zwei bis drei Tagen auf das Land umher, und dies in einem guten, mit Mundvorräten und Kissen wohl versehenen Wagen.

Sie liebte Alles, was Banniére belustigte, und dieser belustigte sich mit Allem.

Als nach Verlauf von sechs Monaten von Ideen, von denen die einen immer geistreicher waren, als die anderen, die zwei Liebenden in der gemeinschaftlichen Börse nach einer neuen

Idee suchten, bemerkten sie, daß nur hundert und fünfzig Louis d'or darin blieben.

Das reichte für einen Monat, um das Leben der sechs vorhergehenden Monate zu führen.

Banniére schaute Olympia an und Olympia schaute Banniére an, und dieser sagte, indem er das Gold in seiner Hand wog:

»Hundert und fünfzig Louisd'or, das sind dreitausend sechshundert Livres.«

»Ich machte gerade dieselbe Rechnung«, erwiderte Olympia lächelnd.

»Das ist das, was viele glückliche, sehr glückliche Leute in einem Jahre ausgeben. Wir haben also in sechs Monaten unseres Glückes sechs Jahre des Glückes solcher Leute gehabt.«

»Vollkommen«, sagte Olympia.

»Nur«, fuhr Banniére fort, »nur bleibt uns bloß ein Monat von eben diesem Glück.«

»Gut«, versetzte Olympia, »für Träge, aber für Leute, welche arbeiten!«

»Welche arbeiten?« fragte Banniére erstaunt. »Sie wollen arbeiten?«

»Allerdings.«

»Und, mein Gott! in was?«

»In meinem Berufe. Bin Ich nicht Schauspielerin? Sind Sie nicht Schauspieler? Gibt es nicht zwei Theater In Lyon? Haben wir nicht hundert Theater in Frankreich, wenn die zwei Theater in Lyon nichts von uns wollen? Haben wir nicht ein Dutzend tausend Livres im Gehalte des König Herodes und der Königin Marianna?«

»Bei allen Sternen, Sie sind ein« Zauberin!« rief Banniére freudetrunken, »und Alles, was Sie berühren, verwandelt sich in Gold.«

»Und dann fing das Leben an fad zu werden«, fügte Olympia bei; »wir wurden dick.«

»Das ist, bei meiner Treue, wahr.«

»Ah! die Fahrten von Stadt zu Stadt, die Auszüge, die Bravos, die Studien, die Kunst, die Aufregung . . . «

»Sie elektrisieren mich, Olympia!«

»Und wir machen Ersparnisse; der Müßiggang richtete uns zu Grunde; wir verloren dabei das, was wir ausgaben, und das, was wir nicht verdienten.«

»Bei meiner Treue, ja.«

»Schon morgen, Banniére, suchen Sie den Theaterdirektor auf und führen Sie ihn zu mir.«

»Ich werde das tun, meine Liebe.«

»Und in Erwartung von morgen, ein gutes Mahl heute Abend; Konzert auf dem Wasser für uns allein; Alles dies und . . . «

»Und unsere Liebe!« rief Banniére. »Ah! wie reich sind wir!«

XIX.

Das Provinzleben.

Der Direktor des Theaters kam am zweiten Tage zu Olympia, auf welche ihn Banniére auf der Promenade aufmerksam gemacht hatte.

Unser Leser stelle sich nicht vor, in der Zeit, die wir zu schildern suchen, sei ein Theaterdirektor gewesen, wie wir ihn heute mit seinem Harem, mit seiner Polizei und seinen Mädchenlieferanten kennen.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hieß ein Theater dirigieren konstitutionell bei den Geschicken eines von dem vereinigten Talente eines Dutzend nomadischer Schauspieler und zuweilen eines der Gesellschaft beigeesellten Dichters unterstützten Unternehmens präsidieren.

Der Direktor war also ganz einfach der Erste der Schauspieler seines Theaters . . . hinsichtlich des Rechnungswesens.

Banniére hatte genug Schauspieler gesehen; er hatte Olympia genug sprechen hören; er hatte genug natürlichen Scharfsinn und Zigeunerinstinkt, daß er sich bei dieser großen Angelegenheit zu benehmen und den Ches eines Theaterunternehmens anzulocken wusste.

Er hütete sich wohl, diesem zu sagen, Olympia sei eine schon bekannte Schauspielerin. Er schilderte sie als ein in das Theater vernarrtes Mädchen von Stande, das bereit sei, blindlings in das Garn eines Direktors zu gehen.

Er rühmte nicht das ausgezeichnete Wesen, die Schönheit, die Person von Olympia; er führte, wie gesagt, den Direktor auf die Promenade und zeigte ihm Olympia.

Der Direktor sah sie, wurde ihr vorgestellt, verabredete mit ihr eine Zusammenkunft und erschien bei Olympia zu der hierfür festgesetzten Stunde, was die zwei Liebenden mit Recht als ein gutes Vorzeichen betrachteten.

An Geschichten, wie die, welche ihm Banniére erzählt, gewöhnt, hatte ihm der Direktor von seiner Erzählung geglaubt,

was er gewollt; als er aber in die glänzende Wohnung der zwei jungen Leute eingeführt worden war, als er sich in dem weichen Fauteuil, das man ihm anbot, festgesetzt hatte, als er sich inmitten der Blumen und Wohlgerüche des Boudoir befand, als er vom Boudoir in das Speisezimmer gegangen war, um hier den Imbiss einzunehmen, als er Tafelgeschirr, Silberzeug und Kristall erblickte, als er die ausgesuchten Weine und die seinen Konfitüren gekostet hatte, war er dergestalt geblendet, daß er sogleich annahm, die zukünftige Debütantin wäre nicht im Stande, den ersten Schritt auf der Bühne zu machen.

Er fasste also den Vorsatz, sich mit den Wohlgerüchen zu berauschen, sich mit dem alten Wein zu erheitern, kurz, eine gute Stunde materieller Glückseligkeit hinzubringen und nach der Zusammenkunft in jeder Hinsicht der freigebigen Wirtin zu danken, welche närrisch genug, sich auf den Brettern herum treiben zu wollen, während sie so gute Teppiche hätte.

Banniére und Olympia wussten aber so viel als er; sie ließen ihn sich in Mutmaßungen verlieren; dann beim Nachtsch, als er den gehörigen Wärmegrad erreicht hatte, bat man ihn, gütigst eine Probe von der Geschicklichkeit der neuen Bewerber um Anteil an der Gesellschaft annehmen zu wollen.

Der Schauspieler warf sich bei diesem Vorschlag in die Brust, leerte sein Glas und präludirte in den Feindseligkeiten durch ein verächtliches Lächeln.

Olympia sah das Lächeln, begriff die Verachtung und wartete, des Sieges sicher, geduldig.

»Wohl an, ich will Ihnen das Stichwort geben«, sagte der Komödiant mit einer sonoren Stimme.

»Was können Sie?«

»Was können Sie?« fragte Banniére.

»Ich, ich kann Alles, ich spiele die ersten Rollen. Wählen Sie Ihre besten Stücke und halten Sie sich gut.«

»Können Sie Herodes und Marianna?« fragte Olympia mit ihrer sanften Stimme.

»Bei Gott!« erwiderte der Schauspieler halb trunken.

»Nun! so nehmen Sie auf das Geratewohl!« sprach Olympia.

»Und ich«, sagte Banniére, »ich werde soufflieren.«

»Haben Sie das Buch?« fragte der Direktor.

»Oh! unnötig, ich kann das Stück auswendig.«

»Es ist gut«, versetzte der Komödiant, »ich spiele Herodes.«

»Mein Fach«, sprach Banniére mit einem Lächeln.

Der Schauspieler bekümmerte sich nichts um die Bemerkung von Banniére und begann seine Rolle mit einer heiseren Stimme.

Olympia antwortete ihm.

Doch sie hatte nicht sobald zwanzig Verse gesprochen, als der alte Bursche das Ohr auftrat.

»Ho! Ho!« machte er.

»Was denn?« unterbrach ihn bescheiden Olympia; »irre ich mich?«

»Nein! Nein! im Gegenteil! immer zu!«

Und der Schauspieler stützte seine Ellenbogen auf den Tisch und heftete seine wie zwei feurige Kohlen glühenden Augen auf Marianna, welche den Faden ihrer Rolle wieder ausnahm.

»Ah! ah«, sagte er, »Sie haben schon Komödie gespielt!«

»Dann und wann, ja«, antwortete Olympia.

»Wo denn?«

»Da und dort«, antwortete Banniére, um nicht zu lügen.

»Aber wissen Sie, daß Sie ganz einfach herrlich sind, Mademoiselle«, brüllte der alte Trunkenbold im Übermaße der Bewunderung. »Sie erinnern mich an die Champmeslé.«

»Sie haben mit Ihr gespielt?« fragte Olympia lächelnd.

»Oh!« versetzte der Direktor, »ich war beim Theater angestellt.«

»Aber Sie, mein Herr«, sagte er, sich an Banniére wendend.

»Sie wünschen mich zu hören?«

»Ja.«

»Das ist nur zu billig.«

Und mit einer soliden Stimme, mit jener furchtbaren Gebärde, welche eigentümlich der alten Schule angehörte, begann Banniére seinen Auftritt als Herodes.

Der alte Schauspieler horchte mit protectormäßigem Stillschweigen; dann verzog er die Lippen und sagte:

»Der Herr ist nicht gerade schlecht, er hat aber noch viel zu lernen.«

»Ich werde lernen«, erwiderte Banniére.

»Zu studieren.«

»Ich werde studieren.«

»Nicht schlecht?« versetzte Olympia, welche der beleidigten Eitelkeit ihres Freundes beistehen wollte. »Ah! mein guter Freund, man sieht wohl, daß Sie dasselbe Fach spielen.«

»Übrigens«, bemerkte Banniére, ein wenig gereizt »übrigens handelt es sich nur um Madame, wie mir scheint.«

»Sie täuschen sich, mein Freund«, sagte rasch Olympia, »es handelt sich Im Gegenteil um uns Beide: wer mich haben wird, wird Sie haben, oder mich nicht haben!«

»Ah!« rief der Komödiant, »das verwickelt die Sache.«

»Wahrhaftig!« versetzte Olympia.

»Ja. ich muss mich mit meinen Gesellschaftsmitgliedern beraten. Handelte es sich nur um Madame, so schloß ich allein ab, weil unsere erste Schauspielerin, die Catalane, nicht stark genug ist, doch was das Fach des Herrn betrifft, das ist etwas Anderes.«

»Ihr Fach?« fragte Banniére.

»Unser Fach, wohl!« erwiderte der alte Fuchs.

»Nun! Ihr Fach?« sagte Banniére.

»Unser Fach ist schon unter drei verteilt, und ich muss mich beraten.«

»Hören Sie«, sagte Olympia, welche die Schauspieler durch ihren langen Aufenthalt unter ihnen kannte, »unsere Flaschen sind allerdings leer, doch der Keller ist nicht weit entfernt. Holen Sie diejenigen von Ihren Gesellschaftsmitgliedern, deren Beistimmung notwendig ist; bringen Sie dieselben hierher, wir werden uns besser Alle mit einander verständigen, und wir werden uns besonders viel schneller als einzeln verständigen. Überdies ist es die Stunde des Mittagmahles, wir werden zu Mittag speisen.«

Banniére öffnete In diesem Augenblick eine Geheimtür, durch welche verräterischer Weise ein solcher Bratengeruch, ein so süßer Dunst von farcirtem Geflügel eindrang, daß der Schauspieler weglief, indem er mit langen Zügen die kulinarische Ausströmung durch Nasenlöcher einatmete, deren übermäßige

Erweiterung andeutete: ich werde wiederkommen.

Und er kam zurück und brachte an seiner Seite vier von den Wichtigsten der Truppe, drei Männer und eine Frau.

Die drei Männer, abgenutzt, bleich, verwittert wie ihre Gewänder, waren der Financier, der edle Vater und der erste Bediente.

Die Frau, vom Wuchse von Olympia, mit weniger Anstand und dem Unterschiede, daß Olympia blaue Augen hatte und die Frau schwarze, daß Olympia blond war und die Frau brünett, daß Olympia eine weiße und rosenfarbige Gesichtshaut hatte und die Frau eine braune und matte: im Ganzen ein echt catalonischer Typus, dem die Schauspielerin ohne Zweifel ihren Namen die Catalane⁹ verdankte.

Man füge dem reizende Hände und einen Leib bei, mit dem an Reichtum nur der Leib von Olympia streiten konnte.

Olympia empfing alle diese Leute als Kameraden, machte sie mit einem Worte heimisch, gab ihnen ihre Plätze bei Tische und begriff, ohne sich im Geringsten bitten zu lassen, das Theaterrothwälsch, das doch so fern von ihren Gewohnheiten war.

Sie fragte Jeden nach dem Namen und dem Fache, noch freundlicher, da sie sich an die Frau wandte, als da Sie sich an die Männer wandte.

»Die Catalane«, antwortete die Frau, indem sie eine doppelte weiße Reihe kleiner Zähne zeigte.

Olympia empfahl die Catalane der Aufmerksamkeit von Banniére.

Das Mittagmahl war äußerst heiter; alle Welt trank sich dabei ein Räschchen, Olympia ausgenommen, welche, als sie ihre Serviette beim Nachtsch aufhob, einen von den kleinen Füßen der Catalane auf dem Fuße von Banniére sah, während sie mit dem andern den des ersten Komikers reizte.

Olympia errötete. Etwas wie der Zahn einer Natter biss ihr ins Herz. Als sie sich aber wieder erhob und den unschuldigen Banniére anschaute, bemerkte sie in seinem ruhigen Gesicht, daß er kein Bewusstsein von seinem Glücke hatte. Sie beschränkte sich dem zu Folge darauf, daß sie ihm die Hand reichte, und

Banniére beeilte sich, die angebotene Hand mit aller Glut zu küssen.

Unter dem Einfluss dieses Mittagmahles sprach man sodann Verse, spielte man Szenen aller Art. Endlich brachte Banniére eine Feder, Tinte und Papier, und Olympia entwarf sich ein Engagement, das die fünf Gesellschaftsmitglieder unterzeichneten.

Sie gab sich zwölf hundert Livres festen Gehalt und einen achten Teil an den Einnahmen für sich und für Banniére.

Diese Bescheidenheit entzückte die Versammlung, und man trennte sich, indem man sich umarmte.

Olympia bemerkte, daß die Catalane Banniére fünfmal umarmt hatte.

Banniére seinerseits bemerkte, daß die Schauspieler Olympia zehnmal umarmt hatten.

Dann, als Alle weggegangen waren, sagte Olympia, ohne auf diese fünffache Umarmung anzuspielen, indem sie sich nur an den Erfolg des Abenteuers hielt:

»Sie sehen, mein Liebster, daß wir nun mit Sicherheit ungefähr sechs tausend Livres jährlich einnehmen.«

»Ja, aber sie haben Sie so viel umarmt«, erwiderte Banniére.

Ein letztes Wort, das Olympia überreichlich bewies, sie hätte Unrecht gehabt, der Catalane zu grollen.

Von diesem Augenblick an bekümmerte sich Olympia nur noch um ihre Rollen und um ihre Debüts, die durch den Rat der Sechs auf den folgenden Donnerstag festgesetzt waren.

Eine neue Person erscheint am Horizont.

Leider ist das Glück eine von den Gottheiten von wunderlicher Laune und unbeständigem Charakter, deren Flügel zu binden kein Sterblicher sich schmeicheln kann.

Eine problematische Operation, die kein Eroberer, Cäsar ausgenommen, in Betreff des Sieges zu vollführen gewusst hat.

Es geschah aber, daß Olympia debütierte;

Daß sie glücklich debütierte, und zwar in einem Stücke von einem unbekanntem Verfasser;

Daß sie großes Aussehen bei diesem Debüt erregte, und daß dieses Aufsehen die Leute ins Theater führte;

Daß das Theater, da die Menge dasselbe besuchte, reichliche Einnahmen machte.

Es geschah endlich, daß Herr und Frau von Banniére, so nannte man sie, auf die Lyoner den günstigsten Eindruck hervorbrachten.

Sie wurden also berühmt, während sie vorher nur glücklich waren.

Doch ihre Berühmtheit veranlasste sie natürlich, viel mehr Geld auszugeben, als sie vorher ausgegeben hatten.

Man musste empfangen, man musste einen äußern Aufwand machen, während bis dahin das Leben gleichsam vermauert gewesen war.

Es kam das Ende der Louis d'or. Die Einnahmen gingen mit ziemlich großer Mühe aus der Börse der Gesellschaft in die von Herrn und Frau von Banniére über.

Am Ende jedes Monats gab es endlose Streitigkeiten. Nach der Behauptung der Gesellschafter war das Engagement von Olympia und Banniére lästig für die Truppe.

Abgesehen von diesen kleinen Schwierigkeiten gingen die Dinge ihren Weg. Am Ende jedes Monats musste nur Banniére die Zähne zeigen, und die Männer bezahlten, weil sie Solid waren, und die Weiber bezahlten, weil sie weiß waren.

Es geschah aber, daß der König um diese Zeit erkrankte; daß seine Krankheit einen empfindlichen Schlag in allen Teilen Frankreichs versetzte; daß bei dieser Nachricht überall die Lustbarkeiten einen Stillstand nahmen und daß die Theater, die vorzugsweise Lustbarkeit, je mehr die Kirchen besucht wurden, desto mehr verlassen waren.

Die Dinge schleppten sich so ein paar Monate hin; dann, nach einem Todeskampfe des Elends, machte die Gruppe Bankrott.

Der Gesellschaftsvertrag wurde sogleich zerrissen.

Als die Theater mit der Genesung des Königs wieder einige Kräfte gewonnen hatten, diktierten, die Gesellschafter, welche Herren der Stellung geworden, nun Olympia und Banniére Bedingungen, die sie eingehen mußten.

Man eröffnete auf's Neue.

Olympia hatte wieder die Gewohnheit angenommen, zu spielen, und sie war zum Theater mit dem Eifer zurückgekehrt, mit dem bei ihrer Arbeit die ächten Künstler zu Werke gehen. Banniére seinerseits hatte an den Bravos angebissen, und so hohl dieses Fleisch war, — im Vergleiche mit den seinen Braten, welche den Geruchssinn des Unternehmers am Tage seines ersten Besuches bei Olympia in Anspruch genommen hatten, er verschlang es. Eher, als nicht zu spielen, spielten sie auf Teilung, denn sie schämten sich des Gehaltes, den die Gesellschaft, eine freie Gemeinde, in ihrer unparteiischen Gerechtigkeit, in gleichen Proportionen dem außer der Linie stehenden Künstler und dem gemeinen herumziehenden Komödianten bewilligte.

Der Mangel trat mit verschleiertem Gesicht und unsicherem Fuße in die Haushaltung von Banniére ein.

An den Tagen, wo Olympia nicht spielte, wo Banniére nicht spielte, entschädigten sich die zwei Liebenden mit der Liebe.

Banniére bemerkte aber die Entbehnungen, die sich Olympia auferlegte; für sie, die an den Luxus gewöhnt, war der Mangel ein wahres Unglück. Er, sah ihre Augen sich schwarz umkreisen, ihren Mund erbleichen, ihre Hände kraftlos an ihren Seiten niederfallen.

Er hatte, wie es Olympia Banniére vorhergesagt, rasch gelebt und viel in kurzer Zeit gelernt. Er hatte in einem Jahre die

Umschiffung des Lebens vollbracht. Er wusste, was die Freude in einem Herzen wiegt, und wusste besonders, wie viel Freuden ein einziger Schmerz verwelken machen kann.

Dann, von Zeit zu Zeit, biss die Eifersucht, eine Eifersucht, welche nichts motivierte, aber bekanntlich sind die erschrecklichsten eifersüchtigen diejenigen, welche keinen Grund haben, es zu sein; dann, von Zeit zu Zeit, sagen wir, biss die Eifersucht an einem kleinen Winkel des Herzens von Banniére an.

Dies geschah, wenn Olympia auf der Bühne Bravos und verschiedenartiges Zulächeln ein erntete. Er war zuweilen während dieser Zeit unbeschäftigt in den Kulissen; er zählte sodann die Galans, welche um die Schöne her ihre Taler und ihre Versprechungen klingen ließen.

Dann zitterte er, es könnte sich unter allen diesen Federhüten, welche unablässig von den Vorbühnen zu den Bühnen umherschweiften, ein Herr von Mailly mit seinen Rollen allenthalben, seinen Bedienten allenthalben, seinen Häusern allenthalben, seinen Pferden und seiner Liebe allenthalben finden

Sollte Banniére je ein solches Unglück begegnen, was würde aus ihm werden, aus ihm, einem aufgedunsenen Atom, einem durch das Mikroskop der Seele, das man die Liebe nennt, vergrößerten Nichts?

Oft, während die anbetungswürdige und angebetete Frau sich unter den Blumen und den Bravos neigte, fragte sich Banniére, wie es allen diesen Leuten, welche um sie her prunkten, gelungen sei, reicher zu werden, als er.

Er erinnerte sich, irgendwo die Maxime gelesen zu haben, die, obgleich schlecht, nichtsdestoweniger verlockend ist:

»Diejenigen, welche die Vorsehung vergißt, sind berechtigt, das Glück zu versuchen; wer Gott nicht für sich hat, wäre sehr dumm, wenn er sich nicht den Teufel zum Freunde machen würde.«

Er erinnerte sich einer ganzen Philosophie, die er sich in den düsteren Tagen seines Noviciats gemacht, einer ganzen Willkürtheorie, die er sich in den wolkigen Tagen des Theaters gemacht hatte. /

Er sagte sich, unter der Bedingung, daß ein Mensch über seine

Haut verfüge, sei dieser Mensch so viel wert als ein anderer Mensch; diese Haut sei ein Einsatz wie ein anderer; sei ein Louis d'or vorhanden, so könne es ein Mensch wagen, diesen Louis d'or zu verlieren, entschlossen, mit seiner Haut, wenn er ihn verlierenden zweiten Louis d'or zu bezahlen, den er nicht habe, um den ersten Louis d'or wieder zu erwischen, den er nicht mehr habe.

Banniére nahm also den einzigen Louisd'or, der noch im Hause war, und ging weg, um damit zu spielen.

Er gewann, wie die Neulinge immer gewinnen. Eines von den Axiomen, das Banniére nicht kannte, weil dieses vielleicht der Wahrheit entsprach, ist, daß der Teufel nur für die Neulinge Versuchungen hat.

Mit seinem Louis d'or gewann Banniére fünfzig Louis d'or, und Olympia fand sie zu ihrem Erstaunen, als sie vom Theater zurückkam, in der Schublade ihrer Kommode an der Stelle des einzigen Louis d'or, den sie zurückgelassen, und den sie nicht wieder zu sehen hoffte, da sie Claire gesagt hatte, sie möge ihn nehmen, um ihre Ausgaben am folgenden und am zweiten Tage damit zu bestreiten.

Man begreift, daß ein solches Debüt Banniére anlockte. So lange indessen die fünfzig Louis d'or währten und er nicht durchaus zu spielen nötig hatte, spielte er nicht; allerdings ging ihm das Spiel, obgleich er von der Akademie abwesend, unablässig im Kopfe herum: aus der Szene hörte er das Klingen des Goldes, und er wandte sich um oder ließ sein Stichwort außer Acht. Zwei Leidenschaften können nicht bequem im Herzen eines Menschen leben, die eine muss die andere verzehren. Das Spiel verzehrte das Theater. Banniére wurde ausgezischt und ging, um sich zu trösten, in die Akademie.

Drei Monate genügten, um aus Banniére einen Pfeiler des Spielhauses zu machen.

Olympia fuhr Indessen fort, für ihre Gesellschaftsmitglieder zu arbeiten; sie arbeitete für die Bedienten, sie arbeitete für die Bonvivants, für die zärtlichen Väter, die sich Wein und Holz um den Preis ihrer Arbeit kauften; sie arbeitete für die Catalane, welche, abgesehen von ihren Profitchen außer dem Theater, durch Olympia zweihundert Livres monatlich einsteckte, was ihre

Toilette ausfüllte.

Olympia leerte im Gegenteil die ihrige. Was Wohlhabenheit für die Catalane war, war Mittelmäßigkeit für Fräulein von Clèves. Das Äußere hatte nicht aufgehört, komfortabel zu sein, aber der wirkliche Überfluss war aus dem Hause verschwunden. Olympia sagte sich mit Recht, der höchste Grad der Not sei die Verlassenheit, und sie rief Leute in dieses Haus, das mit dem Tode rang, damit das Geräusch der Leute das Elend entfliehen mache.

Sie rief Leute, weil sie Banniére sich entfernen sah, weil sie sich allein fühlte, und weil Leute zurückrufen Banniére zurückrufen hieß.

Sie hoffte, Banniére werde eifersüchtig sein, und nachdem der Spieler den Künstler getötet, werde der Liebhaber den Spieler töten.

Der Kampf war ernst und der Sieg Zweifelhaft. Banniére war ein Spieler von Profession geworden; er brachte zu der Ausübung dieses Gewerbes Alles, was ein vernünftiger Mensch an Kunst zum Gelingen von Allem anwendet, was er unternimmt; er gewann, allerdings nicht mehr, als ein Anderer gewonnen hatte, aber er verlor weniger.

Olympia war auch eifersüchtig gewesen. Für Banniére war das Spiel vielleicht nur ein Vorwand, um die Liebe zu verdecken. Sie rief Mademoiselle Claire und ließ sich den Cavalieranzug bringen, in dem sie so reizend mit Banniére geflohen war. Sie kleidete sich traurig und beinahe sich dessen, was sie tat, schämend wieder darein und folgte ihrem Liebhaber.

Banniére ging wirklich zum Spiele.

Olympia zögerte einen Augenblick, ihm dahin zu folgen; dann fasste sie ihren Entschluss und stürzte sich hinter ihm in diese Hölle.

Nachdem sie eine halbe Stunde lang, in einer Fenstervertiefung verborgen, gesehen hatte, was das Spiel ist, entfloh sie bleich und verwirrt.

Als Banniére zurückkam, nahm sie ihn auch, statt ihn mit der kalten Miene der vorhergehenden Tage zu empfangen, bei der Hand, ließ ihn zu ihren Füßen sitzen und sagte zu ihm,

schmeichelnd wie eine Geliebte, überredend wie eine Mutter:

»Sie haben gespielt?«

»Ei! mein Gott, ja«, antwortete Banniére.

»Sie haben verloren?«

»Nein!« rief er.

»Aber Sie haben nicht gewonnen?«

»Oh! ich hätte tausend Louis d'or gewonnen«, versetzte Banniére.

Und er erklärte ihr mit dem unaufhörlichen Fieber des Spielers alle Coups, die er hätte gewinnen müssen, wäre nicht das Glück gegen ihn gewesen.

»Armer Junge«, sagte Olympia, nachdem sie ihn mit einer Aufmerksamkeit gemischt mit tiefem Mitleid angehört hatte, »so viel Gemütsbewegungen, Berechnungen, Anstrengungen und Leiden!«

Olympia war immer die gute, die zärtliche Olympia: die Tränen traten ihr in die Augen.

»Schließen Sie«, sprach er.

»Oh! mein Gott!« rief Olympia, »der Schluß wird sehr einfach sein. Sie spielen, um weder zu gewinnen, noch zu verlieren: eben so gut ist es, nicht zu spielen. Lassen Sie das abgemacht sein: erhitzen Sie sich nicht mehr hierdurch das Blut; Sie werden wenigstens Ihr Leben sparen.«

Banniére wollte ausrufen: »Ich tue es für Sie!« doch er enthielt sich.,

Banniére war immer verliebt; er war auch immer edelmütig und diskret.

Olympia fügte bei:

»Wir haben die letzten Mittel noch Nicht angerührt: wir besitzen Geschmeide, das wir verkaufen können.«

»Oh!« rief Banniére, »vor dem Geschmeide ist das Silbergeschirr da, wie mir scheint.«

»Das Silbergeschirr? Oh! nein«, sagte Olympia. »Ich kann sehr gut ohne Geschmeide mich kleiden und ausgehen, doch ohne Silbergeschirr könnten wir nicht mehr empfangen.«

»Ei! mein Gott, wen wollen Sie denn empfangen?« versetzte

Banniére, der, da er nie zu Hause war und nur zurückkam, wenn Jedermann weggegangen, nicht wusste, daß seine Frau empfing.

»Ich habe meinen Plan«, sagte Olympia. »Sie werden eben so wenig Spieler bleiben, als Sie Schauspieler geblieben sind. Wechseln ist für Sie eine Notwendigkeit. Vom Novizen sind Sie Schauspieler geworden, vom Schauspieler Spieler; vom Spieler werden Sie Weltmann, was weiß ich, vielleicht Kriegsmann werden, und Sie werden so wechseln, bis Sie die letzte Verwandlung erreicht haben, bis Sie glänzender Schmetterling geworden sind.«

»Ach!« erwiderte Banniére«, bis jetzt, arme Olympia, bin ich für Sie nur die Raupe gewesen.«

»Mein Freund«, sagte Olympia, »Sie haben Geist, Bildung, Tournure, Sie sind ein ausgezeichnete Logiker, Sie sprechen gut . . . «

»Wohin des Teufels wird mich Alles dies führen, wenn ich nicht Jemand habe, der mich vorwärts bringt?«

»Es wird Sie gerade Jemand vorwärts bringen, mein lieber Joseph.«

»Und wer wird dieser Jemand sein?«

»Der Abbé d'Hoirac.«

»Der Abbé d'Hoirac?«

»Sie wissen nicht, von wem ich spreche?«

»Bei meiner Treue, nein, ist es nicht der Pfaffe, der alle Abende, wenn Sie spielten, in den äußeren Kulissen stak und mir immer auf die Füße trat.«

»Er ist es.«

»Wie! dieser beständig summende, trällernde, herumflatternde Bursche, der aussieht wie ein verrückter Maikäfer?«

»In der Tat, das hat ziemlich viel Ähnlichkeit«, sagte Olympia lachend.

»Wie! um vorwärts zukommen, muss ich mich von dieser Missgeburt protegieren lassen?«

»Ah! diesmal sind Sie ungerecht, Banniére: Maikäfer, ja; Missgeburt, nein. Der Abbé ist, im Ganzen genommen, eine reizende Puppe, und man sieht wohl, daß Sie ihn nicht angeschaut haben.«

»Dagegen«, erwiderte Banniére, der nicht wusste, wie er die Dringlichkeit seiner Geliebten nehmen sollte, »dagegen sollte man glauben, Sie haben ihn viel angeschaut.«

»Albernheiten!«

»Aber woher des Teufels kennen Sie ihn?«

»Wie ich eine Menge von Leuten kenne, die Sie nicht kennen. Alle Abende gehen Sie zum Spiele, und alle Abende bringt der Abbé o’Hoirac seine Zeit damit zu, daß er mit mir Schach spielt.«

Banniére schüttelte traurig den Kopf und erwiderte:

»Sie haben mich von der Nutzlosigkeit meiner Versuche in der Akademie überzeugt. Morgen werde ich mit dem Herrn Abbé d’Hoirac Schach spielen.«

»Und bei diesem Spiele, lieber Freund, werden Sie gewinnen, statt zu verlieren: dafür siehe ich Ihnen.«

»Er ist also ein sehr vollkommener Mann, dieser Abbé d’Hoirac?« sagte Banniére gereizt.

»Er ist kein vollkommener Mann, lieber Freund, in Betracht, daß die Vollkommenheit nicht von dieser Welt ist. Da ich aber an den Tagen, wo ich nicht spiele, auf die Gesellschaft meiner Coiffeuse¹⁰ und auf die von Claire beschränkt bin, so schien es mir, als wäre die Gesellschaft von diesem verrückten Maikäfer nicht ganz zu verachten.«

»Es ist drollig, daß ich das Verdienst des Herrn Abbé d’Hoirac nie wahrgenommen habe. Allerdings gab ich nur auf ihn Acht, wenn er mir auf die Füße trat.«

»Sie kommen immer auf diese Ungeschicklichkeit des Abbé zurück, lieber Freund; sie ist doch sehr natürlich. Der Abbé ist kurzsichtig, so kurzsichtig, daß er die Spitze seiner Nase nicht sieht. Wie soll er seine Füße sehen, welche noch viel weiter von seinen Augen entfernt sind, als seine Nasenspitze, die er nicht sieht?«

»Sie haben Recht, Olympia, und das erste Mal, wo ich wieder mit dem Abbé d’Hoirac zusammentreffe, werde ich ihm ins Gesicht schauen.«

»Wohl! Sie werden eine schöne Puppe sehen«, erwiderte ruhig Olympia, während sie in ihr Boudoir ging.

»Und wann wird der Herr Abbé kommen?« fragte Banniére.

»Heute Abend?«

»Nein. Ich spiele heute Abend.«

»Morgen also?«

»Ja, morgen.«

»Um welche Stunde?«

»Um sechs Uhr, wie immer.«

»Sehr gut, Madame.«

Olympia schaute ihren Geliebten von der Seite an, zuckte die Achseln und überließ sich Ihrer Kammerjungfer.

XXI.

Der Abbé d'Hoirac.

Es kam der Abend und mit, dem Abend die gewöhnliche Gesellschaft von Frau von Banniére.

Banniére hatte sich nicht, wie gewöhnlich, in die Akademie begeben. Er wollte durchaus den Abbé d'Hoirac sehen, von dem man ihm so viel gesprochen.

Er sah ihn auf den Schlag sechs Uhr erscheinen.

Der reizende Abbé ließ sich zuerst unten von der Treppe durch zwei Bedienten und sodann durch einen köstlichen Muscadille-Geruch ankündigen, der zum ersten Stocke aufstieg, als der Abbé den Fuß auf die erste Stufe setzte.

Hinter dem Abbé kamen zwei andere große Lackeien, welche ein ungeheures Plateau beladen mit Blumen, Musikrollen und Backwerk trugen.

Der Abbé trat mit Grazie ein; er ging allerdings mit ausgestreckten Armen, wie Einer, der blinde Kuh spielt, doch diesem Zögern gebrach es nicht an einer gewissen Annehmlichkeit.

Er hatte ein hübsches, rosiges, volles Gesicht, große, von langen Wimpern eingefasste Augen; diesen Augen fehlte es am Blitze, doch die Art, auf welche die Augenlider spielten, gaben dem Augenstern den ganzen Schimmer und die ganze Durchsichtigkeit, welche die Bewegung der Finger dem Opal gibt.

Der Abbé schloß seine Augen und öffnete seine Lippen, verbarg seinen Augenstern und zeigte seine Zähne. Er wusste geistreich genug zu lächeln, um seine aufgestülpte Nase witzig scheinen zu lassen, während sie bei einem Herrn von weniger guten Manieren und besonders von weniger gutem Hause nur albern geschienen hätte.

Seinen Gewohnheiten getreu grüßte er Olympia, indem er ihr die Hand küßte, wie man damals in Versailles eine Hand küßte, und ebenfalls aus Gewohnheit trat er mit seinen beiden Füßen auf die zwei Füße von Banniére, der ihn von zu nahe anschaute.

»Herr von Banniére«, der Herr von diesem Hause«, sagte Olympia, die sich beeilte, den Exnovizen dem Abbé Vorzustellen, um die üble Laune des Einen kurz abzuschneiden und das schlechte Gesicht des Andern zu unterstützen.

»Ah! mein Herr, ich bitte tausendmal um Verzeihung«, rief der Abbé, »ich bin ein sehr unglücklicher Mensch.«

»Ich versichere Sie, mein Herr, daß Sie mir durchaus nicht wehe getan haben«, erwiderte Banniére.

»Ei! nein, mein Herr, nein, ich bitte Sie wahrhaftig nicht meiner unwillkürlichen Ungeschicklichkeit wegen um Verzeihung.«

»Aber warum denn, mein Herr?« fragte erstaunt Banniére, der kaum seine Schnallen abzuwischen wagte.

»Mein Herr, ich wusste nicht, daß ich die Ehre haben sollte, Sie zu sehen, und ich erlaubte mir, Frau von Banniére einige Blumen und einiges Zuckerwerk anzubieten.«

»Sehr schöne Blumen und Zuckerwerk, das mir vortrefflich zu sein scheint«, sagte Banniére.

»Es mag sein, doch es ist nicht schicklich, daß ein Anderer als Sie Madame etwas anbietet«, rief der Abbé.

»Mein Herr . . . «

»Darum, mein Herr, werden meine zwei Lackeien Alles aus dem Fenster werfen.«

»Oh! mein Herr, das wäre ein Mord«, versetzte Banniére.

»Werft, werft«, rief der Abbé.

Die Lackeien gehorchten und schütteten in der Tat das mit den Galanterien ihres Herrn beladene Plateau zum Fenster hinaus.

Banniére war sehr erstaunt über diese Handlung, deren Glanz ihn bedeutend verkleinerte.

Olympia lächelte nur. Sie war mit dem Auge den in den Raum fliegenden Blumen gefolgt und hatte ein Papier sich von einem der Sträuße losmachen sehen.

Banniére verbeugte sich wiederholt vor diesem so artigen und zugleich so prunkvollen Abbé, der es sich zur Ausgabe machte, immer zu sprechen und immer zu lächeln. Er sang Duette mit Olympia, er sang Solos, er spielte seine Viole, die sein Lackei gebracht hatte, ertrug endlich die Kosten der Unterhaltung des ganzen Abends mit einem so eifrigen Bestreben gegen Banniére,

daß dieser ganz verwirrt war.

Was Olympia betrifft, so gähnte sie häufig während dieses ganzen Abends.

Häufig gab sie auch *dem Herrn vom Hause* ihre schönen Hände zum Küssen; mit einem Worte, sie beruhigte Banniére, wie eine würdige, redliche Frau ihren Geliebten zu beruhigen weiß.

Sie beruhigte ihn mehr, als sie es vielleicht hätte tun müssen, denn es gibt gewisse Herzen, deren Treue immer von der Furcht oder von der Sklaverei abhängt, in der man sie erhält.

Als der Abbé drei Stunden lang geflattert und nach Herzenslust die Saiten seiner Viole und die seiner Stimme zerrissen hatte, sagte er:

»Madame, ich muss Sie Wahrhaftig die Bekanntschaft eines sehr wackeren Mannes machen lassen.«

Und er lachte.

»Von wem sprechen Sie?« fragt Olympia. »Sie besonders, Herr von Banniére«, fuhr der Abbé immer lachend fort.

»Wer ist der Mann?« fragte Banniére.«

»Sind Sie sehr religiös, Herr von Banniére?« sagte der Abbé.

»Ich?«

»Ja . . . sehr skrupulös?«

»Nun . . . mäßig. Doch warum diese Frage?«

»Ah! der wackere Mann, von dem ich rede . . . «

»Derjenige, dessen Bekanntschaft Sie uns wollen machen lassen?«

»Ja . . . es ist ein Jude«, erwiderte der Abbé.

Und er lachte fortwährend.

»Oh! Abbé, was sagen Sie da!« rief Olympia. »Ein Jude! mein Gott! wozu nützt das?«

»Ein Jude ein wackerer Mann!« sagte Banniére, mit einem etwas gezwungenen Lächeln. »Sie müssen sehr heilig sein, Herr Abbé, um ein solches Wunder gesehen zu haben.«

»Wenn Sie wüssten, was für eine reizende Perle er heute Abend an mich verkauft hat, und Wahrhaftig um nichts.«

»Ah! lassen Sie sehen, Herr Abbé«, rief Olympia mit der kindischen Freude, welche die Frauen an Juwelen haben.

»Ich habe sie nicht mehr«, erwiderte der Abbé.

»Was haben Sie damit gemacht?« fragte Banniére. »Lässt sich das vor einer Dame sagen?«

»Ei! mein Gott!« antwortete der Abbé mit dem einfachsten Tone, »ich glaube, ich hatte sie an einen von diesen Sträußen gebunden, und sie liegt nun wahrscheinlich irgendwo da unten in einer Gosse.«

Der Abbé sagte dies mit demselben reizenden Lächeln.

»Der Herr Abbé ist Gasconier oder Millionär«, versetzte Olympia.

»Das Eine oder das Andere«, erwiderte ruhig der Abbé. »Ich sagte also, ich werde eines Tags meinen Juden bringen, und wenn er mit seiner vergoldeten Zunge nicht für zehntausend Taler in einer Stunde an Sie zu verkaufen weiß, so will ich meinen Namen d'Hoïrac verlieren, Madame. Das ist ein unvergleichlicher Mann.«

»Diese Perle«, dachte Banniére, »diese Perle! Es gibt also Menschen, welche reich genug sind, um so Perlen zum Fenster hinauszuerwerfen? Cleopatra trank doch wenigstens die ihrige.«

Und er schaute, diesmal nicht ohne Bewunderung, die ausgestülpte Nase des Abbé an.

Dieser ging gegen zehn Uhr weg.

»Sie werden vielleicht finden, daß ich Sie heute sehr frühzeitig verlasse«, sagte er zu Olympia, »aber ich habe der Catalane versprochen, ihr Abendbrot mit den Herren d'Abenas zu geben: das sind zwei mir von ihren hohen Verwandten empfohlene Edelleute aus meiner Heimat, die ich in die Welt schleudere.«

Und während er diese Worte sprach, schaute Olympia mit Zufriedenheit das unempfindliche Gesicht von Banniére an, der tausend Tropfen von seinem Blute gegeben hätte, wenn dieser Schwätzer weggegangen gewesen wäre, daß er die Perle hätte suchen können.

Doch vor ihm hatte leider die Coiffeuse von Madame den Abbé gehört.

Diese Coiffeuse, das souveräne und despotische Orakel, machte oft Claire unterliegen, wenn es sich um hohe Theaterpolitik handelte? sie wurde gewöhnlich allen Beratungen

bei gezogen, und ließ man sie dabei nicht zu, so machte sie das Versehen dadurch gut, daß sie an den Türen horchte.

Es war also für sie genug, zu hören, was der Abbé gesagt hatte; sie wusste, daß die Straße von sechs Uhr an verödet war. Warum sollte sie, wenn sie suchte, nicht finden?

Banniére hatte sie weggehen sehen, so gut sie, als Theatergenossin, ihren Abgang verhehlt hatte. Er begriff, während er an seinen Fingern nagte, daß, wie sehr er auch mit seinen Wünschen den Abgang des Abbé beschleunigte, dieser immer noch zu spät weggehen werde.

Was uns auf den Gedanken bringt, Banniére sei zu spät weggegangen, ist der Umstand, daß an demselben Abend, indes Banniére sich auskleidete, die Coiffeuse Olympia einen Brief übergab, den sie, wie sie sagte, auf der Straße gefunden, und der nichts Anderes war, als das Bittet, das Olympia von dem Strauße hatte fliegen sehen.

Diesen Brief, so seltsam ist das Herz der Frauen! diesen Brief zu lesen wäre Olympia vielleicht nicht unangenehm gewesen, hätte die Perle nicht ein wenig Alles dies verdorben.

Während sie den Brief in ihrem Kabinett las, hörte Olympia Banniére leise die Tür seines Zimmers öffnen.

Olympia erriet, daß er diese Tür öffnete, um hinab zu gehen, und daß er hinabging, um die Perle zu suchen.

Olympia fasste eine schlimme Meinung von Banniére.

»Wohin gehen Sie, mein Freund?« fragte sie, während sie den Brief in ihr Nachtgewand steckte.

»Ich?« versetzte Banniére. »An keinen Ort. Ich wollte nur ein wenig ausgehen.«

»Sie wollten so mit bloßem Kopfe ausgehen, als Nachbar? Und warum wollten Sie ausgehen . . . «

»Um Lust zu schöpfen.«

»Bleiben Sie doch, mein Freund«, sagte Olympia. »Wahrhaftig, mein Freund, sähe Sie der Abbé heute Abend auf der Straße, er würde glauben, Sie suchen seine Perle.«

Banniére errötete, als hätte er durch den Mund von Olympia sein Gewissen reden hören. Er kehrte in sein Zimmer zurück, legte sich nieder, schlief aber schlecht. Die ganze Nacht drehte er

sich in seinem Bette hin und her. Der arme Banniére träumte von Perlen und Diamanten.

Am anderen Tage aber suchte Banniére den Abbé auf der Promenade auf, wo man ihn jeden Tag traf.

Nach den unerlässlichen Umarmungen und einigen Verirrungen der Füße des Abbé auf die von Banniére, fragte dieser:

»Waren Sie vorhin nicht mit Ihrem Juden?«

»Nein.«

»Gut! es schien mir . . . «

»Ich war mit dem sardinischen Gesandten.«

»Ah! ich bitte um Verzeihung, nur ich kann solche Missgriffe machen. Einen Gesandten mit einem Juden verwechseln!«

»Sie brauchen ihn vielleicht.«

»Den sardinischen Gesandten?«

»Nein, meinen Juden.«

»Nun! ich gestehe es, da es nicht möglich ist, etwas vor Ihnen zu verbergen«, erwiderte Banniére.

»Ja, es ist wahr, trotz meiner Kurzsichtigkeit, oder vielleicht wegen meiner Kurzsichtigkeit, bin ich sehr hellsehend. Wollen Sie zufällig die Adresse dieses Juden, lieber Herr Banniére?«

»Wenn es Ihnen beliebt, würden Sie mir ein großes Vergnügen machen.«

»Jacob, Rue des Minimes, der goldenen Weide gegenüber.«

»Die goldene Weide?«

»Ja, ein großer Baum von vergoldetem Holze, er bildet einen Vorsprung am Laden eines . . . Kunstdrechslers. Ja, ich erinnere mich der Billardkugeln und der Tabaksdosen.«

»Ich danke.«

»Sie wollen etwas für Frau von Banniére kaufen?«

»Ja, doch stille.«

»Bei Gott!« sagte der Abbé. Dann, da ihm plötzlich ein Gedanke kam, fragte er:

»Haben Sie eine Sänfte?«

»Nein, ich werde eine auf dem Platze nehmen.«

»Nehmen Sie doch die meinige.«

»Oh! Herr Abbé . . . «

»Nehmen Sie doch, mein Lieber. Holla! meine Träger!«

Banniére ließ sich in die schöne Sänfte des Abbé schieben, der den Lackeien einen Wink gab.

Sobald der Mann eingepackt war, lief der Abbé spornstreichs zur Frau, welche im Theater Probe hatte.

Als er sich aber um die Straßenecke wandte, fühlte er einen so heftigen Stoß, daß er einen Schrei des Schmerzes von sich gab.

Dann, da er den Mann erkannte, an dem er sich gestoßen, gab der Abbé einen Schrei des Erstaunens von sich.

»Jacob! Ah! Schlingel, kannst Du nicht vor Dich schauen?«

»Verzeihen Sie, Herr Abbé, ich war selbst sehr in Gedanken; ich drehte mich um eine Straßenecke und hatte nicht die Ehre, Sie zu sehen.«

»Wie! Du hattest nicht die Ehre, mich zu sehen?«

»Nein, Herr Abbé.«

»Aber Du weißt wohl, daß ich das Monopol der Blindheit habe, Bursche?«

»Der Herr Abbé wird mich entschuldigen, ich wollte nicht mit ihm wetteifern, aber dieser Kasten beugte mich nieder.«

»Was ist in diesem Kasten? gewiß Silberzeug?«

»Ja, Herr Abbé, Silberzeug.«

»Das Du verkaufen willst?«

»Nein, im Gegenteil, das ich so eben gekauft habe.«

»Gehe rasch nach Hause, Unglücklicher! Ich habe Dir einen Kunden geschickt. Halte ihn so lange als möglich aus. Es ist ein mir befreundeter Edelmann, der Dir so viel, als dieser Kasten wert ist, abkaufen wird. Laß sehen, der Kasten ist hübsch, wie mir scheint.«

»Ich glaube wohl, schauen Sie ihn an; wenn man den Namenszug ändern würde, wäre das etwas für Sie, Herr Abbé«

Und er hob den Kasten bis zur Höhe der Augen des Abbé empor.

»Was für ein Namenszug ist es?« fragte der Abbé; »ein **O** und ein **C**.«

»Oh! ohne Zweifel der Namenszug irgend eines Liebhabers, der den Kasten der Schauspielerin geschenkt haben wird.«

»Der Schauspielerin, sagst Du? Du hast den Kasten also einer Schauspielerin abgekauft?«

»Ja, Herr Abbé, Frau von Bannière.«

»Oh! Jacob, was sagst Du mir da? Wie! Frau von Bannière verkauft ihr Silberzeug?«

»Wie Sie sehen, Herr Abbé.«

Der Abbé nahm den Kasten aus den Händen des Juden und ließ ihn beinahe fallen, so schwer war er.

»Wie teuer hast Du das gekauft?« fragte der Abbé. »Sprich, aber lüge nicht.«

»Um zweihundert Pistolen, Herr Abbé.«

»Elender! Du hast um die Hälfte betrogen. Es ist für vierhundert Pistolen Silberzeug in diesem Kasten. Lass ihn zu mir tragen.«

»Sie kaufen ihn?«

»Um dreihundert Pistolen.«

»Dreihundert Pistolen, Herr Abbé, das ist nicht genug; Sie haben den Kasten selbst zu vierhundert geschätzt.«

»Unverschämter Schurke! ich gebe Dir hundert Pistolen Nutzen von einer Hand in die andere, und Du bist nicht zufrieden?«

»Oh! die Zeiten sind so schlecht.«

»Wohl an!, trage den Kasten zu mir.«

»Ich gebe, Herr Abbé«, sagte der Jude; und er machte eine Bewegung, um sich zu entfernen.

»Warte noch.«

»Ich warte, Herr Abbé;« und der Jude blieb stehen.

»Sage mir, wie Du die Bekanntschaft dieser Dame gemacht hast?«

»Durch ihre Coiffeuse.«

»Ah! es ist eine Coiffeuse da! ich habe sie noch nicht gesehen; es ist wahr, ich sehe nichts. Halte meinen Freund recht lange aus. Vorwärts!« rief der Abbé.

Und er ging nach dem Theater und sagte: »Jude, Coiffeuse, Gatte, Silberzeug verkauft, Juwelen gekauft; Alles dies geht wie aus Rädchen.«

XXII.

Der Ring von Herrn von Mailly.

Banniére hatte nichts bei dem Juden Jacob zu kaufen; aber er hatte viel zu verkaufen.

Er verkaufte alle Juwelen, die ihm Olympia geschenkt, und selbst die, welche er Olympia geschenkt hatte.

Er verkaufte für fünfhundert Louis d'or, die er in seine Tasche steckte.

Er hatte ein Spiel, ein sicheres Spiel, eine unfehlbare Martingale gesunden; doch um sie vorteilhaft zu unterstützen, hätte er müssen über achthundert Louis d'or verfügen können, und Banniére besaß nur fünfhundert.

Mit achthundert Louis d'or wäre er zwei Millionen zu gewinnen versichert gewesen.

Aus zwölftausend Livres beschränkt, seufzte Banniére bei dem Gedanken, er werde für seine teure Olympia nur eine elende Summe von elfmal hunderttausend Livres gewinnen.

Das war wenig, doch bei einiger Sparsamkeit würden, so wenig es war, diese elfmal hunderttausend Livres die Haushaltung ohne Abbé, ohne Coiffeuse und ohne Genossen beim Theater fünf bis zehn Jahre fortführen lassen.

Banniére sagte sich, im Ganzen seien elfmal hunderttausend Livres ein schöner Pfennig, in Gold würde das kaum in zehn Abbéhüten, welche die größten von allen Hüten sind, Raum haben.

Hätte er dieses Gold gewonnen, was das Geringste, war, da seine Berechnung nicht fehlen konnte, so würde er es einem starken Kommissionär, zur Not Zweien, auf den Rücken laden, die Säcke in das Zimmer von Olympia tragen lassen, sie während ihrer Abwesenheit ausleeren, den Teppich damit bestreuen und sie ihre hübschen nackten Füße bis an die Knöchel In dieses kalte Bad mit den rötlichgelben Wellen tauchen machen.

Es war an diesem Abend zahlreiche Gesellschaft in der Akademie; Banniére setzte sich zerstreut an den ersten Platz, den

er fand; sein Sack mit den Louis d'or war unter seiner Hand.

Er nahm eine Karte und fing an sein Spiel zu stechen.

Als alle seine Berechnungen gemacht waren, begann er zu spielen.

Die Berechnungen waren gut, wie es scheint; Banniére gewann.

In dem Augenblick, wo er ungefähr zwanzig Louis d'or an sich zog, erregte der freudige Ausruf einer Frau seine Aufmerksamkeit. Er schaute und erkannte die Catalane, welche ihm gegenüber und gegen ihn pointierte.

Diese Frau lachte, wenn sie gewann, sie lachte, wenn sie verlor, sie lachte immer.

Das war gerade wie der Abbé: nur lachte sie lauter als er.

Banniére gewann immer, die Catalane pointierte immer. Banniére gewann schon eine Summe von fünfhundert Louis d'or. Die Catalane hatte Alles bis auf ihren letzten Louis d'or verloren.

Sie borgte zehn Louisd'or von ihrem Nachbar, gerade wie es die Zerstreuung tut, und fuhr fort, ihre zehn Louis d'or mit derselben Heiterkeit zu verlieren.

Dann zehn andere Louis d'or, die sie auch verlor, während Banniére immer gewann.

Unwillig, wechselte sie den Platz und legte ihre beiden fleischigen Hände auf die Schultern von Banniére, ohne daß dieser nur auf sie merkte.

Sie reizte ihn, sie neckte ihn, sie küßte ihn.

Aber Banniére war kalt wie die gelben Stücke, die der Banquier traurig mit seinem Rechen gegen ihn schob.

Es kam ein Coup, auf den Banniére rechnete, um dreihundert Louis d'or zu gewinnen.

Er zählte darauf, daß Schwarz herauskomme, und spielte auf Schwarz.

Roth kam heraus.

Die Catalane schlug ein Gelächter aus.

Banniére schaute sie von der Seite an und sagte:

»Sie stören mich, meine Liebe; ich bitte, nehmen Sie sich in Acht.«

Den folgenden Coup verlor er auch.

Das waren sechshundert Louis d'or auf zweimal.

Er verdoppelte und verlor auf einen Coup, den er für unfehlbar hielt.

Dann schüttelte er seine Schultern, um die Hände der Catalane zu vertreiben, und sagte:

»Zum Teufel! Sie bringen mir Ihr Unglück.«

Das beleidigte schöne Mädchen wich einen Schritt zurück.

Banniére verlor noch zweimal. Das war ein unerhörtes Missgeschick.

Es blieben ihm noch hundert Louis d'or: er wagte sie auf einen einzigen Coup und verlor sie, wie die anderen.

»Leihen Sie mir einen Louis d'or«, sagte er sehr bleich zu der Schauspielerin.

»Einen Luis d'or?« erwiderte diese; »wenn ich noch einen hätte, er, würde ich selbst darum spielen. Seit einer halben Stunde habe ich keinen Sou mehr.«

Banniére stand, die Stirne leichenblass, das Gesicht in Schweiß gebadet, mit verwirrtem Kopfe auf und verließ den Saal, um zu atmen.

Sein Kopf war brennend. Er kehrte zu Olympia zurück, die ihn an ihrem Fenster erwartete.

Nach der Art, wie Banniére die Catalane zurückgestoßen, hätte man glauben sollen, er sei leidenschaftlich in Olympia verliebt.

Nach der Art, wie er die Fragen von Olympia aufnahm, hätte man glaubt, er sei in eine ganz andere Frau verliebt.

Als sie dies sah, fragte ihn Olympia mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit:

»Sollten Sie Durst, haben, mein Lieber?«

»Durst! und warum dies?« versetzte Banniére schreiend wie ein Wütender. »Bin ich denn ein Trunkenbold?«

»Die Spieler sind gewöhnlich keine Trunkenbolde«, erwiderte Olympia: »doch sie spielen, und indem sie spielen, bekommen sie Durst, besonders wenn sie verlieren. Nicht wahr, Sie haben verloren.«

Banniére sank auf einen Stuhl, nahm seinen Kopf zwischen

seine beiden Hände und rief;

»Oh! Sie wissen es wohl.«

Olympia winkte Claire und diese ging hinaus.

Die Coiffeuse aber, welche sich im Ankleidecabinet befand, verhielt sich ruhig, wodurch ihre Gebieterin vergaß, daß sie da war.

Nach den Worten, welche die zwei Liebenden mit einander gesprochen hatten, trat ein Stillschweigen ein.

Dieses Stillschweigen lastete auf Banniére, und dennoch wagte er nicht, es zu brechen.

Er schlug einen Mittelweg ein, stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

»Wie viel haben Sie verloren?« fragte ihn Olympia mit Ruhe.

»Sechzigtausend Livres!« erwiderte in Verzweiflung Banniére, der dem Einsatze die gewonnene Summe beifügte und so aus Allem einen einzigen Verlust machte.

»Ho! ho!« rief Olympia; »woher haben Sie denn sechzigtausend Livres genommen? und wenn Sie so viel hatten, so frage ich Sie, warum Sie damit spielten? Sechzigtausend Livres, das ist so schön! Ich fühle die ganze Bedeutung dieser Summe, ich, die ich in den Tagen meines größten Glückes nicht die Hälfte davon hatte.«

»Gut«, rief Banniére, rasch den Vorwand aufgreifend, »sagen Sie mir harte Dinge, werfen Sie mir vor, ich habe Sie zu Grunde gerichtet.«

»Ich tue das nicht, mein Freund, doch wenn ich es täte, hätte ich vielleicht nicht so sehr Unrecht, besonders wenn dieser Vorwurf Sie bessern könnte.«

»Ei! Madame«, erwiderte Banniére, weinend vor Wut, »wenn Sie zu unglücklich sind, wird Sie der Herr Abbé d'Hoirac trösten; wenn Sie sich zu arm finden, wird Sie der Herr Abbé d'Hoirac bereichern.«

Olympia ließ den kleinen trockenen Husten hören, der bei den nervösen Leuten gewöhnlich das Symptom einer heftigen, durch den Willen allein bewältigten Gereiztheit ist.

»Warum der Abbé d' Hoirac?« fragte sie.

»Weil er abermals heute Abend hier gewesen ist.«

»Woran sehe Sie dies?«

»Ich sehe es nicht, ich rieche es an den Parfüms, welche die Luft verpesten«, erwiderte Banniére.

Und er öffnete eine Tür und ein Fenster.

»Ei ist sonderbar, daß Sie sich an den armen Abbé d'Hoirac halten, weil Sie sechzigtausend Livres verloren haben«, sagte Olympia lachend. »Und dann . . . Sie erklären mir nicht, woher Sie so viel Geld genommen haben können.«

»Madame«, rief Banniére, »wenn je der Abbé wieder einen Fuß hierher setzt . . . «

»Ich glaube, Sie drohen!« rief Olympia mit einer Majestät, welche Banniére erschreckte.

Und sie stand auf und fügte bei:

»Mein Freund, Sie wissen nicht, was Sie reden! der Verlust hat Ihr Gehirn ganz und gar in Verwirrung gebracht.«

»Madame!«

»Haben Sie noch etwas zum Spielen?«

»Oh!« murmelte er, »sie glaubt, es sei das Spiel!, sie sieht nicht mal, daß ich eifersüchtig bin!«

Olympia hatte nicht gehört.

»Ich begreife«, sagte sie, »Sie müssen etwas zum Spielen oder zum Brechen haben. Soll ich Sie mein Herz brechen lassen? Nein, Banniére, ich will lieber meine letzte Perle, als meine letzte Illusion verlieren. Ich würde Ihnen mein Silberzeug anbieten, doch ich habe es heute verkauft, um ein Semester unserer Miete zu bezahlen.«

»Nun! und dann?« fragte Banniére.

»Dann bleibt mir der Ring von Herrn von Mailly. Es ist das letzte Andenken von einem Manne, der mich viel geliebt, zuweilen angebetet, nie beleidigt hat. Ich habe mich geweigert, Ihnen diesen Ring zu geben, doch heute biete ich Ihnen denselben an. Nehmen Sie ihn doch und gewähren Sie mir dagegen die Ruhe.«

Wegen dieses Ringes hatte, wie man sich erinnert, der erste Eifersuchtsstreit zwischen den zwei Liebenden statt gehabt.

»Nein!« rief Banniére, die junge Frau zurückhaltend, welche aufstand, um das Anerbieten auszuführen, das sie ihm gemacht

hatte; »nein!«

»Doch! Doch!« erwiderte die junge Frau.

»Nein! liebe Olympia, nein!« rief Banniére, indem er sich an sie anhing; »nein! ich beschwöre Sie, nein! holen Sie diesen Ring nicht.«

»Warum nicht?« erwiderte Olympia beharrlich; »er ist hundert Louisd'or wert; Sie werden damit spielen, Sie werden sie verlieren, und es wird Ihnen die Befriedigung zu Teil werden, zwei und sechzigtausend vierhundert Livres wie ein vornehmer Mann verloren zu haben.«

Und während sie diese Worte sprach, machte sie sich von Banniére los, ging an ihr Schmuckkästchen, trotz seiner dringenden Bitten, trotz seiner Anstrengungen, um sie zurückzuhalten, und seiner abgebrochenen Worte, die sie nicht hören wollte.

Olympia hatte Willen und Stärke; sie stieß den jungen Mann zum zweiten Male zurück und öffnete ihr Kästchen.

Banniére gab einen halb erstickten Schrei von sich.

Ohne sich mehr um diesen Schrei zu bekümmern, als sie sich um das Übrige bekümmert halte, drückte Olympia auf die Feder, welche den doppelten Boden schloß, und der verborgene Winkel öffnete sich.

Er war leer.

Ihre Bestürzung, ihre Blässe, der seltsame Blitz, der aus ihren Augen hervorsprang und sich verwandelte, um von der Wut zur Verachtung übergehend zu Banniére zu gelangen, das sind von jenen Nuancen, welche der Maler, der Dichter nicht wiederzugeben vermögen.

Olympia ließ den Deckel des Kästchens, und auf den Deckel des Kästchens ihre Hand zurückfallen.

Dann entwaffnete sich allmählich ihr Blick: es war etwas in ihr gestorben.

Banniére stürzte vor ihr nieder, umfasste ihre Knie und rief weinend:

»Verzeihung, Olympia, Verzeihung! ich habe den Ring genommen, wie ich Ihre übrigen Juwelen, wie ich die meinigen genommen habe; ich liebte diesen Ring nicht, er machte mir das

Leben unerträglich, denn die Eifersucht ist noch unerträglicher, als die Armut.«

Olympia erwiderte nichts; sie wandte sich ab und hielt, wie Dido, fortwährend ihre Augen auf den Boden geheftet.

»Oh! Mitleid!« sagte der Unglückliche. »Glauben Sie, ich habe den Ring genommen, um ihn zu verkaufen und mich mit dem Ertrage zu belustigen? Nein, ich habe ihn verkauft, um zu spielen. Warum spielte ich? Um zu gewinnen . . . gewinnen, um Olympia, meine Gottheit, mein Leben zu bereichern! Ich wollte eine Krone gewinnen, um Sie zur Königin zu machen, Olympia. Ich glaubte, ich werde gewinnen, weil mir nichts fähig scheint, meiner Liebe und dem Willen dieser Liebe zu widerstehen, nicht einmal das Verhängnis. Oh! beklagen Sie mich! das Schicksal ist eine Bildsäule mit einem ehernen Piedestal, an dem die tollen Hoffnungen seiner Anbeter anstoßen und zurückspringen. O! wenn Sie wüssten! Ich hatte schon sechstausend Livres gewonnen! Ich hätte fünfmal hunderttausend gewonnen! Ich hätte eine Million in vier Stunden gewonnen! Oh! mein teures Leben, wenn Sie vorhin, vor kaum einer Stunde gesehen hätten! ich hielt vor mir einen Haufen Gold, und das Glück begann, und ich war im Begriff, aus diesem Haufen einen Berg zu machen: es war so schön, als dies immer größer wurde! Plötzlich zog ein Hauch zwischen mir und der Feenwelt durch, in der ich mein Glück erschaute. Das Portal mit den goldenen Säulen verschwand, die Grotte mit den Schätzen verschleierte sich; ich verlor die Spur des Genius, der mich führte; ich vermochte nicht mehr in meinem Geschicke zu lesen; Alles verfinsterte sich, erlosch, wie wenn der Vorhang nach einer heißen, glühenden Vorstellung fällt. Da versank ich in die kalten, schauernden Bangigkeiten des gemeinen Menschen, des Menschen, der Furcht hat und Zweifelt. All mein Gold zerfloss Flocken um Flocken, wie eine Wolke, die sich am Himmel zerreißt, wie ein Schnee, der in der lauen Aprilsonne zerschmilzt: Und bei jedem Stücke, das mich verließ, fühlte ich eine Hoffnung, eine Freude, eine Wonne mich verlassen. Als Alles verloren war, begriff ich zum ersten Mal mein Elend; denn was ich in Wirklichkeit verloren hatte, war weder das Gold, noch die Hoffnung, noch die Freude, noch das Glück: was ich verloren hatte, das waren Sie, Olympia! Sie! ja, Sie! denn ich

sehe wohl, daß ich Sie verloren habe!«

Beim Anblick dieses Schmerzes, der gerade in seiner Exaltation eine so tiefe Beredsamkeit schöpfte, beim Anblick dieser Verzweiflung, die sich zu ihren Füßen krümmte, richtete Olympia den Kopf wieder auf und ließ ihr Herz sich mit einem edlen Vergessen füllen.

Sie hatte sich überzeugt, daß der Mensch, der diese schlimmen Handlung begangen, nur der Liebe schuldig war.

Immer großmütig, immer unfähig zu kleinlichen Berechnungen, nahm Olympia die beiden Hände von Banniére, drückte sie an ihr Herz und küßte ihn innig.

Bei dieser Kundgebung einer Rückkehr zur Zärtlichkeit, stieß die Coiffeuse mit Heftigkeit die Tür des Kabinetts auf und kam heraus, ohne ihre üble Laune zu verbergen, auf welche indessen die beiden jungen Leute durchaus nicht Acht gaben, denn sie hatten wieder ein freundliches, süßes Blatt in dem düsteren Buche ihrer Liebe gefunden.

XXIII.

Das Blatt verschwindet.

Doch Alles nutzt sich ab, selbst das Gute, das durch das Böse hervorgebracht wird. Ehe vierzehn Tage vergingen, bemerkte Olympia, daß ihr Geliebter sie mehr als je liebte: aber sie bemerkte auch, daß Banniére mehr Spieler war, als er es je gewesen.

Banniére war, um uns einer ganz modernen Phrase zu bedienen, die wir anwenden, weil sie unsern Gedanken vortrefflich ausdrückt, Banniére war unmöglich geworden.

Kein Theater mehr, keine Konversation mehr. Banniére träumte oder seufzte, wenn er nicht spielte, oder wenn er nicht, um Verzeihung für einen neuen Fehler zu erhalten, mit gefalteten Händen um Liebe bat.

Und während er sich so selbst zu Grunde richtete, warf der Abbé, mit dem Bewusstsein des Übergewichts seiner Stellung, jeden Tag einen Stein in den Garten der schönen Chimären seines Nebenbuhlers.

Olympia fand eines Abends ihr Silberzeug an seinem gewöhnlichen Platze.

Sie konnte sich eines Freudenschreis nicht erwehren; seit drei Tagen wusste sie nicht, wie sie sich in ihrer Philosophie wenden und drehen sollte, um sich an diese Entbehrung zu gewöhnen.

Sie rief Claire, um zu erfahren, wer dieses Silberzeug während ihres Schlafs oder während ihrer Abwesenheit zurückgebracht habe.

Claire wusste nicht, was man sagen wollte,

Sie rief die Coiffeuse.

Die Coiffeuse behauptete, der Kasten mit dem Silberzeug sei nie vom Buffet gekommen.

»Ich habe aber dieses Silberzeug verkauft, an den Juden Jacob verkauft«, entgegnete Olympia.

»Das ist unmöglich, Madame, da es sich an demselben Platze findet, wohin es Madame zu stellen pflegte«, erwiderte die

Coiffeuse; »Madame hat es nicht verkauft.«

»Jacob«, sagte ganz leise Banniére, »derjenige, an welchen ich die Juwelen und den Ring verkauft habe, der gewöhnliche Handelsmann des Herrn Abbé d'Hoïrac?«

Ein Schauer und ein Verdacht liefen mit einander über das Herz von Banniére, doch er hielt seine Einbildungskraft, welche umherzuschweifen bereit war, zurück, da er sich nicht der ganzen Bitterkeit seiner Vermutungen hingeben wollte.

»Olympia hatte einiges Geld verborgen, mit dem sie das Silberzeug wieder erkaufte haben wird«, dachte er. »Wer sagt sogar, daß sie es verkauft hat? Kann sie mir nicht mit diesem Opfer bange gemacht haben? Es liegt im Charakter der Frauen, sich beklagen zu lassen.«

Und dieses Sophisma genügte, nicht um den Argwohn von Banniére einzuschläfern, doch um ihn zu betäuben.

Diesen Abend kam der Abbé, wie gewöhnlich, um seine Partie Triak und seine Partie am Musikpulte zu machen.

Der Abbé wurde von Herrn und Madame Banniére sehr gut aufgenommen.

Es war ein herrlicher Mann, der immer einen frischen Gedanken hatte, dieser Abbé d'Hoïrac. Unfähig, bei etwas stehen zu bleiben, ohne einen großen natürlichen Geist zu haben, fand er durch beständiges Suchen diesen Geist, den er nicht hatte.

Er besaß überdies reizende Mittel für Alles; war ihm eine Promenade als Thema gegeben, so fand er Haltepunkte, um Erfrischungen dahin bringen zu lassen; er fand Spiele, Tänzerinnen, Bärenführer, Schaukeln, Wahrsager. Er wusste, wie man einen Fisch in allen Ländern der Erde zurichtet; er hatte achtzehn Mittel, um die Eier sieden zu machen; er roch auf eine Meile den guten Wein und das gute Lager; er gab eine Blume nicht, wie ein Anderer sie gegeben hätte; er würzte sie immer mit irgend einem Geschenke, das die Blume kostbar machte; er würde, hätte er zur Zeit von Augustus gelebt, die Strauß-Etuis erfunden haben, welche die römischen Damen als Scheide den Blumen gaben, die Lucullus aus Asien zurückgebracht hatte, und deren milchartiger, ätzender fast die patrizischen Hände gelb machte.

Nie trat der Abbé in eine Gesellschaft, welche es auch war, ein, ohne eine Neuigkeit zu bringen oder einen Vergnügens plan zu entwickeln.

An diesem Abend gewann er Olympia einen Louis d'or ab, und er sagte zu ihr:

»Das macht nur noch hundert und neun und neunzig Louis d'or, Madame Banniére.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Olympia.

»Ja, Herr Abbé«, versetzte Banniére, »was verstehen Sie unter diesen hundert und neun und neunzig Louis d'or?«

»Ich will damit sagen«, erwiderte der Abbé, seiner Gewohnheit gemäß auf die Füße von Banniére tretend, »ich werde Ihnen am Montag, wenn Sie den Louis d'or, den Sie so eben verloren, behalten, hundert und neun und neunzig weitere Louis d'or zu bringen haben.«

»Wie beliebt?« fragte Olympia errötend.

»Wie beliebt?« fragte Banniére erbleichend.

»Ah! es ist wahr, Sie wissen nicht!« sagte der Abbé.

»Was?« fragten gleichzeitig die zwei jungen Leute.

»Sie wissen nicht, daß ich eine Benefice Vorstellung auf nächsten Sonntag veranstaltet habe«, fuhr der Abbé ruhig fort.

»Wie so?« rief Olympia ganz erstaunt.

»Ah! hören Sie. Baron kommt in dieser Woche nach Chalons. Ich habe ihm durch meinen Intendanten schreiben lassen, um ihn zu bitten, bis nach Lyon zu reisen und zu Ihrem Benefize zu spielen.«

»Nun?« fragte Olympia.

»Nun! er hat geantwortet, er werde sehr gern mit Ihnen und für Sie spielen, Madame.«

»Dies Alles sagt mir aber nicht, wie Sie mir Montag gerade zweihundert Louis d'or schuldig sein werden.«

»Warten Sie doch.«

Das Gesicht von Banniére erheiterte sich wieder, das von Olympia blieb allein sorglich.

»Sobald ich die Antwort von Baron gehabt habe, habe ich eine Spekulation gemacht«, fuhr der Abbé fort.

»Eine Spekulation! Sie!« rief Olympia; »oh! Sie sehen mir gerade aus wie ein Spekulant!«

»Es ist aber, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe, Madame.«

Olympia schüttelte den Kopf, doch der Abbé, welcher kurzsichtig war, gewahrte die Bewegung nicht.

Er fuhr fort:

»Urteilen Sie, ob ich richtig vorhergesehen habe. Ich fing damit an, daß ich den ganzen Saal mietete, und zwar um einen sehr niedrigen Preis, denn man wusste nicht, was ich damit machen wollte. Beim ersten Wort, das ich in der Gesellschaft in Betreff dieser außerordentlichen Vorstellung sagte, hat man von mir dreimal so viel Logen und Plätze verlangt, als der Saal enthält. Ich habe die Preise verdreifacht, — nichts Anderes. Das sind vierhundert Louis d'or, welche die Vorstellung eintragen wird. Da ich den ersten Gedanken dieses Benefize gehabt habe, so werde ich es mit Ihnen teilen. Das ist arabisch, das ist türkisch, das ist mohrisch, das ist genuesisch, das ist jüdisch, ich weiß dies Alles wohl; aber hören Sie doch, derjenige, welcher die Idee findet, verdient auch wohl Etwas. Ich schätze nun dieses Etwas zur Hälfte, und da die Idee vierhundert Louis d'or wert ist, so werden zweihundert Louis d'or für mich und zweihundert für Sie sein.«

Olympia bewunderte und überlegte.

Banniére hörte nur das, was man ihm sagte.

Er klatschte in die Hände und umarmte den Abbé.

»Ich wette«, sagte dieser, während er ihm abermals die Füße zerquetschte, »ich wette . . . verzeihen Sie, lieber Herr Banniére . . . Madame Banniére verdunkelt Baron, und Baron wird machen, daß man sie bei der Comédie-Francaise engagiert, so daß wir Alle Millionen in der Hauptstadt gewinnen werden.«

»Oh! Schmeichler!« rief Olympia.

»Sprechen Sie, habe ich nicht Recht, Herr Banniére?«

»Hundertmal Recht, Herr Abbé!« erwiderte Banniére mit Begeisterung.

Denn er sah in den zweihundert Louisd'or, welche die Vorstellung eintragen sollte, ein Vierteljahr des Glücks mit Olympia.

»So lange sie nichts wünscht«, sagte Banniére zu sich selbst,

»oder so lange sie haben kann, was sie wünscht, bin ich sicher, daß sie mich eben so sehr und sogar mehr als einen Andern lieben wird.«

Ach! der arme Banniére hatte das Ende seiner Qualen noch nicht erreicht.

Von diesem Augenblick an beschäftigte sich der Abbé mit der Vorstellung wie der Direktor einer Truppe.

Er komponierte das Schauspiel, teilte die Rollen aus, ließ die Schneider und die Sticker arbeiten, ordnete die Inszenierung und fehlte bei keiner Probe.

Nie hatte ein König einen Leibwachmann ähnlich dem, welchen Olympia bis zu diesem seligen Sonntag nach sich schleppte.

Mit Hilfe dieses Leibwachmannes, der zu gleicher Zeit ein mit seinem Stabe bewaffneter Genius zu sein schien, hatte sie nicht einmal einen Wunsch auszusprechen, oder wenn sie einen aussprach, war er auf der Stelle erfüllt.

Eine Folge hiervon war, daß Banniére, als er den Abbé so eifrig um Olympia bemüht sah, wieder eifersüchtig wurde.

Er erlaubte sich verschiedene Kritiken über die Inszenierung und den Geschmack des Abbé.

Doch der Abbé hatte einen äußerst gut gearteten Geist; er nahm ohne irgend einen Ärger die boshaften Bemerkungen von Banniére auf.

Er gab sich den Anschein, als hörte er gar nicht diejenigen, welche die offenbare Absicht hatten, unangenehm zu sein.

»Wie glücklich sind Sie, daß Sie gute Augen haben, mein lieber Herr Banniére«, sagte der Abbé. »Von meinem schlechten Gesicht rührt die Hälfte der Dummheiten her, die ich mache.«

Der Tag der Vorstellung kam endlich.

An diesem Tage machte sich der Abbé zum Anführer der Claqueurs.

Der Abbé war offenbar ein Mann, der zu Allem taugte. Wie Banniére, hatte er seinen Beruf verfehlt, und dennoch standen sein schwarzer Rock, sein Mäntelchen und sein Überschlag so gut zu seinen weißen, fleischigen Händen, zu seiner aufgestülpten Nase, zu seinen Wangen, die so frisch wie die einer Blutpflirsich, daß es Schade gewesen wäre, ihn in einer andern

Tracht, als der seinigen, zu sehen.

Er machte sich also zum Anführer der Claqueurs und leitete den Enthusiasmus so, daß Baron zufrieden, Olympia aber entzückt war.

Die Blumen, die Kränze, die Freunde zum wütenden Klatschen mit den Händen und Stampfen mit den Füßen beschäftigten ihn viel mehr, als die Einnahm«.

Aber Banniére bekümmerte sich um diesen Punkt, der, nur Nebensache für den Abbé, dies für ihn nicht war. Vor Allem erhob er von dieser Einnahme zwanzig Louis d'or, die er in seine Tasche steckte, um in die Akademie zu laufen und ein wenig seine Martingale zu versuchen, und zwar immer in der Absicht, ein hunderttausend Livres reinen Gewinn zu machen, während man Olympia dort beklatschte.

Doch man kann nicht zugleich auf allen Seiten gewinnen. Die zwanzig Louis d'or währten keine Stunde. Beim zwanzigsten stand er auf und suchte mit den Augen seinen bösen Genius die Katalane.

Zum Glück war sie nicht da, sonst hätte er ihr unfehlbar den Hals umgedreht, um sich einmal ihrer zu entledigen.

Während Banniére mit seinen von der Einnahme erhobenen zwanzig Louis d'or, zum Spiel lief, stürmte der Abbé an der Spitze der Beklatscher und sicherte den Sieg von Olympia über Baron.

Das ließ sich nicht so leicht durchführen, obgleich um jene Zeit der berühmte Tragiker, nahe daran, nicht nur von der theatralischen Szene, sondern auch von der Szene der Welt zu verschwinden, sieben und siebenzig Jahre alt war.

Was ihn nicht abhielt, den Achilles in *Iphigenie* zu spielen.

Als die Vorstellung beendet war, setzte Baron, ein Mann von Geist, den Kranz, den man ihm zugeworfen, Olympia auf den Kopf; nur schlug er es aus, bei seiner Genossin zu Nacht zu speisen, indem er seinen schwachen Magen vorschützte.

Olympia ließ Banniére überall suchen.

Sie war unruhig, daß sie ihn nicht sah, unruhig besonders über das Verschwinden der fünfhundert Livres, welches Verschwinden andeutete, daß Banniére, trotz seiner Schwüre, wahrer Spielerschwüre, in die Akademie zurückgekehrt war.

Dieser Verlust von zwanzig Louis d'or war nichts für Olympia, aber der stufenweise Verlust des Zartgefühls ihres Geliebten war viel für sie.

Von Zeit zu Zeit, mitten unter ihrem Triumphe, seufzte sie, als ob sie ein Unglück geahnt hätte.

Wir haben gesagt, Banniére sei aufgestanden, um zu sehen, ob er die Katalane nicht erblicke.

Er erblickte sie nicht, doch er erblickte einen Freund vom Spiele. Der Freund war bei Mitteln und lieh Banniére zwanzig andere Louis d'or.

Banniére fing wieder an nach Herzenslust zu spielen.

XXIV.

Die Serenade.

Besser zu Rate gehalten, währten die zwanzig Louis d'or von Banniére, oder vielmehr von seinem Freunde, diesmal vier Stunden.

Nach Verlauf von vier Stunden, nachdem er zwanzigmal beinahe die hunderttausend Livres gewonnen gehabt hätte, auf die er sein Trachten zu beschränken genötigt war, hatte Banniére die zwanzig Louis d'or verloren.

Er ging wütend weg.

Diese Wut werden wir nicht zu schildern versuchen: sie verdoppelte sich durch alle Leiden der Eitelkeit.

Schon verspottet, schon gedemütigt, schon begnadigt wegen eines ähnlichen Verbrechens, kehrte er mit der Scham eines Spitzbuben zurück, nachdem er geschworen, kein Dieb mehr zu sein.

Die Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Als er über eine Brücke kam, hatte er fast Lust, sich zu ertränken.

Doch um sich zu ertränken, war Banniére noch zu sehr verliebt. Bei Banniére beherrschte die Liebe alle Gefühle. Was ist die Ehre für einen Wahnsinnigen?

Banniére ertränkte sich also nicht und kehrte mit langsamen Schritten zu Olympia zurück.

»Arme Frau«, sagte er zu sich selbst, »ich bin der Einzige, der bei ihrem Triumphe gefehlt haben wird; ich bin der Einzige, der sie nicht beklatscht, nicht beglückwünscht haben wird. Sie erwartet mich wie das letzte Mal, sie wird mich Ausschelten, doch ich werde mich unter ihrem Schelten beugen; ich werde mich zu ihren Füßen legen, und sie wird mir abermals verzeihen. Sie wird wohl sehen, daß ich verflucht bin. Und dann, fortan keine Versuche mehr, um aus unserer Not herauszukommen! Nein, sie gelingen zu schlecht. Olympia zeigt mir den Weg: sie arbeitet; ich werde ihr nachahmen. Dieses Glück, das wir verfolgen, und das uns flieht, wird vielleicht kommen, wenn wir es nicht mehr suchen.«

Und er fuhr mit einer eiskalten Hand über seine brennende Stirne.

»Tausend Livres!« rief er; »zwei von unseren Monaten in vier Stunden verbraucht! Oh! diesmal wird mich Olympia wenigstens nicht beschuldigen, ich habe sie zu Grunde gerichtet; denn von den hundert Louis d'or, zu welchen die Einnahme versichert war, habe ich nur zwanzig genommen. Allerdings bin ich zwanzig andere schuldig. Bah! diese zwanzig gebe ich von meinem ersten Gewinn zurück. Man kann nicht immer verlieren.«

Man sieht, in weniger als zehn Minuten schwur Banniére, nicht mehr zu spielen, und gelobte sich, das Geld, das er geborgt hatte, von seinen Spielgewinnen zurückzubezahlen.

Während Banniére diese Gedanken in seinem Geiste hin und her wälzte, ging er immer weiter nach seiner Wohnung.

Die Nacht war finster: es schlug ein Uhr im Karmeliter-Kloster, dessen Türme die Aussicht vom Balkon von Olympia begrenzten.

Als die letzten Klänge des Erzes in der Luft verstummt waren, horchte Banniére noch fortwährend.

Es kam ihm vor, als folgte ein anderer Ton, welcher nicht der der Glocken war, auf diesen.

Banniére blieb nicht lange im Zweifel.

Es war der Schall von Instrumenten, mit dem sich eine ziemlich harmonische Stimme vermischte.

Banniére hörte die ganze Symphonie, als er in seine Straße gelangte.

Als er die Symphonie gehört hatte, suchte er die Symphonisten.

Sie hatten sich unter den Fenstern des Schlafzimmers von Olympia ausgestellt.

Banniére liebte in diesem Augenblick nicht viel in der Welt, und die Musik noch weniger als das Übrige. Nichts konnte in der Tat seine Nerven unangenehmer reizen, als der schmerzliche und zugleich süßliche Ausdruck der Flöten und der Geigen, welche die Gitarre des Hauptmusikers begleiteten.

Diese Gitarre selbst begleitete die Stimme, welche Banniére beim Eintritt in die Straße bemerkt hatte, eine Stimme, die er schon irgendwo gehört zu haben glaubte. Als er näher kam, erkannte er wirklich im Gitarristen, Sänger und zugleich

Orchesterches, als Kavalier gekleidet, den Abbé d'Hoïrac, der eine schmachkende Miene angenommen hatte, schmachkende Stellungen affektierte und seinen Hals gegen den Balkon drehte.

Die Arie war lang, schwierig, und, es ist nicht zu leugnen, der Abbé sang sie sehr gut.

Hinter ihrer halb aufgehobenen Jalousie erschien, leicht erkennbar, da sie sich nicht zu verbergen suchte. Olympia, weiß gekleidet, und obgleich Banniére den Ausdruck ihres Gesichts nicht zu unterscheiden vermochte, bezweifelte er doch nicht, sie müsse lächeln.

Die Einbildungskraft und besonders eine eifersüchtige Einbildungskraft ist so mächtig, daß Banniére dieses Lächeln durch die Jalousie sah.

Die Wut drang so rasch in sein Herz ein, als die Harmonie in seine Ohren.

Das schwierige Stück endigte gerade mit den Worten:

**Belle Philis, dis moi: Je t'aime!
Et je n'ai plus rien a chauter.¹¹**

Der Abbé d'Hoïrac, nachdem er, wie es bei jedem Finale der Gebrauch ist, die zwei letzten Verse ein Dutzend Mal wiederholt hatte, hielt inne und schloß mit einem Orgelpunkte, der Banniére vollends in Verzweiflung brachte.

Er stürzte auf d'Hoïrac los und rief mit einer Donnerstimme:

»Ah! Sie haben nichts mehr zu singen! nun, so tanzen Sie!«

Wonach er ihn an der Gurgel packte.

Der Abbé sah nichts und hatte überdies den Nachtheil, daß er überfallen wurde, was ihn indessen, denn er war mutig, nicht abhielt, sich mit seiner Gitarre gegen diesen Feind der Musik zu verteidigen, der so aus dem Boden hervorkam.

Die Symphonisten wollten ihrem Ches Hilfe leisten, allein Banniére hatte hundert Arme wie Briareus; er zerbrach zwei bis drei Geigen, verdrehte fünf bis sechs Flöten, was auf der Stelle alle Musiker in die Flucht schlug, denn im Allgemeinen fürchtet ein Musiker mehr für sein Instrument, als für seine Haut.

Am Geschrei von Olympia erkannte der Abbé am Ende Banniére. Er griff ihn mutig mit Gitarrenstreichen an, denn der Abbé war reich genug, um nicht für sein Instrument zu fürchten;

doch Banniére entriss die Gitarre seinen Händen und schlug sie ihm auf seinem Kopf entzwei.

»Sie sind sehr glücklich, daß ich keinen Degen habe«, sagte der Abbé, als er den Schlag empfing.

»Oh! daran soll es nicht fehlen«, erwiderte Banniére, »Sie können in zehn Minuten einen haben.«

»Dreifacher Dummkopf!« sagte der Abbé, »dreifacher Tölpel! Sie wissen wohl, daß ich mich nicht mit, Ihnen schlagen werde.«

»Und warum nicht?« brüllte Banniére, »sprechen Sie.«

»Einmal, weil ich Sie töten würde, so kurzsichtig ich bin, da Sie nie einen Degen geführt haben.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Wahrhaftig! das sieht man an Ihren bäurischen Manieren; und dann, Sie wissen wohl, daß ich Abbé bin, und daß ich folglich nicht das Recht habe, das Kleid zu tragen, unter welchem Sie mich beleidigen, so daß ich, wenn ich Sie töten oder mir auf eine andere Art Gerechtigkeit verschaffen würde, einer doppelten Verurteilung durch die bürgerliche Behörde und durch die kirchliche Behörde ausgesetzt wäre. In dieser Hinsicht also, Herr Bursche, haben Sie als ein Ungezogener und Feiger gehandelt. Doch seien Sie unbesorgt, ich werde Sie wieder erwischen.«

Banniére sah sein Unrecht ein, und die Drohung fürchtend, so leer sie war, ließ er den Abbé los, wonach dieser entfloh.

Die wenigen Fenster, welche die Häuser gegen die Straße hatten, waren auf den Lärmen, den Banniére gemacht, geöffnet worden. Man zündete Lichter an, man schrie, man schmähte.

Das roch nach Scharwache und Gefängnis.

Man sah in der Tat, aus der in der Ecke der Karmeliter-Kirche angehäuften Finsternis hervorkommend, das Lederwerk der Schützen erscheinen, und Banniére hatte nur noch Zeit, in sein Haus durch die Tür zu schlüpfen, die ihm Olympia ganz erschrocken offen hielt.

Die Scharwache kam nach ihrer merkwürdigen Gewohnheit um zehn Minuten zu spät; sie fand daher auf dem Schlachtfelde nur Geigenstücke, Flötenrümmer und den Hals einer Gitarre. Die ehrenwerten Militäre verwickelten sich in die Darmsaiten, fluchten, und dabei blieb die Sache.

Aber sobald er gerettet, war Banniére nur um so wütender.

Er, der zehn Minuten vorher ein Mittel suchte, um Olympia zu besänftigen, hatte das Mittel gefunden, sie anzuklagen.

Er nahm, als er in seiner Wohnung war, die majestätische Stellung an, die er annehmen konnte, kreuzte die Arme und begann zu verhören.

Olympia, die sich Anfangs zärtlich erkundigt hatte, ob er verwundet sei, wandte ihm, plötzlich in dem Interesse gehemmt, das sie diesem Besessenen bezeugte, den Rücken zu, sobald er den Händelsucher machen wollte.

Banniére ärgerte sich über dieses verächtliche Stillschweigen noch viel mehr, als er sich über eine hitzige Antwort geärgert hätte. Er lief Olympia, die wieder in ihr Zimmer ging, nach und hielt sie ungeschlacht am Arm zurück.

Die junge Frau erbleichte zugleich vor Schmerz und vor Scham und stieß einen Schrei wie eine verwundete Löwin aus, worauf ihre drei Dienerinnen herbeiliefen.

Banniére hätte sein Leben gegeben, um diese drei schwachen, Geschöpfe zu zermalmen, welche vor ihm standen und seiner Wut Trotz bieten zu wollen schienen.

Nach dem Schrei von Olympia trat auf allen Seiten tiefes Stillschweigen ein.

Unter diesem Stillschweigen schlug Olympia den Ärmel ihres Nachtgewandes zurück, und man sah über dem Ellenbogen das bläulich rote Mahl von den Fingern von Banniére.

Die Coiffeuse stürzte sich weinend auf den schönen gequetschten Arm, bedeckte ihn mit Küssen und ergoss sich in Verwünschungen gegen Banniére.

Von Schmerz, Gewissensbissen und Schrecken ergriffen, verschwand Banniére in seinem Zimmer.

Bis am andern Morgen um zehn Uhr herrschte die tiefste Stille im Hause.

Um zehn Uhr klingelte Olympia Claire, und diese eilte in Begleitung der Coiffeuse herbei.

Die Coiffeuse hatte wohl das Haus nach der von uns beschriebenen Szene verlassen, aber sie war am Morgen zurückgekommen.

Claire erhielt den Befehl, das Frühstück bereiten zu lassen.

Die Coiffeuse blieb allein bei ihrer Gebieterin, die sie fragte, was er gemacht habe.

»Oh!« antwortete die Coiffeuse, »er ist schon am frühen Morgen weggegangen.«

Olympia fand, die Antwort der Coiffeuse sei von einer seltsamen Betonung begleitet gewesen, sie habe einen sonderbaren Nachdruck auf dieses *er* gelegt, und sie dachte vielleicht, dieses *er* zeige — anzeigendes Fürwort geworden — nicht genug an.

»Von wem sprechen Sie?« fragte Olympia trocken, »und wen bezeichnen Sie mit dem *er*?«

Die Coiffeuse begriff, daß sie einen falschen Weg einschlug, und daß der Abbé d'Hoïrac noch nicht beim *er* war.

»Ich wollte sagen, der Herr sei ausgegangen«, erwiderte demütig die Coiffeuse, »Aber«, fuhr diese Frau sich belebend fort, »Madame ist bei ihrer Schönheit, bei ihrem Talent, bei ihren Triumpfen sehr gut, daß sie sich so unglücklich macht.«

»Wer sagt Ihnen, Ich sei unglücklich, meine Beste?« fragte verächtlich Olympia.

»Ei! Madame, sieht man es nicht?«

»Woran?«

»Daran, daß Sie die ganze Nacht geweint haben.«

»Sie irren sich.«

»Ihre Augen sind halb erloschen, — Augen, welche von der ganzen Stadt bewundert werden.«

Olympia zuckte die Achseln.

»Sie Zweifeln daran, Madame?« fuhr die Versucherin fort.

Olympia antwortete nicht einmal mehr durch eine Gebärde.

»Erfahren Sie also«, sagte die Coiffeuse, »daß es Leute gibt, welche sich töten ließen, um einen Blick von diesen Augen zu erhalten, denen Sie zu misstrauen scheinen.«

»Oh!« murmelte Olympia, so ausgezeichnet sie war, durch die Schmeichelei oder vielmehr durch das Lob gekitzelt, »oh! ich glaube wenig an an so viel Macht . . . «

Das Lob ist wie der Wohlgeruch; von welcher Seite es kommt,

die Frau fühlt es und schätzt es.

»Wenn Sie es versuchen wollten, Sie würden nicht lange daran Zweifeln.«

»Was versuchen?«

»Oh! Madame, überlegen Sie ein wenig; ist es Ihrer würdig, würdig einer Künstlerin von Ihrem Verdienste, einer Frau von Ihrer Schönheit, sich in der Sänfte in das Theater zu begeben, in diesem abgelegenen Quartier zu wohnen, keine Diamanten mehr zu haben, und auf den Tag nach einer Benefize-Vorstellung zu warten, um drei Kleider zu kaufen?«

»Das geht Sie nichts an, meine Werte.«

»So ist es«, rief die Coiffeuse weinend, »machen Sie mir ein Verbrechen daraus, daß ich Sie liebe, und nicht diejenigen liebe, welche sich Ihrem Glücke widersetzen.«

Ach verbiete Ihnen, von diesen Schlimmes zu sagen, hören Sie?«

»Verbieten Sie denselben doch, Ihren schönen Körper zu schwärzen, verbieten Sie denselben, Ihnen Ihr Geld zu stehlen, nicht um es zu verspielen, das wäre nichts, sondern um es, wer weiß mit wem, zu vergeuden.«

Olympia richtete den Kopf auf und fragte:

»Wer belehrt Sie so gut?«

»Wohlunterrichtete Leute, darüber seien Sie unbesorgt, Madame.«

»Nicht wahr, diejenigen, welche ihr Leben geben würden, um einen von meinen Blicken zu erhalten?«

»Und die überdies, was noch solider und folglich noch seltener zu finden ist, Madame, monatlich zehn tausend Livres geben würden, um Sie in Behauptung Ihres Ranges zu unterstützen.«

»Zehntausend Livres monatlich«, versetzte Olympia, ihren Ekel verhehlend; »Sie haben mir also Anträge zu machen?«

»Offizielle, ja, Madame«, erwiderte die Coiffeuse, kühn gemacht durch das, was sie für den Anfang einer Kapitulation hielt; »ja, hundert und zwanzig tausend Livres jährlich, und dies zahlbar vierteljährlich; das erste Vierteljahr liegt bereit, ich habe es gesehen.«

Olympia stand auf, zog ihre schönen Haare aus den Händen

der Coiffeuse und sagte zu ihr:

»Mademoiselle, man hat Sie mit einem zu zarten und zu wichtigen Austrage betraut, als daß man Ihnen nicht eine schöne Belohnung versprochen haben sollte. Holen Sie dieselbe, ich bitte Sie, und zwar ohne eine Minute zu verlieren. Gehen Sie!«

»Wie?« rief die Coiffeuse erstaunt.

»Ich denke, Sie begreifen mich wohl?«

»Nein.«

»Ich sage Ihnen, Sie sollen mein Haus verlassen, Mademoiselle, und keinen Fuß mehr in dasselbe setzen.«

»Aber, Madame«, erwiderte die Dienstfertige mit leiser Stimme, »der Herr ist nicht dort verborgen, der Herr ist ausgegangen.«

»Ah! ja, Sie können nicht begreifen, daß man im Ernste hundert und zwanzig tausend Livres vierteljährlich zahlbar ausschlägt«, sagte Olympia schwermütig. »Für wen halten Sie mich, wenn ich fragen darf?«

»Aber, Madame, wie mir Claire gesagt hat, empfangen Sie doch von Herrn von Mailly . . . «

»Was ich von ihm forderte, Mademoiselle, und ich forderte viel von Herrn von Mailly, weil ich ihn sehr liebe. Und ich schlage viel aus, um Herrn von Banniére zu behalten, weil ich Herrn von Banniére sehr liebe. Lassen Sie sich das gesagt sein, Mademoiselle, und gehen Sie aus meinem Hause.«

Die Coiffeuse suchte sich, ganz bleich vor Zorn, zu verteidigen.

»Unnötig, ich verstehe Sie«, unterbrach sie Olympia, »Was Sie vor Allem in diesem Augenblicke befürchten, ist, Sie könnten die Prämie verlieren, die Ihnen versprochen worden ist. Ich bin Ihnen also etwas als Entschädigung schuldig. Nehmen Sie diese zehn Louis d'or und . . . leben Sie wohl.«

Die Coiffeuse streckte zuerst die Hand aus, um das Gold in Empfang zu nehmen, aber rasch gewann der Zorn die Oberhand, und sie rief:

»Wie viel Tugend bei einer Frau, die vor einem Jahr mit einem Manne durchging, den sie kaum seit einer Stunde kannte!«

»Ja, ich begreife«, sagte Olympia, »ich begreife sehr gut Ihren Ärger, meine Liebe. Man hat Ihnen zwanzigmal so viel angeboten, als ich Ihnen gebe. Doch nehmen Sie immerhin, und da ich sie

ausschlage, so bieten Sie Ihre Dienste der Catalane an: sie werden Ihnen mehr Geld mit weniger Schwierigkeit eintragen.«

Die Augen der Coiffeuse entflammten sich plötzlich.

»Ha!« sagte sie, »Du jagst mich fort und gibst mir solche Ideen ein! Es ist gut, ich werde davon Gebrauch machen!«

Und sie warf die zehn Louis d'or auf den Teppich des Boudoir und enteilte zu der Catalane, welche in der Gegend des Theaters wohnte.

Olympia war, als die Coiffeuse weggegangen, glücklich, nicht das geringste Bedauern darüber zu empfinden, daß sie eine schöne Handlung vollführt hatte.

XXV.

Wozu die Coiffeusen dienen.

Die Catalane, zu der Olympia die Coiffeuse schickte, war durchaus nicht günstig für Fräulein von Clèves gesinnt.

Es ist selten, daß eine Frau ihre Augen auf den Liebhaber einen andern Frau geworfen hat, ohne böse auf sie zu sein, wenn sie ihr diesen Liebhaber stiehlt, ohne sie tödlich zu hassen, wenn der Liebhaber sich nicht hat stehlen lassen.

Allerdings kann sie ein wenig von ihrem Hass auf den treu gebliebenen Liebhaber werfen.

Wir wollen sehen, was die Gefühle von Fräulein von Clèves nach der Auslegung der Coiffeuse waren.

Wir werden sodann, und zwar unverschleiert, die Ansicht der Catalane über diesen Gegenstand zeigen.

»Wetten wir,« sagte sie, »ich errate, was Du so eben getan hast.«

Die Catalane, wie die Königinnen von Spanien aller Zeiten und wie die Theaterfräulein jener Zeit, duzte Jedermann.

»Sie erraten?« rief die Coiffeuse.

»Ja.«

»Was erraten Sie!«

»Daß Dich Olympia vor die Tür geworfen hat.«

»Und woran erraten Sie es?«

»Oh! das ist nicht schwer: Du hast, den Abbé d'Hoïrac diesen Morgen empfangen; er ist wahnsinnig in Olympia liebt. Hat er Dich besucht, so ist es nicht Deinetwegen geschehen, nicht wahr? Wenn er Dich besucht hat, so ist es nicht geschehen, ohne daß er Dir Geld gegeben . . . Du seufzest? also ohne daß er Dir versprochen hat. Darum musstest Du heute die Erklärung der schönen Olympia zubringen; und da Du rot aussiehst, da Du das Maul hängst, da Du bei mir bist, statt bei ihr zu sein, so ist es Dir nicht geglückt.«

»Begreift man das!« rief die Coiffeuse, während sie sich ohne Umstände vor die Catalane setzte, die sie machen ließ.

»Und welchen Grund gibt sie an?« fragte diese.

»Einen unglaublichen!«

»Welchen denn?«

»Sie sagt, sie liebe Banniére, diesen Bettelker!«

»Oh! ein hübscher Junge, Agathe.«

»Ich weiß es wohl.«

»Hierauf wirst Du mir sagen, sie könnte Banniére lieben und auch . . . «

»Bei Gott!«

»Mademoiselle Agathe«, rief die Catalane lachend, »Sie haben eine so schlaffe Moral, als ob Sie eine Herzogin wären; nehmen Sie sich in Acht!«

»Wissen Sie, daß ich zwei tausend Livres, mehr noch, hundert Louis d'or durch diese Beständigkeit verliere?«

»Was willst Du, Du mußt beweisen, daß Du ein großes Herz hast. Du mußt beweisen, daß Du das Geld verachtest, Du mußt als Philosophin verlieren.«

»Ich, hundert Louis d'or verlieren, die ich fast in der Hand hielt!« rief Agathe, ihr glasiges Auge, das die Hoffnung auf den Gewinn entzündete, erweiternd. »Oh! nie! nie!«

»Ich nehme nicht an, Du hoffst, Olympia zu zwingen, sich närrisch in den Abbé zu verlieben?«

Agathe stieß einen großen Seufzer des Zornes aus, der für ein kleines Gebrülle gelten konnte.

»Nicht wahr, Du hättest es lieber mit mir zu tun?« sagte die Catalane lachend. »Ich bin nicht die Frau, die ihren Freunden so viel Kummer macht. Doch was willst Du! gewisse Köpfe ziehen das Glück an, wie der Magnet die Nadeln! . . . Ich habe kein Glück, und dennoch, wenn man mich wohl anschauen würde . . . Ich habe wenigstens einen lebendigen Kopf. Und dieser Fuß! und diese Hand! und diese Taille! und diese Haare!«

»Ei! mein Fräulein«, versetzte die Coiffeuse, »meiner Meinung nach ist eine schöne Frau so viel wert als die andere.«

»Du siehst wohl, daß dies nicht so ist, Agathe, da der Abbé Olympia sein Herz anbietet, das er mir nicht anbietet. Wie Schade, daß dieser Junge, der kurzsichtig ist, nicht ganz blind

wird!«

»Warum dies?«

»Weil Du ihn zu mir führen würdest, als ob Du ihn zu Olympia führtest; weil ich meine flötenartige Stimme, meine Stimme mit dem Silberklang, annehmen würde. Du weißt, die Stimme von Olympia, die ich so gut im Foyer nachahme, wenn ich alle Welt lachen mache; und ich würde zum Abbé mit Gefühl, wie Olympia, sagen: Mein Herr, ich bete Sie an!«

»Oh!« machte Agathe.

»Und Du, Du bekämst Deine zweitausend vierhundert Livres.«

Die Coiffeuse packte ihre Haare mit beiden Händen und hätte sich dieselben beinahe ausgerauft.

»Verzweifle nicht«, sprach die Catalane, »Stich ihm die Augen aus.«

»Ach! mein Fräulein, Sie haben den Mut, zu scherzen!«

»Was des Teufels soll ich denn tun? soll ich mich in's Wasser stürzen, soll ich mich erhängen, soll ich mich ersticken?«

»Oh! nein, nichts von Allem dem; das wäre eine zu große Sünde; Sie sollen entrüstet sein, daß ein Banniére uns verhindert . . . «

»Das heißt, Dich verhindert. Gestehe, daß Dir hauptsächlich Deine zweitausend vierhundert Livres am Herzen liegen?«

»Hören Sie, an Ihrer Stelle«, sagte Agathe, deren Augen vor Zorn und Gierde glänzten, »an Ihrer Stelle möchte ich nicht die Schmach haben, daß mir das, was wir complottiren, fehlschläge, und um Fräulein Olympia zu bestimmen, den Abbé d'Hoïrac zu lieben . . . «

»Was würdest Du tun?«

»Nun, ich die Catalane, Ich würde den Liebhaber von Fräulein Olympia stehlen.«

Die Catalane schlug ein Gelächter auf.

»Ja, ja«, fuhr die Coiffeuse fort, »ich sage Ihnen, daß dies das Mittel ist, das wahre Mittel! Sie würde es sehr schnell erfahren; ihre Freunde würden es ihr sagen, und wenn ihre Freunde es ihr nicht sagten, so würden Sie es ihr selbst sagen. Sie ist stolz wie Roxane, sie würde eine Untreue nicht verzeihen, sie würde sich mit dem Ungetreuen entzweien, und aus Ärger vielleicht würde sie

mich unsere zweitausend vierhundert Livres verdienen lassen.«

»Du sagst immer *unsere*; sage doch ein wenig *meine*.«

»Ich sage unsere, weil ich mit Ihnen teilen werde, Was mir der Abbé gibt. Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, versuchen Sie es, Banniére unbeständig zu machen. Das ist Ihnen leicht.«

»Ei!« rief das tolle Mädchen, noch stärker als das erste Mal lachend, »glaubst Du, heute erst habe Ich die Vorzüge dieses jungen Mannes erkannt?«

»Nun wohl«, sprach die Coiffeuse begeistert, »dann ist es abgemacht!«

»Einfältige«, entgegnete die Catalane, »wenn es möglich wäre, so wäre es schon seit sechs Monaten geschehen.«

»Aber warum ist es nicht geschehen?«

»Weil eine gewichtigere Schwierigkeit obwaltet. Wir sind in der Lage von Arlequin, der Colombine heiraten will; die Heirat hätte stattgefunden, wenn Alles von Arlequin abhinge. Leider bedarf es der Beistimmung von Colombine, und Colombine will ihre Beistimmung nicht geben.«

Ah! ah!«

»Es ist wie ich Dir sage, meine Liebe. Colombine Banniére liebt Arlequin Catalane nicht.«

»Und Sie haben ihm geliebäugelt?«

»Nicht nur geliebäugelt, sondern geliebäugelt.«

»Und er ist gleichgültig geblieben? Dann bin ich verloren!« rief die Coiffeuse in Verzweiflung.

»Ah!« erwiderte die Catalane, »hast Du die Gewandtheit, mich eines Abends insgeheim bei Olympia einzuführen, in ein Zimmer, wo Banniére sein wird, und Du setzt Olympia von diesem vorgeblichen Rendezvous in Kenntniss, so braucht es nicht mehr, um ihn in ihren Augen zu kompromittieren.«

»Oh! das wäre bewunderungswürdig«, sagte die Coiffeuse träumend.

»Bewunderungswürdig, das ist das richtige Wort.«

»Doch wie läßt sich das machen?«

»Ei! das ist Deine Sache. Wähle einen Abend, wo Olympia spielt, oder wo sie im Theater durch eine Ansammlung

zurückgehalten ist; finde, erfinde, ersinne; mittlerweile schlüpfte ich in ihr Zimmer; sie kommt zurück; sie überrascht mich dort. Das ist schlimmer, als wenn Banniére zu mir gekommen wäre. Es gibt Lärmen, Geschrei, Skandal. Ich wiederhole Dir, dadurch entzweit man sie nicht nur für diese, sondern auch für die andere Welt . . . Worüber denkst Du nach?«

»Ah! ich denke darüber nach, daß das, was Sie mir vorschlagen, sehr schwierig ist, mein Fräulein.«

»Nun wohl, meine Liebe«, versetzte die Catalane, »da Du auf die Sache für Dich verzichtest, so will ich . . . «

»Ah! mein Gott!« rief plötzlich die Coiffeuse.

»Was denn?«

»Oh! welcher Gedanke!«

»Wirst Du toll?«

»Oh! mein Fräulein, das ist ein sehr schöner Gedanke!«

»So sprich geschwinde.«

»Ja, so ist es, mein Fräulein; es ist geordnet.«

»Du faselst.«

»Durchaus nicht, durchaus nicht.«

»Was machst Du denn?«

»Ich kehre die Lage um.«

»Ich verstehe Dich nicht.«,

»Sie werden sehen, Sie werden sehen!«

»Es kann mir nichts lieber sein, als zu sehen, doch Du zeigst mir nichts.«

»Statt Sie in die Wohnung von Olympia zu bringen, was uns tausend Schwierigkeiten bietet und zu nichts führt, oder wenigstens nicht zu viel . . . «

»Wie! zu nicht viel?«

»Nein. Denn angenommen, Alles glücke, kann nicht Olympia, nachdem sie Sie überrascht, Banniére verzeihen? kann die Erklärung sich nicht zu unserer Schande wenden? kann es endlich Nicht sein, daß Olympia, während sie Banniére schuldig glaubt, Ihn nachher wie vorher liebt?«

»Du hältst sie also für tugendhaft?«

»Leider!«

»Das wäre im Ganzen möglich!« sagte die Catalane.

»Nein! Ich denke an etwas Besseres; ich gedenke Ihnen die zehntausend Livres zu geben. Hören Sie meinen Plan.«

»Ich höre.«

»Der Abbé, indem er mich mit der bewussten Sendung beauftragte, hat mir Vollmacht im Falle des Gelingens gegeben. Das heißt, er hat mir befohlen, ein gut meublirtes Haus zu mieten, um dort Olympia zu empfangen, welche, in den ersten Tagen dieser neuen Verbindung, vielleicht Bedenklichkeiten genug in Betreff der alten hegen würde, um Banniére nicht auf der Stelle fortzujagen. Überdies hat der Abbé Rücksichten zu beobachten!«

»Oh! unsere Abbés haben seit der Regentschaft die Gewohnheit angenommen, ganz nach ihrem Gefallen zu leben.«

»Gleichviel, ich weiß, was ich sage, und ich sehe, wohin ich gehe.«

»Gehe also.«

»Wobei war ich?«

»Du warst beim Hause.«

»Ja, so ist es: statt dem Abbé zu sagen, Olympia weigere sich, sage ich ihm, Olympia willige ein.«

»Nimm Dich in Acht!«

»Unterbrechen Sie mich nicht.«

»Aber die Tugend von Olympia?«

»Sie dient mir gerade: mit dieser Tugend mache ich meine Falle; ich umgebe die Sache mit allen Arten von Mousquetaden und Palisaden, wie es bei der Belagerung von schwierigen Festungen geschieht; ich brauche, wenn es sein muss, sechs Tage, um dem Abbé *ja* zu sagen, drei Tage für jeden Buchstaben des Wortes.«

»Das gefällt mir.«

»Ja, das Haus gemietet und Alles vorbereitet, so sage ich, die Schöne nehme eine geheime Unterredung, eine Erklärung, eine Zusammenkunft im Verborgenen an.«

»Immer gut! doch wie wirst Du Dich herausziehen?«

»Ist das Rendezvous bestimmt, so wollen Sie sich dabei einfinden. Derselbe Wuchs, dieselbe Stimme! Das ist, glaube ich,

ein Plan, wie?«

»Ja doch wenn er mich erkennt, wird der Abbé schreien, wird uns der Abbé in irgend ein Fort — l'Evêque¹² schicken.«

»Wie soll sich ein Abbé, der die Gitarrenstreiche von Banniére ausgehalten hat, ohne ein Wort zu sagen, wegen eines unschuldigen Betrugs, wie dieser, ärgern?«

»Es ist in der Tat wunderbar zu sehen, wie Du dies Alles ordnest.«

»Piquant«, bemerkte die Coiffeuse nebenbei, »piquant wird es sein, daß, während der Abbé aus Furcht vor der Lächerlichkeit schweigt, Alles so sehr Olympia anklagen muss, daß sie nicht mehr wissen wird, wie sie sich rechtfertigen soll!«

»Oh! das setzt mich in Versuchung.«

»Banniére, dem es durchaus nicht an Herz fehlt, wird Olympia verlassen.«

»Es ist möglich, und ich glaube es.«

»Das bestimmt Sie?«

»Bei meiner Treue, ja.«

»Soll ich das Eisen ins Feuer legen?«

»Lege es darein.«

»Sie geben mir Vollmacht?«

»Gewiss.«

»Bei Ihrem Wort als ehrliche Frau.«

»Bei meinem Ehrenwort! ich will Dich nicht betrügen.«

»Schlagen Sie ein!«

»Topp!« rief die Catalane, indem sie kräftig mit ihrer kleinen Hand in die dicke, breite Hand der Coiffeuse schlug.

XXVI.

Liebe und Kurzsichtigkeit.

Sobald das Komplott zwischen den zwei weiblichen Dämonen verabredet war, handelte es sich nur noch darum, es in Ausführung zu bringen. Das war etwas Leichtes.

Aus das Versprechen der Coiffeuse hatte der Abbé dieser, welche er zu seinem Faktotum und zu seiner Bevollmächtigten gemacht, befohlen, eine Wohnung zu mieten, um Olympia darin zu empfangen.

Die Coiffeuse war zu gewandt, um mit dem Abbé von der vollständigen Niederlage, die sie erlitten, oder von einer zu raschen Hoffnung zu sprechen.

Sie teilte ihrem Mandanten mit, sie sei allerdings zurückgeschlagen worden, aber auf dem Rückzug habe sie eine gewisse Stellung studiert, die sie allmählich wiedererobern könne.

Überdies konnte der Abbé, der die Zuneigung von Olympia für Banniére zu beurteilen im Stande gewesen, Zweifel haben, diese Zweifel mussten nach und nach verschwinden. Die Coiffeuse war dem geübten Fischer ähnlich, der seine Leine nur ziehen will, wenn der Fisch gut angebissen hat.

Er fand daher auf eine erdichtete Weise um Olympia eine Arbeit wie die statt, welche um eine belagerte Festung stattfindet. Man machte dem Abbé, der, wie Ludwig XIV., nicht viel durch sich selbst sah, Bericht über die Fortschritte der Belagerung: heute hatte man die Einschließungslinie gezogen; morgen würde die Tranchée beginnen, übermorgen würde man die Sappe betreiben, und an dem darauf folgenden Tage wollte man die Mine spielen lassen. Und der Abbé hörte dies Alles an wie ein eitler General oder wie ein blinder Liebhaber, was sich sehr gleicht.

Ein Monat verging in Belagerungsarbeiten. Der General wurde immer ungeduldiger, der Liebhaber immer verliebter.

Endlich, an einem schönen Morgen, trat die Coiffeuse ganz strahlend beim Abbé ein. Das Herz von Olympia fing an die Chamade zu schlagen und sprach von Übergabe; nur wünschte

sie sich mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen zu ergeben.

Wenn sich die Citadelle nur ergab, dem Abbé lag wenig daran, auf welche Art es geschah. Er war also nicht eigensinnig hinsichtlich der Bedingungen.

Noch am Tage vorher hatte er gesagt (und die Coiffeuse hatte diese Worte als Grundlage der Kapitulation, die sie vorschlagen wollte, ausgenommen):

»Wenn ich ihr gefallen kann, werde ich der glücklichste Mensch auf Erden sein. Ich weiß wohl, daß sie im Grunde diesen Kerl den Banniére liebt.«

»Ach! das ist ihr Fehler«, hatte die Coiffeuse geseufzt.

»Aber«, hatte der Abbé beigefügt, »ich verlange nur ein wenig Zärtlichkeit von ihr, ich habe keinen Ehrgeiz in der Liebe.«

Endlich brachte die Parlamentarierin das Ultimatum der Zitadelle.

Olympia würde den Tag der Unterredung bestimmen. Bewilligt.

Olympia würde den Augenblick wählen, wo Banniére spiele, denn Olympia könne nur frei sein, wenn Banniére spiele.

Bewilligt.

Die Unterredung sollte in einem geheimnisvollen Hell dunkel stattfinden.

Der Abbé empörte sich.

Die Coiffeuse rief die Fabel von Amor und Psyche zu Hilfe. Nur waren die Rollen verkehrt: der Abbé spielte die Rolle von Psyche, Olympia spielte die von Amor.

Gebrauchte der Abbé die kleinste Lampe, die geringste Blendlaterne, so würde Amor entfliehen, und zwar, wie der Sohn von Venus, für immer.

Über diese Bedingung wurde sechsunddreißig Stunden lang, gestritten, doch die Coiffeuse blieb im Namen von Olympia standhaft. Endlich gab der Abbé nach, doch er gab nach, indem er bemerkte, seine Kurzsichtige Zeit allein bewege ihn, diese demütigende Bedingung zu gestatten, welche für ihn weniger unglücklich sei, als sie es für jeden Andern wäre. Der Artikel 3 wurde also bewilligt, wie die andern.

Olympia würde nicht schreiben, um den Tag der Unterredung festzusetzen, denn die Briefe seien ein vom Teufel selbst zu

Gunsten der betrogenen Ehemänner und der eifersüchtigen Vormünder erfundenes Mittel. Olympia würde sich darauf beschränken, daß sie Herrn d'Hoïrac den Schlüssel schicke, und Herr d'Hoïrac würde wissen, was dies bedeute.

Dieser Artikel ging durch wie die andern, doch unter einer Bedingung, nämlich, daß der Schlüssel am andern Tag oder spätestens am zweiten geschickt würde.

Drei Tage nachher erhielt der Abbé den Schlüssel aus der Hand der Coiffeuse nur mit der Bemerkung:

»Heute Abend um elf Uhr:«

Der Abbé sprang vor Freude, nahm den Schlüssel und tanzte, eine Arie aus der komischen Oper singend, im Zimmer herum.

Als es Nacht geworden war, als die Stunde schlug, schlüpfte der Triumphator, ganz geputzt, ganz duftend, ganz trunken vor Glück, mit hüpfendem Herzen in einen kleinen Gang des geheimnisvollen Hauses, stieg einen Stock hinauf und fand im Vorzimmer die wohlwollende Coiffeuse, die ihn so sicher führte, als der Leitfaden von Ariadne.

Hätte man ihm den Antrag gemacht, er möge für einen Erzbischofsstab oder für einem Kardinalshut auf diese Unterredung verzichten, er würde es sicherlich ausgeschlagen haben.

Wir wissen übrigens, daß die Bestrebungen des Abbé nicht nach der Seite der Kirche gerichtet waren.

Gemäß den Bedingungen und dem Vertrage getreu, hatte der Abbé den Schlüssel in der Tür stecken lassen.

Es versteht sich, daß Herr d'Hoïrac, der kurzsichtigste der Menschen, ohne Lichter und mit Entzücken die süßen Geständnisse hörte, die ihm mit einer Stimme so leise und so verstellt, als nur möglich, die Catalane machte, welche sich auch mit Eisenkraut, dem Lieblingsgeruche von Olympia, parfümiert hatte.

In Folge dieser einfachen Unterhaltung wurde die Liebe des Abbé so leidenschaftlich, daß er schon am andern Tage die Coiffeuse bedrängte, um den Schlüssel, den er der Übereinkunft gemäß in der Tür gelassen hatte, zurückgeschickt zu erhalten. Er stützte sich hauptsächlich darauf, daß er sich des beengten

Zustandes schäme, in dem er Olympia durch den Fehler des elenden Banniére sehe.

Er sprach weitläufig von dem Gebrauche, den er von seinen Reichtümern zu machen gedachte, und von dem glücklichen Lose, das er Olympia bestimmte, an welchem Lose, wohl verstanden, seine Vertraute Teilnehmen sollte.

Es brauchte nicht so viel, um die Coiffeuse zu bestimmen. Die Catalane liebte gleich sehr das Geld und die Rache; man kam überein, diese Unterredungen zu regeln, sie nach der Freigebigkeit des Abbé d'Hoïrac zu vervielfältigen und sich in Betreff aller dieser kleinen Intrigen nach der Summe der Ruhe zu richten, welche die Unklugheiten, die er unfehlbar begehe, den beiden Fälscherinnen lassen würde.

Die zweite Unterredung wurde also in einem vernünftigen Zwischenraume von der ersten bewilligt.

Der Erfolg derselben war, daß sie die Leidenschaft von d'Hoïrac in Wahnsinn verwandelte, und daß in die Hände der Catalane die tausend Pistolen und in die der Coiffeuse die zwei hundert Louis d'or, welche versprochen und so ungeduldig erwartet worden waren, übergingen.

Doch man begreift leicht, diese nächtlichen Zusammenkünfte mochten sich immerhin vervielfältigen, sie hinterließen nur ein unbestimmtes Glück im Grunde des Herzens von d'Hoïrac. Es war beinahe das Glück eines Diebes; sicherlich war es nicht das eines Liebhabers. Der Tag verging auch in der Aufsuchung dieser Olympia, mit der er nur in der Dunkelheit sprechen konnte, und die er am hellen Tage sehen und bewundern wollte.

Die Liebe unterscheidet sich von den einfachen Phantasien dadurch, daß sie sich durch die beständige Gegenwart des geliebten Gegenstandes entwickelt. Es war also nach drei Wochen oder einem Monat von Unterhaltungen auf der Seite des Abbé eine Liebe, für welche das ganze Leben von Olympia nicht hätte genügen können:

Banniére lebte indessen glücklich und zufrieden. Eines Tags, da er nichts mehr bei Jacob zu verkaufen oder zu verpfänden hatte, wagte er es, ihn um Geld auf einen einfachen Schuldschein zu bitten, und der Jude entschloss sich, ihm zu zehn Prozent zu

leihen, was gleichsam nichts war, in Betracht des Grades der Zahlungsfähigkeit von Banniére.

Diese unerwartete Krediteröffnung kam, wie man errät, von der Goldquelle, die man den Abbé d'Hoïrac nannte. Die Coiffeuse hatte ihm gesagt, Olympia sei frei, wenn Banniére spiele, und um Olympia zu sehen, erleichterte der Abbé Banniére den Weg zum Spielhause.

Nur die arme Olympia fühlte nichts von Allem dem, wenn nicht die größere Einsamkeit, in die sie versetzt war: der Abbé d'Hoïrac kam nicht mehr zu ihr, und Banniére ging nicht mehr aus der Akademie.

Überdies legte jede neue Zusammenkunft, während sie die Liebe von d'Hoïrac für Olympia verdoppelte, dieser Liebe einen neuen Zaum an, denn bei jeder neuen Zusammenkunft bestand die vorgebliche Olympia auf der Bedingung **sine qua non**, ihn nur noch in dem geheimen Hause zu sprechen.

D'Hoïrac hatte, wie wir gesehen, von Anfang versprochen; er liebte zu sehr, um nicht Alles zu versprechen, was man von ihm verlangte, und da er dieses Versprechen wiederholte, so oft er dazu aufgefordert wurde, da er es auch hielt, so sicherte er vorläufig das Gelingen des Planes der zwei Genossinnen.

Man hatte ihm sogar eingeschärft, er habe Olympia gegenüber, wenn er zufällig mit ihr zusammentreffe, die Haltung eines verjagten, ausgetriebenen, besiegten Menschen zu beobachten. Man hatte ihn schwören lassen, daß er sie kaum auf der Promenade grüßen, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, nicht anreden und besonders ihr nie schreiben werde.

Wir haben der Theorie der Coiffeuse und der Catalane in Betreff der Briefe erwähnt.

D'Hoïrac hatte also Olympia nicht angeschaut.

Er hatte sie sehr leicht, wenn er ihr begegnet war, begrüßt.

Er hatte sie nie mehr in ihrem Hause, in Ihrer Loge oder in ihrer Sänfte besucht.

Er hatte weder mehr Blumen, noch Briefe, noch Boten zu ihr geschickt.

Und Alles ging nach dem gefallen der Catalane und ihres ersten Ministers — der Coiffeuse.

Doch ein. Ereignis, einfach, wie alle die, welche die Pläne, die glücklichen Verhältnisse und die Reiche umstürzen, gab beinahe den geschickten Kombinationen dieser zwei ehrlichen Damen Unrecht.



XXVII.

Frauenherz.

Olympia hatte nichts persönlich zum Abbé gesagt, doch indem sie die Coiffeuse in Folge der Anträge, die diese ihr gemacht, aus Ihrem Hause gejagt, hatte sie auch den Abbé verjagt.

Seitdem er aus ihrem Hause verjagt worden, hatte sich aber, wie wir gesehen, der Abbé, der sich für den glücklichsten Menschen der Erde hielt, mit einer Zurückhaltung, mit einem Geschmack, mit einer Zartheit benommen, welche Olympia entfernt nicht ihrer wahren Ursache zuschrieb.

Nur hatten diese guten Manieren des Abbé bei einem Unglück, das zugleich ihre Liebe und ihre Eitelkeit treffen musste, Olympia gerührt.

Die guten Manieren üben einen unwiderstehlichen Magnetismus auf die ausgezeichneten Menschen.

Sie war so weit gekommen, daß sie es sich zum Vorwurf machte, so brutal aus ihrem Hause einen galanten Mann gejagt zu haben, der auf eine so ungeschliffene Art von Banniére behandelt worden, und gegen den sie eher zu Entschuldigungen, als zu einer so übertriebenen Strenge verbunden war.

Denn dieser galante Mann war nur einer Sache schuldig, der, daß er ein galanter Mann gewesen.

So oft sie ihn auf der Promenade sich entfernen, im Theater, wenn sie vorüberkam, auf die Seite gehen, auf der Straße, um sie zu fliehen, sich umwenden sah, und Alles dies mit so ehrerbietigen Grüßen und Verbeugungen, um das härteste Herz zu zerreißen, so oft sie ihn zu den gewohnten Stunden, — sie, die für ihre Tugend so schlecht belohnte, arme Verlassene, — nicht in ihr Haus, so zierlich, so heiter, so geistreich, mit seinen Sträußen und seinen Musiken, eintreten sah, regte sich auch in ihrem Innersten ein Gefühl, das fast Gewissensbissen glich.

Nicht als hätte Olympia die geringste Lust gehabt, sich mit diesem jungen Manne zu beschäftigen . . . ei! mein Gott, nein! Doch eine Frau vergißt nie einen jungen, reichen, angenehmen

Mann von guten Manieren, der sich mit ihr beschäftigt hat.

Überdies sah sie, wie gesagt, bei diesem Verhältnis den Abbé ihr gegenüber mit einem edlen und ruhigen Stolze handeln, der ihr gefiel.

Das setzte sie in Erstaunen und verführte sie folglich um so mehr, als sie, bei seinem ein wenig prahlerischen und ganz brausenden Charakter, unangenehme Repressalien hätte erwarten können. Wie viele Männer hätten an der Stelle von d'Hoïrac von ihren alten Beziehungen Lärm gemacht, die Liebe in Haß, die Untertänigkeiten in Frechheiten, die Geschenke in Feindseligkeiten verwandelt!

Acht Tage lang hatte Olympia ausgezischt und gequält zu werden erwartet, wie es so oft geschieht nach Exekutionen von der Art derjenigen, welche sie gemacht hatte.

Schwieg der Abbé bloß aus Furcht vor Banniére? Das ließ sich nicht glauben, trotz des Abenteuers bei der Serenade. Man wusste, daß der kleine Mann ebenso mutig, als kurzsichtig; man wusste besonders, daß er genug guter Edelmann und folglich bei Hofe wohl genug gelitten war, um böseren Köpfen und schlimmeren Degen, als es der Kopf und der eingerostete Spieß von Banniére waren, Angst zu machen.

Seine Zurückhaltung und sein Sanftmut konnten also nur seinem Wohl anstand und dem Adel seiner Seele zugeschrieben werden.

Olympia war gerührt von Allem dem, so gerührt, daß sie es nicht mehr duldete, wenn Jemand in ihrer Gegenwart Herrn d'Hoïrac lächerlich machen wollte; so gerührt, daß sie sich vornahm, diesem galanten Mann früher oder später Genugtuung zu geben.

Die Gelegenheit bietet sich immer denjenigen, welche so Genugtuung galanten Leuten, die sie beleidigt haben, geben wollen.

Banniére sprach eines Abends davon, er wolle mit zwei Freunden von seiner Akademie auf den Feldern Rothühner schießen gehen. Olympia sagte, sie wolle die drei Freunde bis vor die Stadt begleiten.

Die Partie wurde in Ausführung gebracht, und Olympia, in ihrem

Wagen, verließ die Herren erst ganz außerhalb der Barriären und als sie die Hunde die Lucerne und den Klee durchsuchen sah.

Sie kam allein, zerstreut und träumerisch zurück, fuhr im Schritt, während sie nur noch von Zeit zu Zeit den schon entfernten Knall der Flinte von Banniére hörte, als sie an der Ecke einer Mauer, auf einem vortrefflichen Pferde reitend und in einem Kavalierskleid, den Abbé d'Hoïrac erblickte.

Es folgte ihm sein Lackei, der einen Degen trug.

Mit seiner guten Miene und seiner schmucken Tracht, hatte der Abbé ganz das Aussehen eines Edelmannes, welcher auf Liebesabenteuer geht, oder eines verkleideten Prinzen. Er ritt nach englischer Art, auf seinen Steigbügeln aufgerichtet, und führte sein Pferd sehr geschickt. Aber trotz seiner Geschicklichkeit war er nichtsdestoweniger der kurzsichtigste der Menschen, und er wäre an Olympia vorüber geritten, ohne sie zu sehen, hätte diese, welche auf eine Gelegenheit lauerte, nicht gefunden, sie biete sich zu schön, um sie zu versäumen, und mit ihrer kleinen Falsettstimme gerufen:

»He! Abbé! Abbé!«

Der Abbé erkannte diese Stimme, und beinahe ohne etwas Anderes zu sehen, als eine Wolke, jedoch eine Wolke, welche wie die von Virgil eine Gottheit enthielt, stieß er die Sporen so gewaltig in die Flanken seines Pferdes, Indem er es nach der Seite lenkte, woher die Stimme kam, daß er das Tier beinahe über den Wagen springen gemacht hätte.

»Sie«, schrie er, »Sie rufen mich! wo sind Sie, Madame, wo sind Sie?«

»Ich muss Sie wohl rufen, da Sie so stolz vorbeireiten!« erwiderte Olympia.

»Ei!« versetzte der Abbé, »richte ich mich nicht nur nach Ihren Befehlen, und haben Sie mir nicht verboten, Sie anzureden?«

»Gemach!« sprach sie ein wenig bewegt von diesen zwei Augen, welche, trotz ihrer Kurzsichtigkeit, durch die Macht innerer Flammen so viele Dinge sagten, die sie nicht begriff; »können wir uns nicht als gute Freunde sehen, ohne zu streiten oder von Liebe zu reden? Ei! nein, seien wir vernünftig; glauben Sie mir, Abbé, Alles Ist gut mit der Vernunft.«

»Madame, Sie entzücken mich«, erwiderte d’Hoirac, während er die Hand suchte, die ihm Olympia reichte. »Wie. ich hätte das Glück, Sie zu sehen, nicht nur wie ich sehe, sondern Sie auch bei Ihnen zu sehen?«

Olympia hatte dieses auch nicht verstanden und guten Ziele zu führen gewesen. Bauniere hatte bestimmt werden müssen, den Abbé d’Hoirac wieder erscheinen zu sehen; doch da er während der zwei bis drei Monate Abwesenheit des Abbé wahrgenommen, welche Achtung dieser beständig in Beziehung auf Olympia bewiesen, so hatte er sich völlig beruhigt. Was ihn ober vor Allem beruhigte, war die wohlbekannt Redlichkeit von Olympia.

Banniére hatte den Abbé am Abend der Serenade viel weniger geprügelt, weil er eifersüchtig war, als weil er verloren hatte.

Was die Augen in Gegenwart von Zeugen verbergen, was die Augen sagen, wenn sich die Zeugen entfernen, ein Verfahren, das die Gleichgültigen Koketterie und die Interessierten verliebtes Schmachten nennen, eine Art von magnetischem Einfluss, der von der liebenden Person zu der geliebten strahlt, das war es, was der Abbé, in das Haus wiedereingesetzt und festgehalten durch die Gegenwart der Coiffeuse, vom Morgen bis zum Abend bei Olympia zu üben sich bemühte, obgleich Olympia, wie man errät, nichts davon begriff und mit leichter Heiterkeit die zärtlichen und schwermütigen Seufzer bezahlte.

D’Hoirac, wie alle diejenige, welche man sehr betrogen hat, und die mutig auf ihrem falschen Wege vorwärts gehen, indem sie auf dem rechten zu sein glauben, d’Hoirac bewunderte die Klugheit, die Zurückhaltung dieser lebenswürdigen Frau; er bedauerte es ungemein in seinem Herzen, sie so ängstlich in Beziehung auf Banniére zu sehen, doch er hatte noch nicht genug die Gewohnheit angenommen, zu herrschen, um es zu wagen, mit entblößtem Gesicht gegen eine Gewohnheit, welche älter als die seinige, zu kämpfen.

Es lässt sich leicht begreifen, wie und bis zu welchem Grade die Coiffeuse, bei Olympia durch ihre Unterwürfigkeit wieder in Gnaden ausgenommen, den armen d’Hoirac überwachte und mäßigte.

Sie dachte wohl, daß, trotz des verpfändeten Wortes, der erste Augenblick, den man zu lange mit Olympia unter vier Augen

unseren Turteltauben ließe, von ihm zu einem Geruckse angewendet werden würde, welches Olympia in Erstaunen setzen und eine Erklärung herbeiführen müsste.

Die Coiffeuse spielte übrigens ihre Rolle vortrefflich: sie war zu Olympia als Feindin des Abbé zurückgekehrt, und in ihrer Eigenschaft als Feindin des Abbé war sie natürlich die Freundin von Herrn Banniére. Bei diesem doppelten Titel musste es ihr aber am meisten am Herzen liegen, die Interessen des Letzteren vor jedem Angriff zu bewahren.

Nichts war also Olympia angenehmer und zu gleicher Zeit der Coiffeuse nützlicher, als die fortwährende Anwesenheit oder der unablässige Eintritt von dieser in dem Zimmer, wo der Abbé und Olympia sich aufhielten, so daß die Gewandtheit dieser Person alle zu einem glücklichen Erfolge auslaufende Wege durch die Leute selbst hatte eben lassen, welche dabei interessiert waren, daß es ihr nicht gelingen konnte.

Der Abbé hatte den Geschmack der Coiffeuse studiert und glaubte zu bemerken, daß sie eine ganz besondere Wertschätzung für den Marasquin hegte.

Um sie sich Immer mehr geneigt zu machen, schickte er ihr durch seinen Lackei sechs Flaschen davon. Eine Stunde nachher klingelte er, ging an Claire vorüber, der er sechs Louis d'or in die Hand drückte, und glaubte durch die halb geöffnete Küchentür die Coiffeuse zu erblicken, welche den Marasquin aus der Flasche kostete.

Ach! man kann nicht Alles vorhersehen. Der Hausmarder, das schlauste der Tiere, lässt sich in der Falle fangen; die Coiffeuse, die schlauste ihrer Gattung, ließ sich in der Falle fangen, wie ein Marder.

Banniére war nach seiner Gewohnheit spielen gegangen. d'Hoira fand daher Olympia allein und nahm sie zärtlich bei der Hand.

Olympia war guter Laune. Sie bemerkte nicht, wie der Abbé unter seinen schwarzen Wimpern seine blauen Augen verdrehte, welche trotz ihrer Kurzsichtigkeit elektrische Funken zu sprühen schienen.

Die schöne Celiméne hatte durch Claire die Sendung des

Marasquin erfahren. Sie verspottete sogleich den Abbé über den Proviant, den er geschickt.

Er aber versicherte sich, so gut er es mit seinen durch eine Brille verstärkten schlechten Augen tun konnte, daß Niemand im Zimmer war, und sagte dann:

»Sie sind ganz allein?«

»Ja, ich glaube«, antwortete Olympia, erstaunt über die Frage.

»Ich kann also offenherzig mit Ihnen reden?«

»Nichts hindert Sie.«

»Oh! wie eifersüchtig bin ich!« rief der Abbé.

»Gut! eifersüchtig! und auf was?« fragte Olympia.

»Erraten Sie es nicht?«

»Bei meiner Treue, nein«,

»Eifersüchtig auf den, welcher mir mein Glück nimmt, eifersüchtig auf den, welcher mir mein Leben stiehlt.«

»Ah! gut!« versetzte Olympia, »das packt Sie wieder!«

»Das hat mich nie, verlassen.«

»Nun wollen Sie also wieder anfangen!«

»Wir sind ja allein, meine liebe Seele.«

Olympia gab einen Ausruf der Verwunderung von sich, sie glaubte schlecht gehört zu haben.

Der Abbé hielt inne und schaute sie mit seinen großen Augen an.

»Haben Sie nicht gesagt **meine Seele**?« fragte Olympia.

»Ja wohl«, erwiderte der Abbé, »Sie sind meine Liebe, mein Leben, meine Seele.«

Olympia schlug ein Gelächter aus.

Der Abbé schaute ganz erstaunt umher und suchte ob Jemand im Zimmer sei, den er mit seinem kurzsichtigen Auge nicht erblickt habe.

»Wie viel Krüge Marasquin haben Sie für Ihren Gebrauch behalten, mein lieber Herr d'Hoïrac?« fragte Olympia fort spottend.

»Oh! lassen Sie mich ein wenig vernünftig mit Ihnen reden«, sagte flehend der Abbé.

»Das wird in der Tat nichts schaden, denn bis jetzt haben Sie

nur närrisch mit mir gesprochen.«

»Wahrhaftig, Olympia, legen Sie diese Maske ab, in der ich mich selbst täusche.«

»Diese Maske?«

»Wenn Sie wüssten, wie sie mich leiden macht!«

»Welche Maske?«

»Oh! hören Sie,« rief der Abbé, während er aufstand, um sich vor Olympia auf die Knie zu werfen; »es ist mir unmöglich, Sie länger eine solche Komödie spielen zu sehen, und . . . «

Er hatte seinen Satz nicht geschlossen, er hatte seine Bewegung nicht vollendet, als die Coiffeuse ins Zimmer stürzte und beinahe zwischen den Kurzsichtigen und ihre Gebieterin rollte.

Der erhabene Zorn von Olympia, die stehende Haltung des Abbé sagten der Coiffeuse, daß sie im rechten Augenblick kam, und daß es eine Minute später um ihr Geheimnis geschehen gewesen wäre.

Olympia, als sie die Coiffeuse so bestürzt sah, konnte sich des Lachens nicht enthalten.

»Sie haben mich gerufen, Madame?« sagte die Coiffeuse.

»Nein, aber ich war im Begriffe, Sie zu rufen«, erwiderte Olympia mit einem niederschmetternden Blicke an die Adresse von Herrn d’Hoirac.

Der Abbé wollte sich verteidigen.

»Mein Herr«, sagte Olympia, »Sie wussten doch, unter welcher Bedingung ich Sie bei mir empfang.«

»Nun?«

»Nun! Sie Haben Sie ganz einfach überschritten.«

»Ah! meine Teure!« rief der Abbé erschrocken über den Ton, in dem Olympia zu ihm sprach.

»Abermals!« sagte diese.

»Es geschieht ja vor ihr!« rief der Abbé in Verzweiflung, »vor Ihrer Vertrauten! das ist also gerade, als ob wir allein wären!«

»Sind Sie denn verrückt!« sagte die Coiffeuse, die ihn beim Arm packte und drei Drehungen um sich selbst machen ließ.

»Führe den Abbé zurück«, fügte Olympia bei, »und fordere ihn

auf, nicht keinen Marasquin mehr zu schicken, sondern keinen mehr an den Tagen, wo er hierher kommen werde, zu trinken.«

Die Coiffeuse beeilte sich, Herrn d'Hoïrac mehr fortzuziehen, als fortzuführen.

Olympia, als sie diesen Eifer sah, in dem sie sich täuschte, in dem sich alle Welt, die Catalane ausgenommen, getäuscht hätte, Olympia brach in ein Gelächter mit einer solchen Heftigkeit aus, daß der Abbé, als er schon im Vorzimmer war, dieses scharfe, spöttische Lachen noch hören konnte.

Sobald er sich aber In diesem Vorzimmer befand, sagte die Coiffeuse zu ihm:

»Oh! Sie sind ein unglücklicher Mensch, Sie verderben Alles!«

»Was denn?« fragte der Kurzsichtige, »war denn Jemand verborgen? warum hat man mir das nicht sogleich gesagt?«

»Nein, es war Niemand da.«

»Warum dann alle diese Umstände, wenn wir allein waren?«

»Oh! wie plump sind die Männer!«

»Weshalb? Sprich oder ich werde rasend!«

»War ich denn nicht da?«

»Nun wohl! bist Du nicht unsere Mittelsperson, unser, Vertraute?«

»Plump! plump!« murmelte die Coiffeuse, entzückt über dieses Wort, das den Abbé betäubte. »Plump, wer nicht das ganze Zartgefühl dieser armen Frau begreift.«

»Das war aber ebenso, ehe Du kamst, als wir allein waren!«

»Ei! mein Herr, wissen Sie nicht, daß es Geheimnisse gibt, die eine Frau sich selbst nicht gestehen will!«

Diese Erwiderung schloss dem Abbé den Mund.

Er seufzte.

»Ich hielt Sie für einen Mann von Geist«, fuhr die Coiffeuse fort, »und nun sind Sie ein Einfältiger wie alle Andere.«

»Oh! Wahrhaftig, man wird am Ende müde.«

»Ja, dergestalt, daß Sie Ihre Sache für immer verderben.«

»Wie so?«

»Bei Gott! Sie ärgern sie, und sie gibt Ihnen den Abschied.«

»Ah! was höre ich!«

»Sie wird sich wohl Zwang antun!«

»Ich bezeige ihr aber Liebe; wie kann es sie belästigen, daß sie mich anhört? Ich verlange nur dieses von ihr.«

»Sie wird Sie gewiß anhören, Sie wissen das, doch nicht hier, nicht bei Herrn Banniére, nicht in diesem Hause, wo sie Alles an ihren Liebesfrühling erinnert, nicht in diesem Zimmer, wo sie so oft vom poetischen Herodes geträumt hat.«

»Das ist wahr, ich habe Unrecht.«

»Ah! es ist ein Glück, daß Sie es zugestehen.«

»Lass hören, was wirst Du ihr sagen?«

»Ich, nichts.«

»Du wirst nicht mit ihr von meinem Schmerz sprechen.«

»Nie.«

»Wie werden wir uns aber wieder vereinigen?«

»Man muss sehen, wie sich das machen wird.«

»Wird es bald geschehen?«

»Wenn Sie vernünftig sind.«

»Was muss ich tun, um vernünftig zu sein?«

»Sie müssen den Umständen und besonders den Örtlichkeiten gemäß handeln. Hier sind Sie, der Herr Abbé d'Hoïrac, zum Besuche bei Fräulein Olympia, oder vielmehr bei Herrn Banniére! Begreifen Sie mich endlich?«

»Ah! nur zu gut! Doch gestehe, das ist eine Sonderbarkeit ohne Gleichen!«

»Bah!« versetzte die Coiffeuse, »wenn Sie nicht kurzsichtig wären, hätten Sie noch viel sonderbarere Sonderbarkeiten gesehen, und Sie würden sich nicht über Nichts wundern.«

»Es mag sein; doch nicht wahr, Du interessierst Dich für mich?«

»Ich glaube es wohl! Wenn ich mich nicht für Sie interessierte, würde ich Ihnen predigen, wie ich es tue?«

»Nun wohl also, söhne mich so bald als möglich mit Olympia aus.«

»Und wann wollen Sie, daß dieses so bald als möglich sein soll?«

»Morgen, meine Tochter!«

»Teufel! welche Eile haben Sie!«

»Hier sind zwanzig Louis d'or.«

»Man wird sich Mühe geben!«

»Oh!« rief der Abbé, »wenn Du so sprichst, möchte ich Dich küssen.«

»Wenn ich hübscher wäre?«

»Bah! ich bin kurzsichtig.«

»Das heißt, Sie sind ein Unverschämter!«

Hiernach entließ die Coiffeuse den Abbé, und dieser ging durch die kleine Tür weg.

Der menschliche Geist ist so seltsam beschaffen, daß der Abbé sich vielleicht begeisterter über dieses Abenteuer, als wenn es sich nach seinen Wünschen gewendet hätte, entfernte.

Statt nach Hause zurückzukehren, ging er auch zu Jacob, weckte ihn auf und kaufte ihm, unter anderen Juwelen, den viel erwähnten Ring von Herrn von Mailly ab, den Banniére Olympia entwendet und an den ehrlichen Sohn Israels verkauft hatte.

XXVIII.

Der Jahrestag von Herodes und Marianna.

Die Coiffeuse hielt dem Abbé d'Hoïrac Wort.

Jedermann hatte zu viel, Interesse dabei, daß die Rendezvous wieder begannen, als daß die Strenge der falschen Olympia von langer Dauer hätte sein sollen.

Am Abend des folgenden Tages brachte ein Kommissionär dem Abbé in seine Wohnung eine Botschaft, in der er sich nicht täuschen konnte: es war der Schlüssel des geheimen Hauses, welchen er, den Bedingungen des Vertrags gemäß, nach jeder Zusammenkunft in der Tür stecken ließ, damit man das Vergnügen hatte, ihm denselben zurückzuschicken.

Der Abbé, nachdem er seine Vorbereitungen getroffen, kam, das Herz von Freude angeschwollen, in der Finsternis zehn Minuten vor der bezeichneten Stunde an.

Man ließ ihn warten, ohne ein Wort zu sagen, und als die Glocke schlug, verkündigte ihm das Streifen eines seidenen Kleides auf dem Boden die Ankunft derjenigen, welche er so ungeduldig erwartete.

Vorstürzen, eine frische, fleischige Hand ergreifen, den vom Juden am vorhergehenden Tag erkauften Ring daran stecken, seine Lippen darauf drücken, um Verzeihung bitten, das war der Eingang des Abbé.

Man kam auf das Abenteuer am Abend vorher zu sprechen; es versteht sich von selbst, daß die Catalane von Allem, was vorgefallen, durch die Coiffeuse benachrichtigt worden war. Die falsche Olympia erklärte auch, beinahe eben so gut unterrichtet, als wäre sie die ächte gewesen, sehr natürlich dem Abbé, er habe sich auf eine unwürdige Art benommen, und dort, das heißt, bei Herrn Banniére, seien gewisse Gespräche verboten, welche hier, bei Herrn d'Hoïrac, als völlig legitim betrachtet werden müssen.

Es gibt gewisse Erklärungen, welche immer begriffen werden, oft weniger durch den Grund, als durch die Einzelheiten. Durch die Einzelheiten begriff der Abbé seinen Fehler, er gestand ihn zu,

bat auf's Neue um Verzeihung und erhielt sie.

Er hatte übrigens gute Ursachen anzugeben.

»Es bedurfte einer Linderung für die Schmerzen der Abwesenheit«, sagte er. Mit Olympia nur verstohlen, in der Finsternis, in einem geheimen Hause sprechen, war das ein vollständiges Glück?

Man wand ihm ein, die Finsternis oder die Helle haben keinen Wert vor seiner Kurzsichtigkeit.

Er erwiderte, in Betreff des Kapitels Finsternis unterwerfe er sich dem Ausspruch; doch das Kapitel Abwesenheit habe eine ganz andere Bedeutung.

Die falsche Olympia erhob ein Geschrei über das Wort Abwesenheit.

Der Abbé d'Hoïrac war aber ein subtiler Geist; er entgegnete, es gebe eine physische und eine moralische Abwesenheit, und die moralische Abwesenheit sei die schmerzlichste von allen.

Ein kleines Lachen antwortete ihm.

»Habe ich wahr gesprochen?« fragte der Abbé.

»Ei! mitnichten.«

»Wie! dieser Herr Banniére, dieser unumschränkte Gebieter, dieser unwürdige Gebieter . . . «

»Ich bitte Sie, sprechen wir nicht mehr von Herrn Banniére bei Herrn d'Hoïrac, damit ich nicht von Herrn d'Hoïrac bei Herrn Banniére sprechen höre.«

»Aber ich empöre mich am Ende!« rief der Abbé. »Man liebt also dort diesen Herrn Banniére? Wahrhaftig, man wird mich zwingen, mich von ihm zu befreien.«

»Man liebt ihn nicht, das wissen Sie wohl«, wurde ihm leise geantwortet.

»Warum brechen Sie dann nicht ganz mit ihm?«

»Ei! gemach! gemach! wir werden dazu kommen.«

»Ja, und Ich sterbe mittlerweile.«

»Bedenken Sie ein wenig, Ungeduldiger!«

»Das ist so natürlich!«

»Nein, denn wenn man auf Sie Hörte, müsste man den armen Jungen fortjagen.«

»Was liegt daran, wenn Sie ihn nicht lieben?«

»Reinen Mund gehalten!«

»Ich bin eifersüchtig.«

»In diesem Augenblick, Undankbarer!«

»In diesem Augenblick, das sage ich nicht. Doch ich werde es nächstens sein, ich werde es morgen sein, ich werde es sein, sobald ich Sie nicht mehr bei mir habe.«

»Was soll ich dann tun?«

»Nun denn! versprechen Sie mir, diesen Banniére so verächtlich zu behandeln, daß er fühlt, Sie lieben ihn nicht mehr.«

»Was das betrifft, das ist leicht. Wohl! genügt Ihnen das? Sind Sie ruhiger?«

»Ja, doch später werde ich weniger duldsam sein.«

»Ho! ho!«

»Weil ich noch mehr lieben werde.«

»Gut also.«

Doch dieses Versprechen war nicht sobald von der falschen Olympia gegeben, als die ächte sich beeilte, es nicht zu halten, wie wir sogleich sehen werden.

Während das Verhältnis des Abbé und der Catalane so von den heimlichen Unterhaltungen fortlebte, nahm die Wirtschaft von Olympia und Banniére auf ihre Weise, nämlich auf eine unregelmäßige Weise, ihren Fortgang. Olympia hatte darauf verzichtet, Banniére zu katechisiren, dieser aber hatte weder darauf verzichtet, sie zu lieben, noch, sich von ihr lieben zu machen, so daß er sie im Augenblicke, nachdem er sie zur Verzweiflung gebracht, so hartnäckig sie war, zu einem Anfall von Liebe oder Nachsicht zurückführte.

Olympia war nur auf der Oberfläche hartnäckig, im Grunde war sie gut.

Die Güte ist die Stärke des Mannes und die Schwäche des Weibes.

Nachdem die Catalane sich dem Abbé gegenüber anheischig gemacht hatte, daß Olympia Banniére nie genug Liebe zeigen sollte, um den andern Schmach tenden eifersüchtig zu machen, gingen Olympia und Banniére, den man nicht in das Geheimnis

hatte einweihen können, einen neuen Liebesvertrag bei Gelegenheit des Jahrestags der ersten Vorstellung von *König Herodes* ein.

Der Abbé kam zu den zwei Liebenden beim Nachtschmaus, den sie Ihrer Liebe gegeben.

Der Schmaus hatte länger gedauert, weil Olympia an diesem Abend nicht spielte. Die Catalane gab eine neue Rolle.

Die Coiffeuse aber, als ob alle Dinge zum Voraus geordnet worden wären, um eine Katastrophe herbeizuführen, die Coiffeuse war im Theater, um ihren Dienst zu versehen.

D'Hoirac trat bei Olympia in dem Augenblick ein. wo er hier nach dem, was zwei Tage vorher vorgefallen, am wenigsten erwartet wurde.

Es ist zu bemerken, daß er seinerseits durchaus nicht erwartete, was er finden sollte.

Zu dieser Stunde war Banniére fast immer beim Spiele. Der Abbé wusste wohl, daß jedes Ereignis seinen Jahrestag hat, aber er kannte den Jahrestag des Ereignisses von Olympia und Banniére nicht.

Als er bei Olympia mit seiner gewöhnlichen Unbesonnenheit eintrat, — auch unbesonnen, hatten die Liebenden den Schlüssel in der Tür gelassen, — stieß er an einen Spiegel des Vorzimmers, den er für eine Tür hielt, und der Olympia und Banniére mit einem Glas Champagner in der Hand reflektierte.

Der Abbé blickt wie verduzt mit der Nase auf dem Spiegel.

Ein einziger Diener, den man ohne Zweifel beurlaubt hatte, verzehrte die übrig gebliebenen Brocken in der Küche.

Wütend über das, was er sah, und dieses Gemälde für einen Verrat haltend, drehte sich der Abbé auf dem Absatz um und drang in das Speisezimmer ein, nicht wie ein Neugieriger, nicht wie ein eifersüchtiger, nicht wie ein Besuch, sondern wie ein Gebieter,

Er machte Geräusch mit seiner Stimme und Geräusch mit den Türen und erschien vor den Liebenden wie Kalchas, bleich und mit gestäubten Haaren.

Olympia und Banniére, welche der Jahrestag, die Zuckerbrote und der Champagner in eine begeisterte Heiterkeit versetzt

hatten, gaben bei diesem Anblick in verschiedenen Tonarten einen Ausruf des Erstaunens von sich und schlugen ein unmäßiges Gelächter aus, was den Zorn und die Verwirrung des Abbé auf den höchsten Grad steigerte. Nie, man wird das zugestehen, war eine Mystifikation so grausam für einen Verliebten wie der Abbé gewesen, der durch die Unterredung vom vorhergehenden Tag sich so sehr beruhigt hatte.

Er kehrte auch, mit den Zähnen knirschend, zur Tür zurück, während in seinem Kopfe alle Arten von Racheplänen auftauchten, welche, noch unsinnig im Chaos der Wut, im Model der Überlegung eine Form annehmen konnten.

Doch in dem Augenblick, wo er die Hand nach dem Knopf der Tür ausstrecken wollte, kam ihm Banniére an Schnelligkeit zuvor, fasste ihn bei der Hand und sagte:

»Ei! sind Sie so wenig weltlich, daß Sie ein Ärgernis nehmen, wenn Sie einen Liebenden glücklich bei seiner Geliebten sehen!«

D'Hoïrac schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen; er erwartete ein Wort von Olympia.

»Oh!« sagte diese, »der Herr Abbé kann nicht so sehr Angst vor einem Glücke haben, das er, wie ich glaube, aus Erfahrung kennt.«

»Wohl an, meine Teure«, sprach Banniére, »übernehmen Sie es, unsern Frieden mit Herrn d'Hoïrac zu schließen.«

Und nachdem er einen Blick des Verständnisses mit Olympia gewechselt hatte, ging er hinaus und ließ Olympia mit dem Abbé, der ganz in Verzweiflung, allein.

Sein erstes Wort war eine Verwünschung.

»Oh! wie ruchlos sind die Weiber!« rief er auf den Tisch schlagend.

Olympia fuhr auf, als ob sie selbst geschlagen worden wäre.

»Was sagen Sie da, mein Herr!« rief sie beleidigt; »sprechen Sie in Beziehung auf mich so?«

»In Beziehung auf wen sollte ich denn so sprechen, wenn nicht in Beziehung auf Sie?« versetzte ungeschlacht der Abbé.

»Ich denke, Sie täuschen sich wohl!«

»Ich täusche mich nicht; ich bin wütend.«

»Gut!« sagte Olympia verächtlich, »Ihr Narrheitsanfall packt Sie

wieder, wie es scheint?«

»Narrheit, so lange es Ihnen beliebt. Ja, Narrheit! Doch wütende Narrheit, nehmen Sie sich in Acht.«

Und er schlug zum zweiten Mal auf den Tisch.

»Ah! ah! Abbé«, rief Olympia, »mich dünkt, Sie werden den Tisch und die Porzellane zerbrechen!«

»Gut! schöne Bagatellen! Tische und Kristalle kauft man wieder für Gold, doch nichts erkaufte wieder die geschmähte Liebe und die verlorenen Illusionen eines ehrlichen Mann/s.«

»Wissen Sie«, sprach Olympia, die Stirne faltend, »wissen Sie, mein Herr, daß ich kein Wort von dem, was Sie sagen, verstehe?«

»Oh! genug der Würde, Madame, oder vielmehr genug der Komödie, besonders derjenigen, welche darin besteht, daß man mir einen Knebel in den Mund steckt, wenn ich mich beklagen will.«

»Sie wollen sich beklagen! worüber, wenn ich bitten darf?«

»Was haben Sie mir versprochen?«

»Ich?«

»Ja; hatte ich das Recht, auf Sie zu zählen?«

»Ich, Ich habe Ihnen etwas versprochen?«

»Ich weiß wohl, was Sie antworten werden; ich weiß wohl, daß ich hier nicht bei mir, sondern bei Herrn Banniére bin.«

»Allerdings.«

»Sie werden aber zugestehen, die Geduld hat ein Ziel, und mein Zorn . . . «

»Ihr Zorn, mein Herr«, versetzte Olympia, »Ihr, Zorn wird am Ende den meinigen erregen, und stehen der Zorn von Ihnen und der meinige einmal einander gegenüber, so wird der meinige, darauf mache ich Sie aufmerksam, den Ihrigen bitten, wegzugehen.«

»Madame«, erwiderte der Abbé die Stimme erhebend, »Sie brechen Ihre Zusagen; dulden Sie, daß ich Sie an dieselben erinnere.«

»Oh! gut; erinnern Sie mich daran und Sie werden mir ein Vergnügen machen.«

»Sie erlauben es mir?«

»Ich bitte Sie darum.«

»Nun denn, war es nicht Übereinkunft, Sie werden mir nie Gelegenheit geben, eifersüchtig zu sein?«

»Eifersüchtig!, Sie, und auf wen?«

»Wie!« rief der Abbé den Kopf senkend und beide Arme ausstreckend, »ich finde Sie hier unter vier Augen mit Herrn Banniére!«

»Bei meinem Ehrenwort, er ist verrückt«, sagte Olympia mit sich selbst sprechend.

»Oh! wenn Sie so rasch vergessen«, sprach der Abbé, bei dem der Zorn in Schwermut überging, »oh! ich sehe viel Unglück vorher!«

Olympia zuckte die Achseln; die Schwermut des Abbé war offenbar toll wie sein Zorn.

»Neulich war es am Ende der Marasquin«, sagte Olympia, »aber heute gibt es keine Entschuldigung.«

Der Abbé wandte sich gegen sie um, faltete die Hände und sprach:

»Seien Sie ernsthaft, Olympia, ich bitte Sie Inständig.«

»Olympia!« rief die junge Frau aufspringend; »Sie nennen mich Olympia!«

»Ah! ah! das ist zu stark!« sagte der Abbé erbleichend, weil er so lange an sich gehalten oder vielmehr verschluckt hatte, »Sie machen sich Ihre Mittel, Ihre Verträge, Ihre Gewissensfälle zu Nutze. Ich werfe Alles dies in den Wind, weil Sie so rasch Ihr Wort vergessen. Ja, ich bin hier bei Herrn Banniére, das ist wahr; doch ich werde, da Sie mich dazu zwingen, hier sprechen, wie ich dort spreche!«

»Dort! und was nennen Sie dort?«

»Oh! spielen Sie die Unschuldige, Madame; doch diesmal werde ich Sie nicht verlassen, ohne Ihnen die volle Wahrheit gesagt zu haben.«

»Welches dort meinen Sie, mein Herr?« wiederholte Olympia.

»Das dort, wo Herr d'Hoirac bei sich ist; das dort, wo Sie, das Gegenteil von Penelope, am Abend wiederherstellen, was Sie am Tage zu Nichte gemacht haben; das dort, wo ich so schwach bin, das zu lieben, was mich anderswo hintergeht.«

Olympia stieß einen Schrei aus, der der Vorläufer eines heftigen Zorns war, einen Schrei, wie ihn die verwundeten Löwinnen ausstoßen müssen.

Dieser Schrei machte den Abbé darauf aufmerksam, daß er vielleicht zu weit gegangen war. Er wandte sich daher von der Drohung der Beilegung zu und sagte:

»Wohl an, der Augenblick ist gekommen, offenherzig zu sprechen: ergreifen wir ein Verfahren, das uns aus dieser zweideutigen Stellung herausbringt, spielen wir ein unverdecktes Spiel: keine Zweideutigkeit mehr.«

»Ja, ein offenes Spiel«, erwiderte Olympia, welche mit allen Ihren Kräften hörte, um wahrzunehmen, worauf dieser Anfall von Wahnsinn hinauslaufe.

»Nun denn, nicht wahr, ich habe mich als ein Geiziger benommen?«

»Sie . . . bei welcher Gelegenheit?«

»Sie sind nicht zufrieden mit dem, was ich Ihnen gegeben habe?«

»Wie«, versetzte Olympia, »was ist das? mir scheint, Sie gehen vom Unverschämten zum Unstetigen über.«

»Erlauben Sie, liebe Olympia, lassen Sie uns ein Mal von den materiellen Angelegenheiten reden, um nie mehr darauf zurückzukommen, und unsere Liebe wird sich wohl dabei befinden.«

Und ohne sich um den Blick der Bestürzung von Olympia zu bekümmern, den er übrigens vielleicht mit seinen schlechten Augen nicht sah, fuhr er fort:

»Ich sage also, Sie sind gewahr geworden, daß Sie nicht genug mit dem haben, was die Coiffeuse in Ihrem Namen von mir verlangt hat.«

»In meinem Namen, die Coiffeuse!« versetzte Olympia.

Und Sie nahm ihren Kopf zwischen ihre Hände, als wäre sie es gewesen, welche verrückt wurde.

»Oh! ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht«, rief der Abbé; »ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen, doch für mich, wie für Sie, bedarf es einer Gewissheit. Bauen wir diese Gewissheit im Einklang, mit gleichen Kräften. Vernehmen Sie die Artikel, die ich

Ihnen vorschlagen werde . . . «

Olympia hatte den Entschluss gefasst, bis zum Schluss zu hören; sie wollte einmal ein Ende machen mit dieser Geistesverrückung, die sich vor ihr auspflanzte wie eine wirkliche Überzeugung.

»Gut«, sagte sie, auf Ihren Stuhl zurückfallend, »lassen Sie die Artikel hören.«

»Erster Artikel: Sie werden das Theater verlassen.«

»Ich, ich werde das Theater verlassen?«

»Warten Sie doch.«

»Oh! ich warte, wie Sie sehen. Nur beeilen Sie sich, denn Ich werde vielleicht nicht die Geduld haben, lange zu warten.«

»Sie werden das Theater verlassen, weil Ihre Existenz, indem sie dem Publikum gehört, nicht genug Ihrem Geliebten gehört.«

Olympia kreuzte die Arme, um ihren Zorn in ihre Brust zu verschließen.

»Sind Sie einmal nicht mehr beim Theater«, fuhr der Abbé fort, »so wird nichts leichter sein, als den Andern zu verlassen.«

»Den Andern!« fragte Olympia zu einem neuen Erstaunen übergehend. »Welchen Andern?«

»Ei! nennen wir ihn nicht, meine Liebe. Ist er nicht Im Grunde aller unserer Gedanken, der Unglückliche!«

»Der Andere? der Andere, der im Grunde aller unserer Gedanken ist? hören Sie, mein lieber Abbé, Sie machen mir entschieden am Ende bange. Ist es ein bei Ihnen gewöhnlicher Scherz, so Verrücktheit zu spielen? Ich muss Ihnen bemerken, daß Ich mich entsetzlich vor den Narren fürchte. Wenn Sie also die Wahl haben, so wählen Sie eine Andere und scherzen Sie nicht mehr so.«

»Ich scherze ja nicht; ich will . . . ich bin nicht . . . Gehen wir zum zweiten Artikel über.«

»Gehen wir über.«

»Der Andere wird verabschiedet! man setzt Ihm eine Pension aus.«

Olympia machte eine Bewegung.

»Mit einer von einem Notar ungefähr in folgenden Worten

abgefassten Urkunde: »Herr Banniére wird jährlich erhalten . . . «

Olympia schlug ihre Hände an einander und rief laut auflachend:

»Ha! ha! das ist reizend! Der Andere ist also Banniére?«

»Du bist's, die ihn genannt,« erwiderte der Abbé.

Olympia stand auf.

»Mein Herr, ich liebe es nicht, daß man mich duzt, nicht einmal mit Versen von Racine«, sprach sie, die Nasenflügel mit ihrem ganzen Stolze und besonders mit dem ganzen Zorn anschwellend, den sie seit dem Anfange des Gespräches in ihrem gereizten Herzen brütete.

»Dritter Artikel«, fuhr der Abbé fort: »Sie erhalten selbst zweitausend Louis d'or, um rückständige Schulden, kleine Verbindlichkeiten oder Abfindungssummen zu berichtigen; ferner einen Rentenvertrag von sechs tausend Livres, zahlbar auf das Gut d'Hoirac, das mir von meinem verstorbenen Vater vermacht worden ist.«

Olympia ging gerade auf den Abbé zu und sagte:

»Derjenige, welcher so vom Gelde spricht, ist nicht so sehr verrückt. Wer ist der Gegenstand des Handels, dessen Zahlen Sie vor mir ausbreiten? nicht wahr, ich?«

»Ja.«

»Mich wollen Sie also kaufen?«

»Bezahlen, das heißt, wenn man je ein unschätzbares Gut bezahlen könnte.«

»Und Sie würden zum Voraus bezahlen?« fragte Olympia ironisch; »Sie befürchteten nicht, betrogen zu werden!«

»Oh! mir scheint, bei den Versprechungen, die Sie mir gemacht, habe ich nichts zu befürchten.«

Kaum waren diese Worte gesprochen, als man zwei Türen zugleich öffnete.

Eine in einem Kabinett dem Abbé gegenüber.

Banniére trat leichenbleich und mit zitternden Lippen heraus.

Die andere im Vorzimmer.

Die Coiffeuse zeigte sich hier ganz bestürzt, denn zwei Worte hatten für sie genügt, um die ganze Lage der Dinge zu begreifen.

Fünftes bis zehntes Bändchen.

XXIX.

Wo der Abbé fasst wirklich ein Narr wird.

Der Abbé zeigte sich im höchsten Maße erschrocken bei der Ankunft von Banniére; trotz seiner schlechten Augen entging ihm die Verstörtheit dieses Gesichts nicht, und er sah den Sturm vorher, der ausbrechen würde.

Er hatte nicht Zeit, seine Worte zu erklären.

»Herr Abbé«, sagte Banniére, der kaum artikulieren konnte, dergestalt hatte ihn der Zorn mit seiner eisernen Hand an der Gurgel gepackt, »erinnern Sie sich, daß ich Ihnen schon einmal eine Gitarre auf den Schultern zerschlagen Habe!«

Der Abbé knirschte bei dieser Erinnerung mit den Zähnen.

»Ja, nicht wahr?« fuhr Banniére fort, »und Sie waren doch nur des Frevels schuldig, daß Sie diese Dame mehr oder weniger schlechte Musik hatten hören lassen.«

»Mein Herr!«

»Beruhigen Sie sich, oder vielmehr halten Sie Ihren Zorn zurück, ich will ihm sogleich Gelegenheit geben, hervorzutreten. Diesmal, Herr Abbé, ist es nicht Musik, was Sie Olympia anzuhören genötigt haben, sondern eine Beleidigung.«

»Eine Beleidigung!«

»Ja, eine wirkliche, eine vollständige, eine wahre Beleidigung. Oh! ich habe Alles gehört.«

Der Abbé stemmte seine Faust in seine Seite wie ein Reiter.

»So ist es, wenn man an den Türen horcht«, sagte er.

»Madame weiß wohl, daß ich nicht an der Tür horchte, da ich ins Theater gegangen war, um ihr Bericht über die Art zu erstatten, wie die Catalane eine neue Rolle spielte. Früher, als ich selbst glaubte, zurückgekehrt, hörte ich schallende Stimmen, und unwillkürlich war ich Zeuge des Antrags, den Sie Madame zu machen gewagt haben.«

»Ich finde mich nicht beleidigt einer solchen Kleinigkeit wegen, mein Freund«, sagte Olympia, welche den Zorn dem Abbé zur Stirne steigen sah und wohl wusste, das beste Mittel für eine Frau, denjenigen, welchen sie liebt, zu verteidigen, sei, offen auf seine Seite zu treten, ein Manöver, das den Feind immer aus der Fassung bringt.

»Sie finden sich nicht beleidigt, Olympia«, erwiderte Banniére, »weil Sie die Vollkommenheit in Person sind; aber ich finde mich beleidigt, ich nehme die Beleidigung für mich und erkläre dem Herrn Abbé, daß ihn zweimal der Charakter, mit dem er bekleidet ist, vor meinen Gewalttätigkeiten bewahrt hat. Für ein drittes Mal würde ich ihm jedoch nicht stehen, und um ihm ein so großes Unglück und mir ein so großes Bedauern zu ersparen, bitte ich den Herrn Abbé, nicht mehr in meinem Domizil zu erscheinen.«

Der Abbé fühlte nun seinen vermeintlichen Vorteil. Er war zu grausam gedemütigt, um nicht völlig den Kopf zu verlieren; er bildete sich ein, diese Frau, deren Zärtlichkeit erlangt zu haben er fest glaubte, würde es nicht wagen, sich gegen ihn zu wenden, aus Furcht, er konnte sie durch Ihre Entlarvung gefährden.

Dieser Gedanke war nicht edel; er stürzte den Abbé in's Verderben.

»Madame«, sagte er, »Herr Banniére spricht von seinem Domizil: sind Sie hier nicht auch zu Hause?«

»Allerdings, mein Herr«, erwiderte Olympia.

»Madame, bin ich nicht, schon einmal aus diesem Hause durch das aufbrausende und unanständige Benehmen von Herrn Banniére verbannt, durch Sie selbst hierher zurückgerufen worden? Ich bitte, sprechen Sie.«

Banniére riß die Augen ganz erschrocken aus.

Es schien ihm, als sollte er eine schlimme Kunde für seine Liebe erfahren.

Diese zwei Männer hingen in der Tat an den Lippen der Frau, welche Beide beherrschte.

Olympia lächelte, denn sie sah die Falle, und sie fing an den Abbé weniger zu schätzen.

Dann wandte sie sich an diesen und erwiderte ohne Verlegenheit:

»Es ist wahr, mein Herr, ich habe Sie für einen wackeren Mann gehalten; es ist wahr, ich habe es beklagt, Ihre etwas anspruchsvolle, aber ehrenwerte Freundschaft der Gefahr ausgesetzt zu sehen, sich in einen Hass zu verwandeln, den die Größe Ihrer Stellung zu einem Unglück für mich gemacht hätte; es ist endlich wahr, daß ich, zu gutherzig, den Fehler begangen habe, mich für Ihre Empfindlichkeiten zu Interessieren, Ihre Unbesonnenheiten zu entschuldigen und Ihnen mein Haus wieder zu öffnen, aus dem Sie Herr Banniére mit Fug und Recht ausgewiesen hatte.«

»Den Fehler!« rief der Abbé, der sich so sehr für den Sieger hielt, daß er über die Worte streiten und über die Abfassung der Entschuldigungen, die er erwartete, feilschen zu können glaubte.

»Ich habe gesagt *den Fehler*«, wiederholte Olympia, »und ich füge bei, den unvergleichlichen Fehler, da ich ihn mir nie vergeben werde.«

»Schließen Sie«, rief mit einer unhöflichen Ungeduld der Abbé, der auf den Schluß hoffte.

»Wohl! mein Herr«, erwiderte Olympia, die Stirne faltend, »ich schließe, indem ich Sie bitte, den Absichten von Herrn Banniére, der Gebieter im Hause ist, nachzukommen.«

»Merken Sie wohl, daß Herr Banniére mir den Abschied gibt.«

»Ganz richtig.«

»Und daß folglich *Sie* mir auch den Abschied geben«, fügte der Abbé, bleich vor Zorn, bei.

»Ich mehr als er«, erwiderte Olympia.

»Madame!« rief d'Hoïrac, indem er sich anschickte, dieses **tu quoque** durch ein **quos ego** zu bekräftigen.

Und er machte einen offensiven Schritt gegen die Tür.

Hier aber fand er die Coiffeuse im Hinterhalte; sie legte ihm die Hand auf den Mund und zog ihn mit einem Eifer fort, der Olympia rührte, während er Banniére ein wenig verdächtig dünkte.

Trotz dieser erstickenden Hand wollte der Abbé reden.

»Schweigen Sie doch, dreifach Blinder«, flüsterte ihm die Coiffeuse ins Ohr, »oder Sie richten sich auf immer zu Grunde.«

»Was Teufels, ich will mich erklären«, versetzte der Abbé, sich sträubend.

»Ei! Sie werden sich später erklären.«

»Dort also?«

»Dort.«

Betäubt, gelähmt, niedergeschmettert, ließ sich der Abbé, indem er sich um sich selbst drehte wie Arlequin, als man ihn bei Isabelle ertappte, vor die Tür schieben.

Die ganze Straße entlang und während der ganzen Zeit, die er brauchte, um sein Haus wieder zu erreichen, brummte er dann zwischen den Zähnen:

»Bei Gott! demjenigen, welcher diese Frau begreift, gebe ich hundert tausend Taler und ein Wahrsagerpatent.«

Stolz darauf, daß sie so gut gehandelt, ging indessen Olympia, sobald die Tür hinter dem Abbé geschlossen war, auf Banniére zu und wollte ihn umarmen.

Banniére aber stieß sie zurück.

Er warf sich in seinen Lehnstuhl und rief:

»Oh! es ist genug gezweifelt und folglich genug gelitten. Das muss ein Ende nehmen.«

»Mir scheint aber, das hat ein Ende genommen«, erwiderte Olympia.

»Ganz im Gegenteil, denn es fängt etwas an, wozu die Hand zu bieten mich alle Mächte der Welt nicht bewegen werden.«

»Was denn?«

»Olympia!«

»Nun?«

»Sie haben den Abbé zurückgerufen, den ich fortgejagt hatte.«

»Ich habe es eingestanden.«

»Als Sie dazu gezwungen waren, als Sie nicht ausweichen konnten.«

»Beargwöhnen Sie mich zufällig?«

»Wenn ich Sie beargwöhnen würde, Madame! Es sind, wie mir scheint, hier Worte gesprochen worden, die mir das Recht dazu geben.«

»Was ist denn gesagt worden? Wiederholen Sie die Worte.«

»Es ist, während ich horchte, ohne gesehen zu werden, gesagt worden, Sie haben Geschenke vom Herrn Abbé d'Hoïrac

empfangen.«

»Man kann ihn zurückrufen, und er soll sagen, welche Geschenke ich empfangen habe.«

»Unnötig.«

»Und warum unnötig?«

»Warum? weil mir der Zweifel lieber ist als die Gewissheit«, erwiderte Banniére mit einer Gebärde der Verzweiflung.

»Ah! der Zweifel ist *Ihnen* lieber«, sagte Olympia mit einem Tone voll Spott; »ich danke, Sie sind sehr gut.«

»Oh!« versetzte Banniére, ich bin weder wie er, noch wie Sie; ich bin kein Patrizier, gewohnt, auf Andere zu zählen; ich bin keine Venus, gewohnt, angebetet zu werden.«

»Ich verstehe Sie nicht mehr. Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, ich sei nicht von einem Prinzen zu einem andern übergegangen.«

»Nehmen Sie sich in Acht«, sprach Olympia mit dem Stolze einer Königin, »denn nun sind Sie im Begriffe, mich zu beleidigen.«

»Ja, Sie haben Recht, Olympia, ja, ich bin Herr Banniére; ja, ich bin der Staub, den man mit einem Hauche vernichten kann: ja, ich bin der Verbrecher; ja, ich bin der aus dem Kloster in Avignon Entwichene, der Flüchtling, den ein Mandat des Provisor Mordon als Landstreicher, Gottvergessenen und Abtrünnigen in einen unterirdischen Kerker kann werfen lassen. Oh! beschimpfen Sie mich auch nicht, mich, den Schwachen, den Verlassenen, der ich nichts in der Welt habe oder hatte, als Ihre Liebe. Oh! verleugnen Sie mich nicht, denn Sie wissen wohl, daß ich ohne Sie verloren bin, Sie wissen wohl, daß ich mich denjenigen übergeben werde, welche mich suchen, Sie wissen wohl, daß ich mich ohne Sie in die Arme des Todes, meiner einzigen und letzten Geliebten, die mich wenigstens nicht betrügen wird, stürze.«

»Schweigen Sie, Unglücklicher«, rief Olympia, indem sie rasch aufstand und ihre Hand auf den Mund von Banniére drückte. »Wenn man Sie hören würde! Sind Sie denn wahnsinnig, daß Sie so schreien!«

Und sie lief nach der Tür und öffnete sie, um zu sehen, ob Niemand in der Nähe gewesen sei, der diese traurige

Offenbarung hätte hören können.

Olympia sah aber Niemand; es wurde nur unten an der Treppe eine Tür zugemacht; Olympia zeigte Besorgnis und wollte sich erkundigen.

»Unterlassen Sie das«, sagte Banniére. »Sie haben nur ein Mittel, mich zu retten.«

»Welches?«

»Ei! mein Gott! daß Sie mir sagen, Sie lieben mich!«

»Sie haben nur ein Mittel, zu machen, daß ich Sie liebe: zweifeln Sie nie.«

»Dann lassen Sie mich Ihnen die Wahrheit sagen.«

»Sprechen Sie.«

»Werden Sie nicht böse, denn Ihre zornigen Augen sind Flammen, welche die Verzweiflung in meinem Herzen entzündeten.«

»Seien Sie unbesorgt, ich werde nicht böse werden; sprechen Sie geschwinde.«

»Wohl denn! der Mann der um Ihre Liebe gefeilscht, sagt, er habe das Geständnis derselben erhalten.«

»Ja, er hat das gesagt, doch er lügt.«

»Schwören Sie mir dies.«

»Bei was?«

»Bei etwas sehr Heiligem, bei etwas, woran Sie glauben.«

»Ich schwöre Ihnen bei der Ehre meiner Mutter, daß er lügt.«

»Warum sagte er es aber dann, in der Voraussetzung, Sie seien allein mit ihm? Warum spielte er diese Komödie mit Ihnen, mit sich selbst?«

»Ich weiß es nicht.«

»Oh! dahinter steckt ein Geheimnis, das uns Jemand aufklären könnte.«

»Wer?«

»Befragen Sie Ihre Coiffeuse.«

»Sie?«

Ja. eine Frau; die zu Allem fähig ist.«

»Sie glauben?«

»Ich sage es Ihnen. Eine Freundin der Catalane, Ihrer

Todfeindin; Sie hatten diese Frau weggejagt.«

»Es ist wahr.«

»Warum haben Sie sie dann wieder angenommen?«

»Was weiß ich! Warum tut man das Schlimme, während man das Gute zu tun glaubt? Sie sehen da Dinge, die ich nicht einmal mutmaßen will; das ist eine unnötige Beschwerlichkeit. Der Abbé ist hinaus, er bleibe außen. Die Coiffeuse ist bei mir; soll ich Sie wegjagen?«

»Ich schlage diese Genugtuung nicht aus.«

Olympia klingelte.

Der Lackei erschien.

»Die Coiffeuse?« fragte Olympia.

»Madame, sie ist so eben ausgegangen«, antwortete der Lackei.

»Hat sie nicht die Treppentür zugemacht?«

»Ja, Madame.«

»Woher kam sie?«

»Ich glaube, sie kam ans dem Zimmer von Madame.«

Olympia und Banniére wechselten einen unruhigen Blick.

»Gehen Sie«, sagte Olympia zum Lackei.

»Sie hat gehorcht«, rief Banniére, als der Bediente weggegangen war.

»Gut! und aus welchem Anlass sollte sie gehorcht haben?«

»Wegen unseres Streites.«

»Ach! wir streiten uns oft genug, daß dies Niemand mehr interessiert«, erwiderte Olympia; »doch gleichviel, die Coiffeuse wird heute Abend aus dem Hause entfernt sein, da Sie es wollen.«

»Nein! nein! ich will nichts, durchaus nichts! Ich bin verrückt vor Liebe, verrückt, daß ich arm, verrückt, daß ich zur Last bin. Ich gäbe mein Leben für ein Jahr mit hunderttausend Livres.«

»So spielen Sie nicht mehr, da Sie immer verlieren. Häufen Sie das Geld auf, das Sie schon verloren haben, und das, welches Sie noch zu verlieren im Begriffe sind, und so, mein Gott! werden Sie etwas Besseres haben, als die Summe von hunderttausend Livres: Sie werden die Ruhe des Geistes, erlangt durch die

Gewissheit meiner Liebe, haben; und dann werden Sie reich sein, denn ich werde Ihnen das Glück verdanken.«

Und während Olympia diese Worte sprach, küßte sie Banniére so zärtlich, daß der Abbé, wenn er es gesehen hätte, gewiß vor Wut gestorben wäre.

XXX.

Wo bewiesen ist, daß die Coiffeuse vollkommen gehört hatte.

Doch der Abbé konnte dies nicht sehen; er lief mit allen Kräften seiner kleinen Beine.

Die Coiffeuse ihrerseits lief mit allen Kräften der ihrigen, und sie kam ganz atemlos zu der Catalane.

Diese machte einen Sprung rückwärts, als sie sie erblickte.

»Alles Ist verloren«, sagte die Coiffeuse.

»Wie so?« fragte die Catalane.

»Dieser Banniére hat den Abbé hinausgeworfen.«

»Nun! und was weiter?«

»Weiter?«

»Ja.«

»Es muss demnächst notwendig eine entschiedene und unzweideutige Erklärung zwischen Olympia und dem Abbé stattfinden.«

»Nein, wenn wir nicht wollen.«

»Und wie dies, wenn's beliebt?«

»Das ist ganz einfach; der Abbé hat nur ein Mittel, enttäuscht zu werden, das, mich bei Licht zu sehen wenn ich die Rolle von Olympia im kleinen Hause spiele. Dieses Mittel kann er, wenn er Zweifel hat, anwenden, und dann sind wir wirklich verloren. Kommen wir schon jetzt überein, den Abbé nicht mehr in dem kleinen Hause zu empfangen: keine Spuren mehr, und man wird nie etwas entdecken. Olympia mag sich immerhin sträuben, sie mag leugnen, toben, d'Hoirac wird nicht glauben, daß sie unschuldig ist.«

»Ja, doch er wird mich ins Spiel bringen«, entgegnete die Coiffeuse. »Er wird mich zur Zeugenschaft aufrufen, und ich werde zeugen müssen.«

»Wohl, Du wirst zeugen, und das wird das Verderben von Olympia sein.«

»Ja, und wie?«

»Einfältige, eine schöne Schwierigkeit! Du wirst behaupten, Du habest das Haus für Olympia gemietet, und man wird Dir glauben, in Betracht, daß man immer an die Skandale, besonders von Seiten der Schauspielerinnen, glaubt.«

Die Coiffeuse schüttelte den Kopf.

»Wir werden uns dabei trennen«, sagte sie.

»Bah! Hast Du unser Geheimnis Jemand anvertraut?«

»Ich, Niemand!«

»Fürchtest Du Dich vor Olympia?«

»Nein, aber ich fürchte mich vor Banniére.«

»Was soll er Dir tun?«

»Banniére? Er wird mich umbringen.«

»Ei! nein; ich werde ihn durch Liebkosungen besänftigen. Ich werde ihm eine Minerva scheinen, sobald er Olympia für schuldig hält.«

»Er wird mich umbringen, sage ich Ihnen, und Sie mit mir.«

»Bah! wir lassen uns durch den Abbé verteidigen.«

»Er wird auch den Abbé umbringen.«

»Wahrhaftig?«

»Oh! Sie kennen ihn nicht«, sagte die Coiffeuse mit einer träumerischen Miene.

»Er ist also ein Wütender, dieser Banniére?«

»Oh! ja.«

»Der liebe Junge!«

»Hören Sie mich an«, sprach die Coiffeuse. »Es handelt sich nicht darum, zu scherzen. Sie wollten eine Laune befriedigen und sich das Vergnügen machen, Olympia einen Liebhaber zu stehlen. Nicht wahr, das war Ihre Absicht?«

»Gewiss.«

»Sie werden ihr nur den Abbé gestohlen haben.«

»Warum?«

»Es steht geschrieben, Banniére wird Olympia nicht betrügen.«

»Warum denn nicht?«

»Weil, wenn Sie diesen Menschen nicht zu Grunde richten, ich

ihn zu Grunde richten werde.«

»Was nennst Du zu Grunde richten?«

»Nehmen Sie Eines an.«

»Was?«

»Daß ich ein Geheimnis von ihm weiß, welches gefährdend genug ist, um ihn verschwinden zu machen.«

»Ho! ho! hat er im Spiel betrogen?«

»Was Besseres.«

»Sprich geschwinde.«

»Nein, es liegt Ihnen zu viel an ihm. Ich werde meine Angelegenheiten selbst abmachen.«

»Wie! Du würdest diesen Jungen zu Grunde richten?«

»Unverzüglich, weil, wenn ich ihn heute Abend nicht zu Grunde gerichtet habe, er mir morgen den Hals umdrehen wird, und diesem widersetze ich mich.«

»Du hast mit Unrecht Angst.«

»Lassen Sie mich Ihnen den Gang der Ereignisse sagen. Zu dieser Stunde bin ich entweder eine Törin, oder Olympia und Banniére sind ausgesöhnt. Morgen wird der Abbé mit Banniére ausgesöhnt sein. Die Männer sind immer so: man glaubt, sie schneiden einander die Kehle ab, und sie umarmen sich.«

»Das ist ziemlich wahr.«

»Sind Banniére und der Abbé versöhnt, so werde ich geopfert; der Abbé ist reich und mächtig; er wird mich ins Spital werfen lassen.«

»Das wird ziemlich gerecht sein.«

»Sie werden einstweilen die Vorteil eingesteckt haben, abgesehen davon, daß Sie, während ich im Spital bin, auch Gelegenheit finden müssen, sich mit Banniére auszusöhnen. Die Frauen sind alle so: man hält sie für Freundinnen, sie sind Liebhaberinnen.«

»Wahrhaftig, ich hielt Dich für keine so große Moralistin. Solltest Du zufällig von Herrn de la Roche-foucault abstammen?«

»Nein, doch mittlerweile habe ich etwas Anderes erfunden, um nicht ganz und gar Opfer zu sein, und bei Vollbringung dieses Andern werden Sie mir helfen wenn es Ihnen beliebt.«

»Lass hören.«
»Sie werden mir dabei helfen, oder ich werde es selbst tun.«
»Setze mir Deinen Willen auseinander, meine Tochter.«
»Der Abbé wird zur falschen Olympia kommen.«
»Ah! ah! Du sagst mir das nicht, und ich bin im Nachtkleid!«
»Sie werden Toilette machen. Er wird wütend darüber kommen, daß Sie ihn durch Banniére haben wegjagen lassen.«
»Ich werde ihn besänftigen.«
»Es schlägt gerade elf Uhr; er wird um halb zwölf Uhr kommen.«
»Du glaubst?«
»Ich bin dessen sicher.«
»Teufel! wir haben gerade kaum noch Zeit. Hilf mir mich ankleiden.«
»Kommen Sie, kommen Sie, gehen wir in Ihr Kabinett, und hören Sie mich an. Sie werden das Geheimnis erfahren, durch das wir, In drei Stunden, Sie zweitausend Louis d'or mehr, ich, in drei Tagen, einen Banniére weniger haben.«
Beide traten in das Kabinett ein, dessen Tür hinter ihnen geschlossen wurde und so ihre kleinen Komplotte und ihre unreinen Spekulationen auf die Börse und die Ehre Ihrer Feinde erstickte.

XXXI.

Was man für achtundvierzig tausend Livres hat, wenn man bei Nacht unterhandelt und Kurzsichtig ist.

Pünktlich beim Rendezvous, obgleich wütend, wartete der Abbé nicht lange auf die falsche Olympia.

Was sie betrifft, sie kam, wie sie alle Tage war, und ohne sich um den Hagel von Vorwürfen zu bekümmern, den Herr d'Hoirac gegen sie schleudern würde.

»Ah!« rief er, als er die Tür öffnen hörte, »endlich ist der Augenblick gekommen, um allen Schimpf zu rächen, den mich die Treuloseste der Frauen erdulden lässt.«

»Welchen Schimpf?« fragte sie ruhig.

»Den, welchen ich heute Abend erlitten habe. Ruchlose!«

»Wo dies?«

»Bei Ihnen.«

»Das heißt, bei Herrn Banniére.«

»Ah! gut!« rief der Abbé, fühlend, auf welches Terrain man ihn zog, »Sie verschanzen sich abermals hinter dem elenden Wall der Wohnung von Herrn Banniére und der Wohnung von Herrn d'Hoirac.«

»Das ist meine Stärke.«

»Ich weiß es, bei Gott! wohl.«

»Es war, wie mir scheint, Waffenstillstand geschlossen.«

»Ja, doch es gab noch andere Konventionen, welche Sie verletzt haben.«

»Sie sprechen von der Freundschaft, welche mir Herr Banniére vor einigen Stunden bezeugte.«

»Nun! was haben Sie hierüber zu sagen?«

»Nichts.«

»Wie, nichts?«

»Nein, nichts, wenn nicht, daß ich ihn nicht daran verhindern konnte.«

»Wie, Sie konnten es vor mir nicht verhindern?«

»Ist das meine Schuld? Der arme Junge! er weiß nichts von Ihren Rechten und glaubt solche zu haben.«

»Das ist abscheulich, sage ich Ihnen, und ich werde nicht länger eine solche Marter ertragen.«

»Und Sie haben Recht, Herr Abbé.«

»Ah! das ist ein Glück.«

»Ich habe Ihnen auch dieses Rendezvous geben lassen, um Sie zum letzten Male zu sehen.«

»Wie! zum letzten Male!« rief der Abbé. »Allerdings.«

»Man hat also sein Spiel mit mir getrieben?«

»Wie so?«

»Gewiss, da Sie, wenn Sie sich zwischen dem Schauspieler Banniére und dem Herrn Abbé d'Hoïrac zu erklären haben, Herra Banniére wählen.«

»Ei! mein Herr, Ihre Ansprüche sind zu groß.«

»Meine Ansprüche, Madame, sind die eines Mannes, dessen Liebe sich durch den Beweis der Ihrigen vermehrt hat. Oh! Sie sind nicht eifersüchtig, das sieht man wohl.«

»Aber was ist denn zu tun?« sagte die Catalane mit betrübter Miene.

»Finden Sie nicht das Mittel, mich In Ihrem Herzen zu befriedigen, so habe ich nichts mehr zu sagen.«

»Ei!« rief die falsche Olympia, »glauben Sie, es sei so leicht in dieser Welt, seine Neigung mit seiner Ehre in Einklang zu bringen?«

»Ihre Ehre! Ei! Madame«, versetzte der Abbé ein wenig wieder befestigt, »finden Sie nicht, daß es eben so ehrenvoll für Sie ist, Herrn d'Hoïrac zu lieben, als Herrn Banniére?«

»Allerdings, aber . . . «

»Oh! Alles dies, Madame, Alles, was Sie sagen, erbärmliche Gründe! Liebten Sie diesen Menschen etwas weniger, und mich mehr . . . «

Die Catalane gab sich den Anschein, als weinte sie.

Für den Abbé war es Olympia, welche diese Tränen vergoss, und dennoch blieb er fest.

»Sie müssen Eines begreifen«, sagte er.

»Was?«

»Daß ich aufs Äußerste gebracht bin.«

Das Schluchzen der falschen Olympia verdoppelte sich. Eines der großen Talente der Catalane auf der Szene war, daß sie zu weinen verstand.

»Was haben Sie denn?« fragte der Abbé, der gerührt zu werden anfang.

»Sie sehen es wohl, mein Herr, ich weine.«

»Weinen Sie, entscheiden Sie aber etwas.«

»Oh! es ist Alles entschieden, mein Herr, wenigstens von Ihrer Seite. Verlassen Sie mich, verlassen Sie die Frau, die Ihnen Liebe bewiesen hat, wie Sie so eben sagten.«

»Verlassen, verlassen! ich weiß wohl, Sie wünschen, daß ich Sie verlasse«, erwiderte der Abbé, der sich allmählich verteidigte.

»Ich?«

»Allerdings, Sie. In der Tat, die ganze Szene die Sie mir machen, ist das Resultat einer Laune.«

»Der arme Banniére nimmt Ihnen also heute mehr, als er Ihnen gestern nahm?«

»Ja, denn er nimmt mir das Vertrauen, das ich zu Ihnen hatte.«

»Dann«, rief die falsche Olympia, »wenn Sie kein Vertrauen mehr zu mir haben, bin ich sehr unglücklich!«

Und die Tränen flossen aufs Neue mit einem Accompagnement von Schluchzen.

Der Abbé schwieg.

»Ah!« sagte sie, »Sie sind ein Grausamer!« »Und Sie, sind Sie nicht auch grausam, und zwar hundertmal, tausendmal mehr als ich!«

»Nun denn!« rief die Catalane, »wissen Sie, daß ich es mit einem Freunde und nicht mit einem Tyrannen zu tun haben will.«

»So reden Sie.«

»Nein. Es ist an Ihnen, die Bedingungen zu diktieren, da Sie zu diesem Ende gekommen sind, und ich werde sehen, ob ich diese Bedingungen annehmen soll; ich werde sehen, ob ich es mit einem Manne zu tun habe, der mich wirklich liebt, oder mit einem

Manne, der sich anmaßt, mir jede Bedingung meines Lebens zu diktieren.«

»Oh! Gott behüte mich!«

»Doch . . . «

»Sie wissen ja wohl, daß Ihr Glück meine einzige Sorge Ist.«

Sie schüttelte den Kopf in der Finsternis, doch der Abbé erriet diese Bewegung.

»Nicht wahr, Sie haben mir vor Kurzem den Beweis davon gegeben?« sagte sie.

»Oh!« rief der Abbé gereizt, »Ihr Glück ist also, von diesem Komödianten geliebt zu sein?«

»Ah! Sie sind ein abscheulicher Narr, und Sie wissen nicht, was Sie sagen«, rief die Catalane.

»Aber mir scheint, ich habe gehört«, versetzte der Abbé.

»Sie?«

»Ja, ich.«

»Gehen Sie doch, Sie haben nichts gehört.«

Der Abbé sprang von seinem Sofa auf.

»Oh! das ist stark!« rief er.

»Nein, Sie haben nichts gehört«, fuhr die Catalane fort, »sonst würden Sie mich zu dieser Stunde anbeten.«

»Das ist sehr stark.«

»Nein, denn wenn Sie da gewesen wären, so hätten Sie auch alle Zeichen gesehen, die ich Ihnen machte, alles Lächeln, das ich an Sie richtete, um Sie Geduld fassen zu lassen.«

»Ich habe nichts hiervon gesehen.«

»Dann sind Sie zu bedauern.«

»In jedem Fall geben Sie mir da eine schöne Rolle.«

»Ei! die, welche einem Manne vorbehalten ist, der so indiskret, es sich einfallen zu lassen, anderswo zu befehlen, als in seinem Hause.«

»Das ist es aber nicht, was Sie mir versprochen hatten.«

»Hatten Sie mir versprochen, mir ohne alle Umstände zweitausend, Louis d'or und eine Rente von sechstausend Livres anzubieten? Hatten Sie mir versprochen, während Ihrer zärtlichen Redensarten und Ihrer schönen Anträge werde sich Herr

Banniére nicht in einem anstoßenden Kabinett verbergen? Hatten Sie mir versprochen, er werde von da aus nicht Alles hören, was Sie sagten, nicht Alles sehen, was Sie machten? Hatten Sie mir versprochen, Sie werden sich diese erschreckliche Lektion und mir diese gräuliche Szene zuziehen?«

»Sie mussten mich in Kenntnis setzen«, sagte er besänftigt.

»Was habe ich denn getan, Sie abscheulicher Kurzsichtiger?«

»Sie haben mich in Kenntnis gesetzt?«

»Ich habe mir die Kinnbacken ausgerenkt, um Ihnen Warnungen zuzubrummeln; Ich habe die Äugen gegen Sie verdreht, daß die Fugen fast zerrissen; ich habe eine ganz schwarze Zehe, so stieß ich an Ihr Fauteuil, das Sie in diskreter Weise meinem Sofa näher rückten.«

»Und ich habe nichts gesehen.«

»Sie sind der Letzte der Unbesonnenen und der Blinden. Alles Schlimme, was Ihnen begegnet ist, ist durch Ihre Schuld gekommen.«

»Ach!«

»Und nun seufzen Sie, das ist sehr schön; und nun erheben Sie Anschuldigungen, das ist sehr freundlich! Ich werde mittlerweile leiden.«

»Sie werden leiden?«

»Zweifeln Sie daran? glauben Sie, nach Ihrem Abgange habe mich Banniére geschont? Halten Sie ihn für blind und taub, wie Sie sind? Wenn er blind und taub ist, so stehe ich Ihnen dafür, daß er nicht einarmig ist.«

»Oh! mein Gott! sollte er Sie bedroht haben?«

»Bedroht! Sie sind sehr gut! Er hat mich geschlagen.«

»Geschlagen! Sie, armer Engel! Dieser Ruchlose hat Sie geschlagen?«

»Zum Glück hat er seinen, im Ganzen sehr traurigen, Zorn an mir ausgelassen. Ich hatte ziemlich bange, er werde ihn an Ihnen auslassen: er hätte Sie auf dem Platze getötet! Er Ist so heftig.«

»Ho! ho! ich habe, Gott sei Dank, Arme.«

»Ja, aber keine Augen, und er, er hat Arme, Augen und einen Degen.«

»Glauben Sie, ich fürchte mich?«

»Ich halte Sie nicht für furchtsam; überdies sind Sie keiner Gefahr ausgesetzt.«

»Ich werde Sie verteidigen. Ah! Sie zucken die Achseln?«

»Ei! fangen Sie damit an, daß Sie sich selbst verteidigen.«

»Meine Liebste, Sie scheinen mir zu sehr zu vergessen, was ich bin.«

»Ich vergesse es nicht, doch Ich weiß auch, Ihr Charakter verlangt, daß Sie alle Maßregeln nehmen, deren ein Soldat sich überheben würde. Wären Sie ein Dragoner wie Herr von Mailly, so würden Sie mich mehr mit einem Blicke beruhigen, als es Herr d'Hoïrac mit einem ganzen Heere zu tun vermöchte.«

»Ich kann, wenn nicht mich selbst rächen, doch es betreiben, daß . . . «

»Und welchen Vorwand haben Sie, um einem ehrlichen Manne zu schaden, der im Ganzen nur sein Gut verteidigt?«

»Sein Gut? sein Gut! Ich will es nicht dulden, daß er Ihnen schadet und Sie schlägt.«

»Er wird sich wenig um Ihre Verteidigung bekümmern, und wenn Sie zu laut schreien, so wird er noch stärker schreien, als Sie.«

»Somit werden Sie diesen Menschen ewig dulden, Madame.«

»Oh! Nein! nein!«

»Wie so? Warum sagen Sie nein?«

»Weil ich ein Mittel weiß, mich seiner zu entledigen, wenn er zu lästig sein wird«

»Warum wenden Sie dann dieses Mittel nicht an? denn mir scheint, wir sind sehr belästigt.«

»Teufel! er ist heftig!«

»Vertrauen Sie ihn mir an.«

»Nein, nein.«

»Sie lieben mich also nicht? Sie haben also im Sinne, mich immer den Brutalitäten dieses Burschen zu unterordnen?«

»Ich sage das nicht, doch es ist etwas Anderes, einen Menschen fortzujagen, der uns belästigt, oder einen Unglücklichen zu Grunde zu richten, der sich uns anvertraut hat,

und dessen Geheimnis man besitzt.«

»Ah! es gibt ein Geheimnis?«

»Ei! ein schönes.«

»Sagen Sie es Ihrem guten kleinen Freunde.«

»Nein, nein, es gibt keine Freunde.«

»Sie verleugnen mich als Ihren einzigen Freund, mich! . . . «

»Habe ich Unrecht?«

»Mir scheint . . . «

»Was haben Sie denn getan, daß ich Sie meinen Freund nennen sollte? Etwa, weil Sie mein Liebhaber sind?«

»Aber, Olympia . . . «

»Das ist kein Beweis. Ein Freund ist derjenige, welcher so ergeben ist, daß man nicht mehr an ihm zweifeln kann.«

»Ich bin es, wie mir scheint. Fordern Sie, ich habe meine Anträge schon ausgesprochen; ich wüsste nicht, daß hier ein Herr Banniére im Kabinett wäre.«

»Mein Gott, Herr Abbé«, sagte die falsche Olympia, »es ist hier eine hohe und delikate Frage zu berühren, doch eine Frau muss sich zuweilen hierzu entschließen, wenn es sich um ihre Unabhängigkeit handelt«

»Ihre Unabhängigkeit, meine Liebste, wird nie gesichert sein, so lange Sie mit diesem Banniére leben«, versetzte der Abbé voll Eifer; »Sie müssen ihn also verlassen.«

»Dieser Punkt ist beinahe nicht mehr streitig.«

»Es fragt sich nur, ob Ihre Furcht stärker sein wird, als Ihre Skrupel.«

»Ganz richtig.«

»Wohl an! mit zweitausend Louis d'or, wie ich sie Ihnen geboten . . . «

»Oh! nun sprechen Sie ganz unumwunden von Geld«, sagte die Catalane bebend vor Freude.

»Ich muss es wohl, um Sie zu bestimmen, um Ihnen zu beweisen, daß Sie, minder arm, freier sein werden. Ich muss es auch, damit Sie mir das Mittel geben, Banniére im Falle eines Missbrauchs, und nur in diesem Falle, die Fähigkeit, zu schaden, die er Ihnen zu haben scheint, zu benehmen.«

»Hierzu weide ich mich nie entschließen.«

»Hören Sie«, sprach der Abbé, der immer glühender wurde, je weniger er Widerstand fühlte, »ich will Ihnen zeigen, daß Sie Unrecht haben. Ein Freund, so definieren Sie ihn, ist derjenige, welcher ohne Rückhalt ergeben ist. Ich gehöre aber Ihnen, mein Vermögen gehört Ihnen, meine Hand würde Ihnen gehören, wenn ich heiraten könnte.«

»Das heiÙe ich sprechen«, sagte die Catalane.

»Die zweitausend Louis d'or, ich habe sie in Kasse. Ich wollte wissen, ob Sie die Dinge auch so großmütig machen würden, wie ich.«

»Was nennen Sie Großmut, wenn ich fragen darf?«

»Ich will damit sagen, ich wollte wissen, ob Sie gegen eine elende Summe, die Ihnen die Ruhe geben wird, einwilligen werden, das Theater zu verlassen. Hier sind die zweitausend Louis d'or.«

Der Abbé reichte die Billetts der Catalane, welche gierig mit ihrer gekrümmten Hand darnach griff.

Als die Falsche die Berührung dieses unverhofften. für sie unerhörten Reichtums gefühlt hatte, fing eine seltsame Wirkung in ihrem Herzen vor: der Abbé wurde ihr teuer und heilig. Banniére wurde ihr unnütz, abgeschmackt und lästig; und mit einem Tone, der mehr wirkliche Zärtlichkeit bezeichnete, als sie je empfunden hatte, sprach sie:

»Sie sind ein gutes Herz, und Sie verdienen, daß man für Sie aus Liebe tut, was mich nichts zu tun bestimmt haben würde. Sie verdienen, daß man Sie völlig beruhigt. Sie verdienen, unter Ihrer Abhängigkeit den einzigen Menschen zu haben, der Ihnen furchtbar ist. Und da Sie die Nebenbuhlerschaft dieses Banniére fürchten, da Sie vielleicht nicht der Stärkere in einem Kampfe gegen ihn wären, so gebe ich Ihnen die Waffen, die ich habe: sie sind tödlich; die Überredung, die Wertschätzung, die Liebe nehmen sie aus meinen Händen, um sie in die Ihrigen zu übertragen.«

Der Abbé öffnete seine Ohren und schloß seine Arme.

»Erfahren Sie«, sagte die Catalane, »erfahren Sie, daß Banniére aus einem Jesuiten-Noviciat entwichen ist.«

Der Abbé bebte.

»Von wo?« fragte er.

»Von Avignon.«

»Der Provisor dieses Collegiums ist mein Freund; er heißt . . . «

»Mordon, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Und er sucht zu Wasser und zu Land den Überläufer, den ich bis jetzt bei mir verborgen habe.«

»Güte des Himmels!« rief der Abbé freudetrunken.

»Sie begreifen, daß ich dieses Geheimnis Ihnen als einem biedern Manne anvertraue, Sie begreifen, daß wenn es sich anders verhielte und wenn ich Sie nicht gut kennete, der Unglückliche verloren wäre.«

»Oh! ja.«

»Ein Jesuiten-Zögling!«

»Gewiss.«

»Ein Jesuiten-Zögling, der Schauspieler wird!«

»Alle Sterne!«

»Ein Jesuiten-Zögling endlich, der, nachdem er Schauspieler geworden, mit einer Schauspielerin lebt und Diener der Religion wie Sie beleidigt.«

»Ja!«

»Der arme Junge! man weiß nicht, wo dies ein Ziel nähme.«

»Man weiß es nicht«, wiederholte der Abbé zitternd vor Freude.

»Also, mein lieber d’Hoirac, ich gebe Ihnen da eine Waffe, von der Sie nur Gebrauch machen werden, wenn Sie Banniére zu stark und zu laut bedrohte.«

»Ich danke, meine Seele.«

»Oh! ich habe viel gelitten, daß ich Sie im Streite mit diesem schlimmen Kopfe gesehen, welchem Ihr Charakter und Ihr Kleid zu antworten verboten, wie Sie durch Ihr Herz und durch Ihren Namen hierzu angetrieben werden.«

»Oh! ja, ich habe gelitten«, sagte der Abbé mit Wut, »doch . . . «

»Doch fortan«, sprach die Catalane, »fortan sind Sie auf der Hut und gepanzert. Haben Sie nur die Tugend der Starken, seien

Sie geduldig.«

»Fürchten Sie nichts.«

»Ich flehe Sie an, erzürnen Sie sich nicht unnötig; erinnern Sie sich, daß Ich, indem ich Ihnen diesen armen jungen Mann preisgegeben, hinreichend bewiesen habe, Sie haben nichts von seiner Seite, was mich betrifft, zu befürchten.«

»Ich werde Punkt für Punkt Ihre Ermahnungen befolgen.«

»Empfangen Sie meinen Dank! Sie sind ebenso edelmütig gegen die Männer, als gegen die Frauen. Warum sollten Sie nicht geliebt, was sage ich? angebetet werden!«

Der Abbé bemerkte nicht, daß er an diesem Abend für acht und vierzigtausend Franken angebetet wurde.

Nachdem sie ihre bedrohte Barke so gesteuert, hatte die Catalane, mit Hilfe ihrer Genossin, das Geld und die Straflosigkeit. Der Abbé hatte, mit Hilfe seines Geldes, ein paar Stunden Illusion.

Sehen wir, was Banniére haben sollte.

XXXII.

Der Ring von Herrn von Maily.

Der arme Banniére wusste nichts von dem, was gegen ihn complottirt worden war. Er machte es wie die Kinder, die mit dem Pulver spielen und das Pulver in der einen Hand und das Feuer in der andern halten. Er hatte beschlossen, sich wegen Alles dessen, was er sich selbst leiden machte, an Olympia, das heißt an der einzigen Person, die er ernstlich in dieser Welt liebte, zu rächen.

Er hatte durch die Eifersucht gelitten und beschlossen, Olympia durch die Eifersucht leiden zu lassen.

Auf die Gefahr, dieses edle Herz zu brechen, wollte sie der Wahnsinnige bestrafen, weil sie unklug gewesen, während die Unklugheit, welche Olympia begangen, gerade von dem Adel ihres Herzens herkam.

Am andern Tage nach der von ihm dem Abbé gemachten Szene, als Olympia Alles von Banniére vergessen glaubte, als von ihrer Seite Alles vergessen war, begab sich Banniére zur Theaterprobe. Er fand die ganze Komödie hier.

Die Catalane lachte und die Coiffeuse studierte hinter den Kulissen die Gesichter.

Olympia pflegte, wie alle große Künstler, mit Ernst zu probieren. An diesem Tage probierte sie mit noch mehr Ernst als gewöhnlich. Die arme Frau war bei der ersten Phase der Entmutigung, die sich durch die zum Zustande der Gewohnheit übergegangene Traurigkeit ankündigt.

Dann kein Geräusch, kein Vergnügen mehr, weder in der Pflichterfüllung, noch in dem, was an gewöhnlichen Tagen des Lebens eine Belustigung ist. Das Auge ist düster, das Herz hat keine Seufzer mehr, die Wunde, die es dumpf zernagt, nimmt es genug in allen seinen Kräften in Anspruch, daß es kaum die Kraft, pünktlich zu schlagen, findet.

Olympia, sagen wir, probierte ihre Rolle. Die Catalane lockte den Einen und den Andern in den Kulissen an sich.

Banniére ging gerade auf sie zu und nahm sie bei den Händen.

Banniére war schön an diesem Tage, schön durch seine natürliche Schönheit und mehr noch durch die Belebtheit, welche in den Zügen der Frau oder des Mannes eine sehr mächtige Idee erweckt, und wäre es die Idee, seinem Nebenmenschen Schaden zuzufügen.

Banniére fing an mit der Catalane zu spielen, und bald hatte sie sich gegen seine Zudringlichkeiten zu wehren.

Die Catalane wehrte sich Anfangs nicht nur gegen seine Zudringlichkeiten, sondern sie empfand sogar bei seiner Annäherung ein Gefühl, das dem Schrecken glich.

Ihr Gewissen machte ihr den Vorwurf, sie habe diesem Manne sein Verderben bereitet.

Es kam ihr vor, als sähe sie einen Verurteilten, der nichts von seiner Verurteilung wisse, gehen, sprechen, lachen.

Dann hatte sie auch vielleicht die Verachtung des Schauspielers, welche seit so lange dauerte, verletzt.

Banniére schien jedoch nichts zu bemerken. Er war unermüdlich in seiner Bewerbung um das Lächeln und die Freundlichkeit der Catalane. Er entwickelte, so fruchtbar an Mitteln ist die Rache, einen seltsamen Geist, einen koketten Geist, den man nicht von ihm kannte.

Die Catalane aber war kein Mädchen von Geist. Es war auch keine schlimme Natur.

Sie hätte Banniére sehr geliebt, würde Banniére sie geliebt haben.

Man weiß, daß sie sich wenigstens ebenso zärtlich gezeigt hatte, als dieser andere Joseph grausam gewesen war.

Es dünkte ihr sonderbar, daß sie den Hoffartigen in dem Augenblicke wieder zu ihr kommen sah, wo sie auf immer mit ihm gebrochen hatte.

So wenig die Frau Philosophin sein mag, so hat doch die Alltäglichsste Zartgefühlinstincte, welche so viel wert sind, als die Quintessenz aller dicken psychologischen Abhandlungen.

Sie fing, wie gesagt, damit an, daß sie Banniére hart anließ; als sie ihn aber beharrlich bleiben sah, verfuhr sie beständig vertheidigungsweise, ließ ihn jedoch sprechen.

Anfangs kam ihr der unbestimmte Gedanke, Banniére wolle sie mit Nachsicht behandeln. Hernach musste sie auf diesen Gedanken verzichten, denn wenn Banniére etwas vermutete, so würde er weder die Sanftmut, noch die Zögerung anwenden, um eine so dringende Gefahr zu beseitigen.

Nein, Banniére wusste nichts; er kam zurück, weil er zurückkam; er wurde einzig und allein durch den Magnetismus Ihrer schönen Augen, durch die Anziehungskraft ihrer Schönheit zurückgerufen.

Es war allerdings ein wenig spät, doch die Stunde hatte nun einmal geschlagen.

Man sah die Leidenschaft in jedem Blicke von Banniére hervorbrechen; man sah in jedem seiner Akte eine Entschuldigung für sein geringschätzendes Benehmen in der Vergangenheit.

Dieses Verfahren wurde bemerkt; Olympia sah es wie die Anderen. Das geräuschvolle Gelächter von Banniére störte mehrere Male die Probe und zog den Delinquenten die strengen und sodann ärgerlichen »St!« von Olympia zu.

Sie gingen in einen dunkeln Winkel: man hörte sie flüstern. Diese Marter ist für die Eifersüchtigen unerträglich.

Olympia bezwang sich mutig, um den Anschein zu haben, als bemerkte sie das unschickliche Benehmen von Banniére nicht.

Die Catalane gab sich ganz sanft dem Vergnügen hin, sich von einem Liebesüberläufer den Hof machen zu sehen.

Die Probe endigte. Olympia entfernte sich, ohne daß Banniére es wahrzunehmen geschienen hatte.

Sie begab sich nach Hause, ohne daß er sie begleitete.

Die Catalane war sehr erfreut, ihrer Nebenbuhlerin Kummer zu machen.

Banniére kehrte am Abend ins Theater zurück, wo Olympia nicht spielte.

Diese, als sie ihn weggehen sah, faltete die Stirne und sagte nichts.

Doch der Zorn überwog die Würde. Olympia ging am Abend auf die Bühne, wo Banniére, welcher wohl sie zu sehen erwartete, der Catalane, deren Rolle an diesem Abend ebenso reizend als ihr

Kostüm war, immer galanter den Hof machte.

Banniére hatte sie durch seine eifrigen Manieren völlig bestimmt; sie bereute es, die Freiheit dieses armen Banniére in dem Augenblick gefährdet zu haben, wo er sie zu lieben im Begriffe war.

Als sie Olympia gegen ihre Gewohnheit in's Theater kommen sah, als sie diese stolze Olympia in die Schranken treten sah, um Ihren Geliebten streitig zu machen, fühlte sich die Catalane von einem ungeheuren Verlangen, zu siegen, ergriffen.

Sie benützte deshalb den Augenblick, wo Olympia den Einen und die Andere mit einem düsteren Blicke umfasste, um zu dem jungen Manne zu sagen:

»Sie erklären also, daß Sie mich schön finden?«

»Ja.«

»Daß Sie mich lieben?«

»Glühend.«

»Daß Sie bereuen, es mir nicht früher gesagt zu haben?«

»Ich sage das und wiederhole es.«

»Ich soll also vergessen, wie undankbar und unachtsam Sie gewesen sind?«

»Ich bitte, vergessen Sie es.«

»Ich soll Ihnen also verzeihen?«

»Verzeihen Sie.«

»wohl denn! damit Sie nicht glauben. Ich drehe mich nach dem Hauche Ihrer Laune, damit Sie wissen, daß ich eine tiefe, aufrichtige Zuneigung hege, ja, eine tiefere, aufrichtigere, hören Sie wohl, als manche Liebe, die man zur Schau stellt . . . «

Sie schleuderte einen schlimmen Blick gegen Olympia.

Banniére bebte.

»Um Ihnen dies zu beweisen«, fuhr die Catalane fort, »bitte ich Sie, mit mir zu Nacht zu speisen.«

»Eine seltsame Manier«, erwiderte Banniére, der zu scherzen suchte, »eine seltsame Einladung! Sie laden mich mir einer Art von Drohung ein.«

»Sehen Sie doch die zwei Geschütze an, unter deren Feuer ich mit Ihnen spreche.«

»Arme Olympia!« dachte Banniére, und er wich einen Schritt zurück.

»Nicht wahr, Sie nehmen es an?« fragte die Catalane.

»Ob ich es annehme!«

»Oh! ich kenne Sie! Ich weiß, welche Macht Andere über Sie haben; ich weiß, daß Sie, um anderen Leuten, die Ihnen bange machen, nicht zu missfallen, der Unschicklichkeit, einer angenommenen Einladung nicht zu entsprechen, Trotz bieten würden.«

»Ich gebe Ihnen hiermit mein Wort mit meiner Hand«, sprach Banniére.

»Um zehn Uhr«, sagte die Catalane.

»Um zehn Uhr«, wiederholte Banniére.

Er vollendete nicht; Olympia fiel wie der Blitz zwischen Beide.

Aus der Fassung gebracht, verschwand Banniére hinter den Kulissen.

Die Catalane ballte die Fäuste, wie ein Weib, das sich zu verteidigen entschlossen ist.

Bleich und kalt, begann Olympia, nach einem flüchtigen Blick der Verachtung auf Banniére, die Catalane vom Kopfe bis zu den Füßen zu messen.

»Sie haben da ein hübsches Kostüm«, sagte sie mit einer sanften Stimme, »und Sie sind heute wunderschön.«

Die Catalane erwartete Beleidigungen, einen Angriff: sie war verblüfft.

»Sie finden?« sagte sie.

»Sie sind schön, um die Eifersucht der Frauen und die Liebe der Geliebten zu erregen«, fuhr Olympia fort. »Ich habe meinen Geliebten sehr im Verdacht, daß er Liebe für Sie gefasst hat; da ich aber nicht eifersüchtig sein will, so bitte ich Sie, mir offenherzig zu sagen, ob er Sie wirklich liebt. Oh! sagen Sie es, sagen Sie es aufrichtig; ich finde Sie schön genug, um zu begreifen, daß Sie die Überreste meiner Zuneigung haben.«

Zugleich befriedigt und gedemütigt, schickte sich die Catalane zu einer Antwort an; doch bei der ersten Gebärde, die sie machte, stieß Olympia einen furchtbaren Schrei aus.

Sie hatte an ihrer mit Ringen bedeckten Hand den Rubin erblickt, der von Herrn von Mailly kam, den Rubin, den Banniére an den Juden verkauft, den der Jude wieder an den Abbé d'Hoïrac verkauft hatte, und den die Catalane von Letzterem besaß.

Olympia stürzte sich auf diese Hand, schaute und erkannte in der Nähe den Ring, gab einen schwachen Seufzer von sich und fiel ihn Ohnmacht.

Das Geräusch ihres Falles auf den Boden des Theaters rief Banniére zurück, der, wie die Catalane, nichts wusste und nichts begriff. Nur vergaß er, trunken vor Schmerz, Alles, nahm Olympia in seine Arme und trug sie, Tränen vergießend und verzweiflungsvoll sich Gebärdend, nach Hause.

Als es ihm gelungen war, sie ins Leben zurückzurufen, als er auf den Knien den ersten Blick der armen Frau empfing, erschrak er über den Zorn und den Hass, die diesen Blick belebten.

»Um Gottes willen! was haben Sie denn, meine liebe Olympia?« sagte er.

Sie entzog sich seinen Armen und erwiderte:

»Was ich habe? Sie wissen es, lassen Sie es mich Ihnen nicht wiederholen. Sie haben mir Ihre Liebe versprochen, und in diesem Augenblick bringen Sie mir Ihr Mitleid.«

»Oh! glauben Sie das nicht.«

»So eben schenkten Sie Ihre Liebe, ich weiß es, eine verachtenswerte Liebe, dieser Catalane; nun, da meine Schwäche mich verraten hat, und da Sie mich zu tief verwundet zu haben befürchten, kommen Sie und verleugnen die Catalane bei mir, wie Sie mich bei ihr verleugnet haben.«

»Nie! nie!«

»Lügen Sie nicht, haben Sie wenigstens den letzten Mut, den der Ehre. Sie wissen, daß ich Sie nicht mehr lieben kann. Trachten Sie danach, daß ich Sie wenigstens noch achte«,

»Olympia, diese grässlichen Worte verwandeln mich vor Schrecken in Eis; sollten Sie so wenig Nachsicht mit einem armen kranken, von Eifersucht kranken Geiste haben?«

»Eifersüchtig, Sie?« rief Olympia mit Verachtung.

»Oh! als Ich sah, daß Sie diesen Gecken, diesen Pinsel, diesen

Abbé d'Hoirac empfangen, als ich seine beleidigenden Anträge hörte, glaubte ich, er sei dahin nur mit Ihren Ermutigungen gekommen; ich zweifelte an Ihnen, ich wollte Ihnen zeigen, was diejenigen leiden, welche zweifeln; es mag sein, ich habe einen Fehler, ein Verbrechen begangen, doch verzeihen Sie mir, ich habe Ihnen ja verzeihen.«

»Sie! . . . Ihnen, der Sie nur zweifelten, ist es leicht gewesen, zu verzeihen. Überdies wussten Sie wohl, daß ich nicht schuldig war. Doch ich, kann ich zweifeln? habe ich nicht den Beweis vor den Augen?«

»Den Beweis! Sie haben den Beweis?« rief er; »Sie haben den Beweis! und von was?« »Ich habe Sie gesehen.«

»Sie haben mich mit dieser Frau tändeln, spielen, sie belügen, ihr falsch zulächeln sehen, in der Absicht, Sie zu beunruhigen, während ich Ihre Haltung beobachtete, um die Wirkung meines elenden Verfahrens zu berechnen. Das ist es, was Sie gesehen haben.«

»Und das Abendbrot um zehn Uhr?«

»Es ist zehn Uhr, und ich bin zu Ihren Füßen.«

»Das macht Sie zu einem Manne von Ehre, nicht wahr?« versetzte sie mit einer entschiedenen Verachtung; »doch es gibt noch etwas Anderes, was Sie vergessen, und was hinreicht, um Sie in meinen Augen zu entehren.«

»Was denn, Olympia?« versetzte Banniére mit Bangigkeit.

»Sie fragen mich das?«

»Ich bitte Sie inständig.«

»Die Frau, der Sie mich schändlicher Weise geopfert haben, müsste, wie ich, eine zartfühlende und treue Person gewesen sein; sie müsste sich damit begnügt haben, ängstlich in ihr Schmuckkästchen Ihre Liebespfänder einzuschließen, damit Niemand sie als fortan ihr gehörig erkenne.«

Erschrocken unter dem glühenden Blicke von Olympia, fuhr Banniére mit seiner Hand über seine geblendeten Augen.

»Was sprechen Sie von Liebespfändern?« sagte er; »was sprechen Sie von Schmuckkästchen?«

»Ja, lügen Sie doch, versuchen Sie es, zu lügen.«

»Ich begreife nicht . . . «

»Oh!« erwiderte sie die Achseln zuckend, »was für eine armselige Natur sind Sie, Herr Banniére, und wie wenig verdienen Sie, von einem Herzen, wie das meinige) geliebt zu werden! Glauben Sie denn, ich wäre bestürzt gewesen, ich wäre in Ohnmacht gefallen, weil ich entdeckte, daß Sie dieser Frau Rendezvous gaben? Geben Sie ganz Lyon Rendezvous, wenn Ihnen das beliebt: ich werde, nicht daran denken.«

»Warum haben Sie dann den Verdruss gefasst, der eine so erschreckliche Wirkung auf Sie hervorgebracht hat?« fragte Banniére.

»Ihre Feigheit, Ihre Ehrlosigkeit . . . «

Er bebte und erhob das Haupt.

»Sie beschimpfen mich wegen eines leichten Fehlers«, sagte er.

»Ein leichter Fehler! Ah! Sie nennen mit diesem Namen den Fehler, der, von mir im Polizeibureau erzählt, machen würde, daß Sie in zwei Stunden in Pierre-Ancise eingesperrt wären.«

»Man würde mich einsperren, weil ich von der Catalane ein Abendbrot angenommen habe, zu dem ich nicht gehe?«

»Es handelt sich nicht um ein Rendezvous!« versetzte Olympia voll Wut.

»Um was handelt es sich dann? Sie werden mich am Ende verrückt machen!«

»Besser wäre es, ich würde Sie verrückt machen, als daß ich Sie öffentlich als Dieb bezeichnete!«

»Dieb!« rief er leichenbleich; »oh! nehmen Sie sich in Acht, Madame!«

»Ja, nicht wahr? nachdem man die Frauen bestohlen hat, schlägt man sie? Sie würden zur Catalane gehen und sich damit rühmen?«

»Olympia! Olympia!«

»Und dann eines Tags werden Sie sie ebenfalls bestehlen und wegen einer Andern schlagen!«

»Olympia, ich werde blind! Nehmen Sie sich in Acht, ich stehe nicht mehr für mich.«

»Oh! das ist ein Ring, der wandern wird, bis er eines Tags im Bureau eines Richters als Überweisungsstück figuriert.«

»Der Ring«, murmelte er, »der Ring! Es ist wahr, ich hatte es vergessen!«

Und er stürzte zu den Füßen von Olympia und schlug mit der Stirne auf den Boden.

»Ach!« sprach sie, »Sie ekeln mich an! Es fehlte Ihnen nichts mehr, als das Abscheuliche der Angst. Stehen Sie auf, mein Herr; gehen Sie, ich habe weder mehr Kummer, noch Zorn. Suchen Sie diejenige auf, welcher Sie Rendezvous gegeben haben; sagen Sie ihr, sie könne fortan ruhig mit meinem Ringe umher spazieren, ich werde ihr ihn nicht vom Finger reißen.«

Banniére richtete den Kopf aus; sein Gesicht war von Tränen durchfurcht.

»Olympia!« murmelte er, »was haben Sie gesagt?«

»Ich habe gesagt, ich schenke dieser Frau den Ring, den Sie Ihr schon geschenkt haben, nachdem Sie ihn mir gestohlen. Ich spreche Euch Beide von den Gewissensbissen und den Galeeren frei.«

Banniére erhob sich ganz zerzaust und ganz zitternd.

»*Ich* habe Ihren Ring der Catalane gegeben?« sagte er.

»Sie trägt ihn an ihrem Finger mit den Ringen ihrer Liebhaber; sie hätte Ihnen wenigstens die Ehre erweisen müssen, denselben allein zu tragen. Der Rubin ist es wohl wert.«

»Sie sagen, die Catalane trage am Finger Ihren Ring?«

»Den Ring von Herrn von Mailly, ja, Herr Banniére.«

»Olympia, wir wollen die Catalane hierherkommen lassen; Olympia, wenn Sie diesen Ring am Finger trägt, so werden wir machen, daß sie gesteht, von wem sie ihn hat.«

»Oh!«

»Olympia, ich schwöre Ihnen bei Allem, was es Heiliges auf dieser Welt gibt, ich schwöre Ihnen bei der Liebe, die ich für Sie habe . . . das beleidigt Sie! . . . bei der Religion . . . Sie lachen! Ich ersticke vor Wut und Schmerz! Ich schwöre Ihnen bei Ihrer Mutter, daß ich nie diesen Ring der Catalane gegeben habe . . . «

»Die ihn am Finger trägt! Schwören Sie mir auch, daß Sie ihn mir nicht gestohlen haben!«

»Ich habe ihn gestohlen! ja, gestohlen! Dieses Wort ist keine Strafe, welche ärgerlich genug! Ich habe gestohlen! Olympia, das

ist wahr, doch es geschah in der Absicht, diesen Ring zu verkaufen und mit dem Erlöse zu spielen, um mich zu bereichern. Olympia, ich kann nicht mehr lügen; wozu? die Beweise sind da. Ich habe den Ring an den Juden Jacob verkauft; er wird es Ihnen sagen. Nie habe ich auch nur an diese Frau gedacht. Ihr den Ring von Ihnen schenken! oh! lieber wäre ich gestorben!«

»Sie wollten ihr Ihre Liebe schenken.«

»Olympia, denken Sie das nicht. Und dann, was bin ich? nichts, als ein elender Gegenstand! Ihren Ring verschenken, Olympia, nie! nie!«

Olympia schüttelte den Kopf mit einer eisigen Kälte, die Banniére außer sich brachte.

»Sie glauben mir nicht?« rief er.

»Nein.«

»Seien Sie doch nicht so halsstarrig; Sie werden es später bereuen. In einer halben Stunde wird der Beweis kommen; ich laufe zu dem Juden. Oh! nein, ich kann nicht dahin gehen: Sie würden glauben, ich habe mich mit ihm verständigt; ich bleibe hier. Gehen Sie zu Ihm, Olympia; oder schreiben Sie ihm vielmehr, denn Sie sind leidend, und Sie können nicht gehen. Mein Gott! haben Sie Mitleid mit mir! Sie sehen wohl, daß ich nicht lüge. Daß Ich Ihnen diesen Ring genommen habe, ist ein Verbrechen, doch es ist kein Diebstahl; ich habe mir dieses Geld nicht zu Nutzen gemacht und noch viel weniger diese Frau davon profitieren lassen. Oh! drücken Sie mich nicht zu Boden; ich hasste diesen Ring, er ist ein Andenken für Sie, ein vielleicht süßes Andenken, für mich ein gräuliches, verhasstes! Olympia, ich flehe Sie an, lassen Sie diese unempfindliche Miene! Olympia, treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung. Sie klagen mich an, ich verteidige mich. Greifen Sie nach den Beweisen; es wird immer noch Zeit sein, mich zu verdammen, wenn Sie den Beweis in Händen haben.«

»Wozu?« erwiderte sie; »Sie sehen mich tot, seitdem Sie mit mir sprechen; ich habe Alles, was mir möglich war, getan, um in mir ein menschliches Gefühl wiederzuerwärmen: ich finde nichts; die Liebe, oh! sie ist tot; das Mitleid, tot; zwischen den zwei Extremen, welche Masse von Illusionen! Verteidigen Sie sich

nicht, es ist nicht der Mühe wert; ich habe Ihren Ring am Finger der Catalane gesehen!«

»Warum sollte sie ihn nicht vom Juden gekauft haben?«

»Das ist schwach, finden Sie etwas Anderes, Herr Banniére.«

»Wenn es aber dennoch wahr ist!« rief der Unglückliche im Paroxysmus der Tollheit. »Wenn man Ihnen die Versicherung gibt, wenn man es Ihnen beweist, wenn . . . «

»Wäre der Jude da und sagte es mir, käme die Catalane zu meinen Füßen und sagte es mir, ich würde es nicht glauben.«

»Olympia, mein Gott!«

»Das ist das Unglück von dieser Art von Abenteuern. Blind ist diejenige, welche nie getäuscht worden ist, wie ich es bin! Vertrauen und Misstrauen haben jedes eine Binde auf den Augen: jenes, weil es das Böse nicht sehen will, dieses, weil es das Gute nicht sehen will.«

Verwirrt, erschöpft an Beweggründen und Worten, trat Banniére ans Fenster, um ein wenig Lust zu schöpfen.

Olympia blieb düster und unbeweglich an ihrem Platze.

In der Sekunde, wo Banniére, nachdem er die Augen zum Himmel ausgeschlagen, den er um eine Eingebung bat, sich wieder gegen Olympia umwandte, um einen letzten Versuch zu machen, drang ein Schrei von der Straße empor und fesselte ihn an seinen Platz.

»Rühren Sie sich nicht, Banniére, oder Sie sind des Todes«, sagte eine Stimme.

XXXIII.

Die Schützen.

Banniére hörte die seltsame Ermahnung, als man ihm zurief, und neigte sich gegen die schwarze Straße hinaus.

Olympia bebte. Banniére war ernstlich bedroht, und die Liebe war nicht so tot im Grunde ihres Herzens, als sie es selbst glaubte.

Indem er sich hinaus neigte, sah Banniére dem Hause gegenüber Lederwerk von Soldaten und längs den Mauern glänzende Bajonette.

Die Bewegung, die er gemacht, war beinahe unmerklich und glich nicht einer Fluchtbewegung; dennoch richteten sich die Flintenläufe gegen ihn.

»Rühren Sie sich nicht, oder man feuert auf Sie«, wiederholte die Stimme.

Olympia vergaß Alles. Sie eilte zu ihm.

»Was ist das?« rief sie erschrocken.

»Im Namen des Königs«, sprach unten die Stimme eines Commissär, der, nachdem man ihm die Tür geöffnet, in das Haus eindrang, »im Namen des Königs verhafte ich Sie.«

»Mein Gott! was bedeutet denn das?« wiederholte Olympia, die sich auf die Schulter von Banniére stützte.

»Oh! es sind ohne Zweifel die Soldaten, die Sie von der Polizei haben verlangen lassen, um Ihren Dieb zu verhaften, Olympia«, sagte Banniére, der das Zittern, welches sich seiner bemächtigte, nicht bewältigen konnte.

Olympia hatte nicht einmal Zeit, zu protestieren. Die Tür des Zimmers wurde geöffnet, und der erschrockene Lackei trat, dem Commissär und zwei Soldaten voranschreitend, ein.

»Das ist Banniére«, sagte der Beamte, »ich erkenne ihn.«

»Aber was wollen Sie denn?« fragte mit schwacher Stimme der Unglückliche.

Der Commissär ging auf ihn zu, bezeichnete ihn mit dem Finger seinen Soldaten und wiederholte die Worte, die er schon gesagt

hatte:

»Ich verhafte Sie im Namen des Königs.«

»Was hat er denn getan?« rief Olympia.

»Das ist die Sache der Richter, die über den Herrn zu urteilen haben werden. Ich habe ein Mandat, und ich vollziehe es.«

Man führte Banniére ab.

Von diesem Unglücklichen durch die Soldaten getrennt, fiel Olympia sterbend in ihren Lehnstuhl zurück.

Es war in Allem dem Etwas, worüber sie sich keine Rechenschaft geben konnte, und was sie erschreckte.

Durch welches Verhängnis folgte unmittelbar auf die Drohung, die sie bei verschlossenen Türen ausgesprochen, eine so furchtbare Wirkung?

Olympia unterlag den Gewissensbissen, daß sie eine so barbarische Äußerung getan, welche so schnell in Erfüllung ging.

Banniére aber war, von den Soldaten fortgezogen, schon verschwunden.

Er war verschwunden, immer mehr überzeugt, Olympia sei die Ursache seiner Verhaftung.

Banniére täuschte sich.

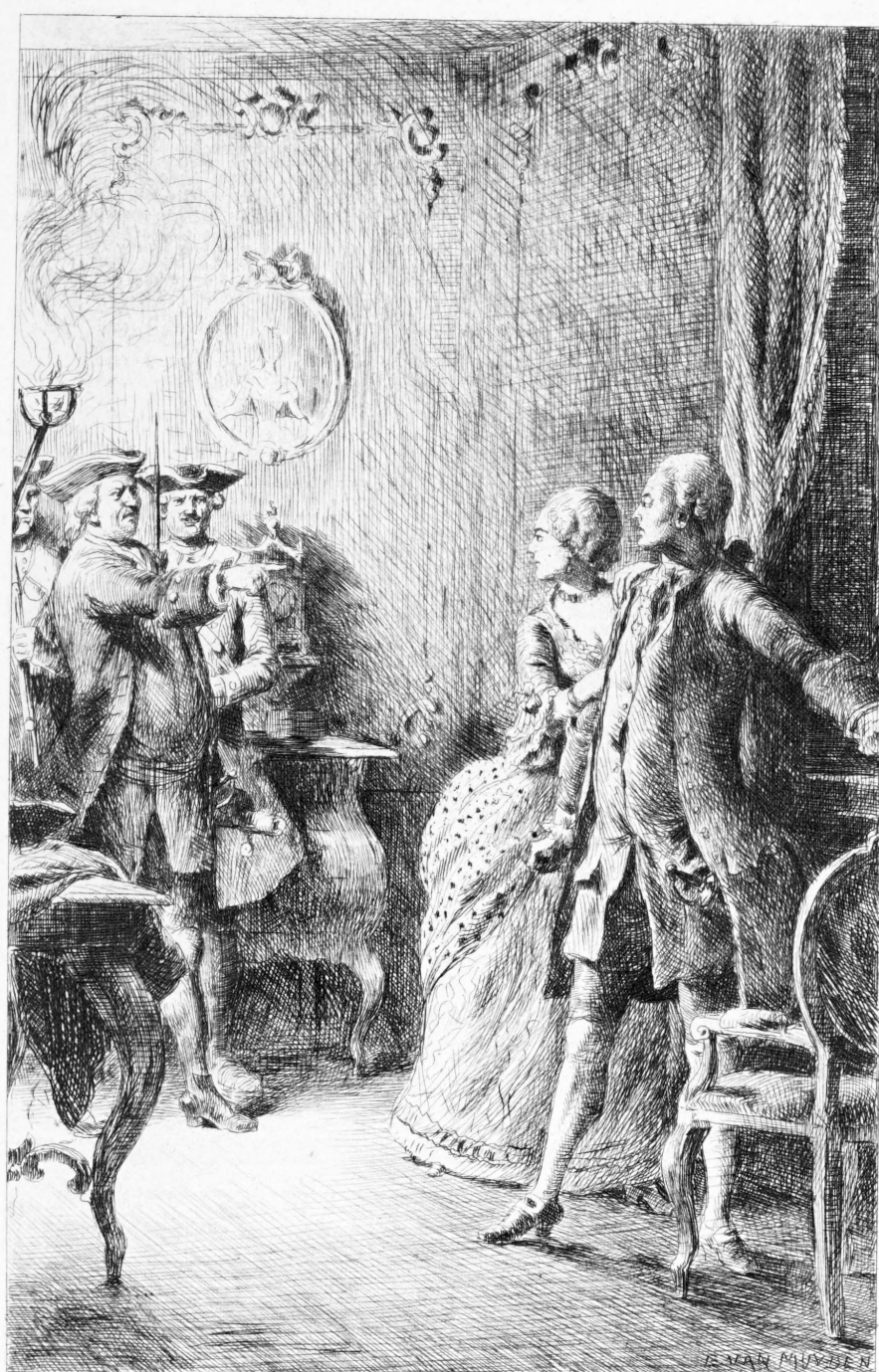
Seitdem sie die Entdeckung von der Untreue von Banniére und dem Verluste ihres Ringes gemacht, hatte Olympia weder die Zeit, noch die Mittel gehabt, die Gerichte in Kenntnis zu setzen.

Aber seit der Offenbarung der Catalane hatte der Abbé d'Hoïrac vier und zwanzig Stunden gehabt.

Er hatte sie benutzt als ein Mann, den es drängt, seine Rache und seine Freiheit zu finden.

Dem zu Folge hatte er sich zum Official begeben und diesem die Sache selbst auseinandergesetzt.

War es nicht schändlich, daß mit Verachtung der göttlichen und menschlichen Gesetze, so sein Gelübde und seine Verpflichtungen brechend, ein Mensch die Kirche verlassen hatte, um sich ins Theater zu werfen?



Im Namen des Königs ich verhafte Sie!

Der Vikar des Erzbischofs zeigte sich, wie man leicht begreift, sehr empfindlich bei diesem so gestellten Theorem.

Er antwortete, das Gelübde des Noviciats brechen sei ein Vergehen.

Entzückt darüber, daß seine Meinung ein Echo erweckt hatte, fuhr der Abbé d'Hoïrac fort:

»Nicht wahr, das Ärgernis geht abscheulicher aus, kommt es von Leuten, welche eingesetzt sind, um ein gutes Beispiel zu

geben?«

Der Vicar des Bischofs erwiderte, er sei glücklich, Herrn d'Hoirac, der einen etwas weltlichen Ruf habe, in einer so frommen Gesinnung zu finden.

Der Abbé verbeugte sich strahlend.

»Sie haben einen ärgerlichen Priester zu denunzieren?« fragte der Vikar.

»Ja, mein Herr«, antwortete der Abbé.

»Und dieser Priester ist Schauspieler geworden?«

»Ja, mein Herr.«

»Unsere Macht ist sehr beengt durch das Parlament«, sagte der Vikar; »wir haben indessen immerhin das Nachforschungsrecht.«

»Ah!« rief der Abbé d'Hoirac, »ich sage Ihnen zum Voraus, Sie haben es mit einem Burschen zu tun, der eine feine Nase hat, und während der Nachforschung wird er die Jagd riechen und verschwinden.«

»Wie heißt er?«

Der Abbé zögerte, seinen Namen zu sagen. Eine schlechte Handlung kommt nie frei aus dem Herzen eines redlichen Mannes, aus dem sie indessen zuweilen kommt.

»Es ist derjenige, welcher die Kaiser im Theater der Stadt spielt«, sagte der Abbé.

»Ah Banniére also?« versetzte der Vikar, der über Theaterdinge, wie gewisse Geistliche jener Zeit, sehr unterrichtet war.

»Ganz richtig.«

»Er! er spielt nicht schlecht«, bemerkte der Vikar; »ich liebe sein Auftreten; er hat ein edles Gebärdenspiel und eine wohlklingende und biegsame Stimme.«

»Ja. Oh! ich greife ihn durchaus nicht in dieser Beziehung an.«

»Und Sie sagen, es sei ein entwichener Noviz?«

»Von den Jesuiten in Avignon, ja.«

»Ich will an den ehrwürdigen Pater Mordon schreiben, daß er ihn reklamiert.«

»Gut! Doch, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe,

wenn die Reklamation des ehrwürdigen Pater Mordon ankommt, wird Banniére entflohen sein«,

Der Vikar kratzte sich einen Augenblick am Kinn.

»Ich sehe, was Sie gern haben möchten«, sagte er; »das wäre eine provisorische Verhaftung, was wir beim Officialat einen Vorsichtsverhaft nennen.«

»Zur Verherrlichung der Moral«, sagte der Abbé.

»Ja; **ad majorem Dei gloriam**«, sprach lachend der Vikar des Erzbischofs, der einen gewissen Geruch von Jansenismus ausströmte und nicht ungern der Gesellschaft Jesu einen Hieb versetzte, wenn sich die Gelegenheit bot.

Der Abbé d'Hoiraç lächelte und zeigte dabei seine schönen weißen Zähne.

»Sie interessieren sich also für die Jesuiten?« fragte der Official lächelnd wie der Abbé, doch leider ohne Zähne.

»Ich liebe ein wenig überall«, erwiderte der Abbé, »und in diesem Punkte folge ich dem Beispiele meines Verwandten, des Erzbischofs, der mehr Schäfer als Hirte ist. Ihr Anderen, die Ihr von der alten Schule, Ihr seid ausschließlich und begreift das nicht. Lebte der selige König, so würde man Euch noch als Arnoldisten und als Portroyalisten taxieren! doch ich, ein Jesuit, das heißt der Biene von Horaz ähnlich, ich pflücke ein wenig da und dort die Blumen der Orthodoxie.«

»Und wären sie auf dem Theater«, sagte mit seinem feinsten Lächeln der Official.

»Ich habe gesagt überall, Herr Vikar«, erwiderte d'Hoiraç; »so werde ich also nicht nötig haben, an den Freund meines Oheims den ehrwürdigen Pater Mordon zu schreiben, und Sie wissen mir Dank, nicht wahr, daß ich Ihnen das Verdienst bei ihm lasse?«

»Ganz gewiß, mein lieber Abbé, ich schicke mich vortrefflich darein, den Herren Jesuiten nützlich zu sein, wenn sie uns angenehm zu sein suchen. Der ehrwürdige Pater Mordon ist ein Mann von Geist, er wird uns den Dienst vergelten, den ich ihm leisten will.«

»Und wann werden Sie diesen Vorsichtsverhaft ausführen?« fragte d'Hoiraç.

»Wann Sie es für dienlich erachten.«

»Wollen Sie heute Abend?«

»Heute Abend?«

»Ja.«

»Ist das möglich?«

»Vollkommen.«

»Heute Abend also. Geben Sie einer Art der Verhaftung den Vorzug?«

»Durchaus nicht. Lassen Sie uns nur jedes Aufsehen vermeiden.«

»Wir werden ihn also in seinem Hause verhaften?«

»Ich glaube, das wird da« Beste sein.«

»Wo wohnt er?«

»Ich weiß es nicht genau.«

Der Abbé wollte nicht das Ansehen haben, als wüsste er, wo Banniére wohnte: das hieß zu gut wissen, wo Olympia wohnte.

»Ah! Teufel!« versetzte der Vikar, »Sie wissen es nicht genau?«

»Man kann sich im Theater erkundigen«, bemerkte d'Hoïrac.

»Sie haben Recht, das wird geschehen.«

»Eine letzte Frage.«

»Sprechen Sie.«

»Ich bitte, Herr Vikar, erklären Sie mir den Gang einer Angelegenheit von der Art derjenigen, welche uns beschäftigt.«

»Das ist leicht.«

»Ich höre.«

»Vorsichtsverhaft, Einkerkering.«

»Provisorisch?«

»Immer provisorisch! Ei! Herr Abbé, Sie wissen wohl, daß in einem solchen Falle Alles nur provisorisch ist. Einkerkering, habe ich gesagt, Reklamation des ehrwürdigen Pater Provisor, Debatte, provisorische Wiederaufnahme des Novizen in das Kloster, Instruktion seines Prozesses vor dem Official.«

»Ah! vor dem Official von Avianon?«

»Nein! nein! vor dem Official der Örtlichkeit, in der der Aufenthalt des Flüchtlings und seine Verhaftung stattgefunden haben.«

»Sehr gut! der Official von Lyon folglich?«

»Der Official von Lyon, ja; ist Ihnen das zufällig unangenehm?« fragte hinterhältig der Vikar.

»Durchaus nicht, mein Herr. Hernach?«

»Hernach, sagen wir, Prozess.«

»Nicht wahr, das dauert lange, ein geistlicher Prozess?«

»Oh! das endigt nie, besonders wenn ein Mächtiger ein Interesse dabei hat, daß es lange dauert.«

»Aber während dieser Zeit wäre der Unglückliche also immer Gefangener?«

»Nein: sobald er den Jesuiten zurückgegeben ist, wird er wieder Zögling, und da die ehrwürdigen Väter außerordentlich geschickt im Zurückhalten derjenigen sind, welche nicht bei ihnen bleiben wollen, da sie sehr unangenehm gegen diejenigen sein können, welche ihnen widerstehen, so ist es beinahe gewiß, daß der Noviz nach Verlauf von zwei bis drei Jahren sehr gutwillig Prozess tun wird.«

»Ei! wer weiß?« erwiderte der Abbé, der, ganz voll von Erinnerungen an Olympia, wenig geneigt war, zu glauben, nachdem man sie gekannt, könne man sie vergessen.

»In jedem Fall«, fuhr der Vikar des Erzbischofs fort, welcher wohl sah, daß den Abbé etwas peinigte, und der ihn durchaus beruhigen wollte, »in jedem Fall, mag er Gefangener, mag er Jesuit sein, wird unser ärgerlicher Noviz In langer Zeit nicht mehr, nie mehr, was noch länger ist, der Welt solche Ärgernisse geben, die Ihnen mit Recht bei Ihrer frommen Gesinnung so verdrießlich gewesen sind.«

Der Abbé dankte dem Official und nahm von ihm Abschied, fest entschlossen, erst nach dem Verschwinden des Haupthindernisses bei Olympia wieder zu erscheinen.

Und in der Tat, wie es der Herr Vicar vorhergesagt, schon an demselben Abend wurde auf seine Requisition Banniére durch Bewaffnete, mit einem Commissär an der Spitze, verhaftet, was wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben.

Der Anzeigebrief kam dem ehrwürdigen Pater Mordon am Tage nach dem Vorsichtsverhafte zu.

Entzückt, seine Beute wiederzufinden, richtete der Jesuit an

den Official von Lyon seine gerichtliche Reklamation; diese Reklamation wurde dem Läufer des Collegiums anvertraut, einem verständigen Boten, der, wie die Mauleselin von Phädrus, wenn es sein musste und nach dem Bedürfnisse des Ordens, und zwar immer **ad majorem Dei gloriam**, zu laufen und zu traben wusste, und der Bote kam zwei Tage nach der kleinen Eskorte an, welche, Banniére ins Gefängnis führend, mit ziemlich hastigem Schritte marschierte. Es ist dies die Gewohnheit aller Schützen, unruhiger Leute, welche nach dem Augenblick streben, wo sie ihrer Verantwortlichkeit durch das Spiel von fünf bis sechs guten Niegeln entbunden werden.

Banniére äußerte keine große Neigung, sich zu empören. Er war in eine so düstere Verzweiflung versunken, daß man ohne die maschinenmäßige Tätigkeit seiner Beine, welche dem Impulse gehorchten, den ihnen von Zeit zu Zeit einige Püffe der Schützen gaben, den armen Jungen für versteinert wie die Frau von Loth nach ihrer unglücklichen Neugierde hätte halten können.

Die Schützen liefen also dem Commissär nach, und der Commissär schlug seinen Rock hinauf, um rascher zu gehen, als bei der Wendung einer Straße diese Eskorte mit einer andern zusammentraf, welche aus der anliegenden Straße hervorkam.

Der Commissär stieß an einen Dragoner, der eine Laterne trug; erzürnt gab ihm der Dragoner, welcher ihn nicht erkannte, den Stoß mit Heftigkeit zurück und rief ihm zu:

»Tölpel, siehst Du meinen Offizier nicht?«

Der Commissär wollte sich hierüber aufhalten und untersuchen, ob der Offizier nicht nur ein Lieutenant sei; doch beim Scheine der Laterne erkannte der Beamte einen Obersten; er steckte seinen Verdruß wieder ein und trat auf die Seite.

Man konnte sodann zwischen drei Dragonern, von denen zwei in einiger Entfernung folgten, einen sehr schönen Cavalier, ganz frisch von Spitzen und ganz von Rosen duftend, sehen.

Hinter den Dragonern war ein kleiner Lackei, der ihm seinen Degen und seinen Mantel trug.

Der Oberst, nachdem er den Commissär und die Alguazils schief angeschaut hatte, sagte zu dem Manne mit der Laterne:

»Ah! ah! leuchte ein wenig, Laverdrie; das ist, glaube ich,

Wildbret hinter einem Commissär.«

»Ja, Herr Oberst«, antwortete demütig der Schwarzrock.

»Sehr gut, sehr gut, tun Sie Ihren Dienst«, sprach der Oberst mit einer gewissen Verachtung . . . »Doch sagen Sie, in welcher Straße bin ich?«

Der Commissär erwiderte:

»In der Rue de la Reale, Herr Oberst.«

»Oh! das ist es nicht, was ich will. Ist nicht hier in der Nähe die Rue Montyon?«

»Sie sind bei derselben; wir kommen daraus.«

»Sehr gut, ich danke.«

»Die erste links, Herr Oberst.«

»Vorwärts, Laverdrie.«

»Ja, mein Oberst.«

»Und Du«, sprach der Offizier zum Lackei, »kundschaftete mir ein wenig die Wohnung von Fräulein Olympia von Clèves aus.«

Der Lackei ging rascher und schritt bald denjenigen voran, welchen er kurz zuvor gefolgt war.

Beim Namen von Olympia schien Banniére aus einem Todesschlaf zu erwachen. Er öffnete die Augen, und sein Geist erblickte die Laterne, die Uniformen, die Epaulette, hörte die Tritte, die Sporen, die Stimmen.

Dem zu Folge setzte er sich auf einen Weichstein, unfähig, einen Schritt mehr zu machen.

»Ah! mein Gott!« wiederholte er, »ah! mein Gott!«

»Nun! gehen wir oder gehen wir nicht?« fragte der Commissär.

»Herr Commissär, der Gefangene geht nicht mehr«, antwortete ein Schütze.

»Pufft, pufft!«

»Wir haben gepufft, Herr Commissär.«

»So stecht.«

»Wir haben gestochen, Herr Commissär.«

Der Commissär näherte sich ganz wütend.

Er hatte nie etwas Ähnliches gesehen; das Puffen fand zuweilen Widerspenstige, das Stechen nie.

Banniére saß auf dem Weichsteine ganz bleich, ganz entblößt,

ganz gequetscht. Seine glasigen Augen wandten sich beharrlich der Rue Montyon und der Stelle zu, wo er den Lackei, die Laterne und die zwei Dragoner im Gefolge des Obersten, der sich ohne allen Zweifel zu Olympia begab, hatte verschwinden sehen.

»Ah! mein Gott!« murmelte er, »so erklärt sich die Sache: sie erwartete einen neuen Liebhaber, und um sich meiner zu entledigen, hat sie mich verhaften lassen. Ah! mein Gott!«

Ein solcher Gedanke war allerdings im Stande, die Haut eines Liebenden, und wäre es die empfindlichste gewesen, dergestalt zu gerben, daß sie Püffe und Stiche auszuhalten vermochte.

Der Commissär wandte das letzte Mittel an, welches ihm das Gesetz ließ.

Er befahl, Banniére auf ein Bett von verschlungenen Flinten zu heben, und der arme Junge wurde auf diese Art bis zum Stadthaus getragen, wo man ihn in's Gefängnis brachte.

Die Schützen litten mehr als er; sie fanden ihn sehr schwer.

XXXIV.

Herr von Mailly.

Olympia hatte sich von dem Schmerze und dem Schrecken, verursacht durch die Verhaftung von Banniére, noch nicht erholt, als sie abermals Stimmen vor ihrer Thür auf der Straße und einen Augenblick nachher in ihrem Vorzimmer hörte.

Noch erschrocken über den Besuch der Schützen, zögerte der Diener nicht, ohne sie zu melden, eine neue Uniform in Begleitung von mehreren andern einzuführen. Der würdige Junge würde ein ganzes Heer eingeführt haben, wäre es, selbst im Einzelnen, vor der Thür seiner Gebieterin erschienen.

Olympia stürzte nach der Thür, um die Ursache des Geräusches zu erfahren, und in der Hoffnung, man bringe ihr Banniére wieder; doch sie wich plötzlich zurück und rief:

»Herr von Mailly!«

Immer gefolgt von seinem Laternenträger, durchschritt in der Tat der Oberst die Wohnung, müde, zu fragen, ob Fräulein von Clèves zu Hause sei, und ungeduldig, weil er keine Antwort erhielt.

»Ja, ich, Madame«, sagte er, »Ich selbst, Sie haben da einen sehr schweigsamen Lackei«,

»Herr von Mailly!« wiederholte Olympia, deren sehr geschwächter Geist diesem neuen Sturme vollends unterlag.

»Ei . . . ich bringe hier die Wirkung eines Gespenstes . . . die Wirkung eines Ehemannes hervor!« sagte der Oberst lächelnd.

»Verzeihen Sie! verzeihen Sie!« flüsterte Olympia.

Die Dragoner und der Lackei entfernten sich, als sie sahen, daß der Oberst Fräulein von Clèves bei der Hand genommen hatte.

Sie setzte sich halb tot.

»Ich erschrecke Sie oder Ich bin Ihnen lästig,« sagte Herr von Mailly artig, »und ich will ebenso wenig das Eine als das Andere, ebenso wenig in der Nähe als in der Ferne.«

Olympia antwortete nicht: sie erstickte beinahe.

»Ich denke, wir sind immer Freunde«, fuhr Herr von Mailly fort.

»Ich erscheine, um die Ehre zu haben, Sie zu sehen, und ich hoffe, Niemand kann durch die Gegenwart eines Freundes bei Ihnen, der höflich erscheint, belästigt werden.«

Olympia stammelte ein paar durch Seufzer unterbrochene Worte.

»Ich würde mich lieber zurückziehen, als Ihnen die geringste Verlegenheit verursachen,« sprach der Oberst. »Ich kam hierher, um Ihnen eine, meiner Ansicht nach, gute Nachricht zu bringen. Nun befürchte ich, daß sie schlecht ist.«

Olympia fasste endlich Mut: sie schlug die Augen zu Herrn von Mailly aus.

»Eine gute Nachricht, Herr Graf?« sagte sie mit einem traurigen Lächeln.

»Doch da ich Sie nicht frei finde, so nehme ich Anstand . . . « fuhr der Graf fort.

»Frei! . . . « versetzte sie.

»Oh! ich weiß, daß Sie nicht frei sind, da Sie die Freiheit, die ich Ihnen zurückgegeben, veräußert haben.«

»Mein Herr . . . «

»Ich hatte sie Ihnen zurückgegeben, folglich konnten Sie sie benutzen. Glauben Sie, daß ich mir nicht erlauben würde, Ihnen einen Vorwurf darüber zu machen. Man hat mir gesagt, Sie werden sehr geliebt und seien sehr glücklich.«

»Sehr glücklich!« rief Olympia in Tränen zerfließend; »man hat Ihnen das gesagt?«

»Ja wohl; sind Sie es nicht?«

»Schauen Sie mich an.«

»Sie weinen; vor Freude?«

»Glauben Sie das?«

»Meine Gegenwart verletzt Sie.«

»Oh! nein.«

»Dann beruhigen Sie mich. Könnte ich Ihnen wirklich, wenn nicht angenehm, doch wenigstens nützlich sein?«

»Herr Graf, ich habe nicht das Recht, etwas von Ihnen zu verlangen.«

»Ja, aber ich habe das Recht, Ihnen anzubieten.«

»Nichts, nichts, ich flehe Sie an. Wenden Sie sich von mir ab; ich verdiene nicht, daß Sie mein Freund sind.«

Er näherte sich ihr und fragte sie:

»Steht es Ihnen frei, nach Paris zu gehen?«

»Warum?«

»Um dort bei der Comédie einzutreten. Ich habe für Sie einen Debüt-Befehl.«

»Sie haben sich also für mich interessiert?«

»Immer. Das ist das Recht eines Freundes.«

»Selbst, während Sie mich glücklich wussten.«

»Ich wusste, daß Sie es nicht waren. Ich kenne ganz den Mann, den Sie gewählt haben, und . . . «

»Sagen Sie nichts Schlimmes von ihm, er ist so unglücklich.«

»Ich wollte nur sagen, er sei Ihrer nicht würdig gewesen.«

»Das ist eine Verirrung von meiner Seite, eine, Torheit, die daraus, daß Sie mich verlassen, entsprungen ist.«

»Ich halte mich auch für die Ursache Ihres Unglücks, und dieser Gedanke veranlasste mich, Ihnen beizustehen, Sie zu retten, wenn es noch Zeit ist und wenn Sie Willen haben.«

»Reden Sie, Herr Graf.«

»Sie müssen einen Entschluss fassen, Olympia, Sie müssen diesen Menschen verlassen, der Sie unglücklich macht und zu Grunde richtet.«

»Sie wissen?«

»Alles, wie ich Ihnen gesagt habe. Sie müssen Herrn Banniére verlassen; haben Sie diesen Mut?«

»Ach! es ist geschehen.«

»Sie haben ihn verlassen?«

»Der arme Junge! wir sind getrennt. Ja, man hat ihn so eben verhaftet.«

»Mein Gott! was hatte er getan? Der Elende wird Sie entehren!«

»Der Unglückliche hat nichts getan. Er ist aus dem Kloster entwichen. Sie wissen es vielleicht.«

»Allerdings. Und der Official hat ihn festnehmen lassen?«

»Bei mir!« rief sie weinend.

»Bei Ihnen? hier?«
»Kaum vor einer Viertelstunde.«
»Oh! mein Gott! durch sechs Schützen und einen Commissär.«
»Ja.«
»Ist er nicht groß, brünett, schlank und gut gewachsen?«
»Ja! ja!«
»Wie bleich war er!«
»Sie haben ihn gesehen?«
»Ich bin ihm unter den Schützen begegnet, als ich hierher kam.«
»Mein Gott! mein Gott! er wird Sie gesehen haben.«
»Er hat mich sogar Ihren Namen aussprechen und Ihre Adresse suchen hören.«
»Oh! der arme Junge! er wird darüber sterben!«
»Er wird darüber sterben!« rief der Oberst mit Erstaunen, »und warum denn?«
»Weil er eifersüchtig auf Sie ist; weil er wohl weiß . . . «
Olympia war im Begriff, sich zu verraten; sie war im Begriff, das Geheimnis ihres Herzens zu sagen. Sie fühlte es aufrichtig, sie, dieses ein Jahr durch eine Luftspiegelung von umherschweifender Glückseligkeit verführte Herz.
»Was weiß er?« fragte der Oberst, sanft bewegt.
»Er weiß«, sprach Olympia mit fester Stimme. »daß ich immer für Sie viel Achtung gehabt hatte, Herr Graf.«
»Achtung?«
»Das ist Alles, was ich für Sie zu bewahren mir erlauben konnte«, flüsterte die junge Frau, abermals in Tränen zerfließend.
Der Oberst nahm ihre Hand und drückte sie.
»Es tut Ihnen leid um ihn? fragte er; Sie bedauern ihn?«
»Ja, ich bedaure ihn . . . nicht seinen Verlust, nicht das Leben, das er mich hat führen lassen, ach! obgleich ich ihn geliebt, obgleich ich ihn fortgerissen habe. Denn ich werde nicht feig sein und nicht zur Verräterin an meiner Zuneigung werden, und wäre sie eine unwürdige. Ich bedaure also nicht seinen Verlust, wiederholte ich, aber ich kann nicht umhin, zu sagen, daß er jetzt sehr zu beklagen ist, und daß sein ganzes Leben hindurch der

Unglückliche nicht nur leiden, sondern auch mich seiner Leiden beschuldigen wird.«

»Sie machen mir Vergnügen, Olympia, indem Sie so sprechen«, sagte der Oberst. »Als brav habe ich Sie gekannt, brav sind Sie geblieben. Das ist gut! Wenn Sie wüssten, wie wohltuend es für das Herz ist, zu sehen, daß man seine Zuneigung gut angebracht hattest Sie sind ein edelmütiges Weib. Ich werde Sie retten. Ich wusste nicht, daß dieser junge Mann verhaftet war, aber ich wusste, daß er Sie unglücklich machte, und daß Sie zuweilen den Gedanken hatten, sich zu befreien. Ich wäre sehr erzürnt gewesen, hätte ich Sie ihn verleugnen oder noch lieben sehen.«

»Ach! in Ermangelung Ihrer Liebe, die Sie mir entzogen, habe ich wenigstens noch Ihre Wertschätzung.«

»Rechnen Sie auf alle meine Gefühle, lassen Sie uns aber auf das Dringendste bedacht sein. Machen Sie sich fertig und lassen Sie uns abreisen.«

»Nach Paris?«

»Ja, Olympia, ich habe Pferde und einen Wagen.«

»Ich werde nichts von meinem Theater sagen: ich weiß, daß der Befehl des Königs Alles löst; lassen Sie mich nur von einem unglücklichen Eingekerkerten reden, der vor Schmerz sterben wird, wenn er meine Abreise in seinem Gefängnis erfährt. Er wird mich der Grausamkeit oder des Undanks bezichtigen, wenn er nicht etwas noch Schlimmeres tut. Denn am Ende hat er mir zu Liebe die Jesuiten verlassen.«

»Wir können uns aber doch nicht mit ihm in Verhaft geben.«

»Sie können Ihr Ansehen benützen, um ihn aus dem Gefängnis zu bringen.«

»Ich habe keine Macht über die geistliche Gerichtsbarkeit.«

»Versuchen Sie es.«

»Mit Nichten; Sie betrachten sich mit Unrecht als gegen diesen Menschen verbunden. Er ist im Gefängnis, und er bleibe darin. Wünschen Sie sich Glück, daß Sie die Schwierigkeiten so durchschnitten sehen.«

»Nie! das wäre eine Feigheit; dazu bin ich unfähig. Ich werde ihn Im Unglück nicht verlassen.«

»Das ist eine rein verlorene Ritterlichkeit.«

»Nein, das ist Herz!«

Sie können aber den Official nicht zwingen, einen gehörig überwiesenen Delinquenten frei zu lassen.«

»Dann kein Paris mehr für mich, wenn dieser Unglückliche nicht frei ist. Stellen Sie sich eine Frau ohne Gemüt vor, welche im Kerker, weil sie ihn nicht mehr liebt, einen Mann vergißt, dessen Verderben sie verursacht hat; eine Frau ohne Mitleid, die dort das Leben genießt, während ein Geliebter, den sie gewählt, vor Wut und Schmerz in einer Klosterzelle stirbt. Nein, nein, Sie würden eine Frau verachten, die Ihnen in diesem Punkte nachgäbe, Herr Graf, Sie würden sie nicht lieben.«

»Olympia, Olympia, Sie sind noch nicht geheilt. Sie haben für diesen Menschen mehr als Mitleid.«

»Bestehen Sie nicht hierauf«, erwiderte sie, »Sie würden machen, daß ich an Ihnen zweifelte, wenn Sie mich nicht begriffen.«

»Olympia, rettete ich Ihnen diesen Menschen, so ließen Sie sich wieder an seinen Ködern sängen.«

»Oh!«

»Solche Leute haben keine Wirbelbeine, sie sind wie die Reptilien; geschmeidig und immer vernichtet, wenn der Schlag sie bedroht, erheben sie sich hernach wieder: die Schlange hat Sie verführt, Tochter Eva's, und wird Sie abermals verführen.«

»Herr Graf, versprechen Sie mir, daß dieser Unglückliche in zwei Stunden frei sein wird, und in fünfzig Minuten bin ich auf der Straße nach Paris.«

»Ah! das heiße ich reden.«

»Versprechen Sie es.«

Der Graf dachte einen Augenblick nach.

»Sie sind Ihrer ganz sicher?« sagte er.

»Geben Sie mir Ihr Ehrenwort als Edelmann gegen mein Wort als Fräulein von Stande.«

»Der Handel ist abgeschlossen«, sprach der Graf; »helfen Sie mir nun eine Idee suchen.«

»Oh! hierbei taue ich nichts. Sie sehen mich gelähmt,

vernichtet; Ideen, Herr Graf! ich habe nicht eine in acht Tagen, seit einem Jahre gehabt; ich werde nicht eine in einem Jahre haben.«

»So warten Sie. daß ich suche.«

»Wie gut sind Sie!«

»Ich sehe nichts! Einen Aufreißer der Hand des Official entziehen heißt beinahe das Unmögliche versuchen. Warten Sie indessen, ich habe ein Mittel.«

»Ah!«

»Ja, doch um aus einer Sklaverei herauszukommen, muss sich Ihr Schützling einer andern unterwerfen.«

»Ist sie milder?«

»Oh! allerdings, und besonders lustiger.«

»Was ist es?«

»Er lasse sich bei meinen Dragonern anwerben; man wird den Werbevertrag schließen. Reklamieren die Jesuiten, so sagt man ihnen, ihr Mönch sei Dragoner, und die Dragoner gehören dem König. Die Jesuiten werden ihn wohl Seiner Majestät abtreten müssen.«

»Das ist in der Tat ein Gedanke«, sagte Olympia freudig.

»Sie begreifen, meins Liebe: statt von den ehrwürdigen Vätern reklamiert zu werden, wird dieser junge Mann von mir reklamiert werden. Das ändert die ganze Sache.«

»Sie sind ein Mann voll Herz und voll Geist«, sprach Olympia mit sanftem Tone, »und ich habe für Sie die Dankbarkeit, welche Banniére hätte . . . «

»Gut! gut! die Ihrige ist mir in der Tat lieber. Die Idee sagt Ihnen also zu?«

»Trefflich!«

»Sie haben Alles wohl überlegt?«

»Alles.«

»Es wird keine Rückkehr bei Ihnen stattfinden?«

»Nie.«

»Der Jesuiten-Noviz hat Sie In Versuchung geführt, der Dragoner-Noviz ist wenigstens ebenso verlockend.«

»Sie wissen, Herr von Mailly, wenn ich durch diese Torheit verführt worden bin, die beinahe mein Verderben zur Folge

gehabt hätte, so ist es geschehen, nachdem Sie mich verlassen.«

»Ich weiß es, Olympia«,

»Sie wissen, daß ich Sie nie zu Lebzeiten Ihrer Liebe getäuscht habe.«

»Ich lasse Ihnen diese Gerechtigkeit widerfahren.«

»So zählen Sie also auf mich. Ich habe Ihnen versprochen, Banniére nicht mehr zu lieben. Es ist vorbei, ich werde ihn nicht mehr lieben.«

»Ich weiß aber, warum ich dies gesagt habe.«

»Warum?«

»Man muss diesen Jungen seine Anwerbung unterzeichnen lassen; dieser Schritt ist zarter Natur; Sie allein können das übernehmen und bei einer solchen Extremität kann das Herz der Mutigsten der Wortgeberinnen schwach werden. Sie sagten mir nun so eben, um mich zu beruhigen, Sie haben mich nicht getäuscht, so lange Sie mein gewesen; das ist wahr. Sie gehören nicht mehr mir, sondern Herrn Banniére.«

»Oh!« erwiderte sie, indem sie ihn mit Tränen in den Augen anschaute, »ob ich Herrn Banniére angehöre oder nicht, was ist Ihnen daran gelegen?«

»Sie sehen wohl, daß ich, wenn ich zurückgekommen bin, wenn ich einen Debüt-Befehl für Sie gebracht habe, Sie noch liebe.«

»Auf Ehre?«

»Auf Ehre.«

»wohl denn!« sprach Olympia, »ich werde Ihnen beweisen, daß ich ein männliches Herz habe, was die Entschlossenheit und das Vertrauen betrifft. Es ist auf den Tag ein Jahr, daß Sie mich verlassen.«

»Das ist wahr, Olympia.«

»Vergessen wir dieses vergangene Jahr, Graf. Sie lieben mich noch, und ich habe Ihnen zu beweisen, daß ich Sie immer geliebt.«

»Olympia!« rief der Graf, dessen Augen vor Freude glänzten. »Es gibt kein Weib, das mutig wie Sie täte, was Sie tun. Unter uns, Olympia, auf Leben und Tod!«

Er stand auf und küßte sie ehrerbietig.

»Sehen Sie«, sagte er zu ihr, »Sie machen mein Herz heute vielleicht mehr schlagen, als an jenem Tage, Sie erinnern sich? wo sie mir sagten, Sie lieben mich.«

»Sie haben nun nicht mehr bange, mich schwach werden zu sehen, wenn ich dem unglücklichen Gefangenen die Freiheit bringe.«

»Ich werde Sie selbst ins Gefängnis führen«, erwiderte der Graf.

Man hörte bald nachher die Dragoner von Herrn von Mailly auf der Straße laufen und dabei Reiterlieder trällern, welche die Commissäre und die Schützen, bei ihrer Rückkehr vom Gefängnis, in das man Banniére eingesperrt, beben gemacht hätten.

Der unglückliche Banniére vermutete auf seinem Stroh und unter seinem feuchten Gewölbe nicht, daß zwei edle Herzen an seiner Befreiung arbeiteten.

Das war indessen so wahr, als sein Unglück.

XXXV.

Die Anwerbung.

Banniére war am andern Tage wirklich auf dem Stroh und in der Finsternis, als ein Gefangenenwärter eintrat und ihm ankündigte, es erscheine ein Besuch für ihn.

Wir vermöchten nicht auszudrücken, bis zu welchem Grade die Einsamkeit und das Vergessen Aller die Verzweiflung von Banniére gesteigert hatten.

Das war einer von den nervösen gefangenen, welche in acht Tagen delirieren und in sechs Wochen sterben, entkräfteter und abgezehrt sterben, als Andere mit sechzig Jahren.

Er hatte schon alle Grade von Hoffnung, Entmutigung und Verzweiflung durchgemacht, welche Andere nie vor der Gerichtsverhandlung, der Folter und dem Urteil durchlebten.

Seine grausamsten Leiden waren der Argwohn und die Eifersucht.

Er beargwöhnte Olympia, sie habe ihn ins Gefängnis werfen lassen.

Er beargwöhnte sie, sie habe dem Dragoner-Obersten Rendezvous gegeben.

Ferner hatte er während des Ganges, den er vollends mit den Schützen gemacht, sagen hören, dieser Oberste sei Herr von Maily.

Man denke sich seinen Zorn und sein Misstrauen.

Dies waren seine Eindrücke, als man ihm den Besuch von Olympia ankündigte.

Er sprang, als er sie erblickte, auf sie zu, unleugbar mit einem Gefühle toller Freude, das alsbald durch das seiner persönlichen Würde und auch durch die eisige Miene, mit der sich Olympia bei ihrer Ankunft bewaffnet hatte, gemäßigt wurde.

»Ah!« sagte Banniére, »Sie sind da!«

»Erwarteten Sie mich nicht?«

»Ich glaubte nicht, mein Fräulein, Sie würden, nachdem Sie mich in den Abgrund gestürzt, den Mut haben, zu kommen, um

mich zu beleidigen.«

»Machen wir keine unnütze Phrasen, Herr Banniére. Sie spielen unglücklich auf dieser Welt.«

»Und Sie helfen mir die Partie verlieren.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Verdanke ich es nicht Ihnen, daß ich im Gefängnis bin?«

»Werfen Sie mir vor, daß Sie mich geliebt haben und meinetwegen Ihrem Berufe entlaufen sind, so sprechen Sie wahr, ich bin die Ursache Ihrer Einkerkung.«

»Das ist es nicht, was ich sagen will: ich will sagen, daß ich Sie liebte, und daß Sie mich angezeigt haben.«

»Eine solche Schändlichkeit! Sie wissen wohl, daß ich hierzu unfähig bin.«

»Ist er auch dazu unfähig, der Dragoner-Oberste, der Sie gestern Abend suchte und Sie ohne Zweifel gesunden hat?«

Olympia erbleichte. Obgleich sie diesen Schlag erwartete, fühlte sie doch, daß es keine gute Verteidigung für sie gab.

»Sie haben Herrn von Mailly gesehen, nicht wahr?« sagte sie mit einem Tone, aus dem das Mitleid hervordrang.

Banniére hielt diesen Schmerz für Reue oder für Furcht.

»Nun sind Sie also überwiesen«, sagte er. »Es ist bewahrheitet, daß Sie mit diesem alten Liebhaber meinen Untergang complottirt haben.«

»So wenig, Herr Bannlire, daß ich im Auftrage von Herrn von Mailly gekommen bin, um Ihnen die Freiheit zu bringen.«

»Die Freiheit! mir?« rief der junge Mann erstaunt.

»Sie unterliegen einer Reklamation der Jesuiten. Sie gehören ihnen; nun denn, Herr von Mailly hat den Einfall gehabt, Sie eine Anwerbung bei seinen Dragonern unterzeichnen zu lassen. Auf diese Art gehören Sie dem König, der Sie auch reklamieren wird, und er wird Sie wohl zurückzunehmen wissen.«

»Das ist edelmütig!« sagte Banniére ironisch.

»Sie haben Unrecht, von einer guten Handlung mit diesem höhnischen Tone zu sprechen. Es stand Herrn von Mailly frei, Ihnen nicht diesen Vorteil zu gewähren.«

»Ah! Sie verteidigen ihn gegen mich. Sie finden ihn mehr edel,

als Sie mich unglücklich finden.«

»Ihr Unglück, Herr Banniére, Sie haben es wohl verdient«, sprach Olympia ernst; doch das ist nicht der Augenblick zu Beschuldigungen. Diese Anwerbung, welche Sie von den Jesuiten, das heißt von der Einsperrung errettet, ist hier ohne Namenseinschreibung. Wollen Sie dieselbe unterzeichnen?«

»Vor Allem sagen Sie mir, was Sie mit mir machen werden, denn Ihre Worte haben ein Aussehen von Entschlossenheit, das mich in Erstaunen setzt. Erklären Sie mir . . . «

Nichts, ehe Sie dieses Papier unterzeichnet haben.«

»Es ist mir unmöglich, eine Gnade von einem Manne anzunehmen, den Sie vielleicht noch lieben.«

»Das geht Sie nichts an, Herr Banniére; unterzeichnen Sie vor Allem.«

»Welches Interesse haben Sie denn, daß Sie meine Anwerbung so wollen?«

»Das, Sie zu retten, das, Ihnen zu beweisen, daß ich nicht zu Ihrer Einkerkung geholfen habe, da ich komme, um Ihnen die Türen zu öffnen. Unterzeichnen Sie.«

Banniére nahm die Feder, die ihm Olympia reichte; sie hatte Alles vorbereitet. Er unterzeichnete, ohne die befreiende Anwerbung zu lesen.

Sie legte das Papier zusammen, nachdem sie die Unterschrift getrocknet hatte, und schloß es in ihr Portefeuille.

»Nun sagen Sie mir, daß Sie mich immer noch lieben«, sprach er Olympia die Hand küssend.

Doch ohne hierauf zu antworten, versetzte sie:

»Mit Ihrem Anwerbungsvertrag wird Sie Herr von Mailly noch diesen Morgen reklamieren; Sie werden um vier Uhr heute Abend frei sein: so viel Zeit braucht man gerade, um die nötigen Schritte zu tun und die unerlässlichen Förmlichkeiten zu erfüllen.«

»Sie haben mir nicht geantwortet«, unterbrach sie Banniére zärtlich; »ich fragte Sie, ob Sie mich immer noch lieben.«

»Werden Sie nicht unruhig, wenn Sie einigen Verzug erleiden, mein Herr«, fuhr Fräulein von Clèves in demselben Tone fort. »Der Official wird nur mit Schwierigkeiten seine Beute loslassen, doch Herr von Mailly ist entschlossen, mit Nachdruck zu

handeln.«

»Olympia!« unterbrach Banniére abermals mit mehr Stärke.

»Ich habe sogar gedacht«, fuhr Olympia fort, ohne daß sie zu bemerken schien, wie sehr der gefangene vor Begierde, ein anderes Gespräch anzuknüpfen, brannte, »Sie müssen befürchten, es werde Ihnen an Beistand und Unterstützung fehlen. Ich habe Ihnen Geld gebracht, damit Sie bei Ihrem Abgang von hier sogleich mit der für einen Soldaten notwendigen äußern Haltung auftreten können.«

»Hören Sie, Olympia«, sagte Banniére auf das Äußerste getrieben, »Sie wollen mir also nicht antworten? Ich habe Sie gefragt, ob Sie mich immer noch lieben?«

»Ich wollte Ihnen in der Thai nicht antworten, Herr Banniére.«

»Aber ich will, daß Sie mir antworten.«

»Dann werde ich Ihnen meinen Gedanken sagen: Nein, Herr Banniére, ich liebe Sie nicht mehr.«

»Sie lieben mich nicht mehr«, rief Banniére erschrocken über die Worte von Olympia und besonders über den Ton, mit dem diese Worte ausgesprochen worden waren.

»Nein«, wiederholte sie.

»Warum nicht?« stammelte der Unglückliche.

»Weil Sie Faser um Faser den goldenen Faden dieser Liebe abgenutzt haben; weil Sie, ehe Sie ihn abgenutzt, die Farbe davon getrübt, beschmutzt, vertilgt haben, und weil bei einem Weibe die Illusion das ist, was vor Allem die Liebe erhält. Sie haben mich aber betrogen, dann verspottet, dann misshandelt; ich habe keine Illusion mehr bewahrt, folglich auch keins Liebe mehr.«

»Olympia!« rief Banniére, indem er sich ihr zu Füßen warf, »ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nie betrogen habe.«

»Ich glaube Ihnen nicht!«

»Olympia! Ich schwöre Ihnen bei meinem Leben und dem Ihrigen, daß ich nie Ihren Ring der Catalane gegeben habe.«

»Ich glaube Ihnen nicht!«

»Hören Sie, Olympia, da ich frei sein werde, da ich handeln werde, so ist das sehr leicht: ich bitte Sie, mit mir zu ihr zu kommen, und sie wird erzählen, was zwischen uns vorgegangen

ist; sagt sie, ich habe ihr Ihren Ring gegeben, so tun Sie Alles, was Sie wollen: töten Sie mich! nein, tun Sie mehr, verlassen Sie mich!«

Der Unglückliche sprach diese Worte aus eine so kräftige und natürliche Art, er wälzte sich zu den Füßen von Olympia mit so tiefer Verzweiflung und so tödlicher Angst, daß diese erschüttert war; sie ließ es ihn sehen.

»Wie sollte ich«, fuhr er fort, »wie sollte ich, und wäre es auch nur einen Augenblick, eine andere Frau geliebt haben, da Sie Alles in meinem Leben, da Sie mein ganzes Herz sind. Eine vorübergehende Untreue, mein Gott! Sie würden das verzeihen: ich würde es Ihnen verzeihen! Oh! sehen Sie, ob ich Sie liebe. Hören Sie! kämen Sie und würden mir sagen, Herr von Mailly sei zurückgekehrt, er habe Sie angefleht, er habe Sie überredet, Olympia, ich bin sehr unglücklich, ich bin sehr feig! ich habe eine sehr niederträchtige und sehr elende Liebe! . . . ich würde Ihnen verzeihen, wenn Sie mir sagten, Sie lieben mich noch!«

Olympia fühlte, daß die Schläge ihres Herzens stille standen; sie befürchtete, zu schwanken, schwach zu werden, ihre Hand in den Küssen dieses Menschen zu lassen, dem die beredte, wahre Liebe so viel unwiderstehliche Macht verliehen.

Es blieb ihr nur noch die rohe Gewalt. Sie schöpfte aus ihrem Herzen jene unbändige Festigkeit, welche die Frauen, die nicht mehr lieben oder nicht mehr zu lieben glauben, darin zu finden wissen.

»Nun wohl,« sprach sie, »Sie ersparen mir, Ihnen zu sagen, was ich Ihnen verbergen wollte. Herr vor Mailly ist zurückgekehrt, ich gehöre nicht mehr mir.«

Während sie so sprach, sah man das Blut sich von den Wangen und den Lippen von Banniére zurückziehen und nach seinem Herzen fließen.

Er erschien schrecklich der Frau, die ihn kurz zuvor zittern machte.

»Ah! Olympia! Olympia!« stammelte er. Und dieses Zittern schüttelte alle seine Glieder und seine Beine schwanden unter ihm.

Bis jetzt kniend, sank er rückwärts, und er wäre seiner ganzen

Länge nach gefallen, hätte er nicht den hölzernen Schemel, den einzigen Sitz der gefangenen des Official, getroffen.

Sie beobachtete ein düsteres Stillschweigen. Er suchte das Leben zurückzurufen, das ihn floh. Endlich sprach er mit Anstrengung:

»Sie werden nicht unbeugsam sein wegen eines Verbrechens, das ich nicht begangen, denn ich bin es nicht wegen des Fehlers, den Sie gestanden haben. Ich verzeihe Ihnen, Olympia, geben Sie mir Ihre Liebe zurück: nicht wahr, Sie sind das meiner Feigheit schuldig?«

»Banniére«, erwiderte sie mit dumpfem Tone, »hätte ich Sie nicht für schuldig gehalten, so würde ich die Treue, die ich Ihnen geschworen, nicht gebrochen haben. Lassen Sie mich vollenden . . . Sie bereuen, ich sehe es wohl. Sie fühlen nun, was ich bin, doch es ist zu spät.«

Banniére schaute sie mit einer verduztten Miene an.

»Banniére«, fuhr sie, sich ermutigend, fort, »wir werden fortan getrennt sein; lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich, wenn Sie gewollt hätten, Ihre treue Freundin für die Ewigkeit gewesen wäre.«

»O mein Gott!« murmelte er wie am Tage vorher, als er Herrn von Mailly erblickte.

»Unterbrechen Sie mich nicht mehr; ich habe es Ihnen gesagt, ich gehöre nicht mehr mir. Leben Sie, arbeiten Sie, vergessen Sie, was Ihnen leicht sein wird, und bedenken Sie, daß von den zwei Losen, die uns zugefallen, das Ihrige das bessere ist. Heute fühlen Sie ein Leid, wer weiß, ob nicht morgen ich ein Leid fühlen werde.«

Nach diesen Worten, welche von der Zartheit und dem Adel ihres Herzens zeugten, machte Olympia einen Schritt gegen die Tür.

Banniére, als er sie weggehen sah, machte einen Sprung oder begann vielmehr diesen Sprung.

»Nein«, sprach er, »es ist unnütz! Sie ist nicht coquette. Wenn sie sagt, sie liebe mich nicht mehr, so liebt sie mich auch nicht mehr.«

Er sank niedergeschmettert zu Boden.

Olympia näherte sich ihm, und als sie ihn in diesem Zustand sah, der an den Stumpfsinn grenzte, reichte sie ihm die Hand; er bemerkte es nicht.

Sie schob ihm in seine Finger die mit Gold gefüllte Börse, welche sie mitgebracht hatte; er zeigte nicht, daß er es bemerkte.

Da wandte sie sich langsam wieder nach der Tür, und er machte keine Bewegung, um sie daran zu verhindern.

Eine entsetzliche Herzbeklemmung bemächtigte sich ihrer: das Auge auf den armen jungen Mann geheftet, den sie verließ, fühlte sie sich doch durch ihre Pflichten und durch ihre Redlichkeit hingezogen.

Ein Wort von Banniére, eine Träne, ein Seufzer, eine Gebärde vielleicht hätten bei ihr ein letztes Merkmal von Empfindung und Erinnerung hervorgerufen, aber der Mensch war tot und verlangte nicht mehr, daß man sich um ihn bekümmerte.

Olympia ließ sich die Türen des Gefängnisses öffnen und entfernte sich erschrockener als je, rascher als der Blitz, denn sie befürchtete, wenn sie einmal außen, könnte die Gegenwirkung eintreten, und ein Schrei des Unglücklichen, eine Anrufung der Geliebten, eine Erschütterung der unbeugsamen Türen könnten bis zu ihrem Ohr dringen, ihren Entschluss ihr vorwerfen und ihren Mut wanken machen.

Nichts! sie hörte nichts, als das Knistern des Papiers, auf welchem Banniére seine Kapitulation als Dragoner unterzeichnet hatte, und dessen Ecken sich gegen die dichte Seide ihres Kleides empörten.

XXXVI.

*Wie das Pferd von Banniére lief, bis es stehen blieb, und mit welchen ehrlichen Personen unser Held in einem Flecken, dessen Namen wir vergessen, Bekanntschaft machte.*¹³

Das Pferd war ein guter Renner. Banniére fühlte das Bedürfnis, zu rennen. Dadurch erfolgte, daß Banniére dem Pferde, wenn es, zu sehr ermüdet, langsam ging, die Sporen in den Bauch stieß, wonach das edle Tier im Galopp weiter eilte.

Es erfolgte auch, daß das Pferd und der Mann in einem Zuge einen sehr langen Lauf machten.

Zwei Stunden nach seinem Abgange von Lyon war Banniére indessen genötigt, ein paar Augenblicke der Ruhe einmal sich und sodann seinem Rosse zu gönnen.

Diese Augenblicke der Ruhe benützte er für seine Person, um eine vortreffliche Flasche Burgunder in Angriff zu nehmen, und für sein Pferd, um ihm eine doppelte Ration Hafer geben zu lassen, in die er edelmütig den Rest von seiner Flasche goß.

Während dieses zweistündigen Laufes hatte Banniére ungefähr acht Meilen gemacht.

Als der Mann erfrischt war und das Pferd gefüttert, stieg der Mann wieder zu Pferde und setzte seinen Lauf fort.

Der Wein und der Hafer taten Wunder: das Tier hatte den Teufel im Leibe; seine Füße berührten die Erde nicht. Man hätte glauben sollen, es sei das Ross von Faust, das zum Hexensabbat laufe.

Allerdings hätte man an der Seite von Faust vergebens Mephistopheles gesucht; doch sichtbar oder unsichtbar hat jeder Mensch seinen Mephistopheles, der an seiner Seite galoppiert.

Der Mephistopheles von Banniére war in diesem Augenblick ein Compositum von allen Leidenschaften; es war vor Allem für Olympia eine Liebe heftiger als je; es war gegen Herrn von Mailly ein tiefer Hass, der sich von Minute zu Minute mehr erbitterte;

denn der arme Banniére dachte, diese Minuten, während welcher sein Hass sich immer, mehr erbitterte, bringe Herr von Mailly bei Olympia zu; dann verband sich von Zeit zu Zeit mit Allem dem ein Gefühl, das, wenn auch weniger erhaben, als die zwei Leidenschaften, mit denen man so viele schöne Tragödien und so viele herrliche Dramen gemacht hat, — die Liebe und der Hass — darum nicht minder heftig war: wir meinen die Angst.

Banniére hatte bange, verfolgt zu werden, Banniére hatte bange, eingeholt zu werden; es geschah zum zweiten Male, daß er so floh; das erste Mal vor den Jesuiten, das zweite Mal vor den Dragonern. Das erste Mal floh er aber mit Olympia, und diesmal floh er allein, abgesehen vom unsichtbaren Mephistopheles, der ihm zuflüsterte:

»Hurtig! Banniére, hurtig! und Du wirst Olympia einholen und wirst Herrn von Mailly einholen, und Du wirst den Dragonern entkommen, wie Du den Jesuiten entkommen bist. Hurtig! Banniére, hurtig!«

Und jede Eingebung dieses Gottes, der Banniére stachelte, übersetzte sich in Spornstichen für das arme Ross.

Erschöpft, blieb endlich das Pferd von selbst, ganz zitternd auf seinen Beinen, keuchend, vor Schweiß tiefend, stille stehen.

Unser improvisierter Reiter hatte In fünf Stunden fünfzehn Landmeilen wohl gezählt gemacht, was nach der niedrigsten Rechnung immerhin fünf und zwanzig Postmeilen beträgt.

Banniére, als sein Pferd stehen blieb, war In einem so tiefen Gesprächs mit seinem Mephistopheles begriffen, daß er nicht einmal bemerkte, wie er in einem großen Flecken angekommen war, dessen Einwohner, auf der Schwelle ihrer Türen stehend oder auf Bänken sitzend, welche an die Facade ihrer Häuser angefügt waren, mit einer Art von selbstsüchtigem Wohlbehagen, welches zu verbergen sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, den von Staub so weißen Retter, das von Schaum so weiße Pferd, beide völlig abgemattet, betrachteten, während sie, die wackeren Landleute, damit zufrieden, daß sie die Erde sich drehen ließen, ohne sich auf ihrer Oberfläche zu rühren, nicht aufgehört hatten, vollkommen glücklich, ruhig und unbeweglich zu sein und jenes Wohlbehagen zu genießen, das die lateinischen Dichter, außerordentlich träge Leute, bewunderungswürdig

begriffen haben.

Als das Pferd stille stand und Banniére seine vom Staube aufgeschwollenen und durch das Blut erschwerten Augen öffnen konnte, sah er zuerst den von uns erwähnten großen Flecken, welcher aus einer Straße bestand, an deren Ende man die Ebene erblickte. Dann, wie das oft geschieht, als er seinen Blick von den entfernten Gegenständen zu den näheren zurück gesenkt hatte, sah er einen Mann von gutem Äußeren, der den Zaum seines Pferdes hielt, und einen minder blühenden Mann, welcher den Steigbügel auf der linken Seite hielt.

Zu gleicher Zeit sprach eine Stimme, die einen freundlichen Ausdruck affektierte. zu seinen Ohren:

»Guten Morgen, Herr Dragoner!«

»Ho!, ho!« versetzte Banniére noch ein wenig betäubt, »spricht man zufällig mit mir?«

Doch ein Augenblick der Überlegung genügte ihm, daß er wahrnahm, die Stimme könne nicht die Ankunft irgend eines Andern begrüßen, aus dem doppelten Grunde, weil er allein auf der Straße war, und weil keine Dragoner wahrscheinlich auf zehn Meilen in der Runde existierten.

Er bemerkte auch, daß sein Pferd, als ein mit Instinkt, wenn nicht mit Vernunft begabtes Wesen, gerade vor der Tür von einem der großen Wirtshäuser Halt gemacht hatte, welche die Landstraßen unseres alten Frankreichs besprenkelten und auf eine Meile in der Runde nach Heu für die Vierfüßigen und nach Braten für die Zweifüßigen rochen.

Der Spieß drehte sich: junge Hühne und Rebhühner schmorten, während das duftende Heu durch den Flaschenzug herabkam und ein schöner, schwarzer Hafer unter den Zähnen von dreißig Pferden krachte, welche den Stall bevölkerten.

»Guten Morgen, Herr Dragoner«, hatte Jemand gesagt.

»Guten Morgen, meine Herren«, antwortete Banniére, indem er seiner Stimme den Ausdruck einer dankbaren Höflichkeit zu geben suchte, als er die zwei Männer sah, die sich um ihn beeiferten.

»Oh! der schöne Dragoner!« sagte eine dritte Person; daß diese dem weiblichen Geschlechte angehöre, er kannte Banniére

sogleich an dem sanften Klang Ihrer Stimme.

»Teufel! Teufel!« dachte Banniére, während er mit den Augen die Eigentümerin dieses reizenden Klanges suchte, der, obgleich er ihn erschreckte, zugleich sanft seinem Ohre schmeichelte. »Teufel! ich muss mein Kostüm wechseln; ich bin ein wenig zu sehr Militär für Jedermann in dieser Gegend.«

Er beruhigte sich indessen, als er sah, daß die zwei Männer zwei bürgerliche Röcke und seine Lobrednerin eine junge Frau von zwanzig Jahren waren.

Die zwei bürgerlichen Röcke befanden sich, wie gesagt, der eine am Zaume, der andere an der linken Seite des Pferdes von Banniére. Die hübsche zwanzigjährige Frau stand auf der Schwelle des Gasthauses.

Banniére warf auf Alles, was ihn umgab, einen raschen Blick, und als er wahrnahm, daß nichts in dieser Herberge oder um diese Herberge nach den Gerichten roch, stieg er mit einer ganz entschlossenen Miene ab.

Kaum hatte er sich von seinem Pferde getrennt, als das Tier vom Hausknechte in den Stall geführt wurde, wonach er sich sachte nach dem Speisesaal führen ließ.

Es gibt bekanntlich unwiderstehliche Strömungen, die den Menschen immer dahin führen, wohin er zu gehen wünscht.

Das Tier aber wünschte in den Stall zu gehen und der Mensch in das Speisezimmer: Beide gelangten daher um dieselbe Zeit an das Ziel ihrer Wünsche.

Die zwei Männer mit dem beruhigenden Aussehen begleiteten Banniére, als wollten sie ihm die Honneurs des Hauses machen.

Banniére ließ sie, ziemlich erstaunt über ihre Zuvorkommenheit, gewähren.

Die hübsche Dame war, — Banniére wusste nicht wie, ohne Zweifel mit Hilfe von Sylphidenflügeln, — die hübsche Dame war von der Schwelle des Gasthauses verschwunden, um auf der Schwelle des Speisesaales wiederzuerscheinen.

Zugleich durch das Herz, die Augen und den Magen geführt, gab Banniére dieser dreifachen Anziehungskraft nach.

Und er musste sogleich einige Fragen aushalten, welche übrigens sehr natürlich bei Leuten, die ihn mit solchen

Zuvorkommenheit überschütteten, Fragen, die sich im Ganzen auch alle in den folgenden zusammenfassten:

»Wohin gehen Sie, Dragoner?«,

»Wohin ich gehe?« antwortete Banniére. »Das ist, bei Gott! ganz einfach; ich gehe nach Paris.«

»Verzeihen Sie, Sie könnten anderswohin gehen.«

Banniére schaute denjenigen, welcher ihm dies erwiderte, mit erstaunter Miene an. Anderswohin, als wo sich Olympia und Herr von Mailly befanden, das war etwas Unmögliches.

Er schüttelte den Kopf und sagte:

»Nein, nein, ich gehe nicht anderswohin.«

»Es scheint, das ist der Weg des Herrn«, sprach Einer von den zwei Männern. »Ich sehe nichts Schlimmes darin, daß der Herr nach Paris geht; ich komme von dort her.«

Banniére dachte, es sei Zeit, sich Rechenschaft von den Personen zu geben, die er um sich sah, und während man den Tisch deckte, nahm er, zugleich seine Stiefel mit seinem Sacktuch abstaubend, eine detaillierte Prüfung derselben vor.

Der Eine, derjenige, welcher nicht wollte, daß Banniére nach Paris ging, war ein kleiner Bürgersmann von ungefähr fünfzig Jahren, mit hochrotem Gesicht, rundlich, behäbig; er war bekleidet mit einem graubraunen Rock, ähnlichen Hosen und grau, blauen Zwickelstrümpfen.

Ziemlich groß, ziemlich mager um die Brust, hatte der Andere, der, trotz seiner bürgerlichen Kleidung, eine Feder auf dem Ohr trug, lange Arme, eine Nase wie die Arme, eine dürre Hand, ein kleines, rundes, ganz schwarzes Auge, und in dieser langen Nase, man erlaube uns, hierauf zurückzukommen, die Sache ist schon der Mühe wert, eine gewisse Abweichung von der geraden Linie, welche die mit dieser Unvollkommenheit behafteten Personen mit der größten Sorgfalt durch die Orthopädie müssten verbessern lassen, in Betracht, daß kein physiognomisches Anzeichen bündiger ist, um die Unregelmäßigkeit der Moralität zu beweisen.

Leider war Lavater, bei dem wir uns über solche Dinge unterrichten, noch nicht geboren, oder, wenn er geboren war, hatte er noch nicht geschrieben; Banniére konnte folglich Lavater

nicht gelesen haben.

Er dachte, der Mann mit der langen und schrägen Nase habe die Gewohnheit angenommen, sich von rechts nach links zu schnäuzen, und aus dieser unglücklichen Gewohnheit sei das erwähnte Gebrechen hervorgegangen.

Vielleicht sah er gar nichts, dachte er gar nichts und gab er durchaus nicht, so sehr war er in seinem Innern mit dem hübschen Näschen von Olympia beschäftigt, auf die große, abscheuliche Quernase des Mannes mit der Feder Achtung.

Dieser Mann warf sich übrigens auf eine sehr hoffärtige Art in die Brust und streichelte zugleich seine Hüfte, die er kavaliersmäßig vorwärts warf, und den einst vergoldeten Knopf eines langen Degens.

Zuweilen senkte er mit Wohlgefallen sein kleines Auge auf die hübsche Frau, seine Gefährtin, deren Portrait es wohl verdient, daß wir ihm auch ein Dutzend Zeilen widmen.

Wir Romandichter rechnen übrigens nie mit den hübschen Frauen, und die Frau des Mannes mit der Feder, denn es war sichtbar seine Frau, war, wir wiederholen es, hübsch.

Wir geben also ihr Portrait: man schaue es wohl an.

Klein, blond und frisch; großes, entschieden blaues Auge; fleischiger, sein gezeichneter Mund, oft lächelnd, zuweilen schön tuend und dann das Herz erregend; zierliche Hände, reizend anzuschauen.

Sie sah, daß die Reihe, prüfend betrachtet zu werden, an sie kam, und machte Banniére einen artigen Knix.

Das Gespräch bewegte sich im Allgemeinen, wie dies unter Leuten, die sich nicht kennen, gewöhnlich ist, aus Gemeinplätzen.

Der Weg, das Wetter und das Pferd des Reisenden trugen die Kosten der Unterhaltung.

Banniére war einsilbig in Betreff des ersten Punktes: er hatte alle Arten von Ursachen, nicht zu sagen, woher er kam.

Er war gefällig in Betreff des zweiten; er gestand, es herrsche eine Teufelshitze, gab aber zu, es sei minder heiß, als in den Abruzzen, wie der Mann mit der Feder behauptete.

Warum: Als in den Abruzzen? Wir werden es sogleich sagen.

Doch beim dritten Punkte, bei dem des Pferdes,, war er

weitschweifig, weitschweifig wie Ovid.

Das läßt sich begreifen; Banniére hatte drei Gründe, um so zu handeln.

Den ersten haben wir genannt: er wollte nicht wissen lassen, woher er kam.

Was den zweiten betrifft, so konnte er nicht verhindern, daß das Wetter war, was es war: sehr heiß. Er konnte jedoch den Grad der Hitze bestreiten und behaupten, es sei so heiß, als in den Abruzzen; er tat es nicht, mochte er nun über diesen Punkt der Ansicht seines Gegenredners sein, oder war ihm die Sache gleichgültig.

Sein dritter Grund aber war, daß er sein, wie die Cavaleriepferde, mit einer Lilie auf dem Kreuze bezeichnetes und erkennbares, folglich auf dem ganzen Wege gefährdendes Pferd, verkaufen wollte.

Der Mann mit den grau-blauen Strümpfen und der Mann mit der Feder fingen nun an das Pferd zu analysieren.

Der mit der Feder versiegte nicht über seine Schönheit.

»Erlauben Sie, Herr Marquis, daß ich Ihnen widerspreche«, sagte der kleine Mann.

»Ho! Ho!« dachte Banniére, »ich habe es mit einem Marquis zu tun. Teufel! lass einmal sehen.«

Und je mehr er sah, desto mehr fand er, der Liebhaber des Schönen, diese Quernase unangenehm,

»In welcher Hinsicht können Sie dieses Pferd tadeln?« erwiderte der Marquis. »Es ist, was es ist.«

»Es ist reh, mein Herr.«

»Ei!« rief Banniére, »wenn es nicht zu unhöflich wäre, dies Ihnen zu sagen, so würde ich Ihnen antworten, Sie verstehen sich nicht darauf.«

»Oh! was das betrifft«, entgegnete der Marquis, »ich werde nicht Ihrer Ansicht sein. Ich verteidige das Tier, das mir ein vortreffliches Tier zu sein scheint, und für das ich eine Sympathie habe; doch sollte ich sagen, der Herr verstehe sich nicht auf Pferde, oh! nein! Oh! nein! Oh! nein! ich würde das nie sagen.«

»Aber . . . « versetzte Banniére.

»Lieber Dragoner«, sprach der Mann mit der Feder mit einem

kleinen Protectorstone, der für Banniére einen widrigen Klang hatte, »dieser Herr ist ein großer Seidenhändler, der mehr Pferde auf seinen Reisen getötet hat, als Ihr Regiment und das meinige je im Kriege getötet haben, und hätten sie den Krieg gegen Prinzen Eugen und Herrn von Malborough mitgemacht.«

»Ah! Sie haben ein Regiment?« sagte der Dragoner.

»Das heißt, mein Herr, ich bin Kapitän in einem Regiment«, antwortete der Marquis.

»Der Herr Marquis«, sagte der kleine Mann mit den blau-grauen Strümpfen Banniére ins Ohr, »der Herr Marquis ist Kapitän beim Regiment der Abruzzen.«

»Ah!« versetzte Banniére, »darum bemerkte er vorhin, als ich sagte, es sei heiß auf dem Wege nach Paris: Nicht so heiß als in den Abruzzen?«

»Ganz richtig.«

»Ich begreife das nun.«

»Ein furchtbarer Cavalier«, fuhr der Seidenhändler fort, »Sie haben sicherlich von ihm reden hören?«

Banniére verdrehte zugleich das Auge und den Mund, was ein Zeichen ist, daß man sich zu erinnern sucht Banniére erinnerte sich nicht.

»Wie heißt er?« fragte er.

»Marquis de la Torra.«

»Nein . . . nein,« erwiderte Banniére. »Der Marquis de la Torra? Das ist das erste Mal, daß ich diesen Namen aussprechen höre.«

»Nun, Sie wissen, daß er ein Kapitän ist!«

»Und ein Marquis«, fügte Banniére bei.

»Sie sagen also, das Pferd sei reh?« fuhr der Marquis fort.

»Ich befürchte es sehr.«

Der Marquis nahm eine Glocke und klingelte. Ein Aufwärter erschien

»Gehen Sie in den Stall und melden Sie mir hernach, was das Pferd des Herrn macht.«

Nach fünf Minuten kam der Aufwärter zurück.

»Nun?« fragte der Marquis.

»Es frisst«, antwortete der Aufwärter.

»Sie sehen wohl«, sagte Banniére.

»Was?« versetzte der Mann mit den grau, blauen Strümpfen.

»Ein Pferd, das reh ist, frisst nicht.«

»Ei! ei!« sprach der Marquis, der sich dem Gefühle seines Gefährten nähern zu wollen schien, »wir haben Pferde, welche, obgleich reh, noch ein paar Tage gehen, wenn sie von Race sind, wie es das Pferd des Herrn ist.«

»Oh! was die Race, betrifft«, rief der kleine Mann mit den grau, blauen Strümpfen, »oh! was das betrifft, es ist von Race, das habe ich sogleich gesehen.«

»Sie gehen, sage ich, einige Tage schnaufend«, fuhr der Marquis de la Torra fort, »dann fallen sie plötzlich.«

»Nun wohl«, versetzte der kleine Mann, »bemühen Sie sich nur an die Stalltür, Herr Marquis, und Sie werden das Pferd des Herrn schnaufen sehen.«

»Dragoner«, sprach der Marquis mit der Gewichtigkeit eines Obern, »was wird man bei Ihrem Regiment sagen, wenn man sieht, in welchen Zustand Sie Ihr Pferd, — ohne Zweifel einer Liebschaft wegen, — versetzt haben? Ich«, fuhr der Marquis, der ganz Kapitän wurde, fort, »ich lasse meine Soldaten peitschen, wenn sie meine Pferde verderben.«

Die Röte stieg Banniére zu Gesicht; er fand die Bemerkung unverschämt, besonders In Gegenwart der hübschen Dame.

»In Frankreich, mein Herr, peitscht man die Reiter nicht«, erwiderte Banniére hochmütig.

»Nein, es ist wahr, man peitscht sie nicht, aber man steckt sie ins Gefängnis«, sagte der Seidenhändler.

»Das Pferd gehört mir und nicht dem Regiment,« sprach Banniére ruhig; »mein Vater hat es mir geschenkt, als ich Dienste nahm. Ich mache also mit meinem Pferde, was ich will.«

»Verzeihen Sie«, erwiderte höflich der Kaufmann. »Ist Ihnen das Pferd von Ihrem Vater geschenkt worden, wie Sie sagen, so gehört es unstreitig Ihnen, und da es Ihnen gehört, so können Sie damit machen, was Sie wollen.«

»Mein Herr, entschuldigen Sie mich«, sprach der Marquis; »da ich Sie in Uniform sah, so hielt ich Sie für einen gewöhnlichen Soldaten, obgleich ich mir, als ich Sie reden hörte, sagte: Das ist

ein seltsamer Soldat. Und da ich Sie für einen gewöhnlichen Soldaten hielt, so beunruhigte ich mich, Sie begreifen, aus Herzensgüte, wie ich mich, zum Beispiel, beunruhigen würde, sollten Sie sich ohne Urlaub auf die Landstraßen wagen.«

»Ich verlasse den Dienst, mein Herr; ich habe meinen Abschied.«

»Ah! desto besser!« rief die junge Frau, welche noch nicht gesprochen hatte.

»Nun, Madame!« sagte der Marquis de la Torra, mit einem Ausdruck voll Würde.

»Nun, was?« fragte die junge Frau mit einem viel einfacheren Tone.

»Ich frage Sie, was geht es Sie an, ob der Herr den Dienst verlässt oder nicht verlässt?«

»Nichts, mein Herr.«

»Sie haben aber gesagt: Desto besser.«

»Das ist möglich.«

»Und Sie haben Unrecht gehabt, Marlon; das Handwerk eines Soldaten ist ein herrliches Handwerk.«

Und er schüttelte seine Feder.

»Nun wohl, so herrlich es sein mag, ich verlasse es«, sprach Banniére; »damit will ich sagen, daß ich mich gern meines Pferdes entäußern würde.«

»Wahrhaftig?« versetzte der Kapitän.

»Ich frage, wozu würde es mir nützen«, sagte Banniére mit dem Tone eines Bürgers, der sich von den Geschäften zurückgezogen. »Ein Schlachtroß taugt nur für einen Militär.«

»Es ist wahr, es ist, bei meiner Treue! wahr«, rief der Marquis de la Torra.

»In der Tat, wenn der Herr den Dienst verlässt . . . « bemerkte der Seidenhändler.

»Und Sie würden sich auch Ihres Rockes entäußern?«

»Oh! des Rockes, der Weste, der Hose und der Stiefel, mit größtem Vergnügen«, erwiderte Banniére. »Doch was würden Sie mit Allem dem tun?« fügte er lachend bei.

»Ei!, ei! ich habe große Lust, diesen Rock als Muster einer

Uniform zu nehmen. Ich will es versuchen, die des Regiments ändern zu lassen, und ich bin fest überzeugt, sähe der Oberste Ihren Rock . . . «

»Oh! bei Gott! er ist zu Ihren Diensten, Herr Marquis«, sagte Banniére.

»Um wie viel würden Sie ihn verkaufen?«

»Oh! ich würde ihn nicht verkaufen.«

»Was sagen Sie? Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich würde ihn gegen ein bürgerliches Kleid vertauschen. Sie sind groß, ich auch; es ist wahr, Sie sind magerer als ich; doch ich bin gern knapp gekleidet. Sie sehen, daß wir ein Geschäft machen können. Geben Sie mir irgend einen Rock.«

»Irgend einen! In der Tat, Sie sind von einer gefälligen Laune. Irgend einen Rock! Wie ärgerlich ist es, daß mein Gepäck nicht angekommen; ich hätte Ihnen meinen Rock von leinblüthfarbenem Sammet mit rosa Atlaß gefüttert gegeben.«

»Nein, mein Herr, das wäre zu viel gewesen.«

»Ah! junger Mann«, sprach der Marquis, indem er sich in die Brust warf, »Wahrhaftig, es müsste einem Manne wie mir gut anstehen, wenn er mit einem Dragoner einen geraden Tausch machen würde! Ich liebe es, zu verbinden, mein Teurer; das kostet mich hunderttausend Taler jährlich; doch was wollen Sie, man macht sich nicht anders. Und überdies hat Gott die Edelleute hierzu in die Welt gesetzt; hierzu hat er sie reich und zu Kapitänen von Regimentern gemacht.«

»Mein Herr«, murmelte Banniére, indem er sich, unterjocht durch so viel Größe, verbeugte.

»Welch ein herrlicher Mann sind Sie!« rief der Kaufmann, als hätte er ganz entzückt vor Bewunderung nicht an sich halten können.

»Wahrhaftig«, sagte Banniére.

Die junge Frau betrachtete ein an die Scheiben der Glastür geklebt schlechtes Bild.

»Leider«, fuhr der Kapitän fort, »leider sind meine Koffer nicht angekommen.«

»Nun?« fragte Banniére.

»Ich habe diese Kleidungsstücke nicht.«

»Aber Sie haben wohl andere«, versetzte Banniére. »Ein Mann wie Sie ist wegen eines Rockes nicht verlegen.«

»Doch, bei meiner Treue; um leichter zu reisen, habe ich Alles zurückgelassen. Ich habe nur eine samtene Hausjacke und Hosen von Basin.«

»Teufel! es ist ein Nachtgewand, was Sie mir da anbieten«, rief Banniére.

»Ei! bei meiner Treue, ja, mein lieber Herr.«

Banniére schaute den Marquis mit einem gewissen Erstaunen an. Er fragte sich offenbar, wie sich ein so bedeutender Mann ohne ein anderes Kleid, als das, welches er auf dem Leibe trage, auf die Reise begeben könne; seine Augen schweiften auch vom Kapitän zum Kaufmann über.

Der Kaufmann glaubte, diese Augen befragen ihn über den Zustand seiner Garderobe.

»Bei meiner Treue,« sagte er, »ich bin wie der Herr Marquis, nicht aus Zufall, sondern aus Gewohnheit. Ich habe nur meinen Rock: nie wechsele ich damit. Man vergisst die armen Anfänge nicht. Sparsamkeit, mein Herr, Sparsamkeit!«

»Mit dieser Sparsamkeit vergrößert man die Vermögen«, sprach der Kapitän emphatisch. »Hätten Sie übrigens auch zwei Röcke zum Wechseln, so könnte man aus diesen zwei Röcken doch kaum einen für den Herrn machender ist um ein Drittel größer als Sie.«

»Lassen Sie hören«, sagte Banniére, seinen Entschluss fassend, »dieses Nachtgewand ist wohl sehr lächerlich?«

»Wie, lächerlich!« rief der Mann mit der Feder, indem er die Stirne faltete und Banniére schief anschaute. »Verzeihen Sie. ich will sagen, sehr lustig.«

»Lustig! lustig!«

»Allerdings, mein Herr, man ist immer lustig so kostümiert«, sagte Banniére mit einer gewissen Ungeduld.

»Ah! sehr gut, sehr gut, ich höre Ihre Gründe«, sprach der Marquis sich besänftigend.

»Er ist äußerst empfindlich«, flüsterte der Kaufmann Banniére ins Ohr.

Die Sache war Banniére gleichgültig; er wollte sich indessen

höflich zeigen.

»Der Herr denkt wohl nicht, ich habe ihm in irgend einer Beziehung unangenehm sein wollen?« sagte er.

»Nein, nein«, erwiderte Madame Marion, »seien Sie doch ruhig.«

»Ich will die Kleider bringen lassen«, sprach der Marquis de la Torra. »Ich sehe, daß es ein gutes Werk ist.«

»Bemühen Sie sich nicht, Herr Marquis«, sagte der Kaufmann; »ich gehe selbst in Ihr Zimmer.«

Und er entfernte sich.

XXXVII.

*Wie, ohne so edel zu sein, als Herr van Grammont,
Sonnere die Ehre hatte, dieselbe Partie
zu machen, wie er.*

Alle diese Artigkeiten gaben Banniére den höchsten Begriff von der Stellung des Herrn Marquis.

Macht sich ein reicher Kaufmann so zum gefälligen eines Kapitäns, dachte er bei sich, so muss dieser Kapitän ein Millionär sein.

Dann nebenbei, aus Zerstreung, denn sein Herz und sein Geist liefen immer Olympia nach, logierte er Madame Marion, um dieser eine Höflichkeit im Austausch für ihre Zuvorkommenheiten zu erweisen.

Der Kaufmann ging nur hinauf und kam wieder herab; ohne Zweifel war er vertraut im Zimmer des Marquis. Er brachte die verlangten Kleidungsstücke.

Die Jacke war allerdings von Sammet, und in diesem Punkte hatte der Marquis de la Torrñ nicht gelogen; aber von einem spiegelnden Sammet, dessen Zustand durchaus nicht mehr an irgend eine Frische erinnerte. Es musste ein Schlafrock aus der Zeit von Herrn von Roquelaure, dem Zeitgenossen von Tallemant des Réaur, sein, dessen zu sehr abgenutzten oder durch einen Unfall zerstörten Schöße die Amputation erlitten hatten, wodurch das ursprüngliche Kleid in eine Weste mit Ärmeln verwandelt worden war.

Der Marquis sah, daß Banniére den Gegenstand, der ihm geboten wurde, in seinen Einzelheiten untersuchte, und daß das Detail nicht zum Vorteil des Gegenstandes war.

»Nun, probieren Sie,« sagte er, um die Aufmerksamkeit des Liebhabers abzulenken.

Banniére probierte.

Die Sache musste, wie es Banniére vorhergesehen, ein wenig lächerlich sein, denn Madame Marion, so wohlwollend sie gewöhnlich gegen ihn war, konnte sich eines ungeheuern

Gelächters nicht erwehren, als sie ihn in diesem Kittel sah.

Es ist nicht zu leugnen, eine Mütze, wie man sie damals trug, eine rote Hose und Stiefel bildeten mit dieser Jacke die possierliche Vermählung. Banniére hielt auch, während er die Jacke anprobierte, seinen Rock am Ärmel fest; endlich war er aber genötigt, ihn fallen zu lassen, und man hörte den zugleich silbernen und matten Ton einer auf der Platte aufstoßenden, wohl gespickten Börse, deren metallisches Geklirr die Dicke des Stoffes dämpfte.

Da schauten sich, wie von einer Feder berührt, der Marquis de la Torra und der Kaufmann mit einer Freudigkeit an, deren Bedeutung Banniére sicherlich begriffen hätte, wären die Unannehmlichkeit, sich in einer so abgetragenen Jacke zu sehen, und die übermäßige Länge der Ärmel dieser Jacke nicht gewesen.

Madame Marion errötete und wandte sich gegen das erwähnte Bild an der Glastür um, das sie auf's Neue betrachtete.

Zuvor stolz, beeiferte sich der Marquis alsbald, zu gefallen. Die Schwere der Börse, nach dem Geräusche berechnet, das sie beim Fallen machte, bewies ohne Zweifel dem Marquis, daß er es nicht mit einem gewöhnlichem Dragoner zu tun hatte.

Die Sache war in der Tat vollkommen möglich. Bei den Dragonern, einem bevorzugten Corps, nahmen viele junge Leute von guter Herkunft Dienste, und jeder junge Mann von guter Herkunft ist ehrenwert für die Kapitäne, bat er eine so wohl gespickte Börse, wie die von Banniére zu sein schien.

Man ließ Banniére, durch dasselbe Verfahren, als Hose von weißem Basin anprobieren; dann gab man ihm Pantoffeln, so abgenutzt als alles Übrige, mehr als alles Übrige. In dem Augenblick aber, wo man sie ihm übergab, sagte der Kapitän zum Kaufmann:

»Eine Minute, eine Minute, was Teufels! Wie rasch gehen Sie zu Werke, mein Lieber! meine Jacke gut; meine Hose, auch gut; das sind Gegenstände ohne relativen Wert, und ich will diesen jungen Mann wohl verbinden.« Und während er so sprach, schaute der Marquis Banniére väterlich an. »Was aber die Pantoffeln betrifft, nein, nein, nein! Die Pantoffeln kann ich nicht

geben: sie sind von Marion gestickt, und ich lege einen großen Wert darauf.«

Bei diesen Worten des Kapitäns warf Marion dem Dragoner einen so seltsamen Blick zu, daß der Dragoner, Olympia einen Moment vergessend, tiefer in die Pantoffeln hineinschlüpfte und mit einem kostbaren Lächeln ausrief:

»Sie hoben mir eine Sekunde gehört, sie haben keinen Wert mehr für Sie, Herr Marquis; ich appelliere an Madame selbst.«

»Es ist nicht möglich, besser zu sprechen,« rief der Seidenhändler. »Nein, Herr Marquis, nein, Frau Marquise, Sie werden nicht die Grausamkeit haben, diesen wackeren Edelmann dadurch zu verletzen, daß Sie ihm seine Pantoffeln wieder von den Füßen ziehen Halten Sie fest, junger Mann, und Sie werden die Pantoffeln haben«, fügte der Kaufmann leise bei.

Der Marquis verbeugte sich höflich, Marion lächelte anmutig, und die Pantoffeln blieben das Eigentum von Banniére.

Um sich eine Idee von der Meinung zu machen, die er von sich selbst hatte, musste man Banniére sich mit diesem seltsamen Kostüm bekleidet in dem kleinen zersprungenen Spiegel der Wirtsstube beschauen sehen.

Von allen mehr oder minder seltsamen Kostüm, welche Banniére nach einander angezogen, hatte in der Tat keines seine natürliche Grazie so schlecht bedient.

Er seufzte auch viel.

Der Marquis beurteilte die Sachlage als ein vollendeter Politiker und beeilte sich, ihn durch folgende Worte zu trösten:

»Ja, ich begreife, mein schöner Soldat, Sie finden sich ein, wenig geopfert unter dieser Kleidung; doch glauben Sie mir, die militärische Tracht ist zuweilen lästig. Wir haben sehr viele Offiziere im Canton; Einige von diesen Offizieren sind über die Maßen neugierig. Wenn es Einem von diesen Offizieren einfiel, Ihre Papiere untersuchen zu wollen, und Ihre Papiere wären nicht in Ordnung . . . hm! das gäbe eine schöne Geschichte mit Ihrer Dragoner Uniform! Wahrlich! Sie wären viel ruhiger unter meiner abgetragenen Sammetjacke!«

Das war im Grunde die Ansicht von Banniére.

Die naive Art, wie er in das Garn ging, das heißt, das

Stillschweigen, das er bei dieser Bemerkung des Marquis zu beobachten für zuträglich hielt, überzeugt« die zwei Fremden völlig von dem Dienste, den sie diesem auf den Landstraßen umherirrenden Dragoner geleistet hatten.

Sie betrachteten ihn daher fortan als ihr Eigentum, und als mittlerweile die Suppe ausgetragen wurde, ließen sie ihn neben sich zu Tische sitzen.

Neben sich ist nicht ganz genau, denn die Frau Marquise de la Torra wurde auf die linke Seite der von ihr gekickten Pantoffeln gesetzt.

Banniére hatte Hunger. Das Mittagessen war schmackhaft; das gastronomische Quartett widmete die ersten Augenblicke der Würdigung der Gerichte und Weine.

Banniére, der sich Anfangs des Kostüm schämte, mit dem man ihn ausgeputzt hatte, ermannte sich stellenweise und brachte geistreiche Worte vermischt mit Seufzern an.

Die geistreichen Worte waren für Marion; die Seufzer waren für Olympia.

Doch man weiß, Banniére war zu sehr verliebt, um beständig Geist zu haben.

Wenn sich seine Augen auf die Marquise hefteten, ging eine eigentümliche Wirkung in ihm vor: die Erinnerungen an Olympia gemischt mit den Erinnerungen an die Catalane kehrten in Menge in ihm zurück, — Erinnerungen der Liebe, Erinnerungen des Hasses, rosige Wolken, düstere Wolken.

Durch eine seltsame Kombination des Zufalls hatte die Marquise Marion in der Tat die Lippen der Catalane und die Haare von Olympia. Daraus ging hervor, daß durch vieles Anschauen der Marquise der arme Banniére sich mit vergangenen Chimären anschwellte, was die unwürdigste Nahrung für die Geister, welche sich wohl befinden, und um so mehr für die krankhaften Geister ist.

Diese chimärischen Gedanken verhinderten ihn Anfangs, zu bemerken, wie sehr er durch einen Fuß des Tisches beengt war, durch einen hartnäckigen Fuß, der sich immer durch sein Reiben widersetzte, wenn er von seinen Pantoffeln Gebrauch machen wollte. Er beschloss, zwischen seine Füße diesen unglücklichen

Fuß zu nehmen, und, sonderbares Erstaunen! er fühlte, daß dieser Fuß, den er, ehe man das Tischtuch gelegt, für viereckig gehalten, rund war, und daß er zwischen seinen Knöcheln entschlüpfte, wie ein Häschen, das aus seinem Lager springt. Ganz erstaunt, bemerkte Banniére an der Röte der Marquise, daß dieser Fuß nichts Anderes war, als der der Marquise Marion.

Banniére war nicht mehr geneigt, geckenhaft zu sein, — das ist ein Fehler, den man verliert, wenn man die Liebe gewinnt, — er wollte lieber, — überdies war dies eher getan, — glauben, die junge Dame habe es gemacht wie er und einen Fuß von lebendigem Fleisch für einen Fuß von totem Holze gehalten.

Er beeilte sich daher, sich anmutig gegen Marion unter vielen Entschuldigungen zu verbeugen, und Marion, sagen wir es zu ihrem Lobe, errötete nur um so stärker.

Das Mittagsbrot endigte heiter auf Seiten des Marquis und des Kaufmanns mit den grau, blauen Strümpfen, für welche das, was unter dem Tische vorgegangen war, nichts Zweideutiges gehabt hatte.

Der Fuß von Marion hatte Banniére an den von Olympia erinnert. Bei dieser Erinnerung hatte der arme Wahnsinnige Alles vergessen, was nicht diese Erinnerung selbst war, die Marquise und seine Irrungen, und seine zwei Tischgenossen: er hatte den Wein getrunken und den Wein vergessen; er hatte seinen Dragonerrock verkauft und nicht nur den Rock vergessen, sondern auch die Werbung, die ihm diesen Rock auf den Rücken gebracht. Über dem geröteten Tischtuche, unter den an«gezündeten Wachskerzen, schwebte ein reizendes Phantom, das sich zuweilen in den dunkeln Ecken des Zimmers verlor, dann unversehens wieder erschien und Alles zu einem geheimnisvollen Leben anfachte. Im Feuer, im Wein, in der Liebe, in der Zukunft sah Banniére nur Olympia.

Er wurde seiner Träumerei durch einen schweren Seufzer der Marquise Marion entzogen.

Doch er versank beinahe im Augenblick wieder darein.

Dann durch einen Ausruf des Marquis:

»Gottes Blut! unser junger Mann hat keine Stiefel mehr!«

»Nein«, versetzte der Kaufmann, da er sie gegen Ihre

Pantoffeln vertauscht hat.«

»Dann wird er nicht mehr reiten können.«

»Das ist auch wahr«, sagte der Kaufmann.

»Das ist wahr«, sprach Banniére.

»Keine Stiefel mehr, das ist wahr«, bemerkte die Marquise, »doch Mittel, um zu kaufen.«

Und sie schoß an die Adresse von Banniére einen Blick ab, der unter Weges blieb oder, wenn er ankam, nicht mit seiner wahren Bedeutung ausgenommen wurde.

»Oh! dem Herrn Dragoner, davon bin ich fest überzeugt«, sagte der Marquis mit demselben Blicke, der Banniére schon einmal bestimmt hatte, »dem Herrn Dragoner liegt nicht mehr an seinem Pferde, als an seiner Uniform.«

Banniére bebte.

»Er hat sehr Recht,« fügte der Marquis mit einem ausdrucksvollen Tone bei.

»Leider ist das Pferd reh«, sagte der Kaufmann, »ich hätte mich dazu bequemt. Es hat in der Tat Ansehen.«

»Gut!« sprach Banniére, »kaufen Sie es immerhin, und mit ein wenig Sorgfalt werben Sie es wiederherstellen, dafür büрге ich Ihnen.«

»Unmöglich!«

»Warum?«

»Ist es nicht überdies mit dem Zeichen des Regiments oder der Lilie des Königs marquirt?«

»Es ist mit der Lilie des Königs marquirt, wie jedes ausgemusterte Pferd.«

»Ah! Sie gestehen, daß es ein ausgemustertes Pferd ist!«

»Bah!« versetzte Banniére, »was macht die Marque? Man sieht die Marque nicht, wenn man es auf eine gewisse Art equipirt.«

»Wohl! equipiren Sie es so, junger Mann. Für mich, begreifen Sie, ist eine Marque ein Tadel; sprechen wir übrigens nicht mehr von einem rehen Pferde nein! Nein!«

»Ich wäre indessen hinsichtlich des Preises leicht zu befriedigen gewesen«, sagte Banniére unkluger Weise.

»So wenig teuer Sie es verkaufen mögen, so wird es immer

noch zu teuer sein«, erwiderte der Kaufmann.

»Eine Sache, welche zu nichts nützt, ist immer zu teuer«, sprach sentenziös der Marquis.

»Aber, Kapitain!«

»Machen Sie es, wie Sie wollen«, sagte der Marquis, »lassen Sie mich aber schlafen: ich falle vor Schlaf um.«

Und er machte es sich bequem in einem Lehnstuhl beim Kamin, wobei er darauf bedacht war, Banniére und Marion den Rücken zuzuwenden.

Fünf Minuten nachher schnarchte der Herr Marquis de la Torra wie ein Herzog.

XXXVIII.

Wer gespielt hat, wird spielen.

Diese unerwartete Schlaftrunkenheit war Banniére sehr ärgerlich. Es lag ihm viel daran, sein Pferd anzubringen, und sollte er es nicht vorteilhafter anbringen, als dies bei seiner Uniform der Fall gewesen war.

Der Kaufmann schien auch sehr ärgerlich.

»Ha!« rief er, »Der Herr Marquis ist eingeschlafen, ohne mir meine Revanche zu geben.«

»Welche Revanche?« fragte Banniére.

»Oh! nichts, Revanche von einer Partie Piquet, was wir beinahe alle Abende seit unserer Reise spielen.«

»Der Herr spielt nicht«, sagte rasch Marion, welche sich Banniére immer angenehmer zu machen suchte und zu diesem Ende die Schlaftrunkenheit des Kapitäns benützte.

Die Worte: »Der Herr spielt nicht«, klangen in den Ohren von Banniére wie ein Echo von geschütteltem Gold, von umgeworfenen Stößen Silber, von Würfeln, die ans den Tisch fallen, von einer Kugel, die sich in einer Roulette dreht.

»Selten, Madame«, antwortete der Dragoner stammelnd.

»Selten ist nicht nie«, sprach der Kaufmann, »und dann ist ein Unterschied im Spielen: spielen, um sich zu unterhalten, heißt nicht spielen.«

»Allerdings«, erwiderte Banniére.

»Hören Sie«, sagte der Kaufmann, die Stimme dämpfend, als wäre er den Marquis nicht aufzuwecken bemüht, »hören Sie, Ihr unglückliches Pferd ist keine fünf Pistolen wert!«

»Ho! Ho!« machte Banniére.

»Nein, es ist nicht so viel wert. Nun, ich spiele mit Ihnen darum, gegen . . . gegen was?«

Und der Kaufmann schaute umher, als suchte er, gegen was er um das Pferd von Banniére spielen sollte.

Der Marquis hörte auf zu schnarchen, öffnete die Augen und

rief in der Sekunde, wo Banniére antworten wollte:

»Wer spricht vom Spielen? wieder dieser verdammte Kaufmann. Welch ein schlimmer Gast! Dieser Teufelsmensch ist das eingefleischte Spiel!«

Der Kaufmann, der in der Tat ein starker Spieler zu sein schien, versuchte es, zu streiten.

»Aber, Herr Marquis . . . «, sagte er.

»Gottes Blut! lassen Sie uns in Ruhe! Wie, dieser Junge hat vielleicht nicht genug mit seinem Gelde, mit seinem armseligen Gelde, und Sie wollen ihm noch davon abnehmen! Oh! das Ist eine Schande. Man sieht wohl, daß Sie vom Bürgerstande sind, mein Lieber. Lassen Sie ihn seines Weges gehen, und wenn er Gold hat, so soll er es behalten. Das Gold wächst nicht zwischen den Pflastersteinen.«

»Aber Herr Kapitän«, wiederholte der Kaufmann.

»Schweigen Sie!« entgegnete ungeschlacht der Marquis; »was Sie da machen, ist hässlich. Glauben Sie denn, Jedermann schöpfe aus einem Fonds von hunderttausend Pistolen?«

»Oh! der Herr Marquis übertreibt!« erwiderte sich verbeugend der Mann mit den graublauen Strümpfen.

»Ei nein! Ich übertreibe nicht, Sie haben so viel; mögen Sie es nun in Talern, oder in Stoffen haben, Sie haben es immerhin. Man soll nicht immer so spielen. Am Ende würde er mich noch zum Spieler machen, mich, der ich die Würfel hasse und die Karten nicht riechen kann.«

Ohne auf die Blicke des Verständnisses Acht zu geben, welche Ihm Madame Marion zu schleuderte legte Banniére Fürsprache für den guten Kaufmann ein, den der Verweis ganz rot gemacht hatte.

»Ich beteuere Ihnen, Herr Kapitän, daß dieser ehrliche Bürger, den Sie misshandeln, mir keine Gewalt angetan hat«, sagte er.

»Doch! doch! er wollte Sie zwingen, zu spielen; was Teufels! er sprach von Ihrem Pferde! mich dünkt, ich Habe es wohl gehört.«

Der Kaufmann schien sich gegen die Autorität des Marquis zu empören.

»Und wenn ich davon gesprochen hätte«, sagte er mit einer gewissen Festigkeit, welche Banniére edel fand, »sollte man nicht

glauben, man sei deshalb lasterhaft?« »Spielen Sie denn nie, Sie, Herr Marquis?«

»Doch, alle Teufel! ich spiele, und ich will sogar spielen, aber um zu verlieren. erfahren Sie, mein Herr, daß ich, glaubte ich zu gewinnen, nie spielen würde. Ich denke, Sie weiden, so reich Sie auch sind, Ihr Vermögen nicht mit dem meinigen vergleichen. Sollte ich ein Jahr unaufhörlich spielen und jeden Tag zehn tausend Livres verlieren, so wäre mein Gut la Torra am Ende des Jahres nicht minder rund.«

»Was für zartfühlende Personen!« sagte Banniére zu sich selbst.

»Man weiß es, mein Gott! man weiß es«, rief der Kaufmann, »doch sobald ich nichts von Ihnen aus Ihr Gut entlehne . . . «

»Ei!« fuhr der Marquis fort, »da Sie sich in diesem Tone gegen mich benehmen, so will ich Ihnen etwas zeigen! Abi Du willst spielen, Bursche: ah! Du willst Deine Taler setzen, Gevatter. Gut, es sei, setze Sie auf den Teppich, Deine Taler, lass sie den Tag sehen; sie sterben vor Begierde, Lust zu schöpfen.«

»Aber, Herr Marquis«, sagte der Kaufmann, dessen Gesicht eine lebhaft Unruhe auszudrücken anfing,

»Ich bin kein Wütender, wie Sie glauben; ich spiele ohne Leidenschaft.«

»Und ich!« rief der Marquis, »sehen Sie doch, ob ich mich ängstige! bin ich ruhig oder nicht? Ich schlief, da ist ein junger Mann, der es bestätigen kann. Sie haben mich aufgeweckt, mein Lieber; nun denn! ich will heute Abend hundert tausend Taler verlieren oder Sie zu Grunde richten; steht das Ihnen an?«

»Wahrhaftig, Sie erschrecken mich, Herr Marquis.«

»Auf, auf, Herr Spieler!«

»Es ist kein Spiel, was Sie mir anbieten, sondern ein Duell.«

»Wie viel haben Sie?«

»Bei mir?«

»Bei sich oder im Portefeuille.«

»Aber, Herr Marquis . . . «

»Vorwärts!«

»Was?«

»Auf den Tisch, auf den Tisch, geschwinde!«

»Aber, Kapitän . . . «

»Ah! er weicht zurück. Ja, ich begreife, mutig, wenn er es mit der armseligen Börse unseres kleinen Dragoners zu tun hat, weicht mein Kompan zurück, da es sich darum handelt, der Kasse von la Torra Stand zu halten. Lassen Sie sehen, haben Sie Herz? Ja? Wohl an, heraus mit den großen Talern und den Louis d'or, und mit den Kassenbillets, wenn weder große Taler, noch Louis d'or mehr vorhanden sind; ein Schafskopf, wer hierauf verzichtet.«

»Gut also, da Sie es wollen«, sagte der Kaufmann.

»Ob ich es will? ich glaube wohl.«

.Durchaus?«

»Durchaus.«

Hier wandte sich der Kaufmann gegen Banniére um und murmelte:

»Dieser Teufelsmensch hat das Herz eines Königs. Beklagen Sie mich, Dragoner, ich bin ein ruiniertes Mann.«

Und mit einem Seufzer nahm der Kaufmann Platz. In einem Augenblick war das Spiel gemacht.

Der Marquis legte Kassenbillets in einem Haufen aus, der einen Bereicherten vom Mississippi zittern zu machen im Stande gewesen wäre.

Der Kaufmann über, welcher zwanzigmal in seiner Tasche störte und einen nach dem andern herauszog, pointierte bescheiden etwa fünfzehn Louis d'or, welche unter bleichen Silberthalern funkelten.

Banniére fühlte beim Anblick der Louis d'or und den Kassenbillets im Grunde seiner Seele alle Spielerinstincte erwachen, während seine Hand krampfhaft in seiner Tasche die fünfzig bis sechzig Louis d'or, die ihm blieben, marterte; das Kinn in der Hand, das Auge glühend, die Lippen zusammengepresst, stützte er sich sodann mit den Ellenbogen auf den Tisch und schaute zu.

Die Marquise Marion aber stützte sich, indes sie Zuckerwerk knaupelte, halb auf einen Lehnstuhl, halb auf die Schulter von Banniére.

Nur war es offenbar, daß die Gemütsbewegung von Banniére

nicht bis zu ihr aufstieg. Sie musste an dieses Schauspiel gewöhnt sein.

Die Coups folgten sich wütend; die Partie glich, wie es der Kaufmann gesagt hatte, nicht einem Spiele, sondern einem Kampfe!.

Der Marquis war Anfangs im Vorteil und verspottete sehr angenehm seinen Gegner.

Alle Louis d'or des Kaufmanns machten, einen ausgenommen, Bekanntschaft mit den Kassenbillets des Marquis.

Doch bei diesem letzten Louis d'or wandte sich das Glück und der Kaufmann fing an zu gewinnen, aber dergestalt und mit einer solchen Heftigkeit, daß nun der Haufen Billets wie Butter schmolz und nach und nach zur Rechten des Kaufmanns wanderte.

Banniére verharrte in Bewunderung. Man konnte unmöglich mit mehr Anmut und Leichtigkeit verlieren, als der edle Marquis,

Obgleich nur einfacher Zuschauer, fühlte Banniére den Schweiß von seiner Stirne fließen. Ist man wahrhaft Spieler, so hat man nicht nötig, zu spielen, um Gemütsbewegungen zu erleiden: es genügt, spielen zu sehen.

Die vom Haufen der Billette verschwundenen Summen mussten ungeheuer sein.

Der arme Kaufmann sah immer mehr verlegen aus. Er schämte sich seines Glückes.

Es war ein wahrer Sturm von Größe auf der einen Seite, von Ehrlichkeit auf der andern.

Banniére hatte Tränen in den Augen. Er fühlte sich unfähig, so zu gewinnen oder zu verlieren.

»Ah! mein Herr«, sagte der Kaufmann, »ah! Herr Marquis, ich bitte Sie inständig, lassen Sie uns anhalten. Sie sind im Unglück.«

»Gut,« erwiderte der Kapitän, »wegen fünfzig tausend Livres vielleicht; das ist wohl der Rede wert! Fahren wir fort!«

»Frau Marquise«, rief der Kaufmann, die Hände faltend, »flehen Sie den Herrn Kapitän an, daß er aufhört.«

»Bah! meine Frau wird zwei Diamanten weniger in dem Schmuckkästchen haben, das ich ihr an ihrem Namenstage zu geben gedenke, und sie wird darum ihrem Manne kein

schlimmeres Gesicht machen; nicht wahr, Marion?«

Die Marquise zuckte die Achseln.

»Mein Glück ist allerdings erstaunlich, nicht wahr, Dragoner?« sagte der Kaufmann.

»In der Tat, erstaunlich«, erwiderte Banniére, »ich habe nichts Ähnliches gesehen. Der Herr Marquis könnte heute Abend Alles verlieren, was er besitzt.«

Banniére hatte kaum diese Worte gesprochen, als eine Kombination von Assen dem Marquis abermals zehn tausend Livres raubte.

»Oh! das ist zu stark!« rief der Kaufmann; »ich verzichte auf das Spiel, ich würde zu viel gewinnen.«

Und er warf die Karten weg, als wäre er seines Glückes überdrüssig.

»Oh! mein Lieber«, sagte der Marquis, »einen letzten Coup von zehn tausend Livres.«

»Ah! Herr Marquis, bedenken Sie.«

»Was?«

»Bedenken Sie, daß Sie Im Unglück sind, und daß Sie diese zehn tausend Livres verlieren werden.«

»Nein; ich habe eine Idee.«

»Welche?«

»Bei diesem Coup werde ich wieder zu meinem Gelde kommen.«

Der Kaufmann schüttelte den Kopf.

»Auf, auf, einen letzten Coup!« sagte Banniére, lebhaft interessiert.

»Es sei, da Sie es wollen«, sprach der Kaufmann. »Doch wie werden wir um diese zehn tausend Livres spielen?«

»In einer Tour, auf den schönsten Rummel.«

»Gehalten.«

Man machte das Spiel.

Der Marquis hatte sechs Karten in Carreau, doch der Kaufmann hatte sieben in Herz.

Er strich die zehn tausend Livres ein; dann stand er auf und sagte:

»Wahrhaftig, Herr Marquis, ich bin ganz verlegen, und ich hoffe, Sie werden sich erinnern, daß Sie mich zu spielen gezwungen haben.«

»Gut, gut«, erwiderte lächelnd der Marquis »von zwei Männern, welche gegen einander spielen, muss durchaus immer Einer verlieren. Nur bitte ich Sie um das schöne Damastkleid, das Sie für die Prinzessin von Beautremont bestimmt hatten; geben Sie es meiner Frau.«

»Ei! Madame, dieses und noch zwei andere, wenn sie Ihnen angenehm sind.«

Banniére wischte sich mit seinem Taschentuch die Stirne ab.

»Nie habe ich eine solche Partie und solche Spieler gesehen«, sprach er laut.

»Wie traurig ist das!« rief der Marquis philosophisch, die Augen zum Himmel ausschlagend, »und wie blind ist das Glück! Ich lasse sechzig tausend Livres einen Millionär gewinnen, während ich vor mir einen jungen Herrn habe, den das Drittel dieser Summe Vielleicht glücklich machen würde.«

»Oh! zwanzig tausend Livres! Ja, zwanzig tausend Livres würden mich sehr glücklich machen«, murmelte Banniére, bedenkend, er würde von diesen zwanzig tausend Livres fünfzehn ausgeben, um Olympia wieder aufzufinden, und es müsste sehr unglücklich gehen, wenn er sie mit diesen fünfzehn tausend Livres nicht fände.

»Und was brauchte es hierzu?« fuhr la Torra fort, der sich in seine immer mehr philosophischen Träume vertiefte; »was brauchte es? Daß der Herr«, und er deutete auf Banniére, »daß der Herr da saß, wo dieser Dummkopf von einem Kaufmann ist, und daß dieser Dummkopf von einem Kaufmann saß, wo der Herr ist.«

»Ah! was wollen Sie, Herr Marquis? das ist das Geschick«, sagte der Gewinnende.

»Nein, das Glück. An Ihrem Platze hätte der Dragoner vielleicht nicht gewonnen.«

»Doch«, entgegnete der Kaufmann mit Überzeugung.

»Bah! und warum?« fragte Banniére.

»Mein Herr, weil das Glück dem Platze gehört und nicht dem

Spieler«, antwortete sentenziös der Mann mit den graublauen Strümpfen.

»Glauben Sie?« versetzte Banniére.

»Er hat Recht«, jagte der Kapitän, »er hat hat meiner Treue Recht.«

»Sie treten also der Ansicht des Herrn bei?« fragte Banniére.

»Oh! vollkommen; ich bin nicht halsstarrig.«

»Setzen Sie sich also ein wenig hierher, Herr Dragoner«, sagte der Kaufmann, indem er Banniére an seinen Platz schob, »und versuchen Sie es.«

»Oh! bei meiner Treue! Nein!« rief der Marquis; »genug des Spieles! meine Hände sind krank vom Bewegen der Karten.«

»Vorwärts!« rief der Kaufmann.

»Nein, die Chancen würden nicht fortdauern: sie folgen dem Gelde auf dem Teppich und nicht der Idee des Spielers in seinem Gehirne.«

»Nun!« sagte Banniére, »man kann es mit einigen Talern versuchen.«

»Mit einem einzigen Taler, aus Neugierde, gut«, sprach der Marquis.

»Unmöglich«, entgegnete Banniére mit seinem aristokratischsten Tone.

»Und warum?«

»Weil ich nur Gold habe.«

»Gut!« sprach gleichgültig der Marquis; »risquieren Sie einen Louis d'or, da Sie es durchaus wollen.«

Und er setzte sich wieder mit einer gewissen Nachlässigkeit und mischte die Karten, wie ein Mann, der gar nicht gewohnt ist, sich die Mühe zu geben, die er sich wegen eines so kleinen Spieles gab.

Banniére hob ab, der Marquis gab die Karten.

Banniére nahm sein Spiel auf.

Es fanden sich darin drei Asse, drei Könige, drei Damen und ein Rummel von sechs Knoten.

Banniére warf zwei Damen und einen König weg, denn er war in der Hinterhand.

Er hob ein Aß und die zwei letzten Karten seines Rummels, aus.

Er legte sein Spiel auf und hatte gewonnen.

Der Marquis warf ihm einen Louis d'or zu, indem er sich vor Lachen krümmte.

»Ah! das ist unendlich interessant«, sagte der Marquis, »fahren Sie doch fort.«

Man fing wieder an. Banniére gewann abermals.

Man machte eine dritte Partie. Banniére gewann immer.

Da schlug der Kaufmann vor, zu verdoppeln, um zu sehen, welche Summe Banniére mit einem solchen Glücke gewinnen könne.

Der Dämon des Spiels war in ihm und brüllte in der Tiefe seines Herzens:

»Gold! Gold! Gold!«

Er nahm den Vorschlag an. In einer halben Stunde gewann er zweitausend Louis d'or in Kassenbillets.

Da wandte sich die Chance. Ohne Zweifel war das Glück erschöpft.

Banniére fing an zu verlieren und war darüber entzückt. Wie der Kaufmann, schämte er sich seines Glücks.

Doch er fuhr fort, mit einem solchen Unglück zu verlieren, daß sein Entzücken aufhörte.

Banniére hatte indessen nur das verloren, was er gewonnen; er konnte die gemachten Partien als einen Versuch betrachten, hierbei stehen bleiben und seine Louis d'or nicht angreifen.

Banniére war ein echter Spieler: er hatte diesen Mut nicht.

Er griff seine Louis d'or an.

Sobald sie angegriffen waren, defilierten die Louis d'or zu zwei und zwei, zu vier und vier, zu sechs und sechs. Banniére hatte sechzig Louis d'or: das war im Ganzen die Sache von einer halben Stunde.

Sechzig Louis d'or, das heißt mehr, als er brauchte, um nach Paris zu gehen und Olympia auszusuchen.

Kalt und ohne ein sichtbares Vergnügen, verbeugte sich nun der Marquis und steckte die sechzig Louis d'or von Banniére ein.

Banniére wollte zwei Louis d'or entleihen, um das Glück wiederzuerringen. Zwei Louis d'or, das war sehr wenig für einen so reichen Marquis.

Doch zu seinem großen Erstaunen schüttelte der Kapitän den Kopf und sagte:

»Mein Grundsatz, ein Grundsatz, von dem ich nie abgehen werde, in Betracht, daß er auf der Moral beruht, ist, die Jugend nicht dazu zu ermutigen, daß sie sich ruiniert. Bleiben wir also hierbei, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr Dragoner.«

Banniére war wohl ein wenig verblüfft, aber bei dem Worte Moral musste er anerkennen, daß der Marquis über ihm erhaben, der Marquis, der ohne sein Gesicht zu verändern, sechzig tausend Livres verloren hatte. Er ließ also den Kopf hängen wie ein Schüler.

Da neigte sich der Kaufmann freundschaftlich zu ihm und sprach:

»Auf, junger Mann, es bleibt Ihnen das Pferd. Was Teufels! lassen Sie den Marquis Ihr Gold wieder herausgeben. Das Pferd gegen zehn Pistolen.«

»Wie?« versetzte de la Torra.

»Ich sage, das Pferd gegen zehn Pistolen«, wiederholte der Kaufmann.

Dann flüsterte er Banniére zu:

»Bei Gott! wenn Sie verlieren, verlieren Sie nicht viel.«

Es war am Marquis, die Karten zu mischen.

Er hatte in seinem Spiele beim letzten Coup gerade das, was Banniére beim ersten in dem seinigen gehabt hatte.

Das war außerordentlich.

So viel Zähigkeit im Gewinnen setzte Banniére, der unwillkürlich düster zu werden anfang, in Erstaunen.

Es blieb ihm nicht einmal mehr etwas, um seine Rechnung dem Wirte zu bezahlen.

Er äußerte dies lachend. Allerdings lachte er mit dem Ende der Lippen.

Doch statt als vornehmer Mann zu handeln und ihm seine Dienste anzubieten, pirouettirte der Marquis, zur großen

Verwunderung von Banniére, auf dem Absatz und eilte nach der Tür.

Der Kaufmann war schon verschwunden.

Banniére war vernichtet; der Gedanke, daß er jedes Mittel verloren, Olympia einzuholen und wiederzubekommen, entriß seinem Busen einen Seufzer und seinen Augen zwei große Tränen.

Maiton war im Begriff, hinter dem Marquis de la Torra aus dem Zimmer wegzugehen.

Sie wandte sich um, als sie den Seufzer hörte, und sah die zwei großen Tränen.

Und sie war offenbar gerührt, denn sie hob ihren rosigen Finger bis zu ihren Lippen empor und blinzelte mit den Augen auf eine bezeichnende Art gegen Banniére.

Banniére verstand, daß dies besagen wollte: »Warten Sie«, und folglich: »Hoffen Sie.« Er hoffte nicht viel, doch er wartete.

Es waren nicht zwanzig Minuten verlaufen, als Marion am Fenster des Erdgeschosses, an dessen Scheiben sie mit dem Ende ihrer rosigen Nägel klopfte, wieder erschien.

Banniére öffnete hastig.

»Mein Herr«, sagte sie leise, »Sie sind bestohlen worden.«

Und sie entfloh eilig, oder sie entflog vielmehr wie ein Vogel, ohne nur zu warten, bis Banniére die hübschen Finger geküsst, welche so anmutig auf den Scheiben getrommelt hatten.

XXXIX.

Wo Banniére seine Revanche nimmt.

Banniére blieb einen Augenblick ohne Stimme und ohne Bewegung. Er war ganz einfach erstaunt über das, was er vernommen. Alles war in ihm verletzt: seine Liebe und seine Eitelkeit.

Nach einem Augenblick kam ihm die Sprache wieder.

»Bestohlen!« murmelte er, während ein Schauer seinen ganzen Leib durchlief. »Wie! der Marquis de la Torra, Kapitän beim Regimente der Abruzzen, wie! dieser würdige Kaufmann, ein Millionär, haben sich verbunden, um mich zu bestehlen!«

»Unmöglich!«

Diese Reflexionen wurden rasch gemacht, so rasch, daß sie völlig im Geiste von Banniére gebildet waren, als sich Marion noch nicht in der Mitte des Hofes der Stallungen befand, und sie war doch sehr leicht, die anmutige kleine Frau.

Banniére war aber auch sehr leicht, wenn ihn eine heftige Leidenschaft antrieb. Mit einem ersten Sprunge war er im Saale, mit einem zweiten war er im Hose, mit dem dritten Sprunge erreichte er sie und umfing sie zugleich mit seinen beiden Armen.

»Meine liebe Marion«, flüsterte Banniére der jungen Frau ins Ohr, »was haben Sie mir denn sagen wollen, als Sie mir sagten, ich sei bestohlen worden?«

»Ich wollte Ihnen sagen, was ich Ihnen gesagt habe, und nichts Anderes.«

»Bestohlen!«

»Ja. Wissen Sie, was ein Grieche ist?«

»Ein Grieche?« versetzte Banniére erstaunt. »Gewiss, ich habe es in der Schule gelernt: das ist ein Mensch, der in Griechenland geboren ist.«

»Ei nein! mein lieber Herr.«

»Was ist es denn?«

»Die Griechen sind gewandte Leute, welche durch ihre Geschicklichkeit die Launen des Glückes verbessern.«

»Gauner also?«

»Gauner, das ist sehr hart; Griechen, das ist artiger.«

»Der Kaufmann ist also ein Grieche?«

»Allerdings.«

»Der Marquis ist also ein Grieche? Also Ihr Gemahl, der Kapitän . . . «

»Ei! mein Herr, er ist nicht Kapitän; er ist nicht mein Gemahl.«

»In jedem Falle, wenn er das nicht ist, sind Sie ein Engel . . . Doch noch ein Wort, meine kleine Marion. Wie hat mich der Marquis . . . Ich nenne ihn Marquis, weil ich ihn auf irgend eine Art nennen muss . . . «

»Er hat Sie im Einverständnis mit dem Kaufmann bestohlen.«

»Aber all dieses Geld, und all diese Kassenbillets, die sie vor mir ausgebreitet haben, das war doch wohl Geld, das waren doch wohl Kassenbillets?«

»Das Geld war echt, und das war der Grund der Kasse unserer vorgeblichen Millionäre; die Billets waren falsch, und hätten Sie dieselben in der Nähe betrachtet, so würden Sie es leicht erkannt haben.«

Sie waren so weit in ihrem Gespräche, als ein Fenster im ersten Stocke geöffnet wurde und man die Stimme des Kapitäns rufen hörte:

»Marquise Marion! Marquise Marion! Nun, wenn's beliebt, wo sind Sie?«

»Er ruft mich, hören Sie?« sagte die junge Frau, »er ruft mich. Oh! mein Herr, lassen Sie mich los, er würde mich umbringen.«

Und sie machte sich frei und verschwand in der Dunkelheit.

Banniére blieb allein mitten im finsternen Hofe.

Da kam ihm Alles, was er von den geschickten Gauklern hatte sagen hören, welche die Volte vor den Augen ihres Gegners schlagen, ohne daß dieser etwas davon sieht, ins Gedächtnis. Er erinnerte sich, daß er während aller Partien, die er mit dem vorgeblichen Marquis gemacht, im Spiele beinahe beständig eine Karte, welche länger als die anderen, gesehen, gefühlt, erraten hatte, wie man sagen will, und daß er es beim Mischen der Karten mehrere Male maschinenmäßig versucht, diese Karte in das Niveau, das sie überschritt, zurück zudrücken.

Er erinnerte sich auch, daß der edle Marquis beim Abheben diese Karte immer unten ließ, so daß sie den Talon für den, welcher in der Vorderhand war, bildete.

»Marion hat Recht, ich weiß, was ich zu wissen brauche«, sagte er. »Wohl an, Banniére, es handelt sich darum, so sein zu sein, als diese Herren. Auf einen Griechen anderthalb!«

Und er sang an zu überlegen, und wenn es Tag gewesen wäre, hätte man können sein Gesicht stufenweise sich im Strahle der inneren Flamme, die man den Geist nennt, aufklären sehen.

Nach Verlauf von fünf Minuten schien die Physiognomie von Banniére völlig erheitert: er hatte seinen Entschluss gefasst.

»Ich habe meine Sache«, sagte er.

Und auf der Stelle langte er, indem er sich nach dem erleuchteten Fenster richtete, das ihm als Leuchtturm diente, bei dem falschen Marquis de la Torra an, der mit dem falschen Kaufmann den Kaffee zu sich nahm, den doppelten Kaffee, mit mehr oder weniger für das Gesicht und den Geruch angenehmen Liqueurs.

Marion, das arme Kind, war ganz rot und ganz atemlos zurückgekommen.

Sie hielt eine kleine Anschauung aus, welche Banniére dadurch unterbrach, daß er an die Tür klopfte.

»Herein!« antwortete man ihm ohne zu großes Zögern,

Banniére trat ein. Er war rosenfarben, artig, freundlich; Alles in seiner Haltung offenbarte eine vollkommene Höflichkeit.

Der Schauspieler hatte dem Spieler wieder ein Gesicht gemacht.

»Herr Marquis«, sagte er, »ich habe Ihnen ein kleines Geheimnis mitzuteilen.«

Der Kaufmann stand auf.

Das war ein sehr diskreter Mann. Er wollte sich entfernen, um Banniére und den Marquis allein und frei zu lassen.

Banniére erriet aber seine Absicht und hielt ihn mit Dringlichkeit zurück.

»Ei! mein Herr, ich bitte Sie inständig, bleiben Sie. Sind nicht bei einem biedern Manne wie Sie alle Geheimnisse In Sicherheit?«

Der Marquis fühlte sich, trotz dieser höflichen Miene, nicht ganz behaglich.

»Was ist es, mein Lieber«, sagte er, indem er wieder sein vornehmes Wesen annahm, »und was wollen Sie von mir?«

»Mein Herr«, erwiderte Banniére, »ich weiß wohl, daß es schwer zu sagen ist, doch ich muss am Ende meinen Entschluss fassen.«

»Sprechen Sie, Dragoner.«

»Nun also, mein Herr . . . «

»Ich höre.«

»Mein Herr, Ich habe nicht meinen Abschied vom Regiment genommen: ich desertiere.«

»Ei! wir vermuteten es wohl«, erwiderte mit hartem Tone der Kapitän. »Doch nehmen Sie sich in Acht, junger Mann, das sind keine Geheimnisse, denen der Marquis de la Torra, Kapitän im Regimente der Abruzzen, seine Billigung gewähren kann.«

»Ah! es ist wahr, mein Herr, ich hoffe aber, daß Sie Nachsicht mit einem armen jungen Mann haben und mir einen Dienst leisten werden.«

Der Marquis de la Torra glaubte, es handle sich um die Eröffnung eines Anlehens, und nahm das Gesicht eines Banquier an, der seine Kasse schließt.

Er wollte Banniére unterbrechen, als dieser ihn selbst unterbrach.

»Stille! hören Sie«, sagte Banniére geheimnisvoll.

Instinktiertig näherten sich die zwei Männer; sie fingen an etwas Unbekanntes zu wittern.

»Meine Börse«, fuhr Banniére sehr leise fort, »meine Börse war nicht die einzige Quelle, die ich besaß, als ich hierher kam. Ich hatte noch . . . «

Er schaute umher.

»Was, was hatten Sie?« fragten die zwei Männer.

»Ich hatte noch einen großen Sack mit Silber.«

»Ah«, machten einstimmig der Kapitän und der Kaufmann, durch diese vertrauliche Mitteilung zu einem wirklichen Interesse zurückgeführt. Einen Sack!«

»Ja.«

»Einen großen Sack?«

»Zehn tausend Livres enthaltend.«

»Zehn tausend Livres!« riefen die zwei Männer.

Und sie strichen mit der Zunge über die Lippen und schauten sich von der Seite an.

»Was haben Sie mit diesem kostbaren Sack gemacht, Dragoner?« fragte väterlich der Marquis; »sprechen Sie.«

»Ich glaubte mich verfolgt, ungefähr eine Viertelmeile von hier, als ich auf die Markung dieses Fleckens kam, und da mein Pferd furchtbar ermüdet war und der unglückliche Sack ein zu großes Gewicht hatte, so warf ich ihn in einen Graben, unter Weiden, indem ich mir ganz genau die Stelle merkte, wo ich ihn ließ, um in der Nacht zurückzukommen und ihn zu holen.«

»Ho! Ho!« machten die zwei Männer.

»So, daß ich nun, da es Nacht geworden iß . . . «

Banniére machte den zwei Griechen ein Zeichen des Verständnisses, diese schauten sich aber ganz erstaunt an. Sie hatten nie eine Dummheit wie die des Dragoners gesehen, der, schon einmal geplündert, so große Eile hatte, sich noch einmal plündern zu lassen.

»Sie begreifen nun?« sagte Banniére.

»Nein, nicht vollkommen«, antwortete der Marquis.

»Und wenn der Herr Marquis nicht vollkommen begreift,« fügte der Kaufmann bei, »so begreifen Sie, daß ich gar nicht begreife.«

»Nun wohl, Sie werden mich begleiten.«

»Gern.«

»Mit einer Laterne.«

»Ja. Doch warum Sie begleiten?«

»Ah! einmal, weil Sie die Gegend besser kennen, als ich, und mir helfen werden, daß ich mich zurecht finden; sodann, weil ich es bei Nacht nicht sehr liebe, allein auszugehen; endlich, weil der Wirt, sähe er mich bei Nacht allein auf seinem Gasthaus mit einer Laterne weggehen, sich beunruhigen und Verdacht schöpfen könnte. Er hat schon genug darüber erstaunt geschienen, daß ich vom Dragoner das geworden bin, was ich bin.«

»Gut! Gut! gut!« riefen die zwei Männer, »zu Ihren Befehlen.«

»Dann nehmen Sie einen Stock«, sagte Banniére zum Kaufmann; »Sie, Herr Marquis, werden Ihren Degen nehmen; ich nehme meinen Säbel.«

»Wozu Alles dies?«

»Aus Furcht vor Räubern. Ein Sack von zehn tausend Livres ist wohl wert, daß man ihn verteidigt.«

»Das ist richtig«, sprachen die zwei Männer.

»Und ich«, fragte Marion, »ich werde also nichts tragen?«

»Sie, Frau Marquise«, erwiderte Banniére halb galant, halb einfältig, »Sie werden die Laterne tragen und uns leuchten.«

Jeder tat, wie es verabredet war: Marion nahm die Laterne, der Kaufmann bewaffnete sich mit einem Stock, der Marquis schnallte seinen Degen um, den er auf einen Schrank gelegt hatte, um den Kaffee behaglicher zu schlürfen, und Banniére, der ohne Zweifel die Scheide und die Kuppel für unnötig hielt, nahm seinen Degen bloß unter den Arm. Die ganze Karavane verließ das Gasthaus mit leichtem Fuße, das Ohr auf der Lauer und die Nase im Winde.

Unruhig, voll Bewunderung für die Kaltblütigkeit von Banniére, brennend vor Neugierde in Betreff der Entwicklung, ging Marion an der Spitze und versah mit ihrer Laterne den Dienst des Irrlichtes.

Banniére regelte den Marsch, und Banniére ging geschwinde; man war auch bald außer dem Flecken.

Es schlug elf Uhr; die Landschaft war finster, einsam und ruhig. Man sah nur am Horizont irgend ein verspätetes Licht, einem Sterne ähnlich, glänzen und hörte von Zeit zu Zeit in der Ferne das Gebelle eines Hofhundes.

Auf der Rechten des Weges, dem man folgte, erstreckte sich der erwähnte Graben; er war mit Weiden besetzt und lief auf der einen Seite längs diesem Wege und auf der andern an einer Wiese hin, deren weichen Teppich man beim Scheine der Laterne wie einen Smaragd grün schimmern sah.

Man machte so ungefähr eine Viertelmeile.

Banniére blieb stehen und schien sich zu orientieren.

»Es ist hier«, sagte er, »Frau Marquise, geben Sie mir die Hand und springen Sie über den Graben.«

Der Marquis de la Torra öffnete den Zirkel seiner großen Beine und war sogleich auf der andern Seite,

Der Kaufmann machte einen kleinen, kurzen Sprung, zu kurz, denn er fiel auf die Böschung und glitt auf dem Bauch bis in die Tiefe des Grabens. Weder der Marquis, noch Banniére bekümmerten sich um ihn, und er war genötigt, sich allein aus der Patsche zu ziehen, wozu er gelangte, ohne einen andern Verlust, als den seines Stockes, welcher, da er ihn beim Fallen losgelassen hatte, vom Wasser fortgezogen worden war.

Mittlerweile war Banniére stehen geblieben, und der Marquis und Marion bildeten mit ihm eine Gruppe, zu der der Kaufmann, ganz tiefend vom Gürtel bis zur Fußsohle, hinzukam.

»Nun?« fragte der Marquis, als die Gruppe vollständig war.

»Nun?« versetzte Banniére.

»Wo ist denn das, was wir suchen?« sagte der Marquis.

»Das, was wir suchen?«

»Ja, das, was Sie verloren haben?«

»Was ich verloren habe, ist da«, erwiderte Banniére, »da, in Ihrer Tasche, und Sie werden es mir auf der Stelle zurückgeben.«

»Wie beliebt?« rief der Marquis erstaunt.

»Ho!« machte der Kaufmann.

»Kein Geschrei«, fuhr Banniére fort; »Sie sind nicht Marquis; Sie sind nicht Kapitän; Sie heißen nicht de la Torra: Sie sind ein Grieche, ein Gauner, ein Dieb.«

»Ich?«

»Ja, Sie. Ich habe Sie den ganzen Abend mich im Spiele betrügen sehen.«

»Bursche!«

»Vorwärts, keine Worte; Sie haben einen Degen, ich habe einen Säbel, ziehen wir vom Leder, und zwar geschwinde, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie töte, ohne daß sie vom Leder ziehen, was mir ganz gleichgültig ist, wenn ich Sie nur töte.«

Der Kaufmann wollte seinem Gefährten zu Hülse kommen, und in Ermangelung des schwimmenden Stockes, der ganz allein nach dem Dorfe ging, zog er ein Messer aus der Tasche; doch Banniére fuchtelte, und bei diesem Fuchteln versetzte er ihm

einen heftigen Schlag mit dem flachen Säbel.

Der Kaufmann verlangte den Rest seiner Rechnung nicht; er entfloh im Gegenteil stöhnend.

Bleich und zitternd, schien der Marquis Wurzel gefasst zu haben; er dachte nicht einmal daran, seinen Degen zu ziehen.

»Auf, auf«, rief Banniére, »ergeben wir uns. Da wir uns nicht schlagen, so leeren wir die Taschen.«

Marion wohnte, ganz erschrocken und zugleich ganz entzückt, diesem Siege des Dragoners über den Kapitän bei; sie lächelte, sie schrie, sie stampfte.

Es ist unglaublich, wie sehr die Frau immer den Mann, den sie vom vorhergehenden Tage kennt, dem Manne, den sie seit langer Zeit kennt, vorzieht.

Will dies besagen, daß die Frau veränderlich sei, oder daß der Mann bei längerer Bekanntschaft nicht gewinne?

Auf das Äußerste gebracht durch die Schmähungen von Banniére und das Geschrei von Marion, nahm der Kapitän endlich den Degen in die Hand.

Doch diese zitternde Hand war sehr wenig fest; mit der starken Klinge seines Säbels band Banniére das Eisen und machte den Degen des Marquis in die Luft fliegen.

Der Marquis hielt sich für tot und fiel auf die Knie,

Banniére war aber barmherzigen Gemüts; er begnügte sich damit, daß er den Marquis mit dem flachen Säbel durchbläute; dann ging er zur Hauptsache, zur Untersuchung der Taschen, über.

Er mochte jedoch die unglücklichen Taschen immerhin um und umwenden, er fand von den sechzig Louis d'or, um die ihn der Marquis im Spiele betrogen, mit großer Mühe nur zwei bis drei.

»Ah!« rief Marion mit Schmerz, »wenn ich gewusst hätte, daß Sie hier suchten?«

»Nun?« fragte Banniére, während er, obwohl vergebens, den Kapitän zu durchstöbern fortfuhr.

»Ich hätte Ihnen gesagt, der Kaufmann habe die Kasse.«

»Ah!« rief Banniére voll Wut.

Dann, da er ein Junge war, der rasch seinen Entschluss faßte,

sagte er:

»Laufen wir, laufen wir, wir werden ihn vielleicht einholen, ehe er im Wirtshaus ankommt.«

»Ja, laufen wir«, rief Marion, die auch ihren Entschluss gefasst hatte und gemeinschaftliche Sache mit Banniére machte; »laufen wir, wir werden ihn vielleicht einholen.«

Und Banniére, nachdem er dem Marquis noch ein Postskriptum von ein paar Hieben mit dem flachen Säbel gegeben hatte um das Maß gut zu machen, nahm wieder seinen Lauf nach dem Gasthaus.

Marion hing sich an seinen Arm und lief an seiner Seite, leicht wie Attalante.

Der Marquis war ganz betäubt vor Schmerz und Scham, da er Marion in diesem Grade glücklich und als Genossin eines Unbekannten sah.

Der Schrei, den er ausstieß, glich sehr einem Gebrülle. Er versuchte es, den Flüchtigen nachzulaufen, aber Banniére drehte sich um, und der Marquis blieb auf der Stelle.

Als Banniére dies sah, machte er einen Schritt gegen den Marquis.

Der Marquis gab Fersengeld und entfloh.

Banniére setzte seinen Lauf fort; er rechnete auf die kleinen Beine des Kaufmanns, um ihn einzuholen; doch die Angst hatte sie ihm verlängert, und Banniére konnte ihn nicht nur nicht wiedererwischen, sondern der Flüchtling hatte sogar, als Banniére nach dem Gasthaus kam, Zeit gehabt, das Haus rein zu machen.

Wie Bildoquet, hatte er seine Kasse gerettet.

Banniére lief in den Stall, in der Hoffnung, er habe wenigstens das Pferd vergessen.

Doch der Kaufmann besaß ein gutes Gedächtnis, und trotz seiner Mängel und Fehler hatte er dem Tier den Sattel auf den Rücken, den Zaum um den Hals gelegt, und war in starkem Galopp weg geritten.

Es blieb folglich Banniére durchaus nichts mehr, als zwei Louis d'or und Marion.

Der arme Junge geriet in eine große Verzweiflung, als er sich von diesem Missgeschick überzeugt hatte; aber sein Verlust war

unwiederbringlich; er durfte im Unglück nicht verzagen. Banniére rief den Wirt und fing an ihm seine Geschichte zu erzählen; eine Folge hiervon war, daß ihn der Wirt auf der Stelle sein Mittagsbrot und das der drei anderen Gäste bezahlen ließ, eine Forderung, in welche sich Banniére ohne viele Erörterungen fügte, da er durchaus nicht darauf bedacht war, Streitigkeiten mit den Behörden des Ortes zu haben.

Von den zwei Louis d'or blieben acht Taler und Marion, Marlon, welche unter allen Umständen, und wenn Banniére Olympia vergessen gehabt hätte, ein genügender Trost gewesen wäre.

Bannlire hatte aber nur ein Herz für die Liebe; als er das schöne Kind ihn anschauend weinen und mit gefalteten Händen flehen sah, sagte er weich:

»Ah! meine Reizende, Sie haben es unglücklicher Weise mit einem an Herz und Börse zu Grunde gerichteten Manne zu tun. Nie werde ich Ihre Freundlichkeit vergessen, ich werde Sie aber auch nicht dadurch beleidigen, daß ich Ihnen weniger anbiete, als Sie wert sind. Hören Sie, sie sind schön genug, um zu wissen, was die Liebe ist. Nun denn! ich liebe wahnsinnig eine Frau, der Ich nachlaufe, die mich schon zweimal desertieren gemacht hat: das erste Mal von den Jesuiten, das zweite Mal von den Dragonern. Ich weiß wohl, daß Sie meinerwegen diesen schurkischen Marquis und eine Lebensstellung verlassen haben; vielleicht habe ich Ihnen aber, im Ganzen genommen, einen Dienst geleistet; er hätte sie eines Tags in Gefahr gesetzt, und Sie wären gehenkt oder wenigstens eingekerkert worden. Trennen wir uns also hier, wenn es Ihnen gefällig ist, meine liebe Marion.«

Marion stieß einen schweren Seufzer aus und schaute Banniére an.

»Wie!« sagte sie, »mitten in der Nacht, ohne Geld, ohne Zufluchtsort!«

Und sie sprach diese Worte mit einem so sanften Tone, das Banniére davon ganz bewegt war.

Er schaute sie an und schüttelte traurig den Kopf. Er fühlte, daß ihm die Tränen in die Augen treten mußten.

»Ich habe acht Taler«, sagte er. »Hier sind sechs davon.«

»Aber da das Lager bezahlt ist«, versetzte Marion, »warum

sollten wir nicht davon Gebrauch machen, mein Herr?«

Diese Frau war eine große Sirene und hatte in ihrer Stimme Klänge, welche den weisen Ulysses gerührt haben müssten, um so vielmehr Banniére, der nie die Prätention gehabt hatte, an Weisheit mit dem König von Ithaka zu wetteifern. Und dennoch sagt die Geschichte nicht, Banniére habe den Rat angenommen. Marion blieb allein im Gasthaus. Sie verdiente ein milderes Los, die arme Frau. Gewisse Frauen, wären sie zu rechter Zeit angekommen, würden die Engel eines Lebens gewesen sein, dessen ganzer Platz rein war, als ihre Liebe sich bot.

XL.

Banniére in Paris.

Banniére, in chocoladefarbener Sammetjacke, in Hosen von Basin und in Pantoffeln, war, wie man leicht begreift, bestimmt, das größte Aussehen auf den Landstraßen zu erregen, wo er wanderte. Jeder blieb auch stehen, um ihn vorübergehen zu sehen, und verfolgte seinen Weg erst wieder, wenn Banniére fern war.

Banniére hielt die Leute auf, die ihn vorübergehen sahen, aber nichts hielt Banniére auf.

Es blieben Banniére nur noch drei Taler, um eine Reise von hundert Meilen zu machen; wir sagen drei Taler, weil ihn die arme Marion genötigt, drei von acht zu behalten, und weil sie durchaus nur fünf hatte nehmen wollen.

Und dabei hatte er noch streiten müssen. Vier Taler von acht nehmen heiße schon viel nehmen, sagte sie. Banniére habe einen weiteren Weg zu machen, als sie. Und dann sei eine hübsche Frau ohne Geld nie so sehr in Verlegenheit, als ein Mann ohne Geld, und wäre dieser Mann für sich allein so schön, als Endymion und Avenis.

Nun wohl! mit diesen drei Talern, — es ist unglaublich, doch ich habe Hoffnung, unser Leser wird es glauben, sobald ich es ihm sage, — wusste Banniére noch Ersparnisse zu machen und ein Paar Schuhe zu kaufen.

Die Pantoffeln der armen Marion hatten Alles getan, was wackere Pantoffeln tun können: sie hatten zwanzig Meilen gehalten, wonach die Quartiere auf eine Seite und die Sohlen auf die andere gegangen waren.

Die Nahrung war das, was Banniére am wenigsten beunruhigte. Er lebte auf Kosten der Weinreben, der Nußbäume und der Haselstauden; dann, da zu jedem guten Mahle Gemüse gehört, zog er aus dem ersten dem besten Felde eine Rübe oder eine Zwiebel, worüber die Bauern oft ein gewaltiges Geschrei erhoben; wenn er aber den Bauern und besonders den Bäuerinnen sagte,

es hungere ihn, und um zu essen, habe er diesen armseligen Diebstahl begangen, so endigte oft derjenige oder diejenige, welche mit dem Schreien angefangen hatte, damit, daß sie ihr Brot mit ihm teilte.

Er lebte so Gastfreundschaft in den Ställen und in den Speichern fordernd, und wenn man sie ihm verweigerte, unter dem freien Himmel, in einem Heuschober oder unter einem reich belaubten Baume schlafend.

Das war das einzige Mittel, welches Banniére gefunden hatte, um die Abenteuer zu vermeiden und der Liebe der Frauen zu entgehen.

Denn man musste das bemerken: sobald der Unglückliche sich zeigte, erregte er eine Leidenschaft.

»Ah!« sagte er, während er seine ländlichen Mahle verzehrte, »warum habe ich nicht, statt des Magnets, der die Herzen anzieht, den Magnet, der das Eisen anzieht; ich wäre schon reicher, als ich sein müsste, um Olympia loszukaufen, und sollte sie im Serail des Großsultan sein und dieser als Lösegeld für sie verlangen, was Amurat vom Herzog von Burgund für den Grafen von Nevers verlangt hat.«

Von Zeit zu Zeit belehrte sich Banniére, ohne es zu wollen. Das war eines von den Produkten der ursprünglichen Erziehung, welche Banniére im Jesuiten-Kloster erhalten hatte.

Nach acht Tagen eines rastlosen Marsches bemerkte Banniére, als er sich, wie Narcissus, im Spiegel einer klaren Quelle betrachtete, daß sein Bart sehr dem von Polyphem glich.

Der Reisende war genötigt, sich rasieren zu lassen.

Nachdem er sein frugales Frühstück mit mehreren Schlucken von einem durchsichtigen Wasser befeuchtet hatte, wanderte er nach dem ersten Dorfe, trat bei einem Barbier ein und ließ sich rasieren.

Dann, während man ihn rasierte, fragte Banniére, um etwas zu sagen:

»In welchem Dorfe bin ich, mein Freund?«

Der Barbier schnitt ihn und antwortete:

»Im Dorfe des Vertus, mein Herr.«

»Wie viel Meilen von Paris?« fragte Banniére, während er aus

dem Augenwinkel, was schwierig ist, den Blutstropfen zu sehen suchte, der an seinem Kinn perlte.

»Zwei kleine Meilen, mein Herr.«

Der Barbier sagte zwei kleine Meilen, weil er, da er Banniére geschnitten hatte, diesem eine Entschädigung schuldig zu sein glaubte.

Banniére hüpfte vor Freude. Er war weit entfernt, sich so nahe bei Paris zu glauben, das er wegen des Morgennebels nicht hatte erblicken können.

Paris ist sehr schön für die reichen Leute, aber, sollte man uns auch als Parodorenmacher behandeln, wir werden behaupten, daß es noch viel schöner für die armen Leute ist. Doch besonders hat Paris unvergleichliche Schönheiten für den Menschen, der, wie Banniére, ein verwegener Fischer das Netz, in diesem grundlosen Meere auswirft, um darin eine Perle und einen Schatz zu finden.

Banniére hatte gerade einen Taler, als er in die Hauptstadt eintrat; leider hatte er auch die Sammetjacke und die Basinhose. Für die nachdenkenden Geister wird es vielleicht interessant sein, zu erfahren, wie er sich eines solchen Putzes entledigte, und diejenigen, welche ihn haben sich ankleiden sehen, müssen wahrhaft besorgt sein, die Art zu sehen, wie er sich entkleidete.

Der Dragoner, man muss es sagen, wurde in den Vorstädten wenig bemerkt. Paris wimmelt von exzentrischen Erscheinungen. Vor Allem kam Banniére, wie gesagt, am Morgen an; am Morgen aber gehen viele arme Bedienstete des Königs oder Angestellte bei den Kaufleuten in Demut Proviant für das Frühstück holen und zeigen sich ohne Umstände ihren Mitbürgern in einem äußerst einfachen Auszug.

Alles ging also gut im Faubourg Saint-Marcel; doch der Dragoner war nicht sobald durch die Rue de la Harpe und über der Pont Saint-Michel in der Rue Saint, Denis eingedrungen, als er begriff, in welchem Grade eine anständige Kleidung notwendig wäre, um die Pläne auszuführen, die er in seinem Gehirne umher wälzte.

Sich anständig kleiden war aber die Sache von mindestens sechs Talern, gerade so viel, als er Marion hatte lassen wollen,

und das Doppelte von dem, was Marion ihm gelassen hatte.

Banniére konnte es also nicht machen, da er durchaus nur einen Taler hatte.

Das hielt ihn nicht ab, an dem Haken eines Trödlers einen Rock von Berkan zu erschauen.

Bekanntlich heischt das Gesetz jedes Trödels, daß der Käufer eine Differenz bezahlt, mag er Gutes gegen Schlechtes, Mittelmäßiges gegen Schlechteres tauschen. Das war nun nicht der Fall. Die Jacke des Marquis de la Torra zählte unter dem Schlechteren, Doch Banniére war ein Glückskind. Banniére, der sich entschlossen hätte, einen Menschen zu töten, um seine Verlassenschaft zu bekommen, Banniére hatte das Glück, sich gerade an eine Frau zu wenden.

Ganz der Negerin des Kapitän Pamphile entgegengesetzt, welche eine männliche Negerin war, war der Trödler von Banniére eine Trödlerin.

Banniére erschien sehr galant; das Theater hatte ihn an ein glänzendes Austreten gewöhnt. Die Händlerin mochte etwa dreißig Jahre alt sein, das heißt, sie war noch jung; die Händlerin war beinahe hübsch. Sie sah diesen schönen Jungen und lächelte Ihm zu.

Banniére setzte ihr sein Gesuch auseinander und bot ihr, halb lachend, halb bittend, seinen Taler für den Rock von Berkan.

Die Trödlerin schaute Ihn abermals an, lächelte ihm abermals zu, nahm den Rock, ohne eine Bemerkung zu machen, von seinem Haken und reichte Ihn Banniére.

Banniére hatte aber in seiner Weisheit beschlossen, auf dieses Lächeln nicht Acht zu geben.

Banniére ging in die Hinterbude und kam nach zwei Sekunden wieder heraus, mit der Befriedigung, sich in einem zarten Sommerkleid zu sehen, obgleich die Jahreszeit wie Banniére fortgeschritten war und, wie er Paris erreicht, den Herbst erreicht hatte; doch er hatte den Berkan gewählt, weil er sich leichter mit dem Basin vermählen ließ, als dies bei Tuch oder Sammet der Fall gewesen wäre.

Die Trödlerin lächelte Banniére zum dritten und letzten Male zu, Banniére ging jedoch trotz dieses Lächelns hinaus. Und er sprach

also zu sich selbst:

»Ich habe nichts mehr, um zu essen, nicht einen Sou, nicht einen Denier, nicht einen Obol mehr, aber ich werde nicht mehr lächerlich sein. Bleibe ich nüchtern, was seltsam in einer Stadt wäre, welche achtmal hunderttausend Seelen nährt, desto schlimmer für meinen Magen, das geht ihn an; desto schlimmer besonders für meinen Geist, es bewiese, daß er nicht fruchtbar an Auskunftsmitteln ist.«

Dieser Monolog verhinderte Banniére nicht, von ganzem Herzen der anmutigen Trödlerin zu danken, die ihm mit ihrem freundlichen Auge folgte. Er wandte sich auch mehrere Male um, sowohl um sie mit der Gebärde zu becomplimentiren, als um zu sehen, ob die Vorübergehenden sich auch umwandten.

Niemand war auf Banniére aufmerksam, was ihn sehr erfreute, denn es diente ihm als Beweis, daß er grotesk zu sein aufgehört hatte.

Diese Seelenruhe erlaubte ihm, das Boulevard zu erreichen. Er setzte sich zwischen zwei Weichsteine, indem er sich auf jeden mit dem Ellenbogen stützte, wie er es in einem Lehnstuhl mit Armen getan hätte, und beschäftigte sich damit, daß er die Hunde betrachtete, welche, glücklicher als er, ihr erstes Mahl verzehrten.

Es war aber etwas ganz Anderes, als die gescheiten Hunde, die er seinem Aussehen nach betrachtete, und das erste Mahl, das ihn zu beschäftigen schien, was das Auge von Banniére starr und seinen Geist wach erhielt: es war im Grunde die Sorge, zu wissen, wie er bei dem Zustande der Entblößung, in welchem er sich befand, die notwendigen Schritte, um Olympia aufzufinden, machen sollte.

»Sie ist mit Herrn von Mailly entflohen«, sagte er zu sich selbst; »Herr von Mailly hatte sie einst verlassen, um sich zu verheiraten; da Herr von Mailly eine Frau hat, so bot er Olympia sicherlich nicht in sein Haus geführt. Nein! doch er wird sie in ein kleines Haus einquartiert haben. Man müßte also wissen, wo die geheimen Häuser der Reichen sind.«

Da er nun einen Burschen erblickte, der ein duftendes Billettchen in der Hand hielt, so sagte er zu ihm:

»Mein Freund, wo findet man in Paris die Frauen, welche sich

verirren?«

Der Auvergnat, es war Einer, lachte und ging, ohne zu antworten, seines Weges. Banniére schloß aus diesem Stillschweigen, die Frage sei zu geistreich oder zu dumm gewesen, und der Auvergnat habe sie nicht verstanden. Das entsprach der Wahrheit.

Dieser falsche Schritt brachte ein gewisses Misstrauen in den Geist von Banniére. »Wenn ich mich so verwirre«, sagte er, »so bin ich im Stande, nur Albernheiten zu machen. Ich weiß nicht, wie das zugeht, aber alle meine Initiativen ermangeln der Reise. Warum bin ich ein Dummkopf in Paris und hatte ich Geist in der Provinz? Weil ich Hunger und ein mageres Kleid habe; je mehr aber Stunden verlaufen, desto mehr werde ich Hunger haben; je mehr Tage verlaufen, desto magerer wird mein Kleid sein.«

»Was machen ohne einen Sou?«

Diese letzte Frage, das ewige Problem der Armen und der Ehrgeizigen, stellte Banniére an sich, während er den Berkanrock auf seinen in seine Taschen vertieften Händen drapierte.

»Was machen ohne einen Sou?« wiederholte Banniére.

Dann gab er plötzlich einen Schrei von sich, und seine rechte Hand bewegte sich lebhaft in seiner Tasche.

O Glück! er hatte etwas Kaltes am Ende seiner Finger gefühlt, und er hatte die Berührung eines Geldstückes erkannt.

Befühlen, herausziehen, sehen, springen, Alles dies geschah in einer Sekunde.

Die Trödlerin hatte begriffen, wie sehr Banniére seines Talers bedurfte, und ihn wieder in die Tasche des Berkanrockes gesteckt.

Banniére hatte also immer einen Taler, Banniére war also fünf und zwanzigmal reicher, als der ewige Jude.

Er hatte zuerst den Gedanken, nach dem Magazine zurückzulaufen und der Trödlerin den Taler wiederzugeben. Doch er bedachte, zu welchen Extremitäten ihn ein solcher Schritt führen konnte. Er beschloss daher, es zu unterlassen und ihr ganz einfach dadurch Ehre anzutun, daß er seine Ideen durch eine gesunde und reichliche Nahrung wiederherstelle.

Dem zu Folge trat er bei einem Garkoch der Rur du Ponceau

ein.



XLI.

Wie Banniére bei dem Garkoch der Rue du Ponceau frühstückte, und von dem, was daraus erfolgte.

Seit der sehr entfernten Zeit, wo diese Geschichte sich ereignet, geben sich die Menschen unseres Sandes, das heißt, des einzigen Landes, wo man isst, den Anschein, als äßen sie mehr, als man einst aß, und essen in Wirklichkeit viel weniger; hundert Traiteurs von heute sind vor dem Magen nicht so viel wert, als ein einziger Garkoch der Rue de la Huchette.

Die Bude des Garkochs von damals war eine Welt, etwas, wovon der *Kosmos* von Herrn von Humboldt allein einen Begriff geben kann. Der Garkoch, das war das vielfache Wesen; es war der Obsthändler, der Eßwaarenhändler, der Specereihändler, der Traiteur, der Pastetenbäcker. Er war Alles, den Weinhändler ausgenommen, der, gegen alle Garküche der Welt, seine Spezialität bewahrte. Von der Brühe seines Geflügels (wohl verstanden, wir sprechen vom Garkoch), von der Brühe seines Geflügels machte er ausgezeichnete Suppen; von seinem Geflügel gewisse Fricassées, deren Geheimnis die Garköche allein besaßen. Er hatte Salat, Eier und Wildpret von allen Arten und widmete sich sogar dem Backen von Fischen für gewisse Kunden.

Überdies ließ der Garkoch, wie wir erwähnt, ein Nebenbuhler des Pastetenbäckers, im Ofen viele Phantasiespeisen kochen, während der riesige Spieß, der sich ächzend vor seinem Kamin drehte, Schmalze hervorbrachte, welche in allen Küchen des Quartiers beliebt waren.

Ein Hungriger, wenn er bei einem von diesen Garköchen eintrat, konnte nicht weggehen, wie er eingetreten war, so bescheiden auch seine Börse sein mochte; er fand in dieser Arche gebratene Fleische, mit denen er sich voll Wonne sättigen konnte.

Von der gemeinen Lerche für drei Sous bis zur Poularde für drei Franken, von der demütigen Taube bis zum glänzenden, goldgelben Fasan bot der Garkoch den Konsumenten das ganze Tierreich.

Dampfende Kaninchen, Hasen mit gespickten Lenden, Nierenbraten, Schöpsenkeulen, Büge, Alles detaillierte der Garkoch, Zweifüßiges und Vierfüßiges, einen ganzen Ochsen, wenn man es verlangt hätte; überdies trug der Garkoch in die Stadt, und mit seiner Hülse machte man zu Hause um wenig, wenn man wollte, die reellsten und die köstlichsten Mahle.

Die natürliche Küche ist seit dem Tage verschwunden, wo die Garköche unterlagen. Sie werden sich eines Tags wieder erheben, als eine Notwendigkeit der kommenden Gesellschaft, das wollen wir nicht bezweifeln.

Uns hat nie ein Homerischer Schmaus, nie **pengius ferma** von Virgil den Gaumen und den Geruchssinn so in den Tagen unserer großen Appetit gekitzelt, wie die dampfenden Braten, die wir in der Phantasie über der Bratpfanne des Garkochs im achtzehnten Jahrhundert sich haben drehen sehen,

Banniére trat also bei dem Garkoch ein.

Er wählte ein Huhn und einen Salat, was er sich in die nächste Schenke bringen ließ.

In dieser Schenke, eine Seltsamkeit, welche auf hundert und dreißig Jahre zurückgeht, in dieser Schenke verkaufte man Wein, ächten Wein, wahren Wein, Traubensaft.

Banniére bestellte zwei Dutzend Austern und zwei Flaschen Burgunder.

Durch eins Willensmacht, die sich in jedem gut organisierten Geiste wiederfindet, brach er sodann unmittelbar mit allem Kummer und setzte sich in eine Ecke, entschlossen als ein Mann von Herz, eine gewaltige Schlacht dem Vampyr, der sich Langweile, dem Dämon, der sich Schwermut nennt, diesen zwei ruchlosen Sühnen der Liebe und der Abwesenheit, zu liefern. Er aß.

Hier beteuern wir unsere Achtung vor dem Publikum und unsern Geschmack für die physischen und moralischen Delikatessen. Niemand liebt es so sehr, wie wir, einen

Romanhelden auf jedem Schnitte zu vergolden. Aber wir müssen bekennen, daß der Magen von Banniére, sich empörend, die ganze Natur dieses Menschen verändert und seine Natur verändernd ihren Wert vermindert hatte.

Der Magen, wenn er unzufrieden ist, tötet das Herz und das Gehirn. Es ist unnötig, beizufügen, daß er die Arme und die Beine unterdrückt.

Kaum hatte auch der Dragoner in seinen verdrießlichen Magen die frische Auster und den edlen Wein versenkt, kaum hatte die sanfte Wärme der Magensäfte gegen die Augen und um die Schläfe des Hungerigen zu wirbeln begonnen, als er auf der Stelle seine Lage durch prismatische Hoffnungen sah, die er seit vierzehn Tagen nicht kannte.

Man hätte glauben sollen, der Burgunder sei nichts Anderes, als die magische Flüssigkeit, welche die Thessalierin Kanidia um Mitternacht auf die Gräber goß, um die Gespenster herauskommen zu machen. Unter dem Einfluss dieses Weines wurde Banniére wiedergeboren, öffnete er die Augen wieder, sah er sogleich wieder das, was er am meisten auf der Welt zu sehen wünschte: Olympia, — In seiner Einbildungskraft, wohlverstanden. Olympia, Olympia wiedersehen, das war am Tag vorher etwas Unmögliches.

Wohl! heute war es die allereinfachste Sache. War Olympia nicht in Paris? War er, Banniére, nicht auch in Paris? Das Schwierigste war also geschehen, da Banniére, um sich Olympia zu nähern, mehr als den neun und neunzigsten Teil, der ihn von ihr trennte, zurückgelegt hatte.

Nun blieb noch Paris, das heißt, ein Labyrinth verwickelter als das von Dädalos.

Was war aber im Ganzen genommen Paris? Eine begrenzte Umschanzung, sieben Meilen im Umfang, folglich in seiner größten Ausdehnung drei und eine halbe Meile im Durchmesser.

Ein schöne Ausgabe für Beine, Kelche so eben hundert und dreißig Meilen gemacht hatten, und in Folge der Austern, des Burgunders, des Huhns und des Salats sich dessen schon nicht mehr erinnerten.

Man würde also Olympia wieder finden, wenn man sie überall

mit Hilfe dieser ausgezeichneten Beine suchte.

Unter allen den vornehmen Herren, welche sich in diesem Augenblick in Paris befanden, konnte man nicht im Zweifel stehen. Olympia hatte sich selbst im Gefängnis von Lyon verraten. Herr von Mailly war gekommen, um sie zu holen, Herr von Mailly führte sie weg. Olympia war also im kleinen Hause von Herrn von Mailly.

Wo war nun dieses kleine Haus? Das musste er zu erfahren suchen.

Nun! man würde es erfahren? Doch von wem?

Ei, bei Gott! von Herrn von Mailly selbst: Banniére würde Herrn von Mailly fragen, wo dieses kleine Haus sei, und gutwillig oder gezwungen würde er Olympia aus diesem kleinen Hause wegbringen.

Das war ein ganz einfacher Gedanke, der ihm aber noch nicht gekommen war, und, sagen wir es, ohne die Austern, den Salat und das Huhn und besonders den Burgunder nicht gekommen wäre.

Wie traurig ist es, gestehen zu müssen, daß das Moralische so tyrannisch dem Physischen unterworfen ist.

Man muss es aber doch zugestehen.

Gestehen wir es also und fahren wir fort.

Banniére, nachdem er seine zweite Flasche geleert und seinen Entschluss gefasst hatte, machte sich seine Rechnung und bemerkte, daß er einen Taler weniger drei Sous schuldig war. Da er jedoch kein Bedürfnis mehr fühlte, so wurden ihm diese drei Sous überflüssig.

Er überließ sie also majestätisch dem Mädchen der Schenke, wo ihm seit einer Stunde so viel Mut gewachsen war.

Und nun war der Berkan zu warm, der Bafin zu reich; Banniére war zu sehr geputzt; er kleidete sich seit seinem Frühstück nur noch in seine lebhaftige Jugend und in seine Liebe.

Die Nase Im Winde, die Faust auf der Hüfte, wandelte Banniére nun ganz natürlich nach dem Faubourg Saint-Germain, wo das Hotel de Nesle lag, das Herr von Mailly aller Wahrscheinlichkeit nach bewohnte.

Es existierte damals noch im zweibeinigen Geschlechte, **genus**

homo, eine Gattung, die sich seitdem verloren hat, wie sich alle Kuriositäten seit der Sündfluth verlieren, wie sich alle Monstruositäten vor ihr verloren haben.

Der Leser beruhige sich: es handelt sich hier weder um eine Dissertation über die Mastodons, noch um eine These über die Saurier; es handelt sich ganz einfach um eine kleine Abschweifung über die Schweizer¹⁴ der Hotels.

Diese Personen, welche wir in unserer Kindheit bewundert haben, die in ihrer Würde durch die Revolution von 1830, in ihrer Existenz durch die Revolution von 1848 betroffen worden sind, diese Personen herrschten damals despotisch über die Grenze, welche das Äußere vom Innern trennt, und sie bewaffneten sich bald mit der Hellebarde, bald mit der einfachen Verachtung, um die vom ersten Kammerdiener oder von der Lieblingskammerfrau erteilten Befehle zu vollziehen.

Es war eine von diesen helvetischen Doggen, an welche sich Banniére zuerst wandte; doch der Schweizer, der mit einem Blicke berechnete, was ein Rock von Berlan und eine Hose von Bafin kosten konnten, und die ganze Fahrniß auf drei Taler anschlug, der Schweizer warf Banniére glorreich vor die Tür.

»Aber, Herr Schweizer«, sagte Banniére, »ich frage nach dem Herrn Grafen von Mailly.«

»Der Herr ist nicht hier«, erwiderte der Portier in seinem Schweizer Jargon.

Banniére überlegte und begriff, daß das große Hindernis gegen seinen Eintritt sein Rock von Berkan und seine Hose von Basin waren.

»Oh! seien Sie unbesorgt«, sprach er mit der ganzen Würde, die er auf seiner Herodes-Rolle hatte schöpfen können, »ich komme nicht, um Almosen von ihm zu fordern.«

»Gleichviel! gehen Sie!« versetzte der Schweizer, ein wenig erschüttert durch die Schärfe, mit der Banniére seine gesellschaftliche Stellung auseinandergesetzt hatte.

»Ich komme vom Regiment von Herrn von Mailly«, sprach Banniére beharrend, »und ich habe ihm Dinge von Wichtigkeit zu sagen. Nehmen Sie sich also in Acht, mich abzuweisen, denn Ihre Abweisung wird nicht auf mich, sondern auf Sie zurückfallen.«

Der Schweizer maß zum zweiten Male und mit noch mehr Aufmerksamkeit, als das erste Mal, die fünf bis sechs Ellen leichten Stoffes, welche unseren Helden kleideten.

»Vom Regiment?« erwiderte er unruhig, »Sie sagen, Sie kommen vom Regiment?«

»Ich komme davon!«

»Ho! Ho!«

»Sie betrachten meine Kleidung, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wohl, merken Sie nicht darauf.«

»Ho! Ho!«

»Ich bin ein Dragoner von Herrn von Mailly, und da es sich um ein Staatsgeheimnis handelt, so habe ich mich verkleidet, um auf dem Wege nicht aufgehalten zu werden.«

»Ah! Ah!« rief der Schweizer, beinahe überzeugt.

»Lassen Sie mich also passieren«, sagte Banniére. Und er machte eine Bewegung, um zwischen der Hellebarde und dem Körper des Riesen durchzuschlüpfen.

Der Schweizer zog die Hellebarde näher an seinen Leib und versperrte folglich Banniére den Durchgang.

»Nun?« rief Banniére.

»Der Herr Graf von Mailly ist wirklich nicht da«, sprach der Schweizer.

»Auf Ehre?« fragte Banniére.

»Auf Ehre! die Frau Gräfin ist allein da.«

Das war so. Aus dem Theater daran gewöhnt, In den Augen der mit ihm redenden Person zu lesen, erriet Banniére sogleich an der Ruhe seines Blickes, der würdige Helvetier sage die Wahrheit.

»Die Frau Gräfin«, dachte Banniére; »Teufel! das ist nicht meine Sache.«

Dann, nach einigem Überlegen, dachte er weiter:

»Doch am Ende wird mir die Frau Gräfin Auskunft über den Herrn Grafen geben.«

Und er wandte sich wieder gegen den Schweizer um und sagte:

»Das ist es gerade.«

»Was gerade?«

»Mit der Frau Gräfin will ich gerade sprechen,« erwiderte Banniére. Dabei hatte er eine so geschäftige Miene, daß der Schweizer nicht länger zauderte.

Er klingelte der Kammerfrau, für welche er in seiner Loge eine besondere Glocke hatte, und sagte ihr, so bald sie erschien, es sei ein Bote, der große Elle habe, von Lyon, wo das Regiment von Herrn von Mailly liege, angekommen und wünsche die Frau Gräfin zu sprechen.

So drang Banniére um zehn Morgens in das undurchdringliche Allerheiligste ein.

XLII.

Wo Banniére unerschöpfliche Quellen in seinem Berkanrocke findet.



Comtesse De Mailly. Petitot

Frau von Mailly, eine reizende Frau, mit schwarzen, lebhaften Augen, mit braunen, gelockten Haaren, mit bräunlicher zarter Haut, der die strengste Kritik, wie ein Geschichtsschreiber der Zeit sagt, nur ein wenig flache Wangen vorwerfen konnte, Frau von Mailly hatte, wie wir am Anfange dieses Buches erzählt, den Herrn Grafen von Mailly, den Liebhaber von Olympia, geheiratet.

Sie war eines von den fünf Fräulein von Nesle, welche, wie man weiß, bestimmt sein sollten, ein so großes Aufsehen in der Welt

zu machen.

Die vier andern waren: Frau von Tournelle, Frau von Flavencourt, Frau von Ventimille und Frau von Lauraguais.

Alle waren schön, einige waren sogar schöner als Frau von Mailly, doch keine hatte den so verschwenderisch durch die Natur und die Erziehung über die ganze Person der Gräfin verbreiteten Zauber. Eine Frau wird nicht immer geliebt, weil sie die schönste ist: es gibt die Anmut, welche vor der Schönheit kommt.

Frau von Mailly musste angebetet werden.

Banniére, als er zu ihr gelangte, erkannte sogleich mit dem wahrhaft außerordentlichen Takt, den er besaß, den ganzen Einfluss, den eine solche Frau auf die am wenigsten leicht zu bewegendenden Männer üben konnte.

Die Gräfin aber, als sie Banniére erblickte, wurde von einem seltsamen Gefühle ergriffen, da sie sah, welche Opposition seine gute Miene gegen seine Kleidung bildete.

»Ah!« sagte sie zu ihrer Kammerfrau, »wie ist er gekleidet! . . . Und warum diese Verkleidung?«

Die Kammerfrau betrachte Banniére als Kennerin, schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Die Leute von Herrn von Mailly sind gut gewählt, wenn das ganze Regiment nach diesem Muster geschnitten ist.«

Durch eine wunderbare Operation ihres Geistes hatte sich die Gräfin auch sogleich gesagt, wenn Banniére gut gekleidet wäre, müsste er sehr angenehm anzuschauen sein.

»Nun, mein Freund«, fragte die Gräfin mit einer sanften Stimme, »Sie haben mich zu sprechen verlangt?«

»Ja, Frau Gräfin.«

»Was wünschen Sie mir zu sagen?«

»Ein Geheimnis, welches fordert daß ich die Frau Gräfin bitte, Sie möge mir gestatten, mit ihr allein zu reden.«

Die Leute der vornehmen Welt sind misstrauisch. Diese seltsame Kleidung, diese ausgezeichnete Höflichkeit, all dieser wohlriechende Honig, der nicht von den Lippen eines Dragoners zu duften pflegt, aber von den Lippen von Banniére duftete, beunruhigten die Gräfin.

»Dieser Mensch ist kein Dragoner«, sagte sie; »er grüßt zu

gut.«

Und sie machte mit dem Augenwinkel ihrer Kammerfrau ein Zeichen, welches sagen wollte:

»Bleiben Sie.«

Banniére, der mehrere Male die Kammerfrau angeschaut hatte, um ihr gleichsam gegen den Willen ihrer Gebieterin den Abschied zu geben, Banniére wartete auf ihren Abgang, und entschlossen, nicht ein Wort vor ihr zu sagen, keine Gebärde vor ihr zu machen, blieb er auf derselben Stelle, unbeweglich wie eine Grenzsäule, stumm wie ein Fisch.

Zum Verständnis gewisser Geheimnisse, welche solche zu sein aufhören, wenn man zu der Vergangenheit zurückgeht, darf man nicht vergessen, daß diese Geschichte beinahe gleichzeitig mit der Regentschaft ist, und daß die jungen uns schönen Frauen jener Zeit, das heißt, diese Königinnen der Liebe und des Vergnügens, wussten, wenn sie sich dessen erinnern wollten, wie oft und auf welche Art, um bis zu ihnen zu kommen, die Lauzun im vorigen Jahrhundert und die Richelieu in diesem sich verkleidet hatten.

Schlecht belehrt durch den gewöhnlichen Instinkt der Frauen, sah daher die Gräfin von Mailly in diesem stummen, so grotesk gekleideten Menschen einen Schmachttenden, der verwegener als die Andern, und sogar gewandter, folglich gefährlicher als diese, und fing an die Stirne zu falten. So hübsch sie war, sie wurde beinahe hässlich, so sehr tat das zu Viel von Tugend dem Gesicht Eintrag.

»Mein Herr«, sagte die Gräfin trocken, »wenn Sie gekommen sind, um ganz einfach und ohne etwas zu sprechen, vor mir zu stehen, so kehren Sie dahin zurück, woher Sie kommen, und belästigen Sie mich nicht zum zweiten Male.«

Das Wort »mein Herr« war mit einer Betonung gesprochen worden, welche den offenherzigsten Abschied enthielt, den ein Verführer bekommen konnte.

Banniére bekümmerte sich aber nicht im Geringsten um diesen Abschied:

Er verbeugte sich und erwiderte:

»Frau Gräfin, glauben Sie mir, ich bin ein Dragoner vom

Regiment von Herrn von Mailly. Ich heie Banniére, und Gott soll mich behüten, daß ich die Absicht habe, Sie zu beleidigen.«

»Dann sprechen Sie. Nicht wahr, Sie haben sich irgend eine Gnade von Herrn von Mailly zu erbitten, und durch mich hoffen Sie diese Gnade zu erlangen? Sprechen Sie also rasch und gerade heraus, wenn ich es verlange.«

»Frau Gräfin, ich wünschte nur zu wissen, wo ich Herrn von Mailly treffen kann.«

»Warum wollen Sie Herrn von Mailly treffen?« fragte die Gräfin.

Banniére hatte diese Frage nicht erwartet, die er doch erwarten musste.

Es fehlte ihm auch ganz an Einbildungskraft; statt irgend einen Vorwand zu erfinden, sagte er:

»Erlauben Sie mir, zu schweigen.«

»Wenn Sie den Herrn Grafen von Mailly in irgend einer Angelegenheit sprechen müssen, die Sie seiner Frau nicht sagen können, so hätten Sie nicht von seiner Frau seine Adresse verlangen sollen. Leben Sie wohl, mein Herr.«

Hier fehlte es Banniére nicht nur fortwährend an Einbildungskraft, sondern es fing sogar an ihm an Geist zu fehlen. Er spielte mit Frau von Mailly gerade so unglücklich, als er mit den Griechen gespielt hatte.

»Frau Gräfin!« rief er, »ich suche den Herrn Grafen von Mailly, weil er mir mein teuerstes Gut entführt hat.«

»Welches Gut hat Ihnen der Graf entführen können?«

»Eine Frau!«

Die Gräfin bebten

Banniére, ein naives, unwissendes Herz, bildete sich ein, er benehme dieser Frau allen Argwohn, wenn er Ihr eine solche Offenbarung mache. Er hatte geglaubt sie gegen ihren Gemahl stacheln heie sie im Überfluss sprechen machen.

Banniére hatte auf die Grisette gerechnet und nicht auf die vornehme Dame.

»Welche Frau?« fragte die Gräfin.

»Mademoiselle Olympia! mein Leben, meine Seele!«

Die Gräfin schauerte bei dem Feuer, das aus den Augen von

Banniére sprang.

Die Zofe aber gestand sich sehr offenherzig, wenn sie Mademoiselle Olympia geheißen hätte, so würde ihr Banniére nicht nachzulaufen gehabt haben.

»Wer ist Mademoiselle Olympia?« fragte die Gräfin entschlossen, Alles zu erfahren und von der Offenbarung das zu nehmen, was ihr zusagen würde, und das Übrige zu lassen.

»Eine Schauspielerin, Frau Gräfin.«

Frau von Mailly zuckte die Achseln mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Verachtung; dann sagte sie in einem Tone, den der geschickteste Erforscher der Frauen nicht nach seinem wahren Schlüssel hätte dechiffrieren können:

»Sie sind ein Narr oder ein Lügner.«

»Narr! Lügner!« rief Banniére erstaunt.

»Ei! allerdings, mein Herr, denn ist man kein Narr, so macht man keine solche Mitteilungen einer Frau über ihren Gatten, wenn sie wahr sind, und wenn sie falsch sind, nun, dann ist man, wie ich Ihnen sagte, ein Lügner.«

»Oh! Sie haben Recht, Frau Gräfin«, erwiderte Banniére, »ich bin ein Liebesnarr.«

Die Gräfin schaute Banniére aus dem Augenwinkel an, zuckte zum zweiten Male die Achseln und kehrte nach ihrem Schlafzimmer zurück.

Banniére stürzte ihr nach.

Die Gräfin blieb auf der Türschwelle stehen und drehte den Kopf, um Banniére über ihre Schulter anzuschauen.

»Ah!« machte sie trocken mit jenem vereisenden Blicke, der im Stande ist, alle magnetische Strömungen zu brechen, welche vom Zenit bis zum Nadir beben.

Durch die Verzweiflung an seinen Platz gefesselt, fühlte Banniére einen wachsenden Impuls, der ihn hinausshob: es war die, Zofe, welche mit ihren kleinen Händen tat, was sie konnte, um ihn aus dem Zimmer zu ziehen, wo er eine so große Tölpelei begangen hatte.

Banniére ließ sie gewähren.

Die Zofe war ebenso mitleidig, als ihre Gebieterin grausam gewesen: sobald sie an die Tür gekommen, sagte sie auch zu

Banniére in Form eines Trostes:

»Hören Sie, die Frau Gräfin glaubte Ihnen nicht, weil sie ein steinernes Herz hat, aber ich glaube Ihnen und beklage Sie.«

Banniére antwortete nicht, er verließ das Hotel ganz betäubt, ohne etwas Anderes mehr vor sich in dieser Welt zu sehen, als den Abgrund, in den sein Glück gefallen war.

Der Magen funktionierte nicht mehr, das undankbare Organ verdaute, und während es verdaute, vergaß es.

Es wäre schwierig, selbst für eine beredtere Feder, als die unsere, die Lage zu beschreiben, in der sich der unglückliche Banniére nach dieser Szene befand.

Seine Hoffnung mehr, nicht, Herrn von Mailly auf irgend eine Anzeige wieder zu erwischen: nichts war im Gegenteil leichter, als dies: man brauchte nur vor der Tür seines Hotels zu warten; er würde, bei Gott! wohl eines Tags dahin zurückkommen; aber Herr von Mailly wiederfinden hieß noch nicht Olympia wiederfinden, und Olympia nicht wiederfinden, das war, Banniére fühlte es, der Tod.

Das Schlimmste bei der Lage der Dinge war, daß Banniére sich, je mehr er sich in Reflexionen versenkte, desto mehr auch in die Verzweiflung versenkte. Kein Geld mehr, folglich auch keine Mittel mehr.

Banniére geriet in. eine Art von Niedergeschlagenheit, welche um so tiefer, je lebhafter seine Freude gewesen war.

Dann zuckte plötzlich etwas wie ein Blitz über sein Gesicht; doch dieser Blitz war mehr düster, als heiter.

»Ich habe meinen Diamant«, sagte er; »dieser Diamant ist wenigstens dreihundert Pistolen wert. Man wird mir hundert darauf leihen. Ich werde mir eine Verschreibung in guter Form, eine Eigentumsurkunde in Gegenwart des Notars, kurz etwas Solides, Unbestreitbares machen lassen. Mit dem Gelde werde ich Olympia wiederfinden, und dann führe ich sie zum Notar und zeige ihr den Diamant, wenn ich bis dahin nicht das Mittel gefunden Habe, ihn auszulösen.«

Dann, plötzlich sich eines Andern besinnend, rief er:

»Oh! meinen Diamant gefährden, den einzigen Beweis gefährden, den ich von meiner Liebe, von meiner unbeschränkten

Ergebenheit gegen den Willen meiner Geliebten habe! diesen Diamant anderen Händen, als den meinigen überlassen! Ich war verrückt, daß ich einen solchen Gedanken hatte. Kann Einer, der auf Pfänder leiht, nicht Bankrott machen und durchgehen? Kann ein Jude nicht verhaftet, eingezogen, eingekerkert werden? Kann man einem Notar nicht sein Haus anzünden, ihn bestehlen? Kann er sich nicht selbst aus dem Staube machen? Ah! das hat man gesehen, und wir haben auf den Galeeren Seiner Majestät in Toulon und in Brest Notare, welche in Paris sehr bekannt sind, Überdies müsste ich vor einem Notar Namen, Vornamen und Eigenschaften sagen: Joseph Banniére, entwichen aus dem Jesuiten-Kloster in Avignon, Deserteur aus der Kaserne der Dragoner in Lyon. Das ist unmöglich! Wäre es aber auch möglich, so würde es doch nicht geschehen. Ich habe meinen Diamant wiedererobert; mein Diamant wird mich nicht mehr verlassen.«

Und er presste verliebt an seine Lippen diesen Diamant, den er von Olympia hatte, und suchte auf der kalten Oberfläche die Wärme der Küsse, die sie einst darauf gedrückt.

Der Gedanke, diesen Diamant, und wäre es auch nur auf einen Monat, nur auf einen Tag, nur auf eine Stunde, zu veräußern, erregte einen solchen Abscheu in ihm, daß er sich in Erinnerung an seine guten klösterlichen Gewohnheiten an die Brust schlug.

Der Berkanrock erhielt abermals diesen Schlag. Er war sehr dünn, der arme Rock; er wusste, wie ein Wickelzeug, alle Formen anzunehmen. Unter dem Faustschlage aber, mit dem ihn Banniére beschenkte, nahm er eine Widerstandshaltung an; der durchsichtige Stoff machte sich zum Brustharnisch auf der Stelle des Herzens.

Banniére fühlte eine Dicke im Futter. Man verzeihe, wir veranlassen das Publikum zu einem Irrtum, indem wir sagen das Futter: der Rock hatte keines. Berichtigen wir das Factum: Banniére fühlte ein Futter in dieser Quasidicke.

Er schaute, nicht nur von Erstaunen, sondern von einer gewissen Achtung ergriffen; er schaute und sah an der Stelle des Herzens hinter dem Stoffe dieses Rockes etwas wie ein Viereck von weißer Leinwand, jenen Ausbesserungsstücken ähnlich, welche dazu dienen, die von einer erfahrenen Nadel behandelten Risse zu konsolidieren.

»Das ist ein schlecht angebrachtes Stück«, sagte er; »sollte mich die Trödlerin betrogen haben?«

Und er störte mit den Fingern.

»Aber es ist eine Dicke da«, fügte er bei. »Wir wollen sehen.«

Indem er diese Dicke mit einem gierigen Finger trennte, fand er in der Tat in dem Viereck von Leinwand eine Art von Säckchen, gemacht aus einem Bande von grünem Atlas und einem Bande von rosa Atlas, Alles in sehr schlechtem Zustand, sehr abgenutzt, sehr entfärbt, sehr welk; auf den rosa Atlas war aber eine plumpe Figur des heiligen Julian, mit den Worten: **Ora pro nobis**, gestickt.

»Ein Scapulier!« rief Banniére; »der Rock ist also bezaubert. Sollte es zufällig das Scapulier gemacht haben, daß ich einen Taler in diesem Rocke fand? Das ist nicht wahrscheinlich, wenn nicht der heilige Julian, der Patron der Reisenden, den Berkan dergestalt begünstigt, daß er ihn jeden Morgen mit einem Sechs, Livres-Thaler spickt. Wir wollen im Scapulier sehen.«

»Leer! oh! sehr leer! Die reine und einfache von allen Zierraten entblößte Religion.«

Am Scapulier hingen zwei seidene Schnürchen. Die Bestimmung dieses Scapulier war offenbar, vom Halse auf die Brust zu hängen.

Banniére hing, dem zu Folge, frommer Weise das Scapulier an seinen Hals, und den heiligen Julian anrufend, unter dessen Schutz er sich fortan gestellt sah, wählte er die erste Straße, die er fand, ohne zu wissen, wohin diese Straße führte.

Das ging ihn fortan nichts mehr an: das war die Sache des heiligen Julian.

Kaum hatte er hundert Schritte gemacht, als er viele Leute an einer Straßenecke stehen sah.

Da Banniére nichts drängte, so näherte er sich diesen Leuten, um zu schauen, was sie da machten.

Sie lasen einen Theaterzettel.

Banniére stieß einen schweren Seufzer aus: er erinnerte sich der Zeit, wo er, ganz der Kunst und seiner Liebe hingegeben, den Herodes mit Olympia spielte und sodann mit seiner wiedererweckten Marianna zu Nacht speist.

Was spielte man in Paris In dieser Comédie Francaise, von der

Banniére so viel hatte reden hören?

Er erhob sich auf den Fußspitzen, um über dem Kopf der Leute zu lesen, welche vor ihm waren. Plötzlich gab er einen Schrei von sich.

Der Theaterzettel bezeichnete mit großen Buchstaben den Namen von Olympia, deren Debüts für denselben Abend in der Comédie-Francaise angekündigt waren.

XLIII

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Die Blendung, welche über die Augen von Banniére hinzog, war so schwindelartig, daß er ohne den Widerstand, den ihm der Rücken des Liebhabers bot, über dessen Kopf er gelesen, mit der Nase gerade auf den Zettel gefallen wäre.

Als er sich von seiner Betäubung erholt hatte, las Banniére wieder und wieder, und da er sah, daß er sich nicht getäuscht, daß Olympia wirklich und zwar an demselben Abend debütierte, wäre er vor Freude beinahe gestorben.

Das Resultat der Entdeckung, welche Banniére gemacht, war ungeheuer.

Einmal war Olympia wiedergefunden, sodann war Olympia frei, in Betracht, daß eine Frau, die sich mit dem Theater beschäftigt, weder eingeschlossen sein kann, noch will, da die Arbeit der Proben fortwährend zu Ausgängen Anlass gibt, woraus hervorgeht, daß nur derjenige eine Schauspielerin nicht steht, welcher sie nicht sehen will, oder nicht in der Gegend eines Theaters zu lauern weiß.

Banniére lief geraden Weges nach der Comédie-Francaise; das war ein Mittel, nicht an das Mittagessen zu denken, und in der wenig glücklichen Lage, in der er sich befand, war es auch das Beste, was er tun konnte.

Übrigens sah er, mochte es nun in Paris viele so neugierige oder so geldlose Leute, wie er, geben, die Menge schon vor der Tür versammelt. Mit den Theatergewohnheiten vertraut, ging Banniére längs der Queue hin, ohne daran Platz zu nehmen, begab sich zum Portier des Theaters und fragte ihn nach der Adresse von Mademoiselle Olympia,

Da entdeckte Banniére etwas, was er nicht vermutete, nämlich, daß in Paris die Portiers der vornehmen Herren noch mehr taugten, als die Theater-Portiers: die Erfahrung war traurig; aber beinahe nie lernt man etwas Neues, ohne daß einen diese Eroberung der Wissenschaft eine Hoffnung oder eine Illusion

kostet.

Banniére wurde noch barscher abgewiesen, als es ihm je widerfahren, denn er bekam in das volle Gesicht eine so heftig zugeschlagene Tür, daß er darauf verzichten musste, sich hier zu erkundigen.

Hatte Herr von Mailly Olympia dem Schweizer empfohlen, oder hatte sich Olympia selbst empfohlen? Sie war wohl hierzu fähig.

Banniére ging hinaus und las den Zettel abermals.

Auf dem Zettel stand mit großen Buchstaben:

Auf Befehl.

Britannicus, Trauerspiel von Racine.

Mademoiselle Olympia wird in der Rolle von Junia debütieren.

»Auf Befehl!« las Banniére noch einmal, und als er es noch einmal gelesen hatte, wiederholte er es.

»Auf Befehl! was bedeutet dieses auf Befehl?« fragte sich Banniére. »Läßt zufällig der König meine Geliebte debütieren? Das ist möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich.«

»Hat Herr von Mailly Olympia wieder zum Theater gebracht? Das ist nicht die Sache eines Verliebten, und wenn es die Sache eines Verliebten ist, so ist es nicht die eines Eifersüchtigen.«

Banniére begriff, er würde in einem ewigen Zweifel schweben, wenn er sich auf seine eigenen Eingebungen beschränkte. Dem zu Folge erkundigte er sich bei einem von den Müßiggängern, dessen Gesicht ihm weniger widerwärtig vorkam, als das des Portier der Comédie.

»Mein Herr«, sagte er zu Ihm, »könnten Sie mir wohl die Ursache dieser Feierlichkeit erklären?«

»Allerdings.«

»Sie werden mir damit einen Gefallen erweisen.«

»Mein Herr«, erwiderte der Müßiggänger, »Sie wissen, daß unser kleiner König krank gewesen ist.«

»Gewiss, mein Herr, und zwar sehr gefährlich. Es ist mir nicht unbekannt, und zum Beweise mag dienen, daß ich, wie alle gute Franzosen, eine Wachskerze für seine Wiedergenesung habe verbrennen lassen.«

»Ah! sehr gut, mein Herr.«

»Mein Herr, ich habe nur meine Pflicht getan; doch um auf diese Vorstellung zurückzukommen, wenn es Ihnen beliebt . . . «

»Nun, mein Herr, es geht besser beim König, und diesen Abend wohnt er der Vorstellung seiner Schauspieler bei. Es ist das erste Mal, daß er seit seiner Krankheit das Theater besucht. Sie begreifen, wie man herbeiströmen wird, um ihn zu sehen und ihn mit Applaus zu empfangen, besonders da die Gegenwart des Königs mit einem wichtigen Debüt zusammentrifft.«

»Ja, mit dem von Mademoiselle Olympia; ich sehe das auf dem Theaterzettel. Kennen Sie diese Demoiselle Olympia, mein Herr?«

»Nein, nicht persönlich. Ich bin Tuchhändler in der Rue Tiquetonne, mein Herr, und habe nie mit dergleichen Frauen Umgang.«

»Haben Sie aber nichts von der Demoiselle Olympia sagen hören?«

»Ich hörte sagen, sie komme von Lyon, wo sie sehr großen Succes gehabt habe, und sie werde in Paris einen noch viel größeren Succes haben. Da ich sehr neugierig bin, diese Komödiantin zu sehen, mein Herr, so will ich mich auch mit Ihrer Erlaubnis an die Queue stellen.«

»Ich begreife Ihre Neugierde so wohl, daß ich mich ebenfalls an die Queue stellen will«, sagte Banniére. Und ohne sehr tief darüber nachzudenken, daß er keinen Pfennig in seiner Tasche hatte, beeilte sich Banniére, mitten unter den Gruppen Platz zu nehmen und zur Bildung von einem der Wirbelbeine des Tieres mit dem beweglichen Rückgrat beizutragen, welches man das Publikum nennt, und dessen Kreuz, wie das des von Theseus heraufbeschworenen Ungeheuers bald sich in Krümmungen umbiegt, bald sich als endlose Schlange ausstreckt, bald, leider zu oft! den Blicken nur drei bis vier äußerst magere Ringe bietet.

An diesem Tage war es Python mit Supplementen. Sobald Banniére in die Wirbelbeine eingefügt war, dachte er ernster, als er es bis dahin getan, an seine Armuth, welche zum Elend geworden. Doch er machte sich ein Raisonement ungefähr folgenden Inhalts:

»Nicht Jedermann wird eintreten können; man wird sich schlagen, und zwar viel; im Gemenge wird es gute Stöße für die Gardes-fransaises und für den widerwärtigen Portier geben, dem ich seine Hellebarde bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, auf dem Rücken zu zerschlagen gelobe, und diese erste Gelegenheit wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen. Überdies wird daraus hervorgehen, daß viele Dummköpfe nicht in den Saal mit ihrem Gelde eindringen können, daß aber die gewandten und wenig an der Erhaltung ihres Berkans hängenden Leute, wie ich zum Beispiel, umsonst mit der Gewalt ihrer Faust hinein kommen und bewunderungswürdig im Parterre sitzen werden.«

Dieses Raisonement, unser Leser wird es zugestehen müssen, entbehrte nicht ganz der Logik für einen fastenden und verliebten Menschen.

Hätte Banniére bei diesem Verhältnisse ein anderes gemacht, so würde er allen seinen praktischen und theoretischen Kenntnissen im Theaterwesen Abbruch getan haben; er hätte, besonders die allmächtige Vermittlung des großen heiligen Julian, dessen Scapulier er auf seiner Brust trug, benachteiligt.

Und während dieser Zeit begann vor Banniére und dem Müßiggänger, mit dem er die von uns mitgeteilte interessante Unterredung gehabt hatte, die Menge, ein Sturmbock mit bewaffnetem Kopfe, an die Tür der Comédie, Francaise zu klopfen, welche nur gesprengt sein wollten. Sie wurden es auch, sobald die Bureaux geöffnet waren.

Fünf Minuten ging Alles gut, doch nach Verlauf von fünf Minuten begannen der Eifer und eine Anzahl von Räsonnements dem, welches sich Banniére gemacht, ähnlich, einen Einfluss auf die bis dahin erhaltene allgemeine Eintrittsordnung zu üben. Mit unsäglichem Glück sah Banniére, wie zehn Schritte vor ihm die Faustschläge auf eine Art ausgetauscht zu werden anfangen, welche regelmäßig genug, daß man hoffen konnte, sie werde lange dauern.

Banniére wurde hier, wie immer, durch seinen schönen Wuchs unterstützt, und durch seinen schönen Wuchs sah er die Hüte fliegen und in wenig senkrechter Haltungen die Flinten der Schützen glänzen, welche, von diesem Sturme bedrängt, sich

bogen, wie es die armen Weiden während der heftigen Herbst- und Frühlingswinde tun.

Noch etwa zehn Minuten Kampf von Seiten der Vorhut, ein ebenso langes Warten von Seiten des Zentrums, zu dem Banniére gehörte, und Banniére siegte sicherlich.

Die zehn Minuten vergingen. Es kam sogar viel besser, als Banniére erwartete. Der Sturm wurde zur Wettersäule, und die Gardes-fransaises verschwanden, wie von einem Wirbel fortgetragene Strohhalme.

Es handelte sich nur noch darum, vorwärts zu drücken und einzutreten. Man brauchte zu diesem Ende nicht einmal etwas auf den Schultern des Portier zu zerschlagen.

Doch unser Leser hat, wie wir, Eines bemerken müssen, nämlich, daß die Ideen in der Lust sind, wo sie wandern wie Scharen von Vögeln. Daraus folgt, daß, wenn ein Mensch eine gute Idee hat, und natürlich diese Idee ganz allein zu haben glaubt, daß er diese Idee von einem Andern in dem Augenblick ausführen sieht, wo er sie selbst ausführen will.

Durch den Streit, der sich an der Tür entsponnen, und in welchem die bewaffnete Macht unterlegen war, waren mehr als vierzig Personen, welche vor Banniére und seinem Müßiggänger den Vorzug hatten, daß sie sich vor ihnen an die Queue gestellt, waren mehr als vierzig Personen, sagen wir, unter das Vestibül gelangt, ohne daß sie die Hand in den Geldbeutel zu stecken nötig gehabt hatten.

Es kam die Reihe an Banniére; Banniére berechnete, in einer Minute, in einer Sekunde wäre er auch unter dem beseligenden Vestibule; schon nahm er seinen Anlauf, um die zwei letzten Linien niederzuwerfen, welche ihn noch vom Eingang trennten, als plötzlich diese zwei Linien, zögernd und anhaltend, wie die bekannte Colonne von Fontenoy beim Angriffe von Richelieu, sich auf Banniére zurückwarfen und ihn bis in die Gosse drängten.

Banniére bemerkte jetzt erst, daß der zum Voraus in seiner Einbildungskraft geschlagene Portier Mannschaft holen gegangen war und gefunden hatte, daß die überwundenen Schützen sich vermehrt hatten, wie die Soldaten unter den Zähnen des Drachen von Kadmos, daß sich die Gardes-françaises nicht durch eine

erste Niederlage für geschlagen gehalten, und daß an der Stelle der verkrümmten und zerstreuten Bajonette eine Verstärkung von sehr entschiedenen, sehr geraden und sehr zahlreichen Bajonetten die der Ordnung zuwider handelnden Zuschauer hinausgetrieben hatte, und in guter Haltung vorrückte, um die anderen zu disziplinieren. Diese Schlappe vermochte einen Kämpfenden nicht zu entmutigen, der beim Kampfe so sehr interessiert und folglich so sehr erbittert, wie es Banniére war. Ein Entschluss wie der seinige kapitulierte nicht vor einer mehr oder minder großen Anzahl von Eisenstücken.

Banniére blieb auch beharrlich, und statt zurückzuweichen, wie die meisten Anwesenden, verdoppelte er seine Energie und wurde vom Soldaten Obergeneral einer Menge von Meuterern, welche aus vollem Halse: »*Es lebe dir König!*« schrien und die Türen und Schranken des Theaters zu erstürmen trachteten.

Das von Banniére gegebene gute Beispiel ermutigte die übrigen Flüchtlinge, sie kehrten um, als sie sahen, daß das Treffen nicht ganz verloren war, verbanden sich, ihrem neuen General folgend, mit diesem und machten ein Loch durch die Schützen und die Polizeiagenten, immer unter dem Geschrei: »*Es lebe der König!*« eine sinnreiche Taktik, mittelst welcher die Ruhestörer nur die Schranken zu zerbrechen, die Türen einzustoßen und die Gardes niederzuschlagen schienen, um ihren Eifer und ihre Liebe für Seine Majestät König Ludwig XV. zu bezeigen, den man damals noch den Viel geliebten nannte.



Ludwig XV.

Man kann sich leicht denken, daß der Berkan von Banniére, der sich am Orte der Gefahr befand, nicht geschont wurde.

Dieser Berkan war indessen von einer unbändigen Hartnäckigkeit; er war für sich allein so viel wert, als eine ganze Armee. Was er an einem Tage an Mut, an Zorn, an Ergebenheit entwickelte, hätte genügt, die Römer der drei Schlachten bei Trebiä, beim Trasimenus und bei Cannä gewinnen zu machen.

Die Anzahl trug den Sieg davon. Ein Dutzend Schützen opferte

sich und griff mit aller Macht den mutigen Mann an, der würdig gewesen wäre, schwächer angegriffen zu werden.

Dann, und das war ein schmerzliches Schauspiel für diejenigen, welche den wahren Mut zu schätzen wussten, dann sah man in Fetzen unter ihren wütenden Händen den Berkan fliegen, der bis dahin so gewaltigen Schlachten entkommen war.

Banniére, welcher, Allem zum Trotze, auch und wie diejenigen, nach deren Los er so sehr trachtete, in das Vestibül des Theaters eingedrungen war, Banniére, als er sah, man würde ihn vierteilen, führe er fort, seine Füße und seine Hände durch die reichliche Austeilung von Schlägen preiszugeben, die er nach rechts und nach links, nach vorne und nach hinten regnen ließ. Banniére klammerte sich, als hätte er sie aufheben wollen, mit den Füßen und den Händen an eine innere Säule an, und es begann dann unter dem Vestibül ein Schauspiel, das sicherlich interessanter als das, welches die Liebhaber der gesunden Literatur im Saale hatten suchen wollen.

Er schrie: »*Es lebe der König!*« mit einer solchen Stärke, daß sich sein Geschrei in ein Brüllen verwandelte. Er umklammerte den Stein mit einer solchen Kraft, daß die Schützen darauf verzichteten, ihn zum Loslassen der Säule zu nötigen. Man hätte glauben sollen, er sei einer von den Bildhauern des Mittelalters, wie sie die Baumeister von Straßburg und von Cöln an den riesigen Pfeilern ihrer Kathedralen befestigten.

Ach! warum können solche Beispiele von Mut und Aufopferung, ähnlich den von Kynägiros bei Marathon, nicht fliegen, um der Nachwelt das süße und befriedigende Schauspiel der belohnten Tugend zu hinterlassen?

Doch es geschah nicht so. Ein Commissär erschien, erkundigte sich, untersuchte, schaute, und statt sich dem Gefühle allgemeiner Bewunderung anzuschließen, welches wie mit einer Glorie die schöne Verteidigung von Banniére umgab, erteilte er mit einer kreischenden Stimme genaue und klare Befehle, welche ungefähr also lauteten:

»Schützen! nehmt diesen Menschen weg und führt ihn mir vor.«

Banniére, der dem Gesetze nicht Trotz bieten wollte, ließ mit seinen Füßen vom Steine, spannte die Federn seiner krampfhaft

um die Säule geklammerten Finger ab und fiel wehrlos unter seine Verfolger, wie eine Eiche, welche, schon durch einen Sturm entwurzelt, sich unter einem Hauche beugt und fällt.

Der Commissär hatte sich schon in seine Höhle zurückgezogen. Die Schützen führten ihn dahin, indem ihn die Einen bei den Faustgelenken festhielten, während ihn Andere energisch von hinten schoben. Banniére kannte diese Taktik; es war die, welcher man sich schon bedient hatte, um ihn vom Hause von Olympia in das Gefängnis von Lyon zu führen.

Durch die Erfahrung klug geworden, seiner ersten Verhaftung sich erinnernd, zog Banniére unter dem Vorwand, gewisse Stücke seiner Kleidung, welche ungeheuer gelitten hatten, wieder zurecht zumachen, seinen Diamant von seinem Finger und schob ihn ganz sachte in seinen Mund.

Man wird bemerken, daß unter den verdrießlichen Umständen seines Lebens dieser Diamant das war, was Banniére am meisten in Anspruch nahm.

Die Sache wurde zur Zufriedenheit des Gefangenen ausgeführt, und Niemand bemerkte die für ihn so wichtige Bewegung.

Man führte also Banniére, immer stoßend und schiebend, dem Commissär vor.

Der Commissär setzte alle Blitze seines Zornes in Bereitschaft, um Banniére zu verhören.

Als die Inszenierung beendet war, begann das Verhör.

Banniére hörte ruhig die Fragen an, die man an ihn machte. Banniére hatte aber seinen Diamant in seinem Munde; er befürchtete, wenn er ihn zwischen die Zähne und die Wange schöbe, könnte der Diamant eine Vorragung bilden und sich selbst verraten; er behielt ihn also mitten am Gaumen auf der Zunge, das heißt, er blieb stumm: denn es ist rein unmöglich, mit einem Diamant auf der Zunge zu reden. Was, wie man sieht, ganz und gar den Fabeln widerspricht, In welchen man Perlen und Gold bei jedem Worte entschlüpfen lässt. Homer, indem er den alten Nestor sprechen macht, erwähnt nur des Honigs, der von den Lippen des Königs von Pylos floß, und überlässt Hesiod, der minder streng als er in philosophischen Materiell, die goldenen Dinge, welche aus dem Munde der Beredsamkeit kommen.

Es kam also nichts aus dem Munde von Banniére, und wir wissen, warum: aber der Commissär, der entfernt nichts vermutete, sondern glaubte, dieses Stillschweigen rühre von einem schlechten Willen her, wurde der Fragen müde, auf welche keine Antwort erfolgte, machte von seinem Rechte Gebrauch und schickte Banniére in's Gefängnis.

Dieselben Schützen führten nach dem Fort-l'Évêque den jungen Mann, der, kurz zuvor noch voll Feuer und Kraft, nun mit düsterem Auge und gesenktem Kopfe, wie die Renner des schönen Hippolyt, einherging.

XLIV.

Das Fort - l'Evêque.

Kein Zwischenfall ereignete sich auf dem Wege; Banniére blieb nur stumm, was die Schützen ungeheuer in Erstaunen setzen musste, in Betracht, daß, sie ihn auf eine so heftige und so anhaltende Art: »Es lebe der König!« hatten rufen hören.

Man führte Banniére, wie gesagt, nach dem Fort, l'Evêque und zeichnete ihn mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten in die Liste der Gefangenen ein

Während der ganzen Zeit seiner Einsperrung gab Banniére eben so wenig eine Silbe von sich, als er es vor dem Commissär und unter Weges getan hatte.

Sobald er eingesperrt war, atmete Banniére, nahm seinen Diamant aus seinem Munde und verbarg ihn in einer kleinen Spalte seiner Wand oder vielmehr der Wand des Königs; dann zog er sein armseliges Bett vor diese Spalte und legte sich darauf, um seinen Diamant nicht aus dem Gesicht zu verlieren, selbst nicht während seines Schlafes, wie Herr de la Palisse gesagt hätte, der so viele gute Dinge sagte.

Nicht ohne Grund handelte er so, denn man durchsuchte ihn sorgfältig, was nicht schwierig sein konnte, da er mehr als halb nackt war.

Man untersuchte besonders das Scadulier, welches man als leer und unschuldig erkannte.

Diesmal war es kein Commissär, der Banniére verhörte, es war ein Richter des Chatelet; die Zeremonie wurde Achtung einflößend.

Banniére hatte bis dahin zu wenig gesprochen, diesmal aber sprach er zu viel.

»Ihr Name?«

»Banniére.«

»Ihr Alter?«

»Fünf und zwanzig Jahre.«

»Ihr Gewerbe?«

»Ich habe keines.«

»Ihr Domizil?«

»Ich habe noch keines, da ich diesen Morgen erst in Paris ankam.«

»Ihre Existenzmittel?«

Banniére zeigte seine Arme, ein vortreffliches Existenzmittel; die Schützen wussten etwas davon und konnten es zur Not bestätigen.

Der Richter ging nun in das Detail der Beschwerden ein, die man gegen Banniére vorbrachte.

»Warum haben Sie die Garde geschlagen«, fragte er.

»Weil man mich verhinderte, in das Theater einzutreten.«

»Was wollten Sie dort machen?«

»Bei Gott! das Schauspiel sehen.«

»Man hat Sie aber durchsucht: Sie hatten kein Geld.«

Hier geriet Banniére in Verlegenheit, mehr als bei Frau von Mailly, denn statt einer schlechten Antwort fand er diesmal gar keine, und mit ein wenig Geistesgegenwart wäre die Antwort doch leicht gewesen: er hatte nur die zahlreichen Wunden seines Rockes zu zeigen und zu sagen:

»Sehen Sie, ob meine Börse in einem dergestalt zerrissenen Kleide hat bleiben können!«

Und auf diese Art hätte er sogar noch gesagt, er könne Entschädigung beanspruchen.

Banniére fand jedoch diese Lüge nicht, so einfach sie war. Er blieb also verblüfft bei der Frage des Beamten.

Wir müssen indessen auch die volle Wahrheit sagen, damit unser Leser Banniére nicht alberner macht, als er in Wirklichkeit war.

Während der Beamte protokollierte, war Banniére nur darauf bedacht, aus dem Gefängnis zu kommen.

Dieser Wunsch äußerte sich plötzlich und in einem Augenblick, wo es der Beamte am wenigsten erwartete.

»Wie viel Uhr ist es?« fragte er den Richter, der ihn ganz verwundert anschaute.

»Warum?« erwiderte dieser mit einer etwas spöttischen Miene.

»Warum? Ei! um in die Comédie zurückzukehren!« rief Banniére.

Der Richter schaute die Schützen an.

»Geschwinde, geschwinde«, fügte Banniére bei, »ich kann sehr wohl noch bei dem Moment ankommen, wo Junia sagt: *O mein Fürst!*« und diesen Moment möchte ich vornehmlich sehen. Olympia war darin so schön! so pathetisch! so rührend!«

»Ho! Ho!« machte der Richter.

»Beeilen Sie sich also«, fuhr Banniére fort, »denn wenn Sie noch zögern, so werde ich nicht mehr bei dem Moment eintreffen, wo sie zu Agrippina sagt:

»*Verzeiht dies Entzücken, edle Frau.*«

»Ah! was hat denn dieser Teufelsmensch?« stammelte der Richter.

»Nun, wird man wohl ein Ende machen?« rief Banniére mit einem Tone, dem man die Rückkehr eines Zornes anmerkte, welcher, einen Augenblick unterdrückt, abermals loszubrechen drohte.

»Nun! nun!« rief der Richter, indem er Banniére mit einem gewissen Schrecken betrachtete, »sind Sie verrückt! Wie! ich fand Sie beinahe unschuldig, und wollte Nachsicht mit Ihnen haben . . . «

»Oh! es wäre besser, man würde mit Strenge gegen mich verfahren! Habe ich etwas getan? Man hat mich geschlagen, man hat mir einen ganz neuen Rock zerrissen, Basinhosen, die ich zum ersten Mal trug, unbrauchbar gemacht, und Alles dies, weil ich das Schauspiel sehen wollte und: »*Es lebe der König!*« rief.«

»Und er rief es ganz herzlich«, bemerkte einer von den Schützen; »man muss ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Er ist kein böser Mensch, und er drückt sich gut aus«, sagte der Richter.

»Rasch, rasch also«, rief Banniére, »öffnen Sie mir die Türen, da ich so sehr unschuldig bin!«

»Aber er ist verrückt!« sagte der Richter,

»Verrückt! ich! gehen Sie doch!«

»Beruhigen Sie sich, und wir werden sehen.«

»Daß ich mich beruhige!«

»Ja.«

»Aber ich sage Ihnen, daß sie im Begriffe ist, von der Szene abzugehen!«

»Wer?«

»Junia.«

»Wer, Junia?«

»Junia, tausend Teufel! Wollen Sie mich denn verhindern, sie bei ihrem Weggehen zu sehen!«

»Ho! Ho! nun kommt der Anfall wieder«, sagte der Beamte, indem er die Schützen wie ein Mensch anschaute, der zum Voraus ihren Mut für den Fall befragt, daß er an denselben zu appellieren hätte.

»Sehen Sie, mein kleiner Richter«, fuhr Banniére fort, »nun kleidet sie sich aus.«

»Aber wer denn?«

»Junia.«

»Junia kleidet sich aus?« versetzte der Richter, dem dies ein Ärgernis gab.

»Allerdings! glauben Sie denn, sie werde mit ihrer Tunica und ihrem Peplos nach Hause kehren?«

»Nun! was geht das mich an?«

»Aber mich geht es sehr viel an; ich habe nur Zeit, zu laufen, um in dem Augenblick anzukommen, wo sie aus dem Theater weggehen wird. Lassen Sie mich los!«

»Es ist entschieden ein Narr!« sagte der Richter.

»Es ist ein Narr!« wiederholten die Schützen, entzückt, wie der Richter zu sprechen.

»Ein Narr von der sentimentalen Gattung«, fuhr der Richter fort.

Banniére stürzte vor. Die Schützen hielten ihn auf ein Zeichen des Beamten zurück. Banniére begann den Kampf wieder. Die Schützen legten Banniére auf den Boden. Dann, als Banniére auf dem Boden lag, ging der Richter rings um ihn und schaute ihn mit einer Aufmerksamkeit gemischt mit Neugierde an.

»Meine Herren,« sagte er, »dieser Mensch ist von einer der gefährlichsten Krisen befallen, welche die Ärzte Wahnsinn aus

Liebe nennen.«

Nachdem dieses Urteil gefällt war, brummelte der Beamte ein paar Worte, schrieb ein paar andere auf ein Stück Papier, das er dem Anführer der Schützen übergab, und machte sich aus dem Staube.

Banniére, der ihn nicht aus dem Gesicht verloren, war, statt sich zu beruhigen, noch zorniger geworden, hatte gedroht, sogar geschlagen.

Als der Richter weggegangen war, ließ man Banniére bei den Beinen los, während man ihn an den Armen immer noch festhielt.

»Vorwärts, mein Junge«, sagte der Anführer der Schützen, »stehen Sie gutwillig auf.«

»Aufstehen? Wir werden . . . «

»Wir werden Julie sehen«, sagte der Schütze, der diesen französischen Namen, statt des lateinischen Namens von Herrn Racine, dem Verfasser von *Britannicus*, gehört zu haben wähnte.

Banniére sprang auf, denn er glaubte, man werde ihn wirklich in Freiheit setzen.

Doch er war bemüht, mit seinen Fingerspitzen den Ring von Olympia zu fassen, und er schob ihn in das Scapulier, ein Asyl, das unverletzlich geworden, seit dem man es so genau untersucht hatte.

Der arme Banniére hatte Recht, daß er den Diamant mit so großer Geschicklichkeit verbarg, denn nachdem er viel in Paris in einer Richtung marschiert war, welche, so weit er es beurteilen konnte, nicht die der Comédie-Francaise, ließen ihn die Schützen in einen Fiacre steigen und sagten zum Kutscher:

»Fahre nach Charenton.«

Eine Stunde nachher stieg Banniére mit seiner Eskorte vor einem großen Hause aus; während man ihn unter ein Pfortchen gehen ließ, schrieb man, nach der Angabe der Schützen, denn Bann höre hatte nicht antworten wollen, da er nichts von dem was vorging, begriff, in das Register:

»Narr aus Liebe!«

Die Schützen entfernten sich, er blieb allein.

Und als er sich gegen diese erschreckliche Verfolgung des Schicksals empörte, kamen kräftige Männer, banden ihm die

Hände und Füße und warfen ihn in eine kalte Zelle, wo sie ihn mit seiner Verzweiflung ließen, die nur Eines milderte: daß er unter Allem dem immer den Ring von Olympia hatte.

XLV.

Wie Herr von Mailly zu Olympia zurückgekommen war.

Die für Banniére so stürmische Vorstellung hatte indessen besser für die friedlichen Zuschauer, welche ihren Platz bezahlt, als für ihn geendigt.

Der König war ruhig zur bezeichneten Stunde eingetroffen. Der König hatte in seiner Loge unter einem Freudengeschrei Platz genommen, welches sich nur durch die wahnsinnige Liebe erklären lässt, von der um jene Zeit alle Untertanen Seiner Allerchristlichsten Majestät erfüllt waren.

Ludwig XV. zählte damals ungefähr siebzehn Jahre. Er war in der ganzen Milde der Jugend, in der ganzen Blüte einer kaum erschlossenen Schönheit; nachdem er das schönste Kind Frankreichs gewesen, war er der schönste Jüngling der Welt.

Überdies besaß kein Mann in einem so hohen Grade die Anmut gepaart mit dein Adel.

Der mächtige Zauber, den er über alle Franzosen ausübte, welche in den Ansängen seiner Regierung die glänzende Morgenröte eines langen Friedens und einer hohen Wohlfahrt sahen, dieser mächtige Zauber ließ sich erklären durch die Furcht, in der man seit langer Zeit in Betreff seiner, wie die Freunde von Frau von Maintenon sagten, immer durch den Herzog von Orleans und seine Genossen bedrohten Gesundheit lebte.

Doch der Herzog von Orleans war redlich die ihm von Gott gegebene Sendung, Frankreich diese auf ihrem Stängel erbleichende Lilie zu bewahren, erfüllend gestorben; er war ganz Frankreich mit dieser Sendung betrauend gestorben.

Dieser Prinz, der Gegenstand von so vielen Befürchtungen, hatte das Mannesalter erreicht. Er war stark genug, um Jedermann zu beruhigen, schwach genug, um interessant zu erscheinen.

Seine Blässe, eine Folge der Krankheit, aus der er wie aus

einem Grabe hervorging, war für alle Anwesende ein Beweggrund, ihn zu lieben, ihn mit Klatschen zu begrüßen und mehr zu bewundern, als sie es zu einer gewöhnlichen Zeit getan hätten. Nie, in der Tat, hatten seine Augen von einem so sanften Feuer gegläntzt, nie hatten seine schönen weißen Hände mehr Schmach tendes und mehr zarte Geschmeidigkeit den bezauberten Blicken der Damen geboten.

Als der enthusiastische Empfang, den die Pariser ihrem Idol bereitet, zu Ende war, beschäftigte man sich ein wenig mit dem, was auf der Bühne vorging.

Olympia spielte wirklich die Junia. Der Theaterzettel, den Banniére gelesen, und der ihn geraden Wegs nach Charenton geführt, hatte nicht gelogen.

Vielleicht ist hier der Augenblick, unsern Lesern einige Erklärungen über das, was vorgefallen, zu geben, um den Ereignissen, die wir erzählt, und die die Rückkehr von Herrn von Mailly und die Abreise von Olympia, enthalten, haben wir nur die Oberfläche gesehen; dringen wir ein wenig in den Grund ein.

Eine Heirat war, wie wir am Anfang dieses Buches gesagt, unter den Auspicien des Königs, zwischen Herrn Louis Alexandré von Mailly und Fräulein Louise Julie von Nesle angeordnet worden. Das war eine von den Heiraten, welche die Vermögen verbinden, die Verwandtschaften enger schließen, welche unter den Familienhäuptern festgesetzt und von den Kindern beinahe nie bekämpft werden, weil sie alle Convenienzen, wenn nicht des Glückes, doch wenigstens des gesellschaftlichen Lebens vereinigen,

Überdies war eine Heirat um jene Zeit eine minder ernste Sache, als in unseren Tagen. Man heiratete, um sein Vermögen zu übertragen und sein Geschlecht fortzupflanzen. Um zu diesen zwei Resultaten zu gelangen, genügte es für einen Ehemann, einen Sohn zu haben. Wenig war ihm an den andern gelegen; die andern führten seinen Nomen nicht, die andern teilten sein Vermögen nicht; man widmete den Einen dem Schwerte, den Andern der Kirche: das waren der Herr Chevalier oder der Herr Abbé, Man sehe nur Molière; Molière, der vor Eifersucht gestorben ist; Molière, der Sittenmaler, spricht nicht ein einziges Mal das Wort **Adultère** aus. **Adultère** ist allerdings ein Wort der

französischen Sprache¹⁵, aber es ist ein poetisches Wort, wie Renner statt Pferd, wie Flamme statt Liebe, wie Hinscheiden statt Tod; das laufende Wort, das gebräuchliche Wort, das komische Wort, das nur den spaßhaften Gedanken nach sich zieht, man frage Molière danach. Von dieser doppelten Larve enthüllt Molière nur diejenige, welche das Lachen grimassiert: diejenige, welche den Schmerz ausdrückt, welche die Tränen durchfurchen, welche die Verzweiflung zusammenzieht, bleibt im Schatten, und Niemand sieht sie, als der Mann vielleicht, wenn er in sein Zimmer zurückgekehrt, ganz allein mit sich selbst, die andere ablegt und sich im Spiegel betrachtet.

Heute ist es etwas ganz Anderes; der Fehler ist ein Verbrechen. Ist die Gesellschaft moralischer geworden? Ja, vor Allem; wir behaupten es, und es wäre uns nicht schwer, dies zu beweisen. Sodann hat sich das Gesetz in die Sitten gemischt; das Gesetz hat die Majorate, die Erstgeburtsrechte, die Fideicommissen aufgehoben; das Gesetz hat die gleiche Verteilung der Güter des Vaters unter alle Kinder befohlen; kein Kloster mehr für die Tochter, kein Seminar mehr für den jüngeren Sohn; Alle haben denselben Ursprung, Alle müssen folglich dasselbe Recht haben.

Sobald aber der Mann sah, daß seine Kinder, nach dem Gesetz, ein gleiches Recht auf sein Erbe hatten, wollte er, daß sie es nach der Natur haben, und von diesem Augenblick ist das Wort **Adultère** das wirkliche Wort, nämlich synonym mit Verbrechen für die Gattin, mit Diebstahl für das Kind geworden; darum hat das neunzehnte Jahrhundert das Wort ernst genommen, welches das siebzehnte komisch genommen hatte. Darum hat Molière *Georges Dandin* gemacht, darum habe ich *Antony* gemacht.

Die Familie Nesle und die Familie Mailly hatten sich also verbunden, um die zwei Verwandten, deren Namen und Vornamen wir so eben bezeichnet haben, eine von diesen Heiraten schließen zu lassen. Herr von Mailly hatte Avignon in dieser Absicht verlassen, war nach Paris gekommen, und hatte seine schöne Cousine in ungefähr eben so viel Zeit geheiratet, als Cäsar gebraucht, um den König von Pontus zu besiegen.¹⁶

Frau von Mailly war ein reizendes Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren. Wir wissen wohl, man hat viel über ihr Alter gestritten, doch wir behaupten, daß sie im Jahre 1700, das heißt

in demselben Jahre wie der König geboren war. Wir haben ihr Portrait gegeben, als Bannière bei ihr eingeführt wurde.

Mailly kannte seine Cousine seit ihrer Kindheit; es konnte also nicht wohl ein neues Gefühl aus der Verbindung der zwei Verwandten entstehen: sie waren Beide jung, Beide schön.

Indessen, an die anmutigen und geistreichen Zuvorkommenheit von Olympia gewöhnt, stellte Mailly bald zwischen der Frau, die er genommen, und der Geliebten, die er verlassen, einen Unterschied fest, der, wir müssen es sagen, ganz zum Vorteil der Geliebten war. Übrigens hatte Herr von Mailly, selbst in der innigsten Vertraulichkeit, bei seiner Frau einen Hang zur Traurigkeit, eine Neigung zur Zerstretheit wahrgenommen; man hätte glauben sollen, ein unbekanntes Gefühl, das sie vor den Andern und vielleicht vor sich selbst verberge, lebe im Grunde des Herzens der jungen Frau und offenbare, in einer unsichtbaren, tiefen Falte zusammengezogen, seine Existenz nur durch den scharfen Biß, den, so oft sie erwacht, eine schlecht eingeschläfernte Leidenschaft macht.

Da jedoch über das Benehmen von Frau von Mailly nichts zu bemerken war; da er, nachdem er mit Aufmerksamkeit studiert hatte, mit welchem Tone, mit welcher Stimme, mit welcher Miene seine Frau nicht nur mit allen den Freunden, die er bei ihr eingeführt, sondern auch mit allen Herren sprach, die sie bei Hofe sah, von der Kälte seiner Frau gegen Jedermann überzeugt geblieben war, so hatte er gedacht, diese Kälte sei etwas Natürliches bei ihr, und sich nicht mehr darum bekümmert, trotz seiner Neigung zur Eifersucht. So oft sich sein Herz dem Winde der Traurigkeit zuwandte, wandte er sich gegen Olympia, und ein Seufzer ging von Paris aus, um das reizende Geschöpf überall, wo es sich fände, aufzusuchen.

Herr von Mailly kam endlich dazu, daß er sich so sehr nach Olympia sehnte, daß er sie so ernstlich, nicht nur bei seiner Frau, sondern auch bei andern Frauen vermisste, daß er beschloss, den Weg einzuschlagen, den einer um den andern alle seine Seufzer eingeschlagen hatten, und das zu tun, was seine Seufzer nicht hatten tun können, nämlich Olympia nach Paris zu führen.

Würde er nun Olympia frei finden? würde sie ihm folgen wollen? Das war die Frage, wie Hamlet sagt.

Doch diese Frage an die Eitelkeit eines Mannes gestellt ist sehr rasch gelöst. Wo würde Olympia in der Provinz einen Cavalier finden, der vollendet genug, um sie Herrn von Mailly vergessen zu machen? Selbst in Paris, wo der Regent Versailles entcentralisirt hatte, selbst in Paris, das sich zum Rendezvous aller Schönheiten und aller Eleganzen gebildet hatte, galt Herr von Mailly für einen schönen und eleganten Cavalier; es war also offenbar, daß Olympia nichts dem, was sie verloren, Ähnliches gefunden, daß sie folglich fortwährend den Verlust ihrer zwei Jahre des Glückes und der Liebe beklagt hatte, wie Herr von Mailly sie selbst beklagte. Bei dieser Gesinnung, und sie konnte keine andere haben, würde Olympia als ein Glück diese Rückkehr betrachten, die sie vielleicht wünschte, aber nicht zu hoffen wagte.

Indessen, — man musste auf Alles gefasst sein, — indessen war es möglich, daß Olympia, an der Erfüllung ihrer Wünsche verzweifelnd, und auf die dramatische Laufbahn in Paris, worüber sie so oft mit Herrn von Mailly gesprochen, verzichtend, ein Engagement mit einem Direktor in der Provinz abgeschlossen hatte; dieses Engagement musste man ungültig machen. Das war etwas Leichtes; ein Debüt-Befehl für die Comédie-Francaise löste alle Engagements.

Herr von Mailly ließ sich einen Debüt-Befehl vom Kammerherrn der Comédie-Francaise unterzeichnen und reiste, mit diesem Debüt-Befehle versehen, nach Lyon ab.

Überdies, obgleich er im Grunde auf die Liebe und die Treue von Olympia rechnete, war es ihm nicht unangenehm, um diese Liebe wiederzubeleben und diese Treue zu stärken, vor ihr als Protektor zu erscheinen und sich ein Gefühl der Dankbarkeit außer den Gefühlen zu schaffen, welche Olympia ohne Zweifel für ihn bewahrt hatte.

Wir haben gesehen, unter welchen Umständen Herr von Mailly in Lyon ankam, wie er dort Olympia in Verzweiflung wiederfand, und wie Olympia, in ihrer Verzweiflung, und um ihn über die Zukunft ihres Verhältnisses zu Banniére zu trösten, ihm zu folgen einwilligte.

Die Freiheit von Banniére war, wie wir auch gesehen, wenn nicht die Bedingung, doch wenigstens das Resultat dieser Wiedervereinigung, welche, grausam von Olympia Banniére

bezeichnet, diesen beinahe wahnsinnig gemacht hätte.

Herr von Mailly hatte also Olympia wiedergesehen, wenn nicht glücklich, ihm zu folgen, doch wenigstens glücklich, Lyon zu verlassen und in der Arbeit der Bühne und in den Studien, die sie zu machen genötigt wäre, eine Zerstreung von der Liebe für Banniére zu finden, welche sie durch die Verachtung erloschen glaubte, während sie nur durch die Eifersucht getrübt war.

Was war auch geschahen? Olympia, nachdem sie Banniére verlassen, hatte bemerkt, daß sie ihn noch liebte; Olympia, nachdem sie Herrn von Mailly wieder genommen, hatte bemerkt, daß sie ihn nicht mehr liebte.

Als eine Verzweifelte, die an nichts mehr glaubt, seitdem sie ihr Glück verloren, als eine Verbannte, die an nichts mehr hält, seitdem sie ihr Vaterland verloren, hatte sich Olympia wieder an die einzige Leidenschaft angehängt, welche die Frauen noch haben, wenn sie keine Liebe mehr haben. Sie hatte ihre Unabhängigkeit wieder ergriffen. Die Unabhängigkeit für Olympia war aber das Theater.

Da hatte es Herr von Mailly, welcher wahrgenommen, was in diesem armen zerrissenen Herzen vorging, versucht, Olympia zu sich allein zurückzuführen, er hatte sie aufgefordert, der dramatischen Laufbahn zu entsagen und keinen Gebrauch von dem Debüt-Befehl zu machen, mit dem er sich in einer andern Absicht versehen; aber im Grunde ihrer Seele verwundet, ohne daß sie ihre Wunde Jemand zum Vorwurf machen sonnte, hatte Olympia den Grafen an den Debüt-Befehl erinnert, von dem er mit ihr beim Wiedersehen gesprochen; sie hatte gebieterisch das Auftreten gefordert.

Der Graf hatte nicht widerstehen können; Olympia debütierte also in *Britannicus*.

XLVI.

Herr von Mailly wird eifersüchtig auf seine Geliebte.

Es geschah nun, was immer geschieht. Da Olympia weniger liebte, so liebte Herr von Mailly mehr. Diese Erscheinung ist gewöhnlich, weil die meisten Herzen gewöhnlich sind. Für jede wohl beschaffene und solid verliebte Seele verursacht die Verdoppelung der Liebe bei dem geliebten Gegenstand einen Zuwachs an Liebe; das ist der ungeschwächte Reflex, das ist die physische Percuission auf die moralischen Gesetze angewandt.

Herr von Mailly, ein Mann von Geist, ein braver Offizier, ein vortrefflicher Edelmann, ein vollkommener Höfling, war im Ganzen nur ein gewöhnliches Herz.

Das war nicht seine Schuld, man kann seine Seele nicht wechseln; man lebt mit derjenigen, welche mau vom Himmel empfangen hat.

Herr von Mailly, dem die Feinheit seiner Erziehung und sein natürliches Zartgefühl als Dolmetscher dienten, Herr von Mailly fühlte, er dürfe seinen Schatz nicht aus den Augen lassen, unfähig, wie er war, ihn selbst zu bewahren. Er wurde eifersüchtig.

Wohin Olympia ging, mochten es Proben oder Promenaden sein, fand er Mittel, zu erscheinen. Frei von seiner Frau, lebte er nicht im Hotel de Nesle, sondern bei Olympia; er empfing bei ihr seine Freunde, er bewirtete hier seine Bekannten, er machte hier seine dringendsten Geschäfte ab. Von eifersüchtig wurde er verdrießlich.

Die Eifersucht ist ein Laster, das nur mit Geduld von den Frauen ertragen wird, wenn sie weinen, daß sie nicht genug geliebt werden; sonst erzeugt die Eifersucht, welche die Wirkung eines Übels sein müsste, stets die Ursache davon. Der eifersüchtige Mann hat dann am Ende immer Recht, daß er eifersüchtig ist.

Allerdings ist dies in der Regel in dem Augenblick der Fall, wo er es zu sein aufhört.

Man begreift wohl, daß Herr von Mailly, der in seiner Eigenschaft als Eifersüchtiger bei den Proben erschien und die Promenaden kreuzte, auf dem Theater den Debüts von Olympia beiwohnte; auf der Bank der Edelleute sitzend, hatte er dem Triumphe halb entzückt, halb in Verzweiflung beigewohnt.

Ehe der Vorhang aufgezogen worden, war er in ihre Loge hinausgegangen und hatte ihr Komplimente über Ihre Toilette und über ihre Schönheit gemacht.

Die Toilette von Junis war ein herrliches Kleid von weißem Damast, das sich über einem Unterkleid von Silberbrocat öffnete; es war eine gepuderte Perücke, wie man sie zu tragen anfang, mit einem glänzenden Strauß von Federn, welche zierlich auf das rechte Ohr herabfielen.

Das nannte man am Ansang des achtzehnten Jahrhunderts den *einfachen Anzug*.

Olympia trat auf.

Als sie den Fuß auf die Bühne setzte, als sie diese Lichter, diesen Glanz, diesen Putz, diese mit Federbüschen geschmückten Frauen wiedersah, deren Köpfe, wenn sie schwankten, die Diamanten spiegeln machten, diese Männer lächelnd und voll Begehrlichkeit, diese von vornehmen Herren gefüllten Logen, die Loge endlich, wo allein im leuchtenden Raume der junge König, die Sonne aller dieser Trabanten, glänzte, als sie das Gemurmel hörte, das ihre Schönheit erregte, als sie die Bravos hörte, welche ihr Talent hervorbrechen machte, wurde Olympia gerührt, statt sich zu begeistern wie ein Streiter im Treffen.

Woran dachte sie denn, die Frau, welche so sich selbst vergaß?

Ach! sie dachte an Banniére, an die schönen Abende von einst, die er schön durch seine Gegenwart machte; sie dachte an das Feuer, das er um sich her anfachte, an diese glühende Liebe, welche die Bretter und die Kulissen in Flammen zu setzen schien; sie dachte an die Rolle des Nero, welche er allerdings ziemlich schlecht gespielt, aber doch am Ende mit ihr gespielt hatte. Wo war Banniére? wo war die Liebe? wo war das Glück? wo war das Leben?,

Ach! sie vermutete entfernt nicht, derjenige, welcher ihre Liebe entstehen gemacht und ihr Glück mitgenommen, habe sie an der Tür des Theaters gestoßen, er habe die Schützen geschlagen, er sei in das Fort l'Evêque geführt und als Narr nach Charenton transportiert worden.

Oh! wenn sie das gewußt hätte, wie würde sie Alles verlassen haben! wie hätte sie diesen Saal verlassen, diese Frauen mit dem von Diamanten beladenen Kopfputz, diese von Bewunderung ergriffenen vornehmen Herren, Alles, bis auf den jungen König, den Gegenstand der Blicke aller Frauen, um nach Charenton zu gehen und mit beiden Fäusten an die Zelle zu klopfen, wo Banniére war!

Olympia wusste aber nichts; Olympia war nicht bei der Gegenwart, sondern bei der Vergangenheit, nicht bei der Wirklichkeit des Augenblicks, sondern beider Erinnerung, und diese Erinnerung war es, was sie traurig mitten unter ihrem Triumphe machte.

Die traurige Olympia war nicht mehr einfach eine Schönheit, es war etwas Glänzendes. Überdies gab die Rolle von Olympia Anlass zur Melancholie, etwas Seltenes bei Racine, etwas Seltenes im Jahrhundert Ludwig XIV.; die Erscheinung von Junis ist nicht naiv, sie ist träumerisch: es ist eher ein Schatten, als eine Frau.

Eine Folge dieser Traurigkeit von Olympia war, daß sie bewunderungswürdig schön, allen denjenigen, welche sie sahen, schien. Sie dünkte dem König schön, und er neigte sich zurück und fragte nach ihrem Namen.

König Ludwig XV. hatte weder vor seiner Heirat, noch seit derselben die Blicke auf eine andere Frau als die seinige geworfen. Er pflegte bekanntlich, wenn man mit ihm von irgend einer berühmten Schönheit sprach, zu fragen: »Ist sie so schön als die Königin?«

Was die Herren vom Oeil-de-Boeuf lächeln gemacht hätte, während sie weniger Höflinge gewesen; denn es fehlte viel, daß die Königin eine Schönheit war.

Und war es den Höflingen gelungen, auf diese berühmte Schönheit die Blicke Seiner Majestät zu lenken, so verzog der

König verächtlich die Lippen, schüttelte den Kopf und sagte: »Die Königin ist schöner.«

Eine große Anzahl schon unter den Führern festgestellter Intrigen war auf diese Art gescheitert.

Gewohnt, auf die Skandale der Regentschaft zu spekulieren, fingen die jungen Höflinge an über die Beständigkeit von Ludwig XV. ungeduldig zu werden.

Gewohnt, aus den schwermütigen Launen von Ludwig XIV. Nutzen zu ziehen, lauerten die alten Herren auf den Augenblick, wo sein Enkel in seinen Adern das stürmische Blut der Bourbons von der älteren Linie erwachen fühlen würde.

Denn es fand, wie man weiß, ein großer Unterschied zwischen dem Blute der älteren Linie und dem der jüngeren Linie statt. Dieser Unterschied, der sich zwischen dem König und Monsieur fühlbar zu machen angefangen hatte, bestand fort zwischen Ludwig XV., dem zukünftigen Liebhaber von Frau von Chateauroux, Frau von Pompadour und Madame Dubarry, und Monsieur Louis von Orleans, welcher im Palais-Royal ein Auto da Fe mit den Bildern von Carracci und Albano machte, deren Anblick seine devoten Augen nicht ertragen konnten.

Ludwig XV., der Gegenstand von so vielen Spekulationen, schaute übrigens Olympia an, ohne daß ihn sein Geist zur Königin durch Vergleichung zurückführte, und ohne daß die Vergleichung der mit dieser so sehr geliebten Königin in Parallele gestellten Frau ungünstig war.

Nachdem er lange Olympia angeschaut, neigte sich der König also, wie gesagt, zurück und fragte nach dem Namen dieser reizenden Schauspielerin.

Derjenige, welcher sie dem König antwortend nannte, war der Kapitän-Lieutenant der Chevaulegers der Garde Seiner Majestät.

Ludwig XV. liebte diesen Herrn sehr und hatte denselben genug Herrschaft über ihn gewinnen lassen, daß man in diesem Günstling einen Stern ähnlich dem begrüßte, welcher hundert Jahre früher unter den Namen Chalais und Cing-Mars gegläntzt hatte.

Der Kapitän war ein heiterer, in seinem Wesen sehr offener Mann, der mehr darnach trachtete, der Freund des Königs, als

sein Günstling zu sein.

Sehr vertraut mit dem König, war der Kapitän erstaunt über den Reiz, den Ludwig in diesem Augenblick am Theater fand.

Olympia spielte so anmutig, daß sie auf dem König den aufmerksamsten Zuschauer machte. Diese außer allen Zweifel gesetzte Aufmerksamkeit ging natürlich von der königlichen Loge in die andern Logen über.

Als der letzte Vers von Junia gesprochen war, dieser letzte Vers, den Banniére, an welchen, Junia ausgenommen, Niemand dachte, durchaus hatte hören wollen, neigte sich der Kapitän auch gegen den König und sprach zu ihm:

»Wahrhaftig, Sire, es würde mir leid tun, wäre ich einer andern Ansicht, als Eure Majestät; dennoch wage ich zu sagen, daß es auf der Welt keine reizendere Person gibt, als diese Olympia.«

»Sie täuschen sich, Herzog«, erwiderte der König sehr befangen, »die Königin ist schöner.«

Der Kapitän verbeugte sich mit einem Lächeln, welches besagen wollte:

»Sire, wir wissen das, die Königin ist schöner, als alle Frauen, doch nach der Königin kommt Olympia.«

Und er schritt beim Abgang des Königs voran.

Doch während er an Mailly, der mit andern Edelleuten am Wege Seiner Majestät das Spalier bildete, vorbeistreifte, sagte er Ihm ins Ohr:

»Ei! Mailly, Du bist nicht unglücklich, der König ist für Deine Geliebte eingenommen.«

Und er ging mit dem König, welcher Herrn von Mailly freundlichst grüßte, weiter.

Dieses Wort konnte nur leicht sein, doch der Graf nahm es nicht so.

Er wie die Andern und besonders mehr als die Andern, der arme Verliebte, hatte die tiefe Aufmerksamkeit des Königs wahrgenommen und die ganz strahlende Schönheit von Olympia hatte ihn noch mehr nachdenken gemacht, als sie den König ergriffen.

Es gibt Schläge, bei denen ein Eifersüchtiger begreift, daß es unmöglich ist, sie zu parken, und würde er selbst von der Liebe

der edelsten Frau begünstigt.

Ein König von Frankreich, zum Beispiel, steht so außer andern Menschen, daß man die Liebe eines Königs von Frankreich nicht verachtet. Keine Französin hätte dies im Jahre 1726 zu tun gewagt.

Und Herr von Mailly befürchtete, Olympia wäre in diesem Punkte nur zu sehr Französin.

Das Wort des Kapitäns, statt den Grafen zu erfreuen, wie der Günstling, der Mailly nach sich selbst beurteilte, gedacht hatte, öffnete daher Mailly düstere Horizonte. Er bildete sich ein, der König habe einen Willen geäußert.

Sein Entschluss war alsbald gefasst. Da er, in die Tiefe seines Herzens hinabsteigend, wahrnahm, daß er diese Frau leidenschaftlich liebte, da er wusste, nicht Einer von seinen Freunden würde ihn wegen ihres Verlustes beklagen, Alle würden sich im Gegenteil beeifern, dem König sie ihm nehmen zu helfen, so beschloss er, die arme Olympia abzuschließen.

Nach dem Schauspiel kehrte er deshalb aus das Theater ganz betrübt über das Wort, das ihm der Kapitän gesagt, und über den freundlichen Gruß, den der König an ihn gerichtet, zurück.

Olympia legte ihr Theaterkostüm vollends ab. Sie war immer traurig. Mailly war immer düster.

XLVII.

Herr von Mailly schlägt einen falschen Weg ein.

Statt diese Schwermut zu bemerken und der wahren Ursache davon nachzuforschen, indem er sie in dem Kreise neuer oder alter Ideen, welche gewöhnlich die Frauen quälen, gesucht hätte, liest sich Herr von Mailly, wie alle Eifersüchtige, von den Gedanken, die ihn besangen hielten, hinreißen.

Er nahm eine freundliche Miene an, näherte sich ihr lächelnd und sagte:

»Meine liebe Olympia, Sie haben heute einen ungeheuren Succes gehabt.«

»Sie glauben?« versetzte Olympia, ihre Schminke abwischend.

»Sie haben auch zum Entzücken gespielt, liebe Schöne.«

»Ah!« erwiderte sie nachlässig, »desto besser.«

»Wissen Sie, daß Sie von sich sprechen machen?« fuhr Herr von Mailly fort.

»Wahrhaftig«, sagte Olympia mit demselben Tone, »und das macht Ihnen Vergnügen?«

»Oh! nein, im Gegenteil.«

»Warum im Gegenteil?«

»Weil das nichts Angenehmes hat.«

»Wie! es hat nichts Angenehmes für Sie, daß ich Talent besitze und daß man es sagt? Das fordert eine Erklärung.«

»Die Erklärung ist leicht zu geben.«

»Sprechen Sie.«

»Wenn man zum Beispiel eifersüchtig wäre?«

»Man hätte Unrecht.«

»Man hätte vielleicht Unrecht, aber man würde darum nicht minder leiden.«

»Ja, doch Sie sind nicht eifersüchtig.«

»Ich weiß es nicht bestimmt.«

»Bah! auf was sollten Sie eifersüchtig sein?«

»Ei! mein Gott! ich weiß, daß Sie mich lieben«, erwiderte der

Graf mit jenem erschrecklichen Aplomb, der immer einen völligen Mangel an Gleichgewicht bezeichnet.

Olympia wandte sich um und machte ihrem Spiegel eine Art von Miene, welche bei einer minder gut erzogenen Frau für eine Grimasse hätte gelten können.

Der Graf sah weder Olympia, noch den Spiegel, noch die Miene.

»Wie dem sein mag«, fuhr er fort, »ich bin nicht völlig beruhigt.«

»Und was soll ich tun, Graf?«

»Ah! meine gute Olympia, Dinge, welche Sie leider nicht tun werden.«

»Oh! ich kann viele Dinge tun.«

»Nein, nein, Dinge, welche zu tun Sie sich schon geweigert haben.«

»Das Weib ist launenhaft.«

»So darf ich die Hoffnung nicht ganz verlieren?«

»Sie werden zugeben, mein lieber Graf, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen zu antworten, ehe ich weiß, um was es sich handelt. Ist es eine Sache, oder sind es mehrere Sachen, was Sie wünschen?«

»Wenn man bei Ihnen wünscht, Olympia, ist es nicht der Muhe wert, wegen einer Kleinigkeit zu wünschen.«

»Wohl, so fangen Sie an.«

»Wo soll ich ansagen?«

»Bei der wichtigsten oder bei der schwierigsten Sache unter den Sachen, die Sie wünschen. Fassen Sie den Stier bei den Hörnern an.«

»Gut also, meine liebe Olympia: wollen Sie mich zum glücklichsten Menschen machen?«

»Ich verlange nichts Anderes.«

»Verlassen Sie das Theater.«

Olympia richtete den Kopf auf.

Es war in ihrem Blicke ein zurückgehaltenes Flammen, das den Grafen schauern machte.

»Wie!« sagte sie, »Sie holen mich in Lyon mit einem Debüt-Befehl ab; Sie führen mich nach Paris, um mich debütieren zu

lassen; ich debütiere mit dem günstigsten Erfolg, und Sie verlangen von mir, daß ich die Bühne am Abend meines Debüt verlasse? Wenn ich das täte, wäre ich toll; wenn Sie es mich tun ließen, wären Sie toll. Von der Bühne getrennt, würde ich mich langweilen und würde ich Sie langweilen; das wäre zum Sterben für Beide. Glauben Sie mir, bestehen Sie nicht hierauf; es hieße unser Verderben herbeiführen.«

Herr von Mailly wollte beharrlich bleiben.

»Meine liebe Olympia«, sagte er, »Sie wissen, daß es nicht das erste Mal ist . . . «

»Ganz richtig, ich weiß, es ist nicht das erste Mal, daß Sie das von mir verlangen, und ich weiß folglich auch, daß es nicht das erste Mal ist, daß ich es Ihnen abschlage. Nun denn, ich bitte Sie, lassen Sie es das letzte Mal sein.«

»Aber . . . «

»Oh! brechen wir ab; hierbei beharren, mein Herr, wäre ein Beweis, daß Sie zu wenig Achtung für mich haben.«

»Ach! teure Olympia, die Gelegenheiten beim Theater sind so häufig.«

»Die Gelegenheiten wozu?«

»Ei!« versetzte Herr von Mailly niedergeschmettert durch die Kaltblütigkeit, mit der Olympia diese seltsame Frage an ihn stellte, »die Gelegenheiten, geliebt zu werden und zu lieben.«

»Ich nehme an, nicht in Beziehung auf mich sagen Sie das, was Sie so eben gesagt haben, Graf?« sprach Olympia.

Und sie heftete auf Herrn von Mailly den klaren, furchtbaren blauen Blick, der die Herzen durchdringt wie eine Klinge von unbiegsamem Stahl.

Er war gewöhnlich hochmütig, und überdies hatte er an diesem Abend einen bösen Sauerteig im Herzen, der gute Graf.

Auch trieb ihn sein Unstern an.

»Meine Teure«, sagte er, »erlauben Sie mir, daß ich gegen Ihr stolzes Wesen protestiere.«

»Warum?«

»Weil es, zu meinem Unglück, nicht das erste Mal wäre, daß Sie eine von diesen Gelegenheiten gefunden hätten.«

»Ich glaube, Sie verlieren den Verstand, Herr Graf«, sagte Olympia. »Diese Gelegenheit, ist es nicht Herr Banniére, was Sie damit meinen?«

»Ja.«

»Wohl denn! diese Gelegenheit haben Sie gemacht, und ich habe sie ergriffen.«

»Nun, meine Freundin, das ist ein Unglück, dem ich Sie fortan nicht ausgesetzt wissen möchte.«

»Sie täuschen sich abermals, Herr Graf: Herr Banniére ist kein Unglück für mich; ich war im Gegenteil sicherlich ein Unglück für Herrn Banniére.«

Der Graf sah, daß das Gespräch die Wendung eines Duells nahm.

Er hielt inne, doch es war zu spät.

Die Wunde wurde, der der Wespen ähnlich, allmählich giftig in der Haut von Olympia.

»Sie wollen mir dieses Opfer nicht bringen?« fragte der Graf.

»Nein, mein Herr!«

»Wenn ich Sie bäte, wenn ich Sie anflehen würde?«

»Das wäre unnütz.«

Er seufzte.

»Ei! mein Gott«, fügte er bei, »ich erkläre Ihnen, daß ich nicht die geringste Besorgnis habe: ich weiß, daß Sie die edelste der Frauen sind; aber wenn Ihre Seele edel ist, so ist Ihr Herz doch fähig, Eindrücke zu empfangen.«

»Gewiss.«

Dieses Wort machte Herrn von Mailly beben.

»Nun denn«, sagte er, »das ist es, was ich befürchte.«

»Oh! wenn das kommt«, erwiderte sie, »seien Sie überzeugt, ich werde Sie davon unterrichten.«

Ein neuer Schlag für den armen Liebhaber.

»Wissen Sie, meine liebe Olympia, daß das, was Sie mir da sagen, sehr redlich, aber zugleich sehr wenig angenehm ist«, versetzte Herr von Mailly mit einer gewissen Affectation; »denn Sie lassen doch am Ende eine Veränderung zu?«

»Man muss Alles zulassen.«

»Wie! Alles zulassen? selbst Ihre Veränderung?«
»Kennen Sie etwas Unerschütterliches?«
»Ich lasse also zu. Nun wohl! ich sage, es sei sehr ärgerlich, daß Sie mir nicht die Fähigkeit geben, meine schlimmen Chancen zu bekämpfen.«
»Ich werde sie Ihnen alle geben, mein Herr«, erwiderte Olympia, »außer derjenigen, welche Sie von mir verlangen.«
»Also«, rief Herr von Mailly lebhaft, »außer dem Theater überlassen Sie mir Alles!«
»Alles.«
»Meinen Dank! ich fange an.«
»Was tun Sie?«
»Ich mache einen Haufen aus Ihren Juwelen, welche Ihre Kammerfrau mitnehmen wollte.«
»Was machen Sie damit?«
»Ich gebe sie meinem Lackei, und dieser trägt sie . . . «
»Wohin?«
»In mein kleines Haus der Grange-Batelière.«
»In Ihr kleines Haus?«
»Wo Sie sich, ich bitte Sie inständig darum, einquartieren werden.«
»Aber die Wohnung, die ich gemietet?«
»Sie würde bald überströmt von der Menge der Bewunderer, die Sie sich gemacht haben, während man, um zu mir zu kommen, sich besinnen wird.«
»Sie verurteilen mich also zum Gefängnis?«
»Beinahe.«
Sie schwieg einen Augenblick.
»Sie zögern?« rief der Graf.
»Ei! das Gefängnis!« versetzte Olympia.
»Sie haben gesagt: *Alles*.«
»Aber das Gefängnis!«
»Man wird den Käfig vergolden, meine schöne Klausnerin. Man wird danach trachten, daß die Freiheit das Gut ist, dessen Verlust Sie am wenigsten beklagen.«

»Die Freiheit!« murmelte Olympia mit einem Seufzer.

»Man sollte glauben, sie liege Ihnen am Herzen.«

»Ob sie mir am Herzen liegt!« rief Olympia.

»Ah! Madame, es gibt schlimme Tage und ich bin in einem solchen Tag.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß ich heute Abend Unglück habe, denn ich entdecke in Ihnen eine Kälte, die ich zu mutmaßen vielleicht nicht das Recht hatte.«

Olympia, die in eine tiefe Träumerei versunken war, schien plötzlich daraus zu erwachen.

»Streiten wir nicht«, sagte sie, »das ermüdet mich. Sie verlangen von mir, daß ich das Theater verlasse?«

»Oh! nein, nein; ich wage es nicht.«

»Sie verlangen wenigstens von mir, daß ich die Gesellschaft verlasse, nicht wahr?«

»Ich bitte Sie nur inständig, mir in mein kleines Haus zu folgen und sich dort mit Ihren Leuten einzurichten.«

»Wohl an! das ist abgemacht«, sprach Olympia, während sie ausstand. »Ich gehe nach dem kleinen Hause.«

»Überlegen Sie Indessen«, sagte der Graf.

»Überlegen! daß ich überlege! Sprechen Sie nicht hiervon, Graf. Abgemacht, sage ich Ihnen, doch gerade unter der Bedingung, daß ich nicht überlege.«

»Ich gehe nicht tückisch gegen Sie zu Werke, Olympia. Wenn ich Sie bitte, in dem kleinen Hause zu wohnen, so geschieht es, weil ich Sie dort verbergen will.«

»Abgemacht.«

»Weil ich die Menschen wählen will, die Sie dort werden empfangen können.«

»Abgemacht, immer abgemacht. Graf, beliebt Ihnen, daß ich nie ausgehe? Graf, beliebt Ihnen, daß ich Niemand sehe? Reden Sie, Befehlen Sie, oder vielmehr, nein, ich werde zu erraten wissen.«

»Olympia, Sie entzücken mich, und Sie erschrecken mich zugleich.«

»Es ist gut. Geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns gehen.«

Ganz entzückt, ließ der Graf Olympia in seinen Wagen steigen, der beim Ausgange der Schauspieler wartete, und befahl, nach seinem kleinen Hause der Grange-Batelière zu fahren.

Olympia sagte kein Wort mehr; sie schaute, ohne sie zu sehen, die kostbaren Gegenstände an, von denen sie umgeben war, und die von diesem Augenblick, wie ihr Herr von Mailly sagte, ihr Eigentum wurden; dann setzte sie sich zu Tische, um zu Nacht zu speisen, und speiste nicht, lächelte, wenn der Graf mit ihr sprach, kam aber nie dazu, daß sie lachte. Kurz, sie strengte sich an, um sich in einer gewissen Liebenswürdigkeit zu erhalten, bis Herr von Mailly von ihr Abschied genommen hatte.

Dann aber, als sie sich allein sah, sank sie in einen Lehnstuhl beim Feuer und sagte:

»Oh! wie langweile ich mich!«

Ein erschreckliches Wort, dessen Tragweite die Menschen erst begreifen, wenn es sein Ziel erreicht hat.

Herr von Mailly aber begab sich nach Hause, sehr glücklich, daß er Olympia dahin gebracht hatte, sich vom Geräusche und der Welt zu scheiden. Der Unglückliche hatte keine Ahnung von dem Todfeinde, mit dem er sie im Kampfe ließ.

»Oh!« sagte er, »die Schlacht ist heftig gewesen, doch der Sieg ist mein, ich habe sie dort unter der Hand. Der König wird sie nur noch im Theater sehen, und wenn er sie im Theater zu viel sieht, so werde ich sie wohl verhindern, zu spielen; meine Freunde von der Kammer werden mich hierbei unterstützen.«

Der unglückliche Herr von Mailly, er war bis die Knie in das Geleise der Liebe getreten, wo sich Banniére bis zu drei Vierteln ertränkt hatte.

XLVIII.

Herr von Richelieu.

Am Abend der berühmten Vorstellung, während welcher der König so aufmerksam in der Person von Olympia der Rolle von Junia gefolgt war, ging ein Ereignis in Erfüllung, durch das der junge Monarch beinahe den schönsten Effekt seines Eintritts in die Comédie-Francaise verfehlt hätte.

Dieses Ereignis war eine Neuigkeit, welche wie eine platzende Bombe in den Saal fiel, und diese Neuigkeit lautete:

»Herr von Richelieu ist von Wien angekommen.«

Gegen sechs Uhr Abends fuhr wirklich ein schwer beladener Wagen, gezogen von vier kräftigen Pferden, welche den Galopp als ihren gewöhnlichen Gang angenommen zu haben schienen, durch die Barrière de la Villette und den Faubourg Saint-Denis hinab, folgte sodann den Boulevards, schlug den Weg durch die Rue de Richelieu ein und gelangte in den Hof eines großen Hotels, das in der Rue Croix, des, Petits-Champs, zwischen Hof und Garten, lag.

Beim Geräusche dieses Wagens liefen mehrere Bedienten mit Lichtern in der Faust herbei. Von der Freitreppe stürzten andere an den Fußtritt, öffneten den Kutschenschlag, und man sah behende aus diesem Schlage einen in einen Marderpelz gehüllten jungen Mann steigen, der, während er mit der Hand sein ganzes ihm entgegengelauenes Hausgesinde begrüßte, dem Lackei, welcher mit ihm ankam und zuerst vom Bock gestiegen war, zurief:

»Raffé, ich bin durchaus nur für die Bewusste zu Hause. Ich betraue Sie mit der Bewachung meiner Person.«

Wonach er unter das Vestibule trat und im Innern der Gemächer verschwand, die man zum Voraus geheizt hatte, eine Vorsicht, welche bewies, daß der Reisende erwartet wurde.

Dieser Reisende, man hat ihn an dem, was wir gesagt, erkannt, war der Herr Herzog von Richelieu, welcher in den ersten Tagen des November von seinem Gesandtschaftsposten in Wien

zurückkam.

Es heißt nicht den gelehrtesten Leser, den Leser, der am meisten gewohnt ist, in den Chroniken des achtzehnten Jahrhunderts die Hofintrigen zu verfolgen, beleidigen; es heißt nicht einmal ein weitschweifiger Erzähler sein, wenn wir mit ein paar Zeilen das Portrait des Herzogs von Richelieu von damals, so wie mehrere von den Porträts entwerfen, welche ihn im Jahre dergestalt umgeben, daß sie nichts Anderes, als der Rahmen des seinigen zu sein scheinen.

Der Herzog von Richelieu war damals vier und dreißig Jahre alt; er war der schönste Mann Frankreichs, wie Ludwig der XV. mit achtzehn Jahren sein schönster Jüngling. Der Herzog war berühmt durch seine Abenteuer mit der Tochter des Regenten, Fräulein von Charolais, Frau von Gacé, Frau von Villars u.s.w. u.s.w., berühmt durch seine dreimalige Einsperrung in die Bastille, berühmt durch seine Tollheiten. Er war ein berühmter Gesandter geworden, und man hatte ihn nach Wien zu Kaiser Karl VI. geschickt, um diesen Monarchen von seinem Bündnisse mit der Königin von Spanien zu trennen, welche mit der Prätension umging, die Krone von Frankreich an ihr Haus, im Falle des Todes von Ludwig XV., übergehen zu lassen.

Diese Unterhandlung war nicht leicht. Kaiser Karl war ein Mann voll von einer Energie, die er bis zur Rauheit trieb, voll von einer Umsicht, die er bis zu einem schroffen, zurückstoßenden Wesen trieb.

Überdies war der österreichische Hof ein furchtbarer Aufenthalt für einen an die Genüsse von Paris gewöhnten Menschen, und die Politik dieses Hofes eine herbe Lehre für einen an die Frivolitäten des Oeil-de-Boeuf gewöhnten jungen Mann.

Wien besaß in den Augen von ganz Europa zwei Superioritäten, die ihm Niemand streitig machte: Generale, welche beinahe immer die französischen geschlagen, und Diplomaten, welche beinahe immer die französischen getäuscht hatten.

Der Herzog von Richelieu, der zu Allem fähig, selbst zum Guten, wie von ihm der Regent, dieser andere Mann von Geist und Politik, sagte, dessen wahren Wert man erst erkannte, als ihm der Herr Herzog von Bourbon nachgefolgt war, — der Herzog von

Richelieu zog sich mit Ehren aus dieser Unterhandlung, und kam, wie wir erwähnt, von Wien am Anfange des Jahres 1728 zurück.

Allerdings war er durch die Geliebte des Prinzen Eugen sehr bei dieser diplomatischen Intrige unterstützt worden; eine neue Ariadne, hatte sie ihm den Faden des Labyrinths von Schönbrunn in die Hände gegeben.

Man begreift, wenn man auch nur ein wenig in die galante Chronik jener Zeit eingeweiht ist, daß, sobald sich die Nachricht von dieser Rückkehr verbreitete, ganz Paris dem Angekommenen Besuch machte. Der Herzog bemerkte also, daß, wenn man ihn zwei Jahre vergessen, die schlechtesten Gedächtnisse nur aufgefrischt zu werden verlangten.

Er war, wie wir am Anfange dieses Kapitels erzählt, in seinem Hotel abgestiegen und hatte seinen Leuten eingeschärft, Niemand zu ihm gelangen zu lassen; das Verbot war auch militärisch beobachtet worden. Herr von Richelieu gehörte bekanntlich zu den am besten bedienten hohen Herren des Königreiches.

Man sah auch den Verdruß auf allen Gesichtern der Neugierigen oder der Dienstefrigen, welche sich beeilt hatten, an den großen Türen auf der Straße, oder an den Geheimtüren im Gässchen anzuklopfen.

Hinter einer von den diesen Türen, das Ohr an das Schloß gedrückt, bei den Angeln, gerichtet, wartete an diesem Tag der vertraute Lackei von Herrn von Richelieu und lauschte auf alle Geräusche, die auf der Straße hörbar wurden.

Nachdem er ungefähr eine Stunde gewartet hatte, hielt ein Fiacre unfern von dieser Mauer an. Eine Frau, welche weder ihre Gestalt, noch ihr Gesicht sehen ließ, stieg aus, und an ihrem Gange, an der sonderbaren Art, wie sie den Kutscher wegschickte, erkannte in ihr der Lackei die Person, die man bezeichnet hatte.

Der Schnee fiel, es war Abend geworden. Keine Seele irrte mehr im Quartier umher.

Der Lackei öffnete die Tür, die er bewachte, ehe man angeklopft hatte, und durch diese offene Tür schlüpfte die junge Frau, und sie nahm ihren Lauf durch den Garten, wie eine Person, welche sich selbst im Hause zu leiten gewohnt ist.

Am Ende des Hofes fiel sie in die Arme des Herzogs, der sie in dem nach dem Garten gehenden Erdgeschoß erwartete; er küßte sie zärtlich und rief:

»Ah! meine schöne Prinzessin! Sie erwartete ich mit so großer Ungeduld, und ich hoffte nicht mehr, Sie zu sehen.«

Prinzessin in der Tat, da diese Frau, welche den Herzog küssend lachte und freundschaftlich mit ihren kleinen Händen in die Hände von Richelieu schlug, Fräulein von Charolais hieß und folglich nicht nur Prinzessin, sondern Prinzessin von Geblüt war.

Der Herzog führte sie in ein kostbar meublirtes, nach der Temperatur eines schönen Frühlingstags geheiztes Zimmer, das von Blumen und grünen Tapeten umschlossen war, auf denen Schäfer und Schäferinnen in Menge Mutwillen trieben.

Eine beim Kamin servierte Tafel, zwei bequeme Lehnstühle, ein Tisch beladen mit Porzellan, ein noch seltener Luxus in jener Zeit, wo der Pompadour-Geschmack unsere Gesellschaft noch nicht durchdrungen hatte, und der gemilderte Glanz der Kerzen flößten ein Gefühl des Wohlbehagens ein, das die Freude, welche die Prinzessin geoffenbart, noch ergußreicher machte.

»Nun!« sagte sie, »vor dem Abendbrot lassen Sie mich Sie anschauen.«

Und sie stellte sich gerade vor Richelieu.

»Mich! Prinzessin, und warum?«

»Damit ich Sie wiedererkenne.«

»Oh! Prinzessin, Ihr Gedächtnis, ist weniger gut, als das meinige, wie es scheint.«

»Und warum dies?«

»Weil ich Sie mit dem ersten Blicke erkannt habe.«

»Ich bin also nicht zu hässlich geworden?«

»Sie sind immer die Schönste der Prinzessinnen, welche geboren sind und noch geboren werden sollen.«

»Aber Sie, warum fragen Sie mich nicht, wie ich Sie finde?«

»Oh! das ist unnütz.«

»Bah! warum?«

»Ich zähle nicht mehr, Ich bin ein Österreicher, ein Barbar, ich habe die Gewohnheit angenommen, von den Deutschen

angeschaut zu werden; lassen Sie mich also die Miene ablegen, die ich habe, Prinzessin, das ist für mich die Sache von acht Tagen, und wenn ich wieder nicht nur Franzose, sondern Pariser geworden bin, dann werde ich mich zwischen Sie und Ihren Spiegel stellen.«

»Sie finden sich also verändert?«

»Ungeheuer.«

»Sie sind ehrgeizig geworden.«

»Das ist wahr, Prinzessin.«

»Man sagte es mir, doch ich glaubte es nicht.«

»Es ist indessen die strenge Wahrheit.«

»Lassen Sie uns zu Nacht speisen; wollen Sie? Sie haben mich schon gelehrt, wie die Liebe in das Herz der Frauen kommt; während des Abendbrots werden Sie mich lehren, wie der Ehrgeiz in das der Männer kommt.«

Die Prinzessin setzte sich zu Tische.

»Wissen Sie, daß ich seit zwei Jahren Appetit gewonnen habe?« sagte sie.

»Nach was?«

»Ach!«

»Das ist ein schwerer Seufzer.«

»Was schreiben Sie ihn zu?«

»Was schreibt man die Seufzer der Frauen zu?«

»Der Liebe, wollen Sie sagen.«

»Gewiss.«

»Nun! Sie täuschen sich, mein lieber Herzog; ich bin nicht verliebt.«

»Sie sagen das wie Jemand, der es noch sein oder es werden möchte.«

»Nein, bei meiner Treue.«

»Wahrhaftig?«

»Sie werden mir glauben, wenn Sie wollen, doch in Ihrer Abwesenheit habe ich der Liebe Lebewohl gesagt.«

Der Herzog schlug ein Gelächter auf.

»Sie schmeicheln mir«, sagte sie, »doch Sie machen nicht, daß das, was nicht mehr ist, ist, und daß die Hingeschiedenen nicht tot

sind.«

»Oh! Prinzessin, Sie glauben also nicht an die Geister?«

»Wozu soll ich daran glauben, da die Geister Schatten sind?«

»Prinzessin, es gibt Geister, welche von weiter her, als von der andern Welt kommen, von Österreich zum Beispiel.«

»Ich zweifle nie, wenn Sie versichern, Herzog; doch das ändert nichts an meinen Entschlüssen. Ich werde nicht mehr lieben, Armand.«

»Und wer ist der Unglückliche, der vom Himmel und von der Erde verlassene Mann, der Ihnen eine solche Reue hat einflößen können?«

»Der Mann? Gibt es Männer in Frankreich, seitdem Sie abgereist sind?«

»Ich danke, Prinzessin.«

»Nein, bei meinem Ehrenwort, ich denke das.«

»Sie werden mir aber wohl sagen, woher diese Abneigung kommt, denn die ächten Liebenden sind wie die ächten Spieler: nach dem Vergnügen, zu gewinnen, gibt es noch das Vergnügen, zu verlieren.«

»Herzog, es gibt hier weder mehr Schmerz, noch Vergnügen.«

»Ah! und ich komme zurück, weil ich mich dort zu sehr langweilte! ich verrichte Wunder von Diplomatie, um das Recht zu haben, nach Frankreich zurückzukehren! und Sie sagen mir solche Dinge: man langweilt sich hier, In Versailles! Und der König?«

Fräulein von Charolais errötete beinahe.

»Wie! der König? was wollen Sie damit sagen?«

»Ich, nichts; ich wollte Sie nur fragen, wie er sich befinde.«

»Sehr wohl«, antwortete Fräulein von Charolais.

»Dieses sehr wohl befriedigt mich nicht.«

»Wie brauchen Sie es, Herzog?«

»Ich möchte es gern heiter oder traurig haben: heiter, wäre es von einer glücklichen Frau, traurig, wäre es von einer eifersüchtigen Frau. Wählen Sie, Prinzessin.«

»Eifersüchtig, ich! eifersüchtig auf den König! aus welchem Anlass sagen Sie mir solche Tollheiten, Herzog?«

»Ei! ich hoffe nicht, daß er Ihnen Grund gibt, die Eine oder die Andere zu sein.«

»Glücklich oder eifersüchtig durch den König, ich?«

»Prinzessin, bei meinem Ehrenwort, man sollte glauben, ich spreche Hebräisch.«

»Wahr ist es, daß Sie sich nicht mehr verständlich machen, mein lieber Herzog. Sie haben also seit zwei Jahren keine Nachrichten mehr aus Frankreich erhalten? Ich bildete mir ein, die Gesandten haben eine Korrespondenz und sogar zwei Korrespondenzen: die öffentliche Korrespondenz und die geheime Korrespondenz, die politische Korrespondenz und die Liebescorrespondenz.«

»Prinzessin, ich hatte keine zwei Korrespondenzen.«

»Nein, Sie hatten hundert.«

»Es ist wahr, es hat mir alle Welt geschrieben, Sie ausgenommen.«

»Dann hat man Ihnen gesagt, daß der König . . . «

»Daß der König schön ist, ja.«

»Und daß er vernünftig ist?«

»Man hat mir auch dies gesagt; da ich aber weiß, daß Herr von Fréjus meine Briefe aufbrechen ließ, so glaubte ich nicht ein Wort hiervon.«

»Sie haben Unrecht gehabt.«

»Der König ist vernünftig?«

»Das ist undenkbar. Ah! gut, ich begreife«, sagte Herr von Richelieu.

Und er lachte auf das Herzlichste.

»Was begreifen Sie?« fragte Fräulein von Charolais.«

»Bei Gott! Sie wollen sich nicht selbst denunzieren, und Sie warten, bis ich mit Beweisen komme.«

»Kommen Sie.«

»Nehmen Sie sich in Acht!«

»Mein lieber Herzog, der König hat mich seit zwei Jahren nicht einmal angeschaut.«

»Beschwören Sie das ein wenig.«

»Bei unserer alten Liebe, Herzog?«

»Oh! ich glaube Ihnen, denn Sie haben mich beinahe eben so sehr geliebt, als ich Sie liebte.«

»Das war die gute Zeit.«

»Acht wie Sie vorhin sagten, wir waren damals jung.«

»Ei! wir betrüben uns, Herzog, und Sie betrüben mich besonders. Sie machen mich alt.«

»Ich denke an Eines, liebe Prinzessin. Wenn der König keine Geliebte hat, muss der Hof in einer schrecklichen Unordnung sein.«

»Mein Freund, das ist ganz einfach das Chaos.«

»Offenbar. Denn wenn der König keine Geliebte hat, so regiert Fleury Frankreich, und Frankreich ist ein Seminar.«

»Herzog, es gibt Seminarien, welche leichtfertige Orte im Vergleiche mit Frankreich sind.«

»Natürlich, ist der König vernünftig, so will alle Welt vernünftig sein.«

»Herzog, das ist Schauder erregend.«

»Es entspringt daraus bei Hofe eine Überfülle von Tugend, welche in die Straßen austreten und das Volk überschwemmen muss. Und die Königin?«

»Die Königin, das ist nicht Tugend, das ist Wildheit.«

»Mein Gott! wetten wir, daß sie dabei Politik treibt, die arme Frau.«

»Sie haben es gesagt.«

»Gütiger Himmel, mit wem?«

»Mit wem soll sie das treiben? Nicht mit dem König, ohne Zweifel.«

»Warum?«

»Ei! mein Lieber, sie ist so tugendhaft, daß sie bange hat, sich ihren Gemahl zum Geliebten zu geben.«

»Bah! berät man sie?«

»Ja.«

»Dann hat sie einen Lehrer in der Politik genommen?«

»Das heißt, sie hat denjenigen behalten, welchen sie hatte, denjenigen, welcher sie zur Königin von Frankreich gemacht hat. Es gibt nichts Dankbareres als die Polen, und besonders als die

Polinnen.«

»Das ist nicht wie bei den Französinen, nicht wahr, Prinzessin?«

»Oh! nein.«

»So konspiriert sie also mit Herrn von Bourbon?«

»Ganz richtig.«

»Der immer einäugig ist.«

»Mein Gott! ja.«

»Der buckelig ist.«

»Seine Leibesgestalt dreht sich allerdings. Ich weiß nicht, ob dies von der Last der Geschäfte herrührt.«

»Seht doch, diese duckmäuserische Prie sagte mir nicht ein Wort von der ganzen Sache!«

»Ah! gut, die Prie schrieb Ihnen nach Wien?«

»Gewiss.«

»Dann weiß ich nicht, warum Sie mich befragen, Herzog.«

»Ei! um zu erfahren.«

»Bleibt, wenn die Prie irgendwo gewesen ist, noch etwas mitzuteilen?«

»Nun, meine liebe Prinzessin, Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen . . . «

»Ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich Ihnen nicht glaube.«

»Ich schwöre . . . «

»Ein Schwur! das wird noch schlimmer sein.«

»Ich schwöre Ihnen, daß die Marquise so gleichgültig gegen mich ist, als der König gegen Sie.«

Fräulein von Charolais zuckte die Achseln und lachte.

»Weil Sie von Wien kommen, glauben Sie, ich komme von Lappland?« sagte sie.

»Fahren Sie fort, liebe Freundin versetzte der Herzog, da er sah, daß es völlig unnütz war, die Ungläubigkeit der Prinzessin zu bekämpfen.«

»Bei was soll ich fortfahren?«

»Bei dem, was Sie angefangen haben. Sie sagen also, die Königin konspirierte mit dem Herrn Herzog von Bourbon? Und warum will sie Fleury stürzen?«

»Weil Fleury ein alter Knauser ist, der es ihr an Geld fehlen läßt. Ah! was das Geld betrifft, Sie, der Sie der Freund der Prie sind, sagen Sie ihr doch, sie habe einen abscheulichen Geschmack bei ihrer Protégée gehabt.«

»Ah! Prinzessin, diese arme Königin, beklagen Sie sie: sie ist mehr zu beklagen, als zu tadeln.«

»Ich beklage Sie mehr, als Sie es selbst tun: ich beklage Sie besonders, daß sie zur Königin von Frankreich durch diese intrigante Marquise ernannt worden ist.«

»Wahrhaftig, Prinzessin, Sie setzen mich in Erstaunen, wenn Sie mir sagen, Sie haben sich seit zwei Jahren gelangweilt. Wenn man haßt, wie Sie hassen, belustigt man sich immer mehr oder weniger. Schonen Sie diese Marquise, und wäre es nur um des Herrn Herzogs willen.«

»Nein, nein, ich finde das Benehmen dieser dummen Person schändlich: sie macht zur Königin die Königin.«

»Das war ihr Recht, da man sie damit beauftragt hatte.«

»Ja! doch war es auch ihr Recht, der armen Prinzessin ihren Brautschmuck zu bringen, ihr Ihr Strümpfe, ihre Hemden und ihre Unterröcke vorzuzählen, wie es eine Weißkrämerin einer Braut in der Provinz getan hätte?«

»Hören Sie, Prinzessin, die Marquise war Stieftochter von Leblanc.«

»Ah! diese Güte söhnt mich mit Ihnen aus, und ich komme auf Herrn von Fréjus zurück¹⁷.«

»Nämlich auf unsern Knauser.«

»Dieser, da er weiß, daß die Königin kein Geld hat, läßt Orri, den Generalcontroleur, zu sich kommen, welcher bevollmächtigt ist, ein Anlehen im Namen der armen Maria Lesczinska zu unterhandeln; Orri stellt Herr von Fréjus vor, die Königin sei nicht im Stande, ihren Rang zu behaupten. Fleury gesteht, es sei wahr, bekommt Mitleid mit dem Generalcontroleur und zieht aus seiner Casset, denn er hat eine Casset wie Harpagon . . . «

»Und zieht was?«

»Erraten Sie.«

»Ei! Sie sagen wie Harpagon.«

»Herzog, verhüllen Sie Ihr Gesicht: er zieht hundert Louis d'or

heraus! Wir werden von einem Menschen regiert, der einer Königin hundert Louis d'or gibt! Sie waren in Wien Gesandter dieses Menschen.«

»Wenn ich diesen Zug gewusst hätte, ich schwöre Ihnen, Prinzessin, ich wäre nicht vier und zwanzig Stunden geblieben. Was musste er sagen, als er erfuhr, ich habe bei meinem Einzug die Pferde von meinem Gefolge mit Silber und die meinigen mit Gold beschlagen lassen«,

»Ja, und Sie haben es so eingerichtet, daß alle den Beschlag verloren hatten, als Sie in Ihrem Hotel ankamen.«

»Kommen wir auf Herrn von Fréjus zurück. Sie haben keinen Begriff, wie sehr mich das, was Sie mir sagen, interessiert.«

»Er zog also aus seiner Cassette hundert Louis d'or für die Königin. Orri Kurde rot wie ein Dompfaff und fühlte dem Minister zu Gemüte, Ihre Majestät brauche Geld.«

Fleury stieß einen Seufzer aus.

»Wenn sie wirklich Geld nötig hat«, sagte er, »so lassen wir uns zur Ader.«

»Und er fügte fünfzig Louis d'or bei.«

»Oh! das ist nicht möglich!« rief Richelieu; »Sie schmücken die Sache aus.«

»Sagen Sie, es sei nicht wahrscheinlich, und ich bin Ihrer Ansicht. Doch ich bitte, warten Sie das Ende ab.«

»Das hat noch ein anderes Ende, als dieses?«

Orri, nachdem er errötet war, fing an zu erbleichen. Als dies Herr von Fréjus sah, vermutete er, er werde sich abermals beklagen.

›Gut, es sei«, sprach der Minister, ›ich füge noch fünf und zwanzig Louis d'or bei, doch sie soll in einem Monat nichts mehr verlangen.« Wonach Harpagon seine Cassette schloß.

»Hundert fünf und siebenzig Louisd'or!«

»Fünf und zwanzig Louisd'or weniger, als ich Ihrem Lackei gab, als er mir am Neujahrstag ein Billett von Ihnen brachte.«

Richelieu verbeugte sich höflich.

»Prinzessin«, sagte er, »ich gestehe, es sind in meiner Abwesenheit Dinge von der andern Welt hier vorgefallen. Die

Königin ist also wütend gegen Herrn von Fréjus?«

»Ganz wütend!«

»Nun! warum erregt sie nicht den Haß des Königs gegen ihn?«

»Ei! Herzog, stellen Sie sich doch im Gegenteil vor, Herr von Fréjus will, daß der König ihr gehässig werde. Das ist schauerhaft.«

»Das Gräuel wird kommen, hüten wir uns, daran zu zweifeln. Man tadelt und schmätzt wohl also von oben nach unten?«

»Überall.«

»Es gibt Fréjuslaner und Bourbonianer?«

»Schlachtordnung!«

»Die Lage ist also folgende: den König durch irgend ein Verfahren beherrschen. Herr von Bourbon sucht sich in der Gunst der Königin zu behaupten?«

»Es wird Ihm nicht gelingen.«

»Feiner als Herr von Bourbon, ist Herr von Fréjus ohne Zweifel darauf bedacht, einen neuen Stern am Himmel ausgehen zu machen?«

»Was sagten Sie denn, Sie seien nicht unterrichtet? Bei Gott! welche Diplomatie!«

»Liebe Prinzessin, ich habe mich entschieden nie über Herrn von Bourbon getäuscht, wenn ich dachte, er sei ein Dummkopf.«

»Oh! der König ist beständig, Herzog.«

»Nun fangen Sie wieder an, Prinzessin. Oh! lassen Sie mich nicht so zweifeln.«

»An wem und an was?«

»An Ihnen und an der Schönheit.«

»Was habe ich hierbei zu tun, Herzog?«

»Prinzessin, Herr von Bourbon sucht, Herr von Fréjus sucht, ich, ich komme von Wien an, und ohne zu suchen, habe ich gefunden.«

»Was gefunden?«

»Das Verfahren. Der König muss Sie lieben, Prinzessin, und Ihre hohe Weisheit muss ihn beraten.«

»Oh! Herzog.«

»Sind unter allen Frauen, welche Seine Majestät umgeben, Sie

nicht am meisten fähig, dem König jenes Gefühl zärtlicher Beherrschung einzuflößen?«

»Seien Sie offenherzig, Sie spotten nicht?«

»Ich! Oh! Gott behüte mich!«

»Man hat Ihnen nichts dorthin geschrieben?«

»Über was?«

»Nichts seit Ihrer Rückkehr gesagt?«

»Über wen?«

»Über mich.«

»Nein«, erwiderte der Herzog mit einer naiven Miene.

»Wohl, Herzog, derselbe Gedanke ist mir gekommen.«

»Wahrhaftig! und warum haben Sie ihn aufgegeben?«

»Ich habe ihn nicht aufgegeben, im Gegenteil.«

»Wie! Sie haben ihn in Ausführung gebracht?«

»Und ich bin gescheitert.«

»Gescheitert, Sie! Das ist unmöglich!«

»Es ist aber, wie ich Ihnen zu meinem Schmerz sage, mein lieber Herzog, und ich sage Ihnen dies, weil ich lieber will, daß Sie es von mir erfahren, als von einem Andern . . . Meine Niederlage rührt vielleicht von einem Umstand her.«

»Sprechen Sie.«

»Ich war in den König verliebt.«

»Sie. Prinzessin? Oh! welcher Fehler!«

»Mein Gott! ja, und das hat mir meine Mittel benommen.«

»Ich begreife; Sie haben sich in eine Ecke gestellt, Sie haben Seufzer ausgestoßen, in Erwartung, daß er Sie anschauet, und . . . und er hat Sie nicht angeschaut.«

»Ich bin nicht hierbei stehen geblieben. Ich habe ein ziemlich hübsches Gedicht gemacht. Ich habe es mit meiner schönsten Schrift geschrieben, die der König beinahe so gut kennt, als Sie, und ich habe es ihm in die Tasche geschoben.«

»Eine Liebeserklärung?«

»Bei meiner Treue, ja: es muss doch zu etwas dienen, daß man Prinzessin von Geblüt ist.«

»Es ist wahr, man fordert seinen Tänzer auf. Oh! Welch ein Unglück, daß Sie kein Gedächtnis haben, Prinzessin! Sie hätten

mir Ihre Verse rezitiert, wir hätten gesehen, ob sie so viel wert, als die meinigen, oder vielmehr als die von Raffé.«

»Unverschämter!«

»Wer macht die Ihrigen, Prinzessin?«

»Ich.«

»Dann müssen Sie sich derselben erinnern.«

»Ich glaube wohl, daß ich mich erinnere; wenn sie zu etwas genützt hätten, wüsste ich sie nicht mehr. Hören Sie:«

Vous avez l'humeur sauvage
Et le regard séduisant.
Se pourrait il qu'a votre age
Vous fussiez indifférent?
Si l'amour vent vous instruire,
Cédez, ne disputez rien.
On a fondé votre empire
Bien longtemps après le sein.¹⁸

»Oh! Meine Prinzessin, das war ganz einfach anbetungswürdig, und der König, als es solche Verse in seiner Tasche fand und Ihre Handschrift erkannte, ist nicht vor Ihnen auf die Knie gefallen?«

»Er war zu jung.«

»Sagen Sie das doch! Aber jetzt?«

»Jetzt ist es etwas Anderes. Ich würde diese Verse nicht wieder machen. Ich bin nicht mehr verliebt, und um nichts in der Welt würde ich eine Erklärung einem Manne schicken, den ich nicht liebe. Darum, Herzog, wird es mir nicht beim König glücken, der, um sie zu fühlen, um davon inspiriert zu werden, einer wahren Liebe bedarf.«

»Ei! Ei! Ei! es ist sehr weiblich, was Sie da gesagt haben, liebe Prinzessin.«

»Nein, es ist sehr wahr.«

»Nun! das wollte ich sagen.«

»Sie verzichten also auf Ihren Plan, Herzog?«

»Nein, doch ich werde etwas Besseres suchen.«

»Und was werden Sie mit Ihrer Dienerin machen?«

»Ich werde sie anflehen. mein zu bleiben.«

»Herzog, scherzen Sie nicht. Ich sage Ihnen, daß ich Niemand

mehr liebe, und das ist gesagt.«

»Wie! Freundschaft in unserem Alter?«

»Herzog, Sie haben noch acht Tage österreichisches Wesen von Ihrem Gesicht zu nehmen; Sie haben das selbst ausgesprochen. Nehmen Sie sie. Ich, eine Pariserin, sage es Ihnen. Freundes Rat!«

Und sie reichte ihm die Hand, die er mit der vertraulichen Artigkeit küßte, welche man in unsern Tagen nicht mehr hat.

Die Prinzessin stand auf und wärmte einen Augenblick ihre kleinen Füße am Kamin; dann befahl der Herzog, einen Wagen am Ende der Straße warten zu lassen, und führte Fräulein von Charolais selbst bis zu diesem Wagen.

»Herzog, in acht Tagen werden Sie die Neuigkeiten wissen; ich werde bei Ihnen nur eine Wilde sein. Ist eine dabei, die mich interessieren kann, so bringen Sie sie mir, Sie kennen die Wege.«

»Sie sind frei?«

»Leider zu frei!«

Nach diesen Worten trennten sie sich. Die Prinzessin stieg in den Wagen. Richelieu wartete, bis sie verschwunden war, und kehrte in seine Gemächer zurück.

Sein Lackei übergab ihm eine Liste von sieben und zwanzig Frauen, die er der Prinzessin wegen abgewiesen hatte.

Richelieu seufzte.

»Bah!« sagte er, »noch ein Tag der Diplomatie geopfert! Ich werde morgen Kardinals-Gedanken haben.«

Und er entschlief. Es schlug Mitternacht.

XLIX.

Frau von Prie.

Richelieu entschlief, während er an alle diese Frauen dachte und sich fragte, welche liebevoll genug wäre, um ihm beim König in der Politik den Einfluss zu geben, dessen er bedurfte, nun, da er ehrgeizig geworden.

Dergleichen Gedanken können, wenn nicht einem Diplomaten von ein und dreißig Jahren den Schlaf rauben, doch wenigstens ihm sehr angenehme Träume schicken. Gegen ein Uhr Morgens und als der Herzog, nachdem er eine Menge goldener Ideen in seinem Kopfe umher gewälzt hatte, diese Ideen allmählich sich entfärben und vermengen fühlte, bildete er sich ein, er sei entschlummert, und da er entschlummert sei, träume er.

Und in seinem Traume hörte er etwas wie das Geräusch von beharrlichen Stimmen vor dem Fenster seines Gartens, in dessen Erdgeschoss er hatte schlafen wollen, — eine Mannsstimme und eine Frauenstimme, welche stritten.

Und es schien dem Herzog, diese Frauenstimme sei ihm nicht unbekannt, und jeder von ihren Klängen bringe ihm etwas wie eine höchst reizende Erinnerung.

Da überließ sich der Herzog diesem täuschenden Traum, den er verfolgen wollte . . . Ist es Ihnen nicht schon begegnet, meine Leserin, wenn Sie einen von den reizenden Träumen machten, wie Sie solche machen, daß Sie, selbst während Ihres Schlafes, diesem Traum alle Ausdehnung, die er haben konnte, geben wollten?

Der Wille ist eine so schöne und so mächtige Sache! Selbst im Schlafe bringt er zuweilen solche Wirkungen hervor.

Der Herzog ließ also ein Ohr wach und mit diesem Ohr horchte er.

»Nein, Madame«, sagte die Mannsstimme, »Sie werden nicht weiter dringen; es ist schon genug, daß Sie, ich weiß nicht wie, die Tür des alten Hofes forciert haben. Wahrhaftig, Madame, diese Dinge können nicht geschehen.«

»Drolliger Bursche!« dachte der Herzog, immer schlafend.

»Ob ich die Tür des alten Hofes forciert oder nicht forciert habe«, erwiderte die scharf klingende Frauenstimme, »ich bin im Hause, nicht wahr?«

»Sie sind darin, doch durch Überrumpelung.«

»Kurz, ich bin darin, gleichviel wie: die Hälfte der Arbeit ist getan. Lassen Sie mich bis zum Herzog gehen.«

»Unmöglich, Madame. Der Herr Herzog hat sich vor einer Stunde, sehr müde von der Reise, zu Bette gelegt und schläft.«

»Sehen Sie, hier ist etwas, was Lärmen macht, wecken Sie ihn auf.«

Und der Herzog hörte den Klang einer unbestimmten Anzahl von Goldstücken, welche in einer Börse geschüttelt wurden.

»Ho! Ho!« murmelte der Herzog, immer träumend, »man gibt meinem Lackei Gold! Das geht gut, und der Platz ist vortrefflich.«

»Aber, Madame«, entgegnete der hartnäckige Diener, dem daran lag, seinem Gebieter den Ruf eines Mannes von Liebesglück zu erhalten, »der Herr Herzog ist nicht allein.«

Der Herzog murmelte das Wort: »Schurke!«

»Ei! was geht das mich an?« erwiderte die Frauenstimme. »Ich habe in Geschäften mit ihm zu sprechen. Vorwärts, Junge, öffne, öffne.«

»Aber, Madame, der Herr Herzog hat verboten«

»Er wusste nicht, daß ich kommen würde.«

»Madame, ich schwöre Ihnen, er wird aufwachen, er wird hören und mir den Befehl geben, — Sie zurückzuweisen, was von seiner Seite unverbindlich sein wird, während, wenn sie von meiner Seite kommt, die Bitte, die ich an Sie richte, nicht auf Ihrem Verlangen bestehen zu wollen, nur die Folge eines Verbotes ist.«

»Dieser Teufel von einem Lackei spricht sehr gut«, sagte der Herzog, in sein Bett von Eiderdaunen gewickelt, »hören wir ein wenig, was die Frau antworten wird. Ah!«

»Nun wohl! Ich«, antwortete sie, »ich wette, daß mich der Herzog nicht fortschickt, besonders wenn ich mich nenne.«

»Madame, nehmen Sie die Sache auf sich und klopfen Sie an die Fensterscheiben.«

»Nein, nein, ich will die Hand nicht aus meinem Muff tun; es friert.«

»Teufel!« dachte Richelieu, »es ist eine vornehme Dame, da sie so sehr vor der Kälte bange hat. Warum nennt sie nicht sogleich ihren Namen?«

»Aus, klopfe, Junge!« fuhr die Dame fort, »klopfe und ich werde sagen: ich habe geklopft.«

»Madame, ich werde es tun, da Sie mich dazu zwingen, doch ich wünschte Ihren Namen zu wissen.«

»Ich auch,« sagte der Herzog.

»Warum dies? ist es nicht genügend, wenn ich ihn Deinem Herrn nenne?«

»Nein, Madame, denn wenn mich mein Herr auf der Stelle fortjagt, so sind Sie mir eine Entschädigung schuldig.«

»Das ist nur zu richtig, und Du bist ein Junge von Verstand. Eine Entschädigung! hier ist eine Abschlagszahlung von dem, was ich Dir vorbehalte.«

»Abermals Geld«, murmelte der Herzog; »diese Frau ist wahnsinnig in mich verliebt. Dergleichen Dinge sieht man nur im Traum.«

»Nun muss ich nur noch Eines wissen«, sprach der Lackei, »Ihr Name?«

»Ah! Herr Raffé, Du machst mich am Ende ungeduldig.«

»Sie sehen, Madame, da Sie den meinigen wissen, muss ich auch den Ihrigen wissen.«

»Nun wohl! die Marquise von Prie.«

Und zu gleicher Zeit erscholl ein heftiger Faustschlag an die Läden des Herzogs.

»Frau von Prie!« rief der Herzog, indem er rasch seinen Kopf unter den Decken vorzog. »Wie! ich habe das geträumt, ich habe geträumt, Frau von Prie, die Geliebte von Herrn von Bourbon, sei in meinem Garten und streite mit Raffé bei fünf Grad Kälte! Ein lustiger Traum!«

In demselben Augenblick machte ein zweiter Schlag, auf den mehrere verdoppelte, ungeduldige Schläge folgten, das hohe Fenster erzittern.

»Doch nein, ich träume nicht, man klopft wirklich«, rief der Herzog.

»Herzog! Herzog! öffnen Sie!« fuhr die Frauenstimme, durch den Ärger verschleiert und durch die Kälte ein wenig heiser, fort.

»Öffne!« rief der Herzog, während er aus seinem Bette sprang, um in eine Hose zu schlüpfen und sich in einen Schlafrock zu hüllen.

Der Lackei eilte in das Zimmer seines Herrn.

»Und die Marquise,?« fragte lebhaft der Herzog.

»Hier bin ich, Herzog«, rief die Marquise, auf der Schwelle erscheinend. »Sind Sie aufgestanden?«

»Ja, Madame, immer für Sie ausgestanden. Zünde an, Raffé, zünde an.«

»Wie! schon angekleidet?« sagte Frau von Prie.

»Gewiss.«

»Sie haben mich also gehört?«

»Ja, und ich habe Ihre Stimme erkannt.«

»Ah! Herzog, Sie sind nicht so geckenhaft, wie man sagt.«

»Warum?«

»Ein Geck wäre nicht ausgestanden.«

»Marquise, Sie vergessen, daß ich zwei Jahre von Paris abwesend bin. Aber setzen Sie sich doch . . . Feuer, Raffé, Feuer! Die Marquise friert; Du siehst es wohl, mein Freund.«

»Es scheint«, sagte die Marquise lachend, »nach Mitternacht ist das Haus so voll, daß man sich genötigt sieht, Frauen im Garten antichambriren zu lassen.«

»Ganz im Gegenteil, Marquise, das Haus war leer; ich erwartete Sie.«

»Ja, schlafend.«

»Erwartet man nicht so das Glück?«

»Oh! das ist reizend, Herzog.«

Die Marquise setzte sich in den Lehnstuhl, den ihr Richelieu bezeichnete; Richelieu nahm eine äußerst anmutige Stellung; Beide lachten; das Feuer flammte; Raffé ging ab.

»Ah! Marquise«, sagte Richelieu, »wissen Sie wohl, daß es ein Uhr schlägt?«

»Und daß es friert, um die Steine bersten zu machen, Herzog.«
»Es brennt also bei Herrn von Bourbon, daß Sie hierher eilen?«
»Bei meiner Treu, Herzog, ich musste Sie durchaus zuerst sprechen.«

»Aber, verzeihen Sie, Madame, wie haben Sie es gemacht, um sogleich herein zu kommen? In einem Halbschlaf oder in einem Halbtraum, wie Sie wollen, glaubte ich zu hören, Raffé spreche von einer Tür, die Sie forciert?«

»Forciert, nein; geöffnet, ja.«

»Wie dies, Marquise?«

»Ei! mit einem Schlüssel!«

»Wie! Sie haben einen Schlüssel zu meinem Hause und ich liege ruhig im Bette, einer solchen Gefahr ausgesetzt?«

»Herzog, mir scheint, Sie haben mir einst einen gegeben.«

»Ja, das ist wahr, doch ich glaubte Ihnen denselben wieder genommen zu haben.«

»Was für ein grausames Gedächtnis hat er!«

»Hören Sie doch, ein Staatsmann! Woher haben Sie übrigens diesen Schlüssel? Sie begreifen, was ich Sie frage, Marquise, bezieht sich auf meine Hausordnung.«

»Ja, man könnte fabriziert haben. Das wäre im Ganzen eine Spekulation.«

»Marquise, Sie erschrecken mich.«

»Beruhigen Sie sich; ich habe diesen Schlüssel aus einer weniger unehrlichen Quelle. Es ist kein falscher Schlüssel, es ist ein echter Schlüssel!«

»Aber wo haben Sie sich denn denselben verschafft?«

»Vor zwei Jahren, vor Ihrer Abreise nach Wien, teilten Sie mehrere in Paris aus.«

»Ja, doch wie soll ich annehmen, eine Frau unserer Tage behalte zwei Jahre den Schlüssel eines abwesenden Mannes, wenn sie ihn nicht etwa in ihrem Gebetbuch vergessen hat!«

»Nun, darin irren Sie sich, wir werden sehr fromm. Die Frömmigkeit ist in der Mode seit Ihrer Abreise. Sie haben den Herrn Regenten hier gelassen und finden Herrn von Fréjus wieder.«

»Alles dies sagt mir nicht, wo Sie diesen Schlüssel gefischt, und haben Sie ihn nicht Jemand genommen . . . «

»Genommen! pfui doch! Sie behandeln mich als Prinzessin von Geblüt, mein lieber Herzog; Sie halten mich für Fräulein von Valois oder Fräulein von Charolais. Genommen! Pfui doch! ich habe ihn gekauft.«

»Gekauft. Ah! man hat ihn an Sie verkauft?«

»Eine Kammerfrau, welche nicht wusste, was sie an mich verkaufte. Sie begreifen, man sieht einen Schlüssel herumfahren; von diesem Schlüssel weiß Niemand etwas; es kommt Jemand, der fünf und zwanzig Louis d'or für diesen Schlüssel gibt. Verlangt ihn die Gebieterin, so nimmt man eine erstaunte Miene an und sagt: ›Welchen Schlüssel, gnädige Frau?‹ Das ist verführerisch für eine Kammerjungfer.«

»Und dann, wie Sie gesagt haben, Marquise, der Schlüssel eines Mannes, der in Wien ist . . . Ah! man glaubte also ganz im Ernste, ich würde nicht mehr von Wien zurückkommen?«

»Ja, mit Ausnahme von mir, die ich Sie, in meiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, unter Weges wusste.«

»Das ist richtig.«

»Ich habe also diesen Schlüssel angekauft, weil ich dachte, Sie würden die Gewirre Ihrer Schlösser erst am Tage nach Ihrer Ankunft verändern lassen. Das ist eine ziemlich klare Berechnung.«

»Eine sehr gute, wie Sie sehen.«

»So daß mir der Schlüssel, wie Ich hoffe, ein wenig mehr eintragen wird, als er mich gekostet hat. Doch es ist seltsam, Herzog . . . « unterbrach sich die Marquise.

Und sie zog den Atem mehrere Male mit voller Nase ein.

»Was denn?« fragte Richelieu.

Die Marquise fuhr fort in starken Dosen zu atmen.

»Es ist Jemand hier.«

»Gehen Sie doch! Ich bin allein.«

»Ich sage Ihnen, daß eine Frau hier ist, deren Parfum ich kenne.«

»Marquise, ich schwöre Ihnen.«
»Ein Prinzessin Parfum.«
»Ah! Sie schmeicheln mir, Marquise.«
»Geck! Er hat sich nicht verändert.«
»Sie sich auch nicht: Sie werden nur alle Tage schöner.«
»Ja, das werden mir wenigstens meine Hofmacher sagen, so lange ich in der Gunst bin.«
»Sie sind im höchsten Grade in der Gunst.«
»Ich glaube es und komme sogar, um Ihnen den Beweis davon zu bringen.«
»Ah! lassen Sie hören.«
»Nein, es ist Jemand da!«
»So wahr ich Richelieu heie, bei meinem Ehrenworte sage ich Ihnen, daß Niemand da ist . . . Sie zögern noch?«
»Herzog, hätte ich über Liebesangelegenheiten mit Ihnen zu sprechen, so würde ich, bei meiner Ehre, Ihren Worten glauben; doch da wir über politische Dinge zu reden haben, und da bei diesem Punkte jede Indiskretion tödlich ist, so erlauben Sie mir, es zu machen, wie der heilige Thomas.«
»**Vide pedes, videmanus.**«
»Sie sagen mir das, damit Ich glaube Sie können Lateinisch.«
»Gott behüte mich, daß ich diese Prtention habe.«
»So entschließen Sie sich, den Beweis zu liefern.«
»Marquise, ich nehme den Leuchter«, sprach der Herzog, indem er aufstand; »wir werden jede Höhle meiner Wohnung durchforschen, nicht wahr?«
»Wenn es Ihnen gefällig ist, Herzog.«
»Wollen Sie beim Kamin ansangen? Doch es ist Feuer darin; ich hoffe, Sie misstrauen nicht.«
»Wenn sich nicht etwa eine Prinzessin von Geblüt darin befindet; diese Damen sind unverbrennbar wie die Salamander.«
»Warum kann man nicht dasselbe von den Prinzen von Geblüt sagen!« rief der Herzog.
Die Marquise lächelte bei dieser Anspielung.
»Sehen wir zuerst im Bettgang«, sagte sie.
»Leer«, versetzte Richelieu, »treten Sie ein.«

»Kabinette für die Mantelbretter.«

»Öde, öde. Wollen Sie unter den Röcken schauen, Marquise?«

»Unnötig, man würde die Beine sehen.«

»Es bleibt die Geheimtreppe.«

»Unnötig, die Riegel sind vorgeschoben, und die Treppe ist nicht geheizt, seitdem wir beisammen sind; eine Frau von Stande würde hier vor Kälte gestorben sein, und sie wäre folglich nicht mehr gefährlich.«

»Mächtig geschlossen!«

»Gut, wir sind allein; lassen Sie uns plaudern.«

»Lassen Sie uns plaudern«, wiederholte der Herzog, während er sie zu ihrem Lehnstuhl zurückführte.

Die Marquise setzte sich. Der Herzog stützte sich auf die Lehne ihres Stuhles.

L.

Die Politik der Frau Marquise von Prie.

»Marquise, liebe Marquise«, sagte der Herzog zu ihr, indem er sie zärtlich bei der Hand nahm, »wenn Sie wüssten, wie sehr ich es bedaure, daß mich Ihre boshafte Laune einst genötigt hat, Ihnen diesen Schlüssel wieder abzufordern!«

»Warum?«

»Weil wir, wenn Sie mich in jenem Augenblick mehr geliebt hätten, heute, besonders nach meiner zweijährigen Abwesenheit, wahnsinnig in einander verliebt wären.«

»Herzog, ich bin gekommen, um von Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen . . . Lassen Sie meine Hand; die Zeit vergeht.«

»Wie es Ihnen beliebt, Marquise«, erwiderte der Herzog.

Und er behielt die Hand.

»Ich sagte Ihnen also . . . «

»Sie seien mehr als je in der Gunst.«

»Das setzt Sie in Erstaunen?«

»Warum?«

»Wegen eines ziemlich heftigen Krieges, den der alte Fleury mit dem Herrn Herzog führen muss.«

»Wir geben es ihm, Gott sei Dank, zurück.«

»Er hat den König für sich, Marquise, und Sie wissen, wenn man dem König seinen Hofmeister nimmt, so weint der König, schreit der König.«

»Ja, doch wir haben die Königin für uns, und denn man dem König die Königin nimmt.«

»Sehen Sie sich wohl vor, Marquise. Man sagt, die Königin werbe tugendhaft, zu tugendhaft, und der König fange an sie mehr zu fürchten und weniger zu lieben.«

»Ah! man hat Ihnen das gesagt?«

»Man hat mir sogar mehr gesagt.«

»Was denn?«

»Man hat mir gesagt, Ludwig XV. fange an, was ihm nie

geschehen ist, abgesondert Gesellschaft zu machen.«

»Das ist wahr.«

»Ei! Marquise, mir scheint, Sie haben eine traurige Stütze in der Königin.«

»Mein lieber Herzog, denken Sie, eine Königin könne etwas von ihrem Einfluss in dem Augenblick verlieren, wo sie die Gewissheit hat, der Monarchie einen Erben zu geben?«

Richelieu sprang auf bei dieser Nachricht und gab einen Ausruf von sich, der die Marquise sehen ließ, wie interessant die Neuigkeit war, die sie ihm mitteilte.

»Ah! sehr gut«, sagte er nach einem Stillschweigen.

»Sie begreifen, Herzog«, fuhr Frau von Prie fort, »ein Dauphin, das ist unser Glück; die Königin, sobald sie Mutter ist, wird den ganzen Ernst ihres Standes annehmen. Sie ist schon ernst genug, sie hat richtige Ideen, sie ist ehrgeizig, oder wird vielmehr zum Ehrgeiz angetrieben.«

»Durch wen, Marquise?«

»Spielen Sie doch den Unwissenden! Ist Wien so weit von den Herzogtümern Bar und Lothringen entfernt, daß Sie nicht wissen sollten, wie gern Stanislaus Einfluss auf unsere Angelegenheiten üben möchte?«

»Marquise, ich verstehe Sie, und ich denke, Sie könnten wohl Recht haben.«

»Nicht wahr? . . . Ich habe auch sogleich an Sie gedacht, um Sie unter unsere Freunde einzureihen.«

»Marquise, ich hoffe, ich gehöre schon dazu.«

»Ja, doch ich spreche von einer andern Kategorie von Freunden . . . von politischen Freunden.«

»Werde Ich dazu gehören?«

»Ob! das wird nur von Ihnen abhängen.«

»Lassen Sie den Plan ein wenig hören.«

Herr von Richelieu schaute die Marquise zärtlich an.

»Was haben Sie mich denn so anzuschauen?«

Richelieu gab einen Seufzer von sich.

Die Marquise brach in ein Gelächter aus.

»Seien Sie ernsthaft, wenn es Ihnen möglich ist«, sagte sie

dann. »Sie sind Botschafter und ich bin außerordentliche Gesandtin.«

»So kommen wir auf Ihren Plan zurück.«

»Hören Sie ihn: Augenscheinlich will Herr von Fréjus Alles an sich reißen . . . «

»Sogar den Kardinalshut, das ist offenbar«,

»Und den Herrn Herzog fortjagen?«

»Und den Herrn Herzog fortjagen.«

»Hierzu braucht er also zwei Einflüsse: den des Königs, er bat ihn; den von Jemand, der den König beherrscht. Diese Herrschaft, finden Sie es nicht moralisch, daß sie von der Königin auf den König, von der Frau auf den Mann ausgeübt werde?«

»Das ist in der Thal moralisch, Marquise.«

»Streben wir nach der Moralität durch alle mögliche Mittel.«

»Ei! ei! ich empfehle Ihnen die unmoralischen Mittel, Marquise.«

»Nein, der König ist vernünftig wie ein Mädchen.«

»Einverstanden, Marquise. Doch man hat gesehen, daß Mädchen vernünftig zu sein aufgehört haben; das ist etwas ganz Gewöhnliches.«

»Die Königin wird ihn aufrecht erhalten; geben wir der Königin Gewicht.«

»Nichts kann leichter sein, es handelt sich nur darum.«

»Es handelt sich darum, den König mit guten Beispielen zu umgeben, statt ihn alle Arten von Sünden begehen zu lassen.«

»Ja, Marquise, ja, ich sehe ihren Plan. Sie wollen auf dem Hofe des Königs im Jungen das machen, was der Hof des verstorbenen Königs im Alten war; so wäre Ludwig XV. Ludwig XIV., die Königin wäre Frau von Maintenon, der Herr Herzog würde die Rolle von Letellier spielen; Sie wären der Pater Lachaise, nicht wahr?«

»Beinahe, abgesehen von der Langweile und dem Alter.«

»Ei! Ei! Marquise, Sie mussten doppelt auf meine Bekehrung rechnen, um mir solche Vorschläge zu machen.«

»Ich rechne darauf, weil Sie sich in der Thai verändert haben. Ich rechne darauf, weil Sie zu leichtfertig gewesen sind, um nicht ernst zu werden, weil Sie zu gefährdend gewesen sind, um nicht

diskret zu sein.«

»Marquise, diktieren Sie mir mein Benehmen.«

»Ich werde es tun und Ihnen die Vorteil in Aussicht stellen.«

»Ich höre und ich schaue.«

»Sie werden morgen beim Spiele der Königin erscheinen. Was sage ich, morgen? heute, da es schon halb drei Uhr ist.«

»Gut, das war meine Absicht, Marquise.«

»Sie werden Sensation machen.«

»Um die Wahrheit zu sagen, ich zähle ein wenig darauf.«

»Ich weiß nicht, ob Sie die Königin sehr liebt.«

»Ich kann Sie hierüber vollkommen belehren. Ich weiß, daß sie mich nicht Liebt.«

»Sie werden bemüht sein, daß sie Ihre Gesinnung gegen Sie ändert. Alles ist Ihnen leicht, wenn Sie es nur ein wenig wollen.«

»Ich werde es versuchen. Sie ist Polin, ich werde Deutscher sein, das berührt sich.«

»Gut. Sind Sie einmal mit der Königin ausgesöhnt, so rühmen Sie dem König ihre Vollkommenheiten; durch dieses Mittel werden Sie rasch in Freundschaft mit dem König sein, Herzog.«

»Ja, wenn ich ihn belustige.«

»Oh! Sie werden ihn belustigen.«

»Moralisch, haben Sie wohl Acht, das ist schwierig.«

»Er liebt vor Allem die Jagd.«

»Gut, doch man jagt nicht ohne Unterlass.«

»Er liebt es, zu gärteln.«

»Ja, ich weiß, daß Ihm Herr von Fleury den Geschmack für Pflanzen, für Lattiche beigebracht hat, denen er zuschaut, wie sie wachsen und gelb werden. Ich, ich werde mich nie daran gewöhnen, die Erde umzugraben und die Lattiche zu raupen. Ich hätte einen vierten Aufenthalt in der Bastille nötig, um mich zu der Cultur der Nelken zu entschließen, trotz des Beispiels des großen Condé.«

»Sie werden ihm Geschichten erzählen.«

»Ich weiß keine.«

»Dann erfinden Sie.«

»Sehen Sie, Marquise, es gibt nur drei Dinge auf der Welt,

welche die Königs immer unterhalten können.«

»Welche?«

»Schauen Sie Ludwig XIV. an, das war ein König, der sich vollkommen in seiner Jugend belustigt hat, so gut belustigt, daß ihn in seinem Alter nichts mehr belustigte. Nun denn, Ludwig XIV. liebte diese drei Dinge: die Weiber, den Krieg und den Aufwand.«

»Herzog! Herzog!«

»Sie werden mir sagen, die Königin sei zu eifersüchtig, um Nebenbuhlerinnen zu dulden, zu zärtlich, um den Krieg zu gestatten, zu sparsam, um den Aufwand zu erlauben.«

»Sie glauben?«

»Gewiss. Die gute Prinzessin, fragt sie nicht gewöhnlich, ehe sie kauft: Was kostet das?«

»Sie fragt: Wie viel kostet das? weil Fleury fragt: Wie viel hat das gekostet?«

»Gleichviel, ich habe nichtsdestoweniger wie ein Orakel gesprochen«,

»Und Sie folgern aus Allem dem?«

»Ich folgere daraus, daß es mir schwer sein wird, den König zu belustigen, Marquise.«

»Ei! allerdings, wenn Sie sich Schwierigkeiten nach Belieben schaffen; wenn Sie nicht Jedem nach seinem Charakter Rechnung tragen wollen; wenn Sie sich weigern, zu sehen, daß sich Ludwig XV. schon ganz zur Vernunft hinneigt, und daß Alles in ihm den guten Bürger atmet, der nur darauf bedacht ist, in der Familie zu leben; wenn Sie endlich den König nach Ihrer Elle messen. Ah! Herzog! Herzog! es ist nicht Jedermann mit siebzehn Jahren der Bastille würdig.«

»Gut! nun beleidigen Sie mich«,

»Ei! ich schmeichle Ihnen im Gegenteil nur zu sehr; auf! keinen Widerstand mehr, Herzog, und besonders keine Paradoxen mehr!«

»Marquise, ich füge mich.«

»Sie willigen also ein, die Königin zu unterstützen?«

»Ich werde dem König sagen, sie sei die unterhaltendste Frau der Welt.«

»Sie willigen ein, den König zu belustigen?«

»Ja, wenn Sie mir die Art der Belustigung nicht bestimmen.«

»Ich schließe Sie nur in die ehelicht Liebe ein.«

»Streichen wir das, Marquise, streichen wir: das ist Ihre Sache und nicht die meinige. Ein Wann kann immerhin Tugend bei den Frauen treiben, das ist guter Geschmack; aber bei den Männern, das ist Heuchelei. Streichen wir das, Marquise, streichen wir.«

»Sie wollen also nicht, daß man Sie zum Minister macht, oder an einem schönen Morgen nach Flandern schickt, um dort einen Marschallsstab zu holen?«

»Bah! Marquise, wenn es je von dieser Ware regnet, so verspreche ich Ihnen, der Erste unter der Traufe zu sein.«

»Nun, da es durchaus sein muss, so überlasse ich Ihnen den König; verderben Sie ihn nicht, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Der Handel ist also abgeschlossen, Herzog?«

»Welches Handgeld, Marquise?«

»Herzog, Sie würden die Negociantin geringschätzen, wenn sie sich zum Voraus bezahlen ließe.«

»Marquise, Sie sind ein Dämon der Anmut und des Geistes.«

»Oh! geben Sie sich nicht den Anschein, als schmachteten Sie. Ich bin eine politische Frau, Sie würden nichts Angenehmes mehr in meiner Liebe finden, denn sie wendet sich dem Nützlichen zu. Kommen wir auf unsere Schlüsse zurück.«

»Thun wir das. Erstens . . . «

»Erstens, Sie kommen heute Abend zum Spiel der Königin.«

»Ja, Marquise.«

»Zweitens, Sie setzen sich wieder in den vorigen Stand.«

»Das ist abgemacht.«

»Drittens, Sie nehmen mit uns Partei gegen den hochwürdigsten Herrn Bischof.«

»Das entspricht meiner Neigung.«

»Viertens. Sie schleichen sich in die Gunst des Königs ein.«

»Ich brauche Ihnen nicht zu versprechen, daß ich Alles, was ich vermag, zu diesem Ende tun werde: das ist mein lebhaftester

Wunsch.«

»Fünftens, Sie lassen den König vernünftig, wie er ist, Sie tun nichts, um ihn zu verderben, Sie fliehen alle Gelegenheiten, zu machen, daß er seine Geliebte hat.«

»Ich verspreche die Neutralität, wenn sie der König beobachtet.«

»Seien Sie ruhig, ich stehe dafür.«

»Gut, Marquise! Nun . . . «

»Was?«

»Welche Verbindlichkeiten übernehmen Sie Ihrerseits? Sie wissen, ein Vertrag besteht nur, wenn Gegenseitigkeit stattfindet?«

»Unsererseits machen wir uns verbindlich . . . «

»Erstens?«

»Ah! Ah! Sie wollen eine Verbindlichkeit In mehreren Artikeln?«

»Warum nicht?«

»Gut. Erstens, Ihnen in diesem Jahr, den Gesandtschaftsposten, den Sie wollen, oder ein Ministerium zu geben.«

»Auch nach meiner Wahl?«

»Ja, wenn es nur nicht das des Herrn Herzogs ist.«

»Wohlverstanden . . . Ehre, dem Ehre gebührt.«

»Oh! das wäre nicht das erste Mal, daß Sie genommen hätten, was ihm gehörte.«

»Marquise, Sie sind es, die das gesteht.«

»Zweitens!« sagte lebhaft die Marquise.

»Ich protokolliere.«

Zweitens: Sie zum Generalleutnant bei der ersten Gelegenheit und zum Marschall bei der zweiten zu ernennen.«

»Wie viel Zeit verlangen Sie für Alles dies, Marquise?«

»Setzen wir zwei Jahre fest, wenn Sie wollen.«

»Nehmen Sie sich in Acht, das ist kurz.«

»Ei nein! der Fleury wird vor dieser Zeit vor Wut gestorben sein, vor Wut oder vor Alter, wie Sie wollen.«

»Vor Wut ist mir lieber; es ist sicherer.«

»Vor Wut, es sei! Ihre Hand, Herzog.«

»Ei! Frau Marquise, seit einer Stunde reiche ich Ihnen beide.«

»Wohl, küssen Sie mich, Ich habe keine Schminke, und dann Gott besohlen.«

Sie klingelte lebhaft. Raffé erschien.

»Wie! was! Marquise, Sie gehen schon!« rief der Herzog; »das ist Feindseligkeit.«

»Soll ich Ihnen nun etwas sagen?« versetzte die Marquise, während Sie die Türe wieder erreichte.

»Sprechen Sie.«

»Wohl! Herzog; wenn Sie eben so viel Willen für uns haben, als ich seit einer Stunde gegen Sie gehabt habe, so ist Herr von Fleury in einem Monat unten.«

Und sie drückte ihm die Hand mit dem Ende ihrer eigensinnigen Finger, warf ihm einen letzten Blick der Koketterie und der Bosheit zu, und stürzte in den Garten, Raffé nach sich ziehend, der ihr kaum in ihrem Fluge folgen konnte.

»Teufel!« sagte Richelieu, als er allein war, »ich bin sehr neugierig, zu erfahren, was mir Herr von Fréjus vorschlagen wird.«

LI.

Ein nächtliches Abenteuer.

Kaum hatte Frau von Prie zehn Schritte ihrem Wagen entgegen gemacht, der sie in einiger Entfernung erwartete und sich näherte, als sie der Kutscher herauskommen sah, Raffé, der ihr aus Furcht vor einem Unfall mit den Augen folgte, hatte noch nicht die Tür geschlossen, als plötzlich drei aus Leibeskräften laufende Männer sich in die Mitte dieser Tür warfen, wie sich drei durch Windhunde verfolgte Kaninchen in denselben Bau merken.

Raffé suchte ihnen dadurch Widerstand zu leisten, daß er die Tür von seiner Seite zudrückte; doch drei gegen die seinige vereinigte Kräfte trugen den Sieg davon. Raffé war also nahe daran, bezwungen zu werden, als er zu parlamentiren verlangte.

Da antwortete der Größte von den drei Männern, die Zeit dränge, die Unterhandlung würde lange dauern, und er fordere ihn daher auf, gutwillig ihn und seine Gefährten einzulassen, sonst würden sie mit Gewalt eindringen.

»Aber, meine Herren! meine Herren!« rief der Lackei.

»Ei! schreie, so viel Du willst! die Patrouille verfolgt uns, und wir haben nicht Lust, auf die Wache zu gehen.«

»Ein Grund mehr, meine Herren; wenn die Patrouille Sie verfolgt, so sind Sie Missetäter. Meine Herren, ich rufe! meine Herren, ich schreie!«

»Ah! dreifacher Dummkopf!« sagte derselbe Mann, der schon gesprochen hatte, »für wen des Teufels hältst Du uns denn?«

»Ei! Ei! meine Herren, die Diebe kleiden sich zuweilen sehr gut.«

Die Patrouille machte ihren Weg; man hörte sie rasch herbeikommen.

»Auf«, rief der Kleinste und wahrscheinlich der Jüngste von den drei Flüchtigen, »auf, lassen Sie uns Gewalt brauchen, meine Herren.«

Und diese Stimme verlieh den zwei Andern einen solchen Mut, daß sie unmittelbar über den Leib des Lackeien von Richelieu

gingen.

Der Größte von den drei Männern schloß indessen behend und fest die Tür wieder, während sich Raffé, ganz betäubt auf seine Beine erhob und mit seinem schnellsten Schritt nach dem Erdgeschoß lief, wobei er zu sich selbst sagte:

»Ist das möglich, mein Gott! ist das möglich!«

Raffé trat in das Zimmer des Herzogs gerade in dem Augenblick ein, wo dieser sich wieder zu Bette gelegt hatte und einzuschlafen versuchte.

Raffé trat ein, haben wir gesagt; wir irren uns, Raffé stürzte hinein.

»Nun, was gibt es noch, Raffé?« fragte der Herzog.

»Oh! gnädigster Herr.«

»Was geht vor?«

»Ein Abenteuer, wie sie nur Ihnen begegnen, Herr Herzog.«

»Sollte mich die Königin besuchen?«

»Etwas Besseres, gnädigster Herr, etwas Besseres als dies, wenigstens, wie ich glaube. Kleiden Sie sich rasch an, kleiden Sie sich an.«

»Bah! ist es notwendig?«

»Hurtig! Herr Herzog, hurtig!«

Der Herzog sprang aus seinem Bette, wie er es bei einem Überfall im Felde getan hätte.

»In große Gala, gnädigster Herr«, sagte Raffé, »in große Gala.«

»Erkläre Dich doch, Schlingel!«

»Herr Herzog, sie sind zu drei.«

»Gut, und Du glaubst sie zu kennen?«

»Masken, Herr Herzog, Masken.«

»Ho! ho! die Bälle der Oper haben allerdings angefangen; doch wo sind die Drei?«

»Im Hofe, Herr Herzog, im Hofe.«

»Sie haben also die Tür forciert?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Und Du Hast sie machen lassen?«

»Ich habe ihnen Widerstand geleistet, doch sie sind mir über den Bauch gegangen.«

»Ei! einen Musketon also?«

»Oh! Herr Herzog, hüten Sie sich wohl.«

»Wie! drei Männer forcieren meine Tür und misshandeln einen Diener von mir, um zwei Uhr Morgens, und . . . «

»Herr Herzog, unter diesen drei Männern ist eine gewisse Stimme.«

»Eine Frauenstimme?« fragte lebhaft Richelieu.

»Gnädigster Herr, ich will Ihnen nicht mehr sagen, denn ich befürchte, für einen Dummkopf in den Augen des Herrn Herzogs zu gelten, wenn ich mich irre.«

»Dann lass mich in Ruhe.«

»Nein, Herr Herzog, nein; bemühen Sie sich an den Ort, wo sie sind, und Sie werden sehen . . . «

»Was?«

»Was Sie sehen werden.«

Der Herzog schlüpfte abermals in seine Hose und in seinen Schlafrock, nahm seinen Degen in seine linke Hand und folgte Raffé nach.

Die drei Männer waren hinter die kleine Tür gekauert und horchten lachend auf die Aufforderungen, die ihnen von der andern Seite der Straße die Scharwache zurief.

»Ah!« sagte der Sergent, »gut! gut! gut! Es ist im Hotel des Herrn Herzogs von Richelieu!«

»Nun wohl! ja, es ist im Hotel des Herrn Herzogs von Richelieu. Was dann?« fragte einer von den drei Flüchtigen.

»Es ist gut! es ist gut!« erwiderte der Sergent; »kaum angekommen, fängt der Herr Herzog seine mutwilligen Streiche wieder an.«

»Ei!« sagte Richelieu, der herbei kam, »es scheint, man arbeitet hier unter meinem Namen.«

Das Trio brach in ein Gelächter aus.

»Oh!« versetzte der Sergent, »die ehrlichen Frauen auf den Straßen beleidigen und den Leuten des Königs ins Gesicht lachen. Ein Herzog, ein Gesandter! Ich notiere das!«

»Teufel! Teufel!« sagte der Herzog; »das ist nicht meine Rechnung! Wie, meine Herren, es handelt sich um Beleidigungen,

welche ehrlichen Frauen auf der Straße angetan worden sind?«

»Sie haben viel geschrien«, um ehrlich zu sein versetzte eine von den Masken.

»Sie nehmen es sehr leicht, meine Maske«, sagte der Herzog, indem er sich demjenigen von den drei Unbekannten, welcher gesprochen hatte, näherte; »man sieht wohl, daß Sie nicht Richelieu heißen, wie ich, und daß Sie nicht das Bedürfnis fühlen, sich einen Ruf hoher Sittlichkeit zu gründen.«

»Der Herzog! es ist der Herzog!« flüsterten die zwei anderen Männer.

»Meine Herren«, fuhr Richelieu fort, »ich will Sie wohl für Edelleute halten; das sind so meine Manieren, und ich verstehe mich darauf. Gleichwohl wünsche Ich, — und Sie werden das begreifen, — Gleichwohl wünsche ich zu wissen, in welchem Grade Sie es genug sind, daß ich brüderlich den Misskredit, den Sie mir gemacht, auf mich nehme. Ich bitte also, legen Sie die Masken ab.«

Bei diesen Worten entstand unter den drei Männern eine sehr deutliche Bewegung des Zögerns.

»Meine Herren«, sagte der Herzog, »Ich hoffe, Sie werden mich nicht nötigen, selbst meine Tür den Leuten von der Scharwache zu öffnen?«

Da trennte sich der Größte von den Dreien von der Gruppe, ging gerade auf den Herzog zu und sagte, indem er seine Maske aushob;

»Erkennst Du mich?«

»Pecquigny!« rief Richelieu.

»Er selbst.«

»Was Teufels! treibst Du Empörung gegen die Scharwache, Du, Kapitän der Chevaulegers Seiner Majestät?«

»Höre. Wir sind nach dem Schauspiel auf dem Balle der Oper gewesen; nach dem Balle haben wir zu Nacht gespeist; nachdem wir gespeist hatten, fühlten wir uns ein wenig erhitzt und liefen in den Straßen umher.«

»Ja, das ist es, und Ihr habt ehrliche Frauen insultirt?«

»Ei nein! eine Erbärmlichkeit, mein Lieber.«

»Mein lieber Pecquigny, erlaube mir nur, eine Frage an Dich zu

machen.«

»Welche?«

»Du hast Deine Maske abgenommen.«

»Ei! Du flehst es wohl.«

»Warte doch! Du hast Deine Maske abgenommen, und ich kenne in Frankreich keinen besseren Edelmann als Dich. Worum, da Du sie abgenommen hast, behalten Deine Gefährten ihre Maske?«

»Sie haben Gründe.«

»Mir scheint, diese Gründe könnte man mir wohl sagen.«

»Bestehe nicht hierauf, Herzog.«

»Sind es Frauen? Nein, das ist unmöglich, sie sind zu groß.«

»Herzog . . . «

»Sind es vielleicht Prinzen von Geblüt?«

»Ich schwöre Dir . . . «

»Mein Lieber, wenn es weder Frauen, noch Prinzen von Geblüt sind, so kenne ich keinen Grund, der sie abhält, die Maske abzulegen, wie Du es getan hast.«

Pecquigny zögerte noch. Wütend, daß man ihnen auf ihre Aufforderungen nur mit Gelächter antwortete, fingen die Schützen indessen an die kleine Tür des Hotels mit den Kolben ihrer Musketen zu erschüttern.

Ungeduldig, zupfte der Herzog Pecquigny an seinem Manchetten und sagte zu ihm:

»Höre«, Pecquigny, ich bin von Wien sehr vernünftig, sehr gemäßigt, sehr philosophisch, aber zugleich zornwütig wie ein Truthahn, wenn ich schlecht schlafe, zurückgekommen. Du weckst mich nun auf, Du mystifizierst mich, Du lässest mir Skandal durch die Scharwache machen; wohl denn, ich, Richelieu, erkläre Dir, daß ich, wenn Du mir nicht die zwei anderen unverschämten Masken nennst, welche hartnäckig bei mir bedeckt bleiben, Euch alle Drei mit Raffé angreife, der bei gegebenem Anlass mein Prevot ist. Auf, Raffé, nimm einen Degen! und zugestoßen! zugestoßen!«

»Ah! ah!« rief Pecquigny, welcher den wunderlichen Charakter von Richelieu kannte und schon die Degen glänzen sah, »ah!

gemäßiger Philosoph, vernünftiger Gesandter, wie, Du errätst nicht, wer der Kleinste von uns Dreien ist?«

»Ei! wie Teufels soll ich das erraten? Ich bin kein Ödipus.«

»Der Kleinste von uns Dreien . . . «

»Nun?«

»Das ist der Größte.«

»Der König!« konnte Richelieu auszurufen sich nicht erwehren,.

»Stille!«

»Wie, dieser vernünftige und unschuldige Monarch läuft in den Straßen umher und insultirt die Frauen?«

»St!«

»Wie ist denn das zugegangen? Wahrhaftig, mein Lieber, je mehr Du mir davon sagst, desto unbescheidener machst Du mich«,

»Bei Gott! das ist ganz einfach: während wir Abenteuer suchten, begegneten wir einer Frau und ihrer Dienerin.«

»Warte, mein Lieber, ich will zuerst diese Schlingel von Schützen wegschicken; sie werden am Ende das ganze Quartier aufwecken.«

Pecquigny begriff die Notwendigkeit dieser Maßregel und trat in den Schatten.

Der Herzog öffnete die Tür im Schlafrock und seine Laterne in der Hand haltend.

»Was gibt es, meine Herren?« sagte er mit gebieterischem Tone, »und was macht man zu dieser Stunde an meiner Tür?«

»Oh! verzeihen Sie, Herr Herzog«, erwiderte der Sergent, von der Höhe seines Zornes herabfallend, der vor einer verschlossenen Tür anwuchs und vor einer offenen Tür verschwand.

»Nun! was willst Du vom Herrn Herzog, daß Du ihn so aufweckst, wie Du es tust?«

»Monseigneur! es sind . . . «

»Was?« fragte majestätisch der Herzog.

»Drei von Ihren Leuten haben Lärm auf der Straße gemacht, und wir suchten sie.«

»Woher wisst Ihr. daß es meine Leute sind?«

»Wir haben gesehen, wie sie sich zu Ihnen geflüchtet.«

»Das ist kein Grund.«

»Gleichviel, Herr Herzog, mögen sie Ihre Leute sein oder nicht sein, diejenigen, welche Skandal machten, sind nichtsdestoweniger bei Ihnen, und Ihr Hotel, um ein Asyl zu sein, gilt nicht für eine Kirche.«

»Seht doch! Witz, Herr Bursche! Wir haben so viel ausgestreut, daß bei meinem Ehrenwort, Jedermann davon aufhebt. Und was für einen Skandal machten diese Herren? lasst hören.«

»Nicht wahr, Monseigneur kennt alle schöne Frauen von Paris?«

»Ja, so ungefähr.«

»Prinzessinnen von Geblüt, Damen vom Adel, Bürgerinnen?«

»Nun! Sergent?«

»Monseigneur muss also die schöne Paulmier kennen?«

»Die Wirtin zum *Sprechenden Löwen*? Ich kenne das.«

»Das ist eine ehrliche Frau.«

»Hm!« machte der Herzog; »weiter!«

»Nun! sie ging mit ihrer Dienerin durch die Rue Saint-Honoré. Da kamen Ihre Leute.«

»Sergent, ich habe Ihnen schon gesagt, daß diese Herren nicht meine Leute waren.«

»Diese Herren«, fuhr der Sergent fort, »diese Herren traten ganz kavaliärsmäßig auf sie zu, und der Kleinste von den Dreien fing an sie zu umarmen, aber zu umarmen, daß es demütigend war.«

»Seht doch!« rief Richelieu.

»Der Größte streichelte indessen der Dienerin das Kinn. Die zwei ehrlichen Personen schrien auch zum Herzerreißen.«

»Aber was machten sie denn zu einer solchen Stunde auf der Straße?«

»Ei! Herr Herzog, sie suchten die Wache.«

»Wie! sie suchten die Wache! sie errieten also, man würde sie insultieren?«

»Ei! nein, Herr Herzog, es geschah, um Leute von Stande zu trennen, die sich im Gasthaus von Mademoiselle Paulmier

schlugen.«

»Warum haben sie das dem Kleinen nicht gesagt? Das hätte ihn vielleicht besänftigt.«

»Ah! ja wohl, der Kleine! ein wütender Teufel, Herr Herzog! ›Die Wache!« rief er. ›Ah! Sie suchen die Wache! Gut, warten Sie!« Und er nahm Mademoiselle Paulmier um den Leib und zog sie trotz ihres heldenmütigen Widerstands bis zum Posten der Schweizer des Louvre fort. Hier, Herr Herzog, fing das wahre Bergehen an, denn Sie begreifen, eine Demoiselle umarmen, und wäre sie auch sehr hübsch, hübscher noch als Mademoiselle Paulmier, was übrigens schwer sein dürfte, ist kein Vergehen; doch der kleine Ruchlose ahmte eine erhabene Stimme nach und fing an zu rufen . . . «

»Wen zu rufen?«

›Forestier!«, rief er, ›Forestier!«

»Wer ist das, Forestier?« fragte Richelieu.

»Herr Herzog, das ist der Kommandant der Schweizer von diesem Posten, der wahre Kommandant.«

»Gut.«

»Nein, im Gegenteil schlecht, denn Herr Forestier glaubt die Stimme des Königs zu erkennen; er zieht seinen Degen in der Mitte des Posten und schreit:

›Es ist der König, der ruft, bei Gott! es ist der König!«

»Und alle Schweizer springen nach ihren Degen und ihren Karabinern. Man läuft, man wirft sich nieder, man sucht auf der Straße.«

»Und man findet?«

»Mademoiselle Paulmier und nichts Anderes; der kleine Ruchlose, der kleine Fälscher hatte mit seinen Genossen die Flucht ergriffen.«

»Und die Schweizer?« fragte Richelieu, unwillkürlich ein Gelächter ausschlagend.

»Ah! Herr Herzog, die Schweizer waren im höchsten Grade wütend; da aber Mademoiselle Paulmier ihre Geschichte erzählte, da das vernünftige Wesen unseres viel geliebten Königs bekannt ist, da auch der Posten leer geblieben war und Herr Forestier einen Überfall befürchtete, so gab er Befehl zum Rückzug.«

»Das war klug.«

»Da kehrten die Schweizer nach dem Posten zurück, doch zum Glück hatten sie uns gerade in dem Augenblick getroffen, wo wir Mademoiselle Paulmier, welche ganz in Tränen zerfloss, trösteten. Sie gab uns Auskunft über den Weg, den die Delinquenten genommen hatten, und wir eilten, sie zu verfolgen. Nach fünf Minuten erblickten wir diese Leute, welche ganz ruhig durch die Straße gingen, als ob sie nicht das Quartier in Aufruhr gebracht hätten. Wir griffen sie an, und sie entkamen uns nur dadurch, daß sie in Ihr Hotel eintraten.«

»Nun! das ist eine schöne Geschichte«, sagte der Herzog freundlich zu dem Sergenten, »schlimm für Jedermann, Dich, mein Freund, und Deine würdigen Soldaten ausgenommen, denn wenn ich auch nicht will, daß meine Leute verhaftet werden, wie sie es verdienen würden, so will ich doch, daß sie die Kosten ihrer Unbesonnenheit bezahlen. Auf, aus, meine Herren, man besteuere sich«, rief der Herzog, indem er sich nach der Seite der Schuldigen umwandte.

Und er streckte die Hand aus.

Drei ziemlich gut gespickte Börsen fielen in diese Hand.

»Meine Kinder«, sagte der Herzog zu den Schützen, »nehmt dies und seid verschwiegen, selbst nachdem Ihr Alles, was diese Börsen enthalten, zu Ehren meiner glücklichen Rückkehr vertrunken habt.«

Der Sergent betastete das Gold mit Befriedigung und teilte es redlich mit seinen Leuten, das heißt, er gab ihnen eine Börse für Alle und behielt zwei für sich allein; dann verschwand er, gefolgt von seiner Mannschaft.

»Nun, meine edle Herren«, sprach der Herzog mit vollkommener Liebenswürdigkeit, »entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht empfangen habe, wie ich es wünschte: unter der Maske ist jeder Mensch frei und gestattet die Freiheit den Andern.«

Und nach diesen Worten machte der Herzog eine Verbeugung, welche ungezwungen genug, daß sie Pecquigny gelten konnte, und dennoch ausdrucksvoll genug, daß sie noch höher adressiert sein konnte.

Die drei Männer erwiderten seinen Gruß, und nachdem

Pecquigny die Straße wohl erforscht hatte, gingen sie auch weg.

Der Kleinste, als er hinausging, machte Richelieu ein Zeichen, in welchem sich die auf das zarteste ausgedrückte Dankbarkeit offenbarte.

Dann blieb der Herzog allein in seinem Hofe mit Raffé. Beide schauten sich an.

»Nun! Herr Herzog«, fragte Raffé, »was denken Sie hiervon?«

»Bei Gott! Du hattest Recht«, erwiderte der Herzog nachdenkend.

»Habe ich eine gute Nase, Herr Herzog?«

»Oh! Raffé, ich habe nie daran gezweifelt.«

»Herr, Herzog, Sie können sich nun wieder zu Bette legen.«

»Du glaubst, Raffé?«

»Ich bin fest davon überzeugt. Es gibt bei den Abenteuern wie bei den Spielgeheimnissen eine Progression, deren Ziel der Culminationspunkt bezeichnet. Nachdem, was vorgefallen ist, erwarten Sie nichts mehr, oder erwarten Sie vielmehr Alles.«

»Raffé, Du bist ein reizender Geist. Kannst Du lesen und schreiben?«

»Wie, Herr Herzog?«

»Ich frage Sie«, Herr Raffé, ob Sie lesen und schreiben können?«

»Ich kritzle und schmier.«

»Raffé, von diesem Augenblick an bist Du mein Secretaire, und werde ich je in der Akademie aufgenommen . . . «

Richelieu machte eine Pause.

»Nun! So wirst Du meine Rede verfassen.«

»Oh! Herr Herzog!«

»Du wirst sie verfassen. Oder der Teufel soll mich hohlen!«

»Legt sich der gnädige Herr wieder zu Bette?« Fragte der Secretaire gewordene Lackei.

»Nein, unmöglich, ich habe zu viel zu denken; nein lass mich allein, Raffé.«

»Sie haben Feuer, Herr Herzog; ich verlasse Sie.«

Richelieu blieb allein.

»Das ist der Charakter, welchen zu moralisieren Frau von Prie

mich beauftragt! Wie! ich sollte mir so viel Mühe geben, um diesem reizenden jungen Manne beschwerlich zu sein, statt ihm Vergnügen mit so geringen Kosten zu machen!«

Er träumte noch einige Augenblicke und sagte dann:

»Andere mögen sich an den Flammen der Tugend verbrennen. Ich bin offenbar nicht für den Dienst des Löschhorns geboren; ich habe einen guten Hauch, der Funke glänzt, der Stoff ist brennbar; blasen wir, alle Teufel! blasen wir; überdies würde ich nicht auslöschen.«

LII.

Das Spiel der Königin.

Trotz aller seiner Betrachtungen, verfehlte Herr von Richelieu nicht, am Abend desselben Tages zum Spiele der Königin zu gehen: er hatte ein Versuchen geleistet, dem er nicht untreu werden konnte, ohne sich mit der Marquise zu entzweien.

Man erwartete ihn. Die ganze zurückgehaltene Ungeduld des Hofes kam zum Ausbruch, als er eintrat. Die Königin allein schien ihn nicht zu bemerken.

Diese vortreffliche Prinzessin hatte aus Richelieu ihr Schreckbild gemacht. Die Heldentaten des Herzogs waren ihr zu Ohren gekommen, als sie noch ein demütiges junges Mädchen, und all dieser Reiz des Lasters, den man in Versailles so glänzend fand, hatte der tugendhaften Prinzessin ein ungeschickter, Verbrechen bedeckender Firnis geschienen.

Sie hatte auch einen tödlichen Haß diesem Verderber gelobt. Der Herzog seinerseits konnte sie nicht lieben. Auf dem Zusammenstoß dieser zwei Feindseligkeiten musste nichts Vorteilhaftes für die Politik von Frau von Prie hervorgehen, welche im Gegenteil aus der Vereinigung von Herrn von Richelieu und der Königin beruhte.

Die Königin wurde, so zu sagen, gezwungen, Herrn von Richelieu anzuschauen, den sie nicht sehen wollte. Der Herzog grüßte sie mit jener vollkommenen Höflichkeit, welche alle Nuancen enthielt. Mit seinem wunderbaren Takt hatte Richelieu schon von der Schwelle des Zimmers aus die Feindseligkeit der Fürstin an der beinahe unmerklichen Bewegung erkannt, welche die Schultern von Maria Leszcinska gemacht, als sie ihn hatte melden hören.

»Guten Tag, mein Herr«, sagte kalt die Königin, und sie setzte sich wieder zu ihrem Cavagnole-Spiel.

Der Herzog war nicht der Mann, der um die Gunst bettelte: er wusste zu wohl, daß sie den Hochmütigen zufällt: er war nicht der Mann, der sich übermäßig vor einer Frau erniedrigte, und wäre

diese Frau Königin gewesen: er wusste zu wohl, daß die Frauen mehr die Stolzen, als die Demütigen lieben.

Aber es war für seinen Ruf als Hofmann und als Mann von Geist von Belang, es nicht bei einem so kalten, so schlechten Empfang beruhen zu lassen.

Was hätte man in der Diplomatie gesagt? Ein schon bei der ersten Verbeugung verächtlich abgewiesener Diplomat wäre sogleich aus der Liste gestrichen worden.

Der Herzog brachte sein Gedächtnis voll von einer Menge von deutschen Prinzessinnen, polnischen Portraits, — für Maria Leszcinska teure Erinnerungen, — zurück; er war überzeugt, beim ersten Worte dieser guten Familienplaudereien würde die hoffärtige Prinzessin sogleich das Ohr drehen. Herr von Richelieu spekulierte auf Alles, selbst auf die guten Eigenschaften.

»Madame«, sprach er, »ich kann mich nicht von Eurer Majestät entfernen, so sehr sie von ihrem Spiele in Anspruch genommen zu sein scheint, ohne ihr Alles zu melden, was mir Zärtliches für die Frau und Ehrerbietiges für die Königin die Prinzessinnen von Braunschweig, Wolfenbüttel und Nassau gesagt haben.«

Die Königin wandte sich rasch um.

»Ah!« sagte sie mit einem Lächeln, »man denkt dort noch an mich?«

Das war die Gelegenheit für Richelieu, eines von den reizenden Worten anzubringen, wie er sie oft fand; er beschränkte sich darauf, daß er sich verbeugte und, nachdem der Pfeil abgeschossen war, an seinen Platz zurückkehrte.

Die Königin sah ihn sich entfernen und wurde nachdenkend: sie hätte dieser Unterredung einen Fortgang gewünscht. Lange kämpfte sie gegen diesen Wunsch. Minder stark als ihr Herz, unterlag sie endlich.

Es war nicht nur eine gute Prinzessin, sondern auch eine vortreffliche Frau, diese arme Königin.

»Herr Herzog«, sagte sie, »haben Sie in Wien nicht die Gräfin von Königsmark, meine zärtliche Freundin, gesehen?«

»Doch wohl, Madame«, erwiderte der Herzog, indem er mit einem ehrfurchtsvollen Eifer zur Königin zurückkehrte, »die Frau Gräfin spricht immer nur mit Tränen in den Augen von Eurer

Majestät: Oh! das ist rührend.«

»Gut!« rief die Königin, »Rührend! Herzensgedanken für Männer; ich glaubte, das sei nur lächerlich.«

»Madame«, erwiderte Richelieu mit ernstem Tone, »wollen Sie glauben, daß Alles das, was ein aufrichtiges Herz zeigt, die Männer von Herz sehr tief ergreift, und wenn es sich um die Bewunderung handelt, die seine Fürstin einflößt, setzt jeder gute Franzose, jeder Edelmann seine Ehre darein, nie gleichgültig zu sein.«

Diese Antwort brachte eine große Wirkung auf die Königin hervor, welche verstohlen einen Blick auf den Herzog warf und schwieg.

Richelieu hatte seine Sache gewonnen.

Sicherlich konnte der Herzog, wenn ihm viel daran gelegen gewesen wäre, in diesem Augenblick die Unterhandlungen im Sinne der Pläne des Herrn Herzogs von Richelieu anknüpfen.

Die Tugend war inthronisiert.

Doch der König trat ein. Der König war glänzend von Jugend und Schönheit. Nichts, die ganze Welt stimmte darin überein, kam in Frankreich der anmutsvollen Majestät des jungen Königs gleich.

Als der Herzog Ludwig XV. so schön sah, wollte er die Wirkung beurteilen, die er auf die Königin hervor brächte.

Der König schien in der Tat sehr besorgt über die Haltung seiner Frau,

Maria Leszczinska stand auf, machte die üblichen Verneigungen und setzte sich wieder, nachdem sie der Etiquette gegeben hatte, was die Etiquette forderte, nicht mehr.

Der König errötete im Gegenteil, da er die Königin, wenn nicht schön, doch wenigstens interessant mit ihrer leidenden, schmach tenden Miene sah.

Als er aber statt des Feuers, das in seinen Augen glänzte, bei der Königin nichts Sympathisches gewahr wurde, wie er es gewünscht hätte, zog eine Wolke, beinahe den Zornanfällen ähnlich, über seine Stirne; er seufzte und schaute die schönen, errötenden Frauen an, die sich um ihn verneigten.



Maria Leszcynska.

»Maria Leszcynska hat nicht einmal die Eifersucht«, dachte Richelieu.

Die Königin fuhr in der Tat fort, ganz friedlich ihre Marken zu ordnen.

Mit einer keuchenden Brust atmete Ludwig XV. gierig die Wohlgerüche und die Anbetungen der Frauen ein.

Er erblickte den Herzog, der sich ehrfurchtsvoll beiseite hielt, bereit, zu grüßen, wenn der König an ihm vorbei käme.

Als er sich Richelieu näherte, richtete der König an ihn ein kleines Lächeln voll Feinheit und guter Laune.

Dann wurde das Gespräch, das so beschränkt und so kalt von Seiten der Königin gewesen war, sehr lebhaft und sehr freundlich

von Seiten des Königs.

Über seine Reisen befragt, antwortete Richelieu immer auf eine Art, um die Einbildungskraft und den Geschmack des Königs zu entflammen. Aber am Ende, als er bemerkt hatte, mit welcher stummen Undurchdringlichkeit es der Herzog vermied, eine Anspielung auf die Abenteuer der Nacht zu machen, legte der König, der sehr schüchtern war und wie die schüchternen Leute alle diejenigen liebte, welche ihn nicht in Verlegenheit setzten, legte der König, sagen wir, eine Hand auf den Arm von Richelieu und sagte zu ihm:

»Herzog, Sie haben die Königin gesehen, Sie haben mich gesehen; Sie müssen nun den Herrn Kardinal aussuchen.«

»Das war meine Absicht und mein Wunsch, Sire, und ich erwartete hierzu nur die Erlaubnis Eurer Majestät.«

»Gut! Sie werden dem Herrn Kardinal ungemein gefallen, ich bin fest davon überzeugt.«

»Meine Achtung wird mir das Vermögen geben.«

»Der Herr Kardinal ist ein sehr unterrichteter Mann und ein guter Ratgeber. Sie haben viel Erfahrung, Herr Herzog.«

Dieses Wort: Erfahrung, bei dem jungen König, bedeutete Alles, was das Jünglingsalter an Wünschen und an Anbetung für die Wissenschaft des Guten und des Bösen hat, mit der das reifere Alter vertraut ist, und die Herr von Richelieu besonders eigentümlich war, da er so frühzeitig in den Baum, welcher sie trägt, gebissen hatte.

»Genug, Sire«, antwortete der Herzog, »um im Stande zu sein, meine Dienste für Seine Majestät wirksamer zu machen.«

»Herzog, ich werde es nicht vergessen; suchen Sie also den Kardinal auf und sagen Sie ihm, daß . . . «

Er schaute umher. Richelieu horchte. Der König fuhr fort:

»Sagen Sie ihm, daß ich mich langweile«, sprach er mit einem düsteren Blick und mit einem Falten der Stirne, das den Olymp von Versailles zittern gemacht hätte, wäre dieses Falten von der Stirne von Ludwig XIV. ausgegangen.

»Eure Majestät langweilt sich!« rief Richelieu, der den Erstaunten spielte.

»Ja, Herzog.«

»Mit Ihrem Alter, mit Ihrer Schönheit, mit dem Königreiche Frankreich?«

»Gerade deshalb langweile ich mich, Herzog: mein Alter verhindert mich, zu regieren, wie ich gern möchte. Das Königreich Frankreich verhindert mich, mich zu belustigen, wie ich könnte.«

»Sire, die Langweile ist eine tödliche Krankheit; ich werde es nicht dulden, daß Eure Majestät des Arztes entbehrt.«

»Gut, der Herr Kardinal würde lachen, wenn er Sie hörte; er hat mir immer wiederholt, ein Mensch könne sich auf Erden nicht langweilen.«

»Sire«, erwiderte der Herzog, »das ist so, weil Ihnen der Herr Kardinal offenbar nicht alle Mittel mitgeteilt, die er hat, um sich zu belustigen.«

Es war das erste Mal, daß ein Höfling es wagte, einen Scherz vor dem König über diesen angebeteten Erzieher von Ludwig XV. zu machen. Herr von Richelieu fühlte wohl, daß er sich gefährdete; doch er wollte ein großes Spiel spielen, um mehr zu gewinnen.

Der König ärgerte sich nicht; im Gegenteil, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, sagte er mit sanftem Tone:

»Herzog, Herr von Fleury hat Recht gehabt, mich nicht sogleich alle Belustigungen der Welt zu lehren; bleibt mir Zeit, zu leben, so werde ich wenigstens Versuche zu machen haben.«

»Ich stehe dafür«, sagte Richelieu.

»Sie werden mir helfen, Herzog?«

»Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät.«

»Besuchen Sie also den Herrn Kardinal.«

»Schon morgen.«

»Und sagen Sie ihm . . . «

»Ja, Sire, Eure Majestät langweile sich.«

»Und ich wolle Krieg führen, um mich zu unterhalten«, fügte der König mit einer Heuchelei bei, die den Herzog mit tiefer Bewunderung erfüllte, nach den Freiheiten dieses Gespräches, in welchem er das Herz des Königs und seine mehr verliebten, als kriegerischen Neigungen zu erschauen geglaubt hatte.

»Sire«, sagte er, indem er sich in die Rolle einschloss, die man,

ihm vorgezeichnet hatte, »ich werde meinen Ruhm darein setzen, Eurer Majestät in dem, was sie wünscht, zu dienen. Auf meiner Zusammenkunft mit dem Herrn Kardinal geht, wie ich hoffe, die Lösung hervor, welche Eure Majestät zufriedener machen wird.«

Der König drehte sich auf den Fersen um. Richelieu vollendete seine tiefe Verbeugung.

»Ah!« sagte er, »wenn sich Frau von Prie nicht mit mir versteht, so werde ich nicht mit ihr sein, das ist entschieden.«

Sein Wagen erwartete ihn, er wechselte einige Zeichen mit Pecquigny, der ihm zu der kleinen Tür nachfolgte.

»Nun! Pecquigny?« sagte er.

»Nun! Herzog, Du wirst vom König angebetet.«

»Gut. Sage mir: Wer war die dritte Maske heute Nacht?«

»Bachelier, der erste Kammerdiener des Königs.«

»Ich danke«, sprach Richelieu.

Und er kehrte allein nach Hause zurück.



Die Execution von Banniére.

LIII.

Der Kammerdiener von Herrn von Fréjus.

Herr von Richelieu hatte dem König versprochen, er wollte sein Wort nicht brechen.

Er machte also dem Herrn Kardinal von Fleury den Besuch, den Saint-Ceran von einem Botschafter, der von seiner Sendung zurückgekehrt, erwartete.

Herr von Fleury, Bischof von Fréjus, Erzieher des Königs, verdient wohl einige Züge unserer Feder, und wäre es nur zum Verständnis der Rolle, die er in diesem Buche spielen wird.

Das war in der Zeit, um die es sich handelt, ein betagter, verschmitzter, übersättigter Geistlicher, wie später Beaumarchais sagte, ein Greis jung für die Intrige, ein Geist fruchtbar an kleinen Mitteln, die er mit Muße unter der Regierung von Ludwig XIV. im Schatten der Roben des Pater Lachaise und von Frau von Maintenon studiert hatte.

Er kannte den Hof, er war des Königs sicher; mehrere Versuche, die man gemacht, um ihn aus dem Besitze zu setzen, hatten sich zur Verwirrung und Beschämung seiner Feinde gewendet, und er hatte nicht den geringsten Ruhm daraus zu ziehen geschienen.

Im Gegenteil, bei jedem neuen Triumphe wurde er demütiger, als zuvor.

Man hatte bei drei kritischen Umständen, als schon sein Kredit zu wanken schien, den jungen König mit Tränen und Schreien ungeduldigen Zorns seinen alten Lehrer wieder verlangen sehen, der ihn an Spielzeug, an Bonbons und an eine sehr große Freiheit bei dem, was ihn nicht von seiner Politik entfernte, gewöhnt hatte.

Fleury besaß also das Geheimnis, das den Leuten von Hofe das Maß von allen denjenigen gibt, mit welchen sie es zu tun haben, ein unfehlbares Geheimnis, um zu regieren: das Talent, sich hinter einem Throne zu schirmen und mit verborgenen Fäden die Arme und die Zunge des Automaten in Bewegung zu setzen, der unter dem pomphaften Namen König figuriert.

In diesem Augenblick suchte sich Fleury des Herrn Herzogs von Bourbon, des ersten Ministers, zu entledigen, den er selbst zu diesem Amte nach dem Tode des Regenten hatte ernennen lassen.,

Die Scandal-Liebhaber sagten, Fleury wolle selbst regieren; die Leute ohne Empfänglichkeit erklärten, der Herr Herzog verdiene die Intimität des Kardinals wegen seiner Manieren, welche die Regentschaft unter einem König fortsetzten, dessen Charakter sich als moralisch und wesentlich reformierend ankündigte.

Eine Tatsache ist es, daß Herr von Bourbon oder vielmehr Frau von Prie den der Königin widerstrebenden Kardinal stürzen wollte, und daß der Kardinal alle Fugen am Harnisch des Ministers suchte, um ihn an den guten Stellen zu treffen.

Man kennt durch die Unterredung des Herzogs von Richelieu mit Frau von Prie die Wunden des Herrn Herzogs, und man wird vielleicht staunen, daß unter Leuten von einer Moralität, welche so sicher, sich zu verstehen, nicht mehr wirkliche Sympathie herrschte.

Der Leser, der bei dieser Angelegenheit ohne Herrn von Richelieu rechnen würde, liefe jedoch Gefahr, sich zu täuschen. Der Herzog war nicht von Wien zurückgekehrt, um dieser ganzen Hofpolitik fremd zu bleiben, in welche wir den Leser mit vollen Segeln haben einlaufen lassen.

Der Herzog kam beim Kardinal an.

Fleury, der die Einfachheit bis zur Prätension trieb, ging, für die meiste Zeit, nach Issy zu den Sulpicianern, seinen Freunden, und tat sein Bestes, um ihnen die Jansenisten verfolgen zu helfen.

Er studierte gründlich die Theologie, ehe er zur höheren Politik überging.

Umgeben von seinem Beichtiger, dem Abbé Polet, von seinem Kammerdiener Barjac, die ihn Einer nach dem Andern, zuweilen Einer zu gleicher Zeit mit dem Andern, führten, kam er mit Bescheidenheit zurück, — mit der Bescheidenheit eines Mannes, der Bischof geworden ist und Papst zu werden hofft.

Die Menge beeiferte sich immer, ihn in Issy zu sehen, wenn er, der Hofmeister des Königs und der Gebieter Frankreichs, geruhte, die Türen dieser Einsiedelei offen zu lassen; Türen, an welche

Jeder demütig klopfte, und die besser bewacht waren, als die des Louvre.

Hier bildete sich auch Herr Hercules von Fleury insgeheim einen Hof, dessen erste Operationen ihn in seinen ehrgeizigen Absichten unterstützen und zu einer Macht führen sollten, nach der er duckmäuserisch begehrte.

Leutseligkeit gegen alle diese Söhne der Roués heuchelnd, die es nicht mehr wagten, sich in Gegenwart des ehemaligen Gouverneur des Königs an den Tisch zu setzen, wo ihre Väter, lustige Gefährten des Regenten, Orgie gemacht, hatte der Bischof, um die Wahrheit zu sagen, keinen erklärten Feind.

Ich nehme die Kriegersleute aus, die ihn durchdrungen hatten, doch das war ein seltenes Privilegium,

Die Geistesart des Gouverneur gehörte ganz ihm, und diese Geistesart, die ihm eigentümlich war, hielt ihn ab, je auch nur ein wenig mehr davon zu zeigen, als er sehen lassen wollte.

Die Leute mit Spezialität haben das Problem der Universalität gelöst oder glauben es wenigstens gelöst zu haben. In einer Sache sich auszeichnen heißt die ganze Welt der Neidischen verletzen, heißt mehr vereinigen, als das Ganze der Vollkommenheiten, das die Welt gewöhnlich gestattet.

Die Welt der Höflinge hatte also für Herrn von Fleury so viel Verehrung und Vertrauen, als der Hofmeister von Ludwig XV. wünschen konnte. Sein ganz verschleierter Ehrgeiz, wenn man so sagen darf, gegenüber einer so hellsehenden Welt, wie die, welche die Vorzimmer eines neuen Hofes füllt, ließ die Stellung erraten, die er einnehmen konnte; erschien sie zu verachten, und man wusste ihm allgemein Dank dafür, daß er sie verachtete.

Der Bischof, ein gewandter Diplomat, benutzte mit einer bewunderungswürdigen Weisheit alle einzelne Gewogenheiten, die ihm den Weg zu der Macht, nach der er begehrte, bahnen sollten.

Mazarin, dieser Zögling von Richelieu, der sich eine Macht constituirt, welche der große Kardinal vergebens an sich zu reißen gehofft hatte, Mazarin und Richelieu betrachtete Herr von Fleury als die Vorbilder, welche er schon durch die günstigen Chancen, die ihm seine Zukunft zu bieten schien, verwischt glaubte.

Hätte man diesem Mann das Vermögen von einem der Pairs der neuen Beförderung geboten, er würde es mit Geringschätzung ausgeschlagen haben.

Tag für Tag seine kleine Intrige für den andern Tag machen; eine Woche arbeiten, um die andere Woche zu verdienen, wenn er in der Begeisterung war; einen Monat lang den folgenden Monat zu verdienen suchen, Wenn ihn seine Inspiration unterstützte, dies war sein

Leben, dies war seine unablässige Arbeit, seitdem er am Hofe hielt. Ludwig XV., der Enkel von Ludwig XIV., derjenige, welcher wie sein Großvater sagen konnte: »Der Staat, das bin ich!« der König gehörte nicht Frankreich; er gehörte nicht sich selbst: er gehörte Fleury, der ihn für seine eigene Rechnung, für sein eigenes Glück erzogen hatte.

Fleury war auch auf alle Welt eifersüchtig; Fleury betrachtete auch mit Eifersucht die Königin, diese erste Vergötterung des Königs, seit dem ihm seine Spielzeuge gleichgültig waren.

Die Königin hatte begriffen: sie gab ihm seine Feindschaft zurück, sie machte Gegengewicht mit dem Herzog von Bourbon und der Marquise von Prie, ihren Paten, als es sich um das Königreich Frankreich gehandelt hatte.

Richelieu, indem er, am Tage vor seinem Besuche, die Kälte der Königin hinnahm, spielte ein vortreffliches Spiel, um sich dem Kardinal zu nähern. Wir wollen ihm nach Issy in seinen Kartencombinationen folgen.

Fleury erwartete ihn dort. Dieser Mann, der in der Zurückgezogenheit lebte, dieser einsame Mann wusste besser als der Polizeilieutenant Alles, was bei Hofe vorging.

Richelieu, der an seinen Gewohnheiten nicht zweifeln konnte, bereitete sich auf die Reise vor. Er wünschte sich dazu Glück, denn schon im Vorzimmer traf er Barjac.

Dieser Barjac war eine sonderbare Gattung von Menschen; ergraut im Dienste des Kardinals, dessen Glück, eine etwas launenhafte Prinzessin, er unterstützt, hatte durch dreißig Jahre der Treue, der Ergebenheit eine solche Herrschaft über den Kardinal erlangt, das dieser ihm nicht nur die materielle Direktion seines Lebens, sondern auch einen großen Teil der geistigen

überließ.

Barjac verdankte dieses Vertrauen und dieses Ansehen einer großen Gewandtheit gemischt mit einer hinreichenden Dosis von Offenherzigkeit; er liebte wirklich und bewunderte seinen Herrn, was kein mittelmäßiger Beweis von seiner Gutmütigkeit war, und da er Aufrichtigkeit für das Interesse des Kardinals besaß, so ließ man es ihm hingehen, daß er einige Anordnungen für sein eigenes Interesse traf.

Ein politischer Diener, sagte er mir, wenn er von den Kabinettsangelegenheiten sprach, wie er ehemals: *unser Silberzeug und unser Park* sagte, wenn er von den Angelegenheiten von Herrn von Fréjus sprach.

Barjac mit Zartheit behandeln war eine Wissenschaft erster Notwendigkeit bei Seiner Herrlichkeit, welche sehr oft, wenn ihre Tafel voll war, die ausgezeichnetsten Höflinge zu Barjac mit den Worten schickte:

»Es ist kein Platz mehr hier, speisen Sie mit Barjac.«

Zwischen dem Worte von Richelieu: »Meine Herren, ich verlange, daß der König bedient werde«, und dem Worte von Fleury: »Meine Herren, speisen Sie doch mit Barjac«, liegt die ganze Geschichte des französischen Adels seit 1620 bis 1720: ein Jahrhundert der Hinfälligkeit und Servilität.

Doch dieser so mächtige Barjac war kein Dummkopf, der sich leicht mit dem Zauber des Weihrauchs führen ließ: viele Höflinge hatten sich die Finger daran verbrannt. Barjac wusste die Kohlen auf diejenigen zurückzuwerfen, die ihn mit Ungeschicklichkeiten beräucherten.

Als eines Tags ein Herzog und Pair, der bei ihm speiste, ihn umarmt, begrüßt, bei Tische mit tausend Vertraulichkeiten überhäuft, ganz wie seines Gleichen behandelt hatte, stand Barjac auf, nahm einen Teller mit der rechten Hand, eine Serviette mit der linken, bediente den vornehmen Herrn und sagte zu ihm:

»Gnädiger Herr, wenn Sie sich so bei Barjac vergessen, geziemt es sich doch nicht, daß sich der arme Barjac bei Ihnen vergisst.«

Ein solcher Kämpfe war schwer zu bezähmen.

Richelieu trat ein.

»Guten Morgen, Barjac«, sagte er; »wie geht es Ihnen?«

»Der Herr Herzog!« rief Barjac sein Gesicht entfaltend, als ob er erstaunt gewesen wäre.

»Von fern zurückgekehrt, Barjac! Ah! Barjac, Sie werden stark, mein Freund!«

»Sie finden, Herr Herzog?«

»So geht es, wenn man sich nicht mit der Politik beschäftigt.«

Barjac lächelte fein.

»Monseigneur hat eine gute Reise gehabt?« sagte er.

»Eine vortreffliche! Sieht man Herrn von Fréjus?«

»Er war nicht benachrichtigt, doch er wird glücklich sein, Sie zu sehen.«

Sie werden mir einen Dienst erweisen, wenn Sie mich allein einführen.«

»Noch einen Augenblick Geduld, wenn es Ihnen gefällig wäre; wir haben heute ein Gewimmel: lauter Angelegenheiten von der letzten Woche. Es ist der Schweif der abscheulichen Geschichte mit Spanien, von der Sie etwas wissen.«

»Ja«, sagte Richelieu: »Ihre Katholische Majestät will durchaus nichts hören.«

»Ah! man muss gestehen«, versetzte Barjac, »wir haben sie grausam dadurch verletzt, daß wir die Infantin zurückgeschickt. Setzen Sie sich an ihre Stelle, Herr Herzog, wenn Sie Kinder im Ausland etabliert hätten, und man schickte sie Ihnen zurück wie irrümliche Ware!«

»Sie haben Recht, das wird endlos sein.«

»Nur von Seiten der Königin von Spanien, denn der König . . . «

»Oh! Seine Katholische Majestät Philipp V. hegt keinen Groll: er hat beinahe nicht mehr genug Grund hierfür; doch, mein lieber Barjac, sagen Sie mir, wird der Herr Kardinal lange warten lassen?«

Barjac, der Kammerdiener, Barjac, dem seine kleine Gewalt doch nicht die volle Freiheit gegen die Manieren des vornehmen Mannes geben konnte, die ihn immer bezähmten, verführt überdies durch die wechselnde Vertraulichkeit des Herzogs, ging Barjac auf der Stelle ab, um ihn dem Kardinal zu melden.

Man führte den Herzog sogleich ein.

Beim Anblick des Herzogs stand ein stattlicher Greis von strengem Gesicht, der bei Fleury saß, auf, grüßte ernst und entfernte sich alsbald, doch nicht ohne zuvor den sehr abgemessenen Gruß von Herrn von Richelieu in Empfang genommen zu haben.

Denn dieser Greis war die zweite Macht nach Herrn von Fleury oder vielmehr neben ihm.

Es war der Pater Polet, sein Beichtiger, der furchtbare Verfolger der Jansenisten, dem sicherlich nur Ludwig XIV. und die Gelegenheit fehlten, um den französischen Boden von den Ketzereien von Arnaud und Nicolle zu reinigen.

Der Herzog blieb mit dem Bischof allein.

LIV.

Herr von Fréjus, Erzieher von König Ludwig XV.

Der Kardinal war alt, aber noch frisch; er hatte eine salbungreiche und überzeugende Leutseligkeit, welche, in Augenblicken und für gewisse Angelegenheiten, seinen Mitteilungen die Feierlichkeit gab, der ihn der völlige Mangel an Genie bei den großen Veranlassungen beraubt hätte.

Er hatte den ruhigen, forschenden Blick des Mannes, der gewohnt ist, ferner als im Geiste zu suchen, das Gewissen zu durchgraben.

In dem was man ihm sagte, hörte er kaum etwas Anderes, als das, was man ihm nicht sagte. Er durchdrang die Form und verfehlte selten, das Übrige zu erraten.

Herr von Fréjus, Anfangs Abbé, dann Bischof, dann Kardinal; Herr von Fleury, ein mittelmäßiger Mensch, der dennoch, unumschränkt in seiner scheinbaren Demut, die höchste Stellung von Europa einnahm, machte seine Politik mit der Erinnerung der Traditionen der letzten Regierung. Man hätte glauben sollen, es sei, in Abwesenheit von Ludwig XIV., ein Interim des Pater Letellier.

Als Richelieu eingeführt war, begann Fleury mit Höflichkeiten. Der Gesandte, wie man sich denken kann, blieb nicht gegen ihn im Rückstand. Mit dem vollkommenen Takt, den er besaß, hatte er schon aus dem Gruß, schon aus dem Blicke von Herrn von Fréjus erraten, daß er sich nur ermutigen zu lassen brauchte.

Der Kardinal machte ihm als ein Mann von gutem Anstand Komplimente über seine Unterhandlung beim Kaiser.

»Monseigneur«, sagte Richelieu, »die Sache war leicht, ich hatte Ihre Ideen.«

»Gleichviel«, erwiderte Fleury, »es war schwierig für einen so jungen Mann, wie Sie sind, diese, von der Wiege an schwerfällige, deutsche Köpfe zum Guten zu lenken.«

Richelieu lächelte.

»Monseigneur«, entgegnete er, »Sie täuschen sich im

Anschein. Ich bin nicht jung.«

»Man sagt es«, versetzte Herr von Fréjus. ebenfalls lächelnd.
»Sollte das zufällig wahr sein?«

»Oh! Monseigneur, mit einem Worte werden Sie begreifen, warum ich nicht mehr jung zu sein nötig habe.«

»Sprechen Sie dieses Wort aus, Herr Herzog.«

»Ich bin ehrgeizig geworden.«

»Gut! das musste früher oder später bei dem Enkel des großen Kardinal kommen.«

»Nun! Monseigneur, das ist gekommen.«

»Werden Sie den Krieg oder die Diplomatie treiben?«

»Das Eine oder das Andere, nach der Wahl Seiner Majestät.«

Und indem er diese Worte sprach, verbeugte sich der Herzog auf eine Art, um Fleury zu beweisen, während er eine falsche Adresse auf den Brief setzte, den er auf die Post warf, wünsche er doch, daß dieser Brief an die wahre gelange.

Fleury erwiderte dies mit einem kleinen freundschaftlichen Gruß, welcher bedeutete, er habe vollkommen begriffen.

»Sie stehen gut mit dem Könige?« fragte er.

»Ich hoffe es, Monseigneur. Ich komme so eben an und bin seit zwei Jahren Niemand beschwerlich gewesen.«

»Wie haben Sie den König gefunden?«

»Bezaubernd.«

»Nicht wahr?«

»Und ganz königliche Manieren. Nur . . . «

»Was denn?« fragte Herr von Fréjus.

»Der König langweilt sich.«

»Was sagen Sie da!«

»Eine offizielle Neuigkeit, Monseigneur, denn der König in Person hat mich beauftragt, sie Ihnen mitzuteilen.«

»Der König langweilt sich?«

»Zum Sterben.«

»Das ist nicht möglich!«

»Es ist wirklich so, Monseigneur.«

»Und er hat es Ihnen gesagt?«

»Gestern Abend, ausdrücklich.«

»Wo dies?«

»Beim Spiele der Königin, wohin ich mich meiner Pflicht gemäß begeben hatte.«

Die acht letzten Worte unterbrachen auf den Lippen von Herrn von Fréjus eine nach den vier ersten angefangene Grimasse.

»Oh! das ist äußerst ernst«, sagte der Kardinal, glücklich. durch diese zarte Gewandtheit von Richelieu mitten in den Strom der Unterredung geworfen worden zu sein. »Lassen Sie uns das erwägen, wenn Sie mir einen Augenblick schenken können, Herr Herzog.«

»Das ganze Leben, Herr Kardinal.«

»Nun! so benutzen wir es, um zu plaudern.«

Er klingelte, und Barjac trat ein.

»Barjac«, sagte Herr von Fréjus, »heißen Sie Jedermann weggehen; ich bin müde und werde heute Niemand mehr sehen«, Barjac lächelte Richelieu zu und entfernte sich wieder.

»Ich kann mich über das, was Sie mir gesagt haben, nicht fassen«, rief Herr von Fréjus; »und in der Tat, wenn Sie es nicht wären . . . «

»Sie wissen, daß ich nicht mehr lüge.«

»Nicht mehr . . . Nie?«

»Nie mehr, Monseigneur . . . ausgenommen in Wien gegen die Spanier; auch geschah dies nur einige Male.«

»Für das wohl des Dienstes?«

»Ich habe die Absolution dafür gehabt.«

»Ein außerordentlicher Mann! Sie werden also immer derselbe sein?«

»Oh! nein, Monseigneur: ich sagte Ihnen schon, ich habe mich so sehr geändert, daß ich mich nicht mehr erkenne.«

»Ich will sagen, man müsse sich immer mit Ihnen vor der ganzen Welt beschäftigen.«

»Das ist nicht meine Schuld.«

»Wessen Schuld ist es denn?«

»Es ist die Schuld der Leute, welche die Güte haben, mir mehr Wert zuzuerkennen, als ich wirklich besitze.«

»Gut! ich wollte mit Ihnen einzig und allein vom König sprechen, und ich sehe mich dahin gebracht, daß ich nur von Ihnen rede.«

»Ein armseliger Gegenstand, Monseigneur.«

»Lachen Sie nicht. *Sie* würden behaupten, Sie lassen sich die Absolution geben?«

»Ich bin sehr religiös, Monseigneur.«

»Oh! Herzog«, sagte der Greis den Kopf schüttelnd, »mir scheint, ich höre noch in meinen Ohren gewisse Gerüchte von Wien klingen, welche alle diese Bekehrungswunder Lügen strafen.«

»Wenn ich mich nicht sehr täusche, weiß ich, was Sie meinen«, erwiderte Richelieu.

»Ja, eine gewisse Szene.«

»Der Magie?«

»Ganz richtig.«

»Wohl! Monseigneur, erweisen Sie mir die Ehre, mir, einem armen Fremden, zu sagen, wie man Ihnen die Sache erzählt hat; dann werde ich Ihnen die Wahrheit sagen.«

»Oh! das ist kurz. Man hat erzählt, Sie haben mit Herrn von Sinzendorf Versuche der weißen Magie gemacht.«

»Wo dies, Monseigneur?«

»An einem abgelegenen Orte, bei Wien . . . in Steinbrüchen, glaube ich, und dort haben Sie mit dem Magier, der Sie zu viel oder zu wenig den Teufel habe sehen lassen, einen Streit bekommen, in Folge dessen man den armen Teufel, — Ich spreche vom Magier, wohlverstanden, — tot, — sagen wir das Wort, — ermordet gefunden.«

»Alles dies ist die genaue Wahrheit, Monseigneur; schneiden wir nur von dieser ganzen Erzählung ein Wort weg.«

»Das Wort ermordet, nicht wahr?«

»Wenn es Ihnen gefällig wäre.«

»Also weder Sie, noch Herr von Sinzendorf . . . «

»Keiner von uns Beiden hat den Magier ermordet.«

»Er ist aber doch gestorben.«

»Es ist wahr, er hat uns diesen boshafte Streich gespielt; hören Sie jedoch, wie sich die Sache zugetragen hat. Herr von

Sinzendorf und ich, wir ließen uns die Nativität stellen.«

»Sie gestehen es?«

»Ja. Monseigneur, und hierin liegt die Sünde.«

Herr von Fleury bestätigte als Theologe durch ein Nicken mit dem Kopfe.

»Der Zauberer fing damit an, daß er uns einige Wahrheiten und viele Lügen erzählte. Er teilte uns gewisse in der Diplomatie unbekanntes Hofgeheimnisse mit.«

»Das war also ein Zauberer von gutem Hause?«

»Sodann erbot er sich, Jedem von uns zu verschaffen, was uns am meisten gefiele.«

»Sie verlangten von ihm, immer von den Frauen geliebt zu werden?«

»Mein Gott! nein, Monseigneur, denn darin lag gerade die Frage. Ich hatte die Eitelkeit, zu glauben, dieses Verlangen sei unnötig.«

»Sehen Sie!«

»Ich verlangte den Schlüssel zum Herzen der Prinzen.«

»Ah! Ah! ich sehe Sie kommen, immer Ihre Ideen des Ehrgeizes.«

»Sie haben um diese Zeit gekeimt.«

»Nun! hat er Ihnen diesen Schlüssel gegeben?«

»Monseigneur, die Sache war ihrem Abschluss nahe, als ein unerwartetes Ereignis unsere Pläne verrückte. Eifersüchtig auf den Schlüssel zum Herzen der Prinzen, in Betracht, daß er ihn zu besitzen glaubte, verlangte Herr von Sinzendorf den Schlüssel zum Herzen der Frauen.«

»Der Zauberer konnte Sie Beide befriedigen, ohne den Einen oder den Andern von Ihnen vor den Kopf zu stoßen.«

»Hier ist gerade das Drama. Kaum hatte er diese unvorsichtigen Worte von sich gegeben, als ihm der Zauberer antwortete, für gewisse Leute sei der Schlüssel zum Herzen der Frauen unnütz, weil die Frauen kein Herz haben.«

»Ho!« machte Herr von Fleury.

Es war ein wenig Übertreibung hierbei. Herr von Sinzendorf greift auch sogleich die Sache auf und erklärt die Behauptung des

Zauberers für verleumderisch.

»Bah!«

»Das ist begreiflich, Monseigneur. Herr von Sinzendorf hatte in diesem Augenblick die zärtlichste Neigung für eine Dame, auf deren Liebe er zählen zu können glaubte.«

»**Vanitas vanitatum!**« murmelte Herr von Fleury.

»Ganz richtig, Monseigneur, mochte nun der Zauberer diese Leidenschaft kennen, mochte er wirklich Zauberer sein und sie erraten, er antwortete:

»Mein Herr, Frau von * * *, die Sie lieben, ist der schlechteste Beweis, den Sie zur Unterstützung Ihrer Ansicht über die Frauen wählen konnten.«

»Oh! der Pfeil war nicht stumpf.«

Er stach auch Herr von Sinzendorf mitten ins Herz; der Zorn stieg ihm in die Augen, und er rief:

›Hai Bursche! Du lügst!«

›Mein Herr«, erwiderte der Zauberer, ohne aus der Fassung zu kommen, ›man müsste nie einen Mann, und noch weniger einen Zauberer Lügen strafen, und besonders müsste man nie denjenigen beleidigen, welchen man belästigt hat.«

»Das war ein sehr empfindlicher Zauberer.«

»Diese Reflexion machte ich mir auch, Monseigneur. Seine Empfindlichkeit setzte mich in Erstaunen. Er schien mir unter dieser Sache etwas ganz Anderes zu erraten, als das, was Herr von Sinzendorf selbst darin zu sehen geglaubt hatte. Der Ort war schlecht gewählt, wie Sie gesagt haben, Monseigneur. Wir befanden uns mitten unter Steinbrüchen, eine Meile von Wien, bei Nacht, ohne Licht, nur von einem ziemlich bleichen Monde beschienen; dieser Zauberer hatte das Aussehen eines Menschen, der mit der Einsamkeit ziemlich vertraut und ganz bereit ist, seinen Nutzen daraus zu ziehen. Ich bedeutete Herrn von Sinzendorf durch Winken, er möge schweigen. Doch er ließ sich fortreißen. Er forderte den Zauberer heraus, ihm über Frau von * * * etwas zu beweisen, was ihm unangenehm wäre.«

»Was tat dann der Zauberer?«

»Ah! Monseigneur, der Zauberer wurde von seinem bösen Sterne angetrieben. Er sprach, er sprach beinahe eine halbe

Stunde und unterrichtete Herrn von Sinzendorf, der bald krampfhaft zuckte, bald errötete und erbleichte, von Dingen, die mich zugleich lachen, beben und zittern machten.«

»Was für ein Mensch war es denn?«

»Ein unglücklicher Mensch, Monseigneur; er trieb Herrn von Sinzendorf aufs Äußerste, und dieser wollte ihn bestrafen; als dies der verdammte Zauberer sah, zog er mitten aus den Steinen einen kurzen, aber soliden Degen, den er hier verborgen hatte, und empfang Herrn von Sinzendorf auf eine so derbe Art, daß die Partie sich für meinen Gefährten in eine Katastrophe zu verwandeln drohte.«

»Und was für ein Mann war Herr von Sinzendorf?« fragte Herr von Fleury.

»Ein sehr wohl erzogener, sehr gut unterrichteter, doch er hatte es mit einer starken Gegenpartei zu tun. Er wurde vom Zauberer mit solcher Gewalt angegriffen, daß ich glaubte, es sei Zeit, mich vom einfachen Zuschauer zum Schauspieler zu machen. Es handelte sich darum, Herrn von Sinzendorf zu retten; ein falscher Schritt hatte ihm das Verderben bereitet, er war aus dem Lager gebracht, klitschte rückwärts, fiel nieder, und der Zauberer stürzte auf ihn los, um ihm den Rest zu geben.«

»Ei! das war also der Teufel, dieser Mensch?«

»Der Teufel in Person, Monseigneur, ich habe es immer gedacht, und der Beweis . . . «

Herr von Richelieu hielt inne.

»Ah! Sie haben einen Beweis?«

»Ja, Monseigneur, zum Beweise dient, daß er von mir einen Degenstich erhielt, der unter der rechten Brust eindrang und unter der linken Schulter heraus kam, ohne daß aus der einen oder der andern Wunde auch nur ein einziger Tropfen Bluts aussickerte.«

»Nun! Sie sehen, er erhielt von Ihnen einen Degenstich, Herzog.«

»Ja, Monseigneur, und zwei von Herrn von Sinzendorf, den die Hilfe, die ich ihm geleistet hatte, wieder in den gehörigen Stand setzte. Wir waren im Falle legitimer Verteidigung, Monseigneur, und mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf.«

»Kurz, Sie haben den Teufel getötet, das ist das Klarste, was

ich in Allem dem sehe.«

»Monseigneur kennt das Sprichwort: Es ist besser, wir töten den Teufel, als daß der Teufel . . . «

»Uns tötet. Armer Zauberer! wie Schade, daß er es mit zwei Narren, wie Sie, zu tun gehabt hat! Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, so hätte der Zauberer mich nicht beleidigt, und ich hätte den Zauberer nicht beleidigt; ich hätte Alles erfahren, was Sie wissen, und noch viele andere Dinge; das ist die Frucht der Geduld.«

»Oh! Monseigneur, obgleich wir ein wenig lebhaft gewesen sind, ich gestehe es zu, so hatte der arme Teufel doch Zeit gehabt, uns von einer Menge guter Dinge zu unterrichten.«

»Ich glaube Ihnen; doch ich bitte, kommen wir auf Ihre Bekehrung zurück.«

»Sie datiert gerade von damals, Monseigneur. Schuldig, beinahe einen Menschen aus Gründen, die nicht ganz zu rechtfertigen, getötet zu haben, brach ich mit der Neugierde, brach ich mit den Frauen, brach ich mit dem Zorn, was die drei großen Steine des Anstoßes im Leben sind.«

»Lassen Sie hören, was hat Ihnen der Zauberer gesagt?«

»Wohl! Monseigneur, er hat mir auf eine zuverlässige Art das Mittel angegeben, den Königen zu gefallen.«

»Hat er Geheimhaltung von Ihnen gefordert?«

»Monseigneur, ich würde Sie nichts lehren, Sie, den der König vergöttert! lassen Sie mich also ein wenig für mich die Vorteil behalten, die ich unter Weges einernte.«

»Da Sie so verschwiegen sind, so machen Sie allein von Ihren Mitteln Gebrauch; aber benützen Sie dieselben schnell; der König langweilt sich, sagen Sie; gefallen Sie ihm dadurch, daß Sie ihn belustigen.«

»Darauf ziele ich ab, Monseigneur, das ist auch der Grund meines Besuches in Issy.«

»In Issy, Herr Herzog!« rief der Kardinal, welcher glaubte, Richelieu überliefere sich zu frühe, und noch länger seine Diplomatie destillieren wollte. »Sie sagen, Sie seien nach Issy gekommen, um den König zu zerstreuen? Ei! Herr Herzog, was könnten Sie dem König Anderes zurückzubringen finden, als eine

Langweile, welche noch viel größer, als die seinige?»

»Monseigneur«, erwiderte der Herzog, »Sie haben mich nicht verstanden. Ich habe nie danach getrachtet, durch weltliche Gedanken diese fromme Einsamkeit, in der Sie leben, zu stören. Gott soll mich behüten! Und dann sind das meine Ideen.«

Der Kardinal schlug sein beobachtendes Auge zum Herzog auf, als wollte er ihn fragen, welche Art von Ideen er haben könnte, sollte er nicht die haben, von denen man wünschte, daß er sie hätte.

Doch der Herzog hatte sich eine Rolle gemacht.

»Monseigneur«, sagte er, »ich habe wohl nachgedacht, seitdem ich den König so traurig gesehen, und ich habe mich damit beschäftigt, ihm Unterhaltungen zu finden, über deren Gegenstand ich Sie um Ruth fragen will.«

»Ah! das heiße ich sprechen«, rief Fleury. »Lassen Sie hören, Herr Herzog, lassen Sie hören, Sie sind ein Mann von gutem Rat, und in Dingen der Belustigung müssen Sie von erster Stärke sein. Der König hat sich nicht schlecht adressiert.«

Richelieu lächelte bescheiden, wie ein Prediger, den man vor der Predigt lobt.

»Monseigneur«, sagte er, »ich habe eine ziemlich tiefe Kenntnis von den Gefühlen, welche die Könige Europas für unseren jungen König hegen. Es ist nicht nur Freundschaft, es ist wie Vaterschaft mit etwas noch Zärtlicherem. Man sollte glauben, es sei eine Liebe und eine Neugierde zugleich.«

»Worauf zielt er ab?« fragte sich der Kardinal, der, mit den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, jedes Wort des Redners verschlang.

Richelieu fuhr fort:

»Sie werden erfahren haben, daß Seine Majestät überall das Kind Europas genannt wird?«

»Man hat es mir gesagt«, erwiderte Fleury; »doch ich sehe nicht klar . . . «

»Was ich will? ich komme dazu, Monseigneur. Bei einem Logiker von Ihrer Stärke glaubte ich die Vorsicht des Eingangs nicht vernachlässigen zu dürfen; ich will Ihnen vorschlagen, den König reisen zu lassen.«

»Reisen!« rief Fleury.

»Empfangsfeierlichkeiten, zahllose Freudenfeuer, Acclamationen der Völker, Festmahle, Cavalcaden, Seefahrten werden eine Belustigung sein, die man sechs Monate kann dauern lassen.«

»Den König sechs Monate reisen lassen!« wiederholte Fleury ganz erstaunt; »das fällt Ihnen nicht ein! Es ist nicht möglich, daß Sie mir im Ernste sagten, ich soll mich sechs Monate vom König trennen.«

»Sie sollen sich nicht von ihm trennen, Monseigneur, da Sie ihn begleiten werden.«

»Ich, den König begleiten!« fuhr Fleury fort, in dem er sich heftig in seinem Lehnstuhl hin und her bewegte. »Ich, in diesem unaufhörlichen Geräusch leben! ich tausend Meilen machen! Ah! Herr Herzog, haben Sie wirklich im Ernste gesprochen?«

»Im Ernste, Monseigneur.«

»Den König zerstreuen! ihn töten! mich auch töten!«

»Ei! Monseigneur man reist so bequem heut zu Tage! Und dann welche Bundeslade! Das ist eine von Frankreich zu allen durch den Krieg von uns getrennten Reichen geschlagene Brücke.«

Der Kardinal schüttelte den Kopf mit der Verzweiflung, welche die besten Diplomaten nicht verbergen können, wenn derjenige, welchen sie überhören wollen, statt in das Garn zu gehen, entwischt und sie zu neuen Kombinationen nötigt.

Scheinbar geärgert durch den geringen Erfolg seiner Eröffnung, weidete sich Richelieu innerlich an der grausamen Täuschung des Greises.

»Ihre Idee, Herr Herzog, ist vielleicht vortrefflich«, sagte Fleury, »doch sie ist leider unausführbar.«

»Verzichten wir darauf, den König zu zerstreuen«, erwiderte Richelieu, indem er einen ungeheuren Seufzer von sich gab.«

»Sie haben nichts Anderes gefunden, Sie, der Sie so erfindungsreich sind?« fragte der Kardinal.

»Ach! nein, Monseigneur.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie, als Sie Ihr Herr Vater im Alter des Königs nötigte, mit Ihrem Hofmeister zu reisen, die Sache nicht sehr belustigend fanden.«

»Oh! gewiß nicht«, rief Richelieu; »doch zwischen mir und dem König, Welch ein Unterschied! Ich war mit allen Fehlern geboren, ich hatte mir alle Laster angeeignet. Der König ist im Gegenteil von einer Frömmigkeit, von einer Solidität der Grundsätze, von einer Treue, daß ich nur staunen muss.«

»Das ist wahr«, versetzte Fleury.

»Ich, Ich war verdorben. Der König ist ein Heiliger. Einen Edelmann unterrichten, heißt ihn bessern; einen König unterrichten, heißt ihn verderben.«

»Wahr! wahr! und sehr gut gesagt!« rief Fleury fortgerissen durch diese Maxime, die er so oft als Programm ausgestellt hatte; »doch muss ein König, weil er König ist, vor Langweile sterben?«

»Monseigneur, die Langweile ist in den Attributen des Königtums.«

»Oh! Herzog! Herzog!«

»Dann, Monseigneur, besorge der König seine Angelegenheiten selbst, er schreibe mit seinen Ministern, er überwache die Finanzen, er . . . er führe Krieg, und er wird sich nicht langweilen.«

»Herzog, Sie springen nun zu den Extremitäten über«, rief der Kardinal erschrocken. »Den König dadurch belustigen, daß man Europa in Brand steckt! Und Sie sagen, Sie seien vernünftig geworden?«

»Dann weiß ich nicht . . . « versetzte Richelieu mit scheinheiliger Miene; »nachdem ich Ihnen das Reisen, die Arbeit, den Krieg vorgeschlagen . . . «

»Suchen wir noch.«

»Von Herzen gern.«

»Sehen wir in den noblen Unterhaltungen.«

»Da ist die Blumenkultur«, sagte Richelieu; »doch der König hat sich mit seinen Gemüsen übersättigt.«

Der Kardinal errötete leicht; der Herzog sprach zu treuherzig, als daß man sich ärgern konnte.

»Da ist auch noch das Spiel«, fuhr Richelieu fort.

»Das ist keine Unterhaltung für einen frommen Mann, und besonders ist es keine königliche Unterhaltung. Wenn der König spielt und er gewinnt, so verlieren die adeligen Herren, wenn der

König spielt und er verliert, so bezahlt das Volk.«

»Die Jagd.«

»Ob! der König jagt schon zu viel.«

»Wissen Sie, Monseigneur, daß das in Verlegenheit setzt: keinen Krieg, keine Reisen, keine Arbeit, kein Spiel! . . . Ah! ich vergaß Eines, was Ludwig XIV. so sehr belustigt hat und von seinem Enkel nicht einmal geahnt wird.«,

»Was denn?«

»Das Bauen, Monseigneur.«

»Das fällt dem König nicht ein, Herzog«,

»Seine Majestät ist mit achtzehn Jahren nicht mehr unterhaltbar! Was läßt sich machen? Dieses Unglück ist seinem Großvater erst mit sechzig Jahren begegnet.«

Noch diesen Worten schwieg Richelieu.

Fleury, nachdem er einige Minuten beobachtet hatte, wagte schüchtern ein paar Worte:

»Ich bin der schlechteste Ratgeber, den der arme Prinz haben kann. Priester und alt, vermag ich ihm nicht die Liebe zur Sünde einzuflößen.«

»Nicht einmal die Sünde der Liebe«, sagte lachend Richelieu mit einer genialen Kühnheit.

Fleury schaute ihn starr an und war durch seine Dreistigkeit ganz aus der Fassung gebracht.

»Eine abscheuliche Sünde!« murmelte er.

»Welche für Ludwig XV. nicht zu fürchten ist«, fügte Richelieu bei; »der König liebt seine Frau.«

Fleury schwieg auch.

»Im Ganzen, wie kommt es, daß der König, da er verliebt ist, sich langweilt? Das ist ein Problem! Der König ist närrisch in die Königin verliebt, und langweilt sich! Das läßt sich nicht begreifen! Sie, Monseigneur, der Sie alle Geheimnisse des Königs kennen.«

Der Kardinal seufzte geräuschvoll.

»Was gibt es?« fragte Richelieu.

Fleury seufzte abermals.

»Mein Gott! Monseigneur, Sie erschrecken mich; sollten der König und die Königin . . . «

»Ah! Herzog!«

»Wie! diese scheinbare Liebe! Oh! das ist nicht Möglich! Gestern noch schaute der König seine Gemahlin mit Diamantaugen an.«

»Herzog, ich weiß nicht, ob Ihnen der Zauberer in Wien alle Geheimnisse gesagt hat, doch das scheint nicht der Fall zu sein.«

»Ich falle aus den Wolken, Monseigneur.«

»Hören Sie, Herzog, der König ist bis auf einen gewissen Grad entschuldigbar. Er ist der ächte Sohn seines Großvaters.«

»Und die Königin ist eine strenge Deutsche, nicht wahr?«

»Ach! Sie sehen da meine ganze Verzweiflung.«

»Mein Gott! Monseigneur, man muss diese Ehe retten. Es ist die Ruhe der Welt außer dem Glücke unserer Gebieter, was wir gesichert haben werden.«

»Ja, Herzog, ja, man muss diese Ehe durchaus retten, denn wenn sich der König einmal langweilt, wohin kann er gehen, um sich zu zerstreuen? Das ist erschrecklich.«

»Monseigneur, Sie sagen, der König sei mit einem glühenden Charakter begabt.«

»Feuer, Herr Herzog!«

»Ich habe immer sagen hören, bei Charakteren dieser Art sei es notwendig, daß man sie bezähme. Man könnte sehen . . . Anstrengende Leibesübungen, das Ballspiel, das Schwimmen.«

»Herr Herzog, vergessen Sie nicht, wir haben gesagt, der König langweile sich.«

»Monseigneur, es ist also die Notwendigkeit vorhanden, dem König Gegenstände der Zerstreung zu geben.«

»Ich weiß es wohl, Herr Herzog; doch Alles dies würde den König nicht unterhalten.«

Richelieu schwieg abermals.

»Es ist mir so eben ein Gedanke gekommen«, sagte Fleury.

»Ich bin hier, um Sie zu hören, Monseigneur, und ich höre Sie mit allen meinen Ohren.«

»Nehmen wir an, der König, der der Gebieter ist, denn er ist am Ende der Gebieter; nehmen wir an, er tue, was er will . . . «

»Man muss das annehmen.«

»Es ist unsere Pflicht, uns . . . «

»Uns zu neigen, Monseigneur.«

»Und wenn er Böses tut?«

»Ihn zu beklagen und nicht nachzuahmen«, erwiderte Richelieu mit frommem Tone.

»Ganz gut, Herzog. Hören Sie meinen Gewissensfall. Wenn Sie, zum Beispiel, wüssten, auf der Jagd gehe mit dem König sein Pferd durch, und es sei im Begriffe, ihn in einen zwanzig Fuß tiefen Graben zu stürzen; wenn sich auf dem Wege des Königs, um zum Graben zu kommen, ein kleinerer Graben von höchstens drei bis vier Fuß fände . . . «

»Monseigneur, ich würde dem Pferde die Häckse abschneiden, damit es den König in den kleineren Graben würfe.«

»Nicht wahr? Ich bitte Sie, Herzog, folgen Sie wohl meinem Raisonement. Da ihn die Hitze seines Charakters zum Abgrunde der Sünde fortreißt, wer weiß, ob er bei seinen Verirrungen nicht sowohl die Ehre seines Namens, als das Heil des Staates gefährden wird?«

»Vortrefflich geurteilt, Monseigneur.«

»Was dann tun? Könnte man sich nicht erlauben, für den König den Graben zu wählen, in welchen er mit weniger Gefahr für seine Ehre und für das Wohl des Staates gleiten würde?«

Richelieu stellte sich, als hielte er bei diesem Gedanken an, wie wenn er ihn nicht vollkommen begriffen hätte.

»Ich erkläre mir«, fuhr Fleury ziemlich ärgerlich darüber fort, daß er in Einzelheiten eingehen musste, die er zu geben sich gern enthalten hätte, »ich erkläre mir den natürlichen Hang des Königs zum Vergnügen. Der König wird sich blindlings darein stürzen. Sie kennen beinahe so gut als ich Seine Majestät, und Sie erheben nicht den geringsten Zweifel über diesen Gegenstand. Der König, sage ich, wird sich darein stürzen; ist es nicht eine heilige Aufgabe für uns, diesen Hang zu leiten?«

»Sehr gut! sehr gut!« rief Richelieu; »ich fange an zu begreifen, Monseigneur.«

»Wie soll man es dann machen«, sagte der Minister, »wenn nicht so, daß man sich den Anschein gibt, als billigte man ihn?«

Kaum hatte der Kardinal dieses unvorsichtige Wort von der Zunge gelassen, als Richelieu, der dies seit einer halben Stunde erwartete, darüber herfiel, wie der Sperber über das Feldhuhn, das er mit seinen Kreisen auf einer Jagd ermüdet.

»Billigen, die Ausschweifungen des Königs billigen!« rief er aufspringend. »Ah! Monseigneur, welches Wort haben Sie ausgesprochen!«

»Nein, nein, Ich spreche nicht hiervon, Herzog, Mein Gott! nein, ich spreche nicht hiervon. Wer spricht vor Allem von Ausschweifungen?«

»Das wunderte mich, Monseigneur; denn diese Tugend verdankt der König Ihnen allein, da ihr sein Charakter entgegengesetzt ist.«

»Allerdings, allerdings! mittlerweile ist er auf dem Punkte, sie zu verlieren.«

»Sie glauben?«

»Alles bestätigt dies. Er entfernt sich nach und nach von der Königin. Mit einem Worte, ich denke, es bleiben dem König so viele Stunden zu verwenden, daß er Zeit hat, sich zu Grunde zu richten, indem er seine Ehe zu Grunde richtet, wie wir Beide vorhin so gut sagten. Ich komme auf meine Ansicht zurück. Es handelt sich nicht um das Gute oder um das Böse, es handelt sich um das mehr oder minder Böse; es handelt sich nicht darum, den König tugendhaft zu erhalten, da er den festen Willen hat, bald aufzuhören, es zu sein, sondern ihn so wenig, als man nur immer können wird, sündhaft zu erhalten.«

Richelieu schlug die Augen zum Himmel auf.

»Herzog, stellen Sie sich den Augenblick vor, wo wir erfahren werden, die arme Königin sei verlassen, den Augenblick, wo der König öffentliche Liebschaften zur Schau stellen wird.«

»Unmöglich! unmöglich! Monseigneur, mit den Grundsätzen, die er von Eurer Eminenz empfangen hat«,

»Ei! Herzog, die Gefahr ist überall; sie umgibt uns: sie ist in Frau von Charolais, welche dem König selbst Verse in die Tasche steckt, in Frau von Toulouse . . . «

»Ach! Monseigneur, er wird am Ende unterliegen, trotz Alles dessen, was Sie getan haben, und trotz Alles dessen, was ich zu

tun bereit bin.«

»Welch eine grässliche Verantwortlichkeit für uns, Herr Herzog, die wir diesen Hang haben entstehen sehen, die wir ihn gefälliger Weise geduldet, nicht zu mäßigen gewusst haben werden, für uns, die er verschlingen wird!«

»Was ist zu tun? was ist zu tun?«

»Schwaches Gewissen! furchtsames Gewissen! Oh! wie schwankend und lau seid Ihr für das Gute, Ihr Kriegsleute! wie wenig wisst Ihr in den kranken Teil einzuschneiden, um den gesunden Teil zu retten! Wenn man diese Männer der Tat zu Hilfe ruft, reißen sie aus und machen dabei mehr umstürzende Moral, als wir verbesserndes Böses zu tun wagen.«

»Aber, Herr Kardinal«, rief Richelieu, »ich bin ganz bereit, Ihnen beizustehen, ich bin zu diesem Ende gekommen. Nur erwarten Sie ohne Zweifel nicht von mir die Erleuchtung, die Erfahrung eines Genie, wie Sie es sind. Es waren siebenzig Winter nötig, Herr Kardinal, um diese patriarchalische Vernunft zur Reife zu bringen, welche eines Tages aus Ihnen den allmächtigen Herrn der Geschichte Europas machen wird. Ich bin ein junger Mann, ich habe nur gute Absichten, wenig Initiative für das Gute, — ein Überrest von meinen schlimmen Gewohnheiten. Ich habe mich vom Bösen gesäubert, indem ich es floh, und ich sehe es überall. Ich bin ein unvollständiger Geist, der noch nicht die Heilung vom Gifte in den Giften zu sehen versteht. Unterrichten Sie mich, erleuchten Sie mich, verwenden Sie mich; ich bin bereit, Ihnen treu zu dienen.«

»Geben Sie also Eines zu«, sprach der Kardinal mit sanfterem Tone: »daß nichts den Charakter des Königs mäßigen wird, wenn nicht der Anschein einer Befriedigung.«

»Das ist wahr, und auch der Anschein, Monseigneur . . . «

»Geben Sie zu, daß ich mich nicht weltlich genug fühle, um die Fahne dieser Theorien aufzustecken; ich beauftrage Sie damit. Geben Sie zu, daß der Mann, der sich eine kleine Sünde vorzuwerfen bat, nur um so mehr sich beeifert, seine Frau zu lieben.«

»Man sagt es, und ich glaube es, Monseigneur.«

Das ist die Wirkung, die es auf mich hervor brächte, wenn ich

eine Frau hätte.«

»Wie! wenn Sie eine Frau hätten! Man sollte Wahrhaftig glauben, Herr Herzog, Sie vergessen, daß Sie verheiratet sind.«

»Oh! ich bin es so wenig, Monseigneur!«

»Es handelt sich aber nicht um Sie.«

»Es handelt sich um den König.«

»Nun, der König mag sich Unrecht vorzuwerfen haben, und er wird auf das Beste mit der Königin stehen, — nach Ihrem eigenen System.«

»Von Ihnen auseinandergesetzt; Monseigneur. Und dann rechnen Sie ohne die Eifersucht dieser armen Prinzessin von Polen.«

»Herzog, die Königin würde selbst begreifen, oder man würde ihr begreiflich machen, daß dies das einzige Mittel ist, ihn zu retten.«

»Alles käme dann in Ordnung.«

»Und man hätte eine völlige Ruhe für einige Zeit erlangt.«

»Überlegen wir das wohl, Monseigneur, es ist der Mühe wert. Ich, was mich betrifft, weiche auch vor der Verantwortlichkeit zurück.«

»Herzog, so oft Sie bei Ihren Gesandtschaften Agenten nahmen, waren Sie verantwortlich?«

»Ja, Monseigneur.«

»Nun! wie machten Sie es, um keine Unannehmlichkeiten zu haben?«

»Ich wählte die Agenten.«

»Das ist es. Ich habe Ihnen nun nichts mehr zu sagen. Machen Sie sich zum Freunde des Königs, oder willigen Sie ein, einen Andern bei Ludwig XV. sich dieses Platzes bemächtigen zu lassen. der mir entgeht. Nehmen Sie sich in Acht, daß er nicht einem von Ihren Feinden zufällt. Stellen Sie sich vor, was aus einer Kombination hervorginge, welche an ihrer Spitze entweder die Legitimierten des verstorbenen Königs, oder Fremde, wie die Spanier, hätte. Misstrauen Sie dem Einfluss des Norden; König Stanislaus treibt seine Tochter zur Politik an. Ich sage Ihnen nicht mehr. Sie, wenn ich mich nicht täusche, stehen nicht auf das Allerbeste mit der Königin.«

»Alles, was Eure Eminenz sagt, ist in der Ecke mit dem vollkommensten Genie bezeichnet, Monseigneur, Sie werden mich auch, was geschehen mag, nicht mit einem bösen Gefühle verfolgen.«

»Keineswegs, Sie werden für das Wohl des Staates gehandelt haben.«

»Im Falle, daß Sie erster Minister würden, sei es nun durch den Unwillen des Herrn Herzogs, sei es durch den Einfluss, den auf den König eine neue Idee gewänne, darf ich versichert sein, daß Sie mir nicht ungewogen wären?«

»Sollte ich je, was ich nicht glaube, weil ich es nicht wünsche, erster Minister werden, wie Sie sagen, Herr Herzog, so würde ich mich, frei gegen Jedermann, beschützt vor der Politik der Königin, beeifern, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen.«

»Man muss auf Alles gefasst sein, Monseigneur. Der König ist in diesem Augenblick unter dem Drucke des Herrn Herzogs. Die Kombination, die wir gefunden haben, Sie und ich, macht den König frei und stürzt vielleicht den Herzog; aus diesem entspringt für mich eine mächtige Feindschaft . . . «

»Herr Herzog, es gibt keine Feindschaft gegen einen Mann, wie Sie sind, wenn er zur Unterstützung der Würden seiner Geburt die fundamentalen Würden des Staats kommen steht. ›Leistet mir heute einen Dienst«, sagt das italienische Sprichwort, ›und ich werde Euch morgen drei leisten.«

»Sobald ich Eurer Eminenz einen Dienst leiste, bin ich zu gut bezahlt«, erwiderte rasch der verschmitzte Höfling.

Der Kardinal errötete abermals und stand auf. Richelieu hatte seinen Abgang schon vorbereitet.

»Monseigneur«, sagte er, »die Zeiten sind hart und der König ist kalt für die Wohltaten; versprechen Sie mir, von ihm für mich zu verlangen, wenn Ich nach Etwas Lust haben werde?«

»Herzog, Sie werden den Preis selbst machen.«

Zu gleicher Zeit reichte der Kardinal Herrn von Richelieu die Hand.

»Er wird fallen oder Frau von Prie wird fallen«, dachte der Herzog; »das ist ihre Sache.«

»Noch ein Wort«, sprach der Kardinal, Richelieu zurückhaltend:

»ich rechne auf Ihre ausgezeichnete Empfindlichkeit, auf Ihren vortrefflichen Geschmack, daß Sie den König gut umgeben.«

»Sagen Sie dieses Wort nicht; ich habe die Ehre Ihres Vertrauens erhalten, das genügt mir. Von diesem Augenblick an strecken Sie die Hand in irgend einer Richtung aus, und Sie werden mich in dieser Richtung gehen sehen.«

»Herr Herzog, Sie überschütten mich«, erwiderte der Kardinal, während er Richelieu mit mehr Freundlichkeit als Zeremoniell zurückführte.

Barjac erwartete den Herzog mit Augen, die vor Freude glänzten. Man konnte sicher sein, daß er in seiner Eigenschaft als Kammerdiener an der Tür zu horchen gewußt hatte.

»Nun! gnädigster Herr«, sagte er, »sind Sie zufrieden?«

»Nicht an mich müssen Sie diese Frage richten, Barjac«, erwiderte der Herzog, »sondern an Ihren Herrn.«

Und mit einem bezeichnenden Gelächter trennten sich diese zwei Diplomaten.

»Dieser«, sagte Richelieu, als er wieder in seinen Wagen gestiegen war, »dieser wird mich wirklich besser bezahlen, und ich werde weniger Mühe haben.«

Dann überlegend fügte er bei:

»Es ist nur noch eine Schwierigkeit: die Rechtsfrage ist zugestanden; es bleibt die Frage hinsichtlich der Sache. Wir werden hierüber sprechen, Bachelier und ich.«

LV.

Eine geheime Unterzeichnung.

Und nun, da wir Fräulein von Charolais und Frau von Prie zu Herrn von Richelieu, und Herrn von Richelieu zum Spielt der Königin und zu Herrn von Fréjus gefolgt sind, glaube ich, daß es Zeit wäre, diesen moralischen Mann alle seine kleinen Vorkehrungen mit Meister Bachelier, dem Kammerdiener des Königs, treffen zu lassen und zu Frau von Mailly zurückzukehren, die, wir kaum in ihrem Hotel als wir im Gefolge von Banniére dort eintraten, erblickt und, nachdem wir sie erblickt, wieder verlassen haben.

Wir haben die ganze Geschichte dieser Heirat erzählt, nach der Herr von Mailly Olympia wieder aufgesucht hatte.

Wir haben das Portrait von Frau von Mailly zu zeichnen versucht, ein Portrait, das uns in allen seinen Einzelheiten die Geschichte und besonders die Scandalchronik der Zeit hinterlassen haben.



Copyright 1994 by Dover Publications, Inc.

Richelieu und Madame de Mailly.

Wir haben sie braun von Haaren und weiß von Haut, mit blendenden Zähnen und Augen beschattet von dichten schwarzen Brauen gesehen. Wir haben der unvergleichlichen Anmut ihrer ganzen Person erwähnt; doch wir haben vergessen, von ihrem Geschmacke in der Toilette zu sprechen, der so sehr über dem Geschmacke der andern Frauen erhaben war, daß sechs Jahre lang ganz Europa sich nach dem ihrigen richtete.

Und auf die Gefahr, uns zu wiederholen, sagen wir, daß sie

geistreich, uneigennützig, gut, eine Frau

von den höchsten gesellschaftlichen Formen, mit dem Hofe vertraut war und das menschliche Herz kannte.

Damit ist gesagt, daß Fräulein von Nesle den Mann, den Sie heiratete, nach seinen guten Eigenschaften und seinen Fehlern zu schätzen wusste.

Sie wusste sehr wohl, daß sie von ihm nur aus Eitelkeit und Vernunft geliebt wurde, doch, im Vertrauen auf ihr Verdienst und ihren eigenen Wert kennend, hoffte sie diese Vernunft liebe in eine Liebesvernunft zu verwandeln.

Gewisse Frauen haben Geduld, und sie tun wohl daran: sie wissen, daß ihr Glück eine Zeitfrage ist, und daß sie früher oder später ihren Schätzer treffen werden.

Zum Unglück für Frau von Mailly, lebte der Graf in einer Zeit, wo ein Mann von Herz einer Geliebten von Verdienst und nicht einer Frau von Wert bedurfte. Die seinige kam ihm schwermütig, träumerisch und empfindlich vor. Überdies war sie concentrirt, streng im

Zeremoniell, und hatte wenig Vermögen.

Es war also nichts in der Familie und wenig in der Frau zu schonen. So bald er verheiratet war, bemerkte er Eines, was er nicht einmal geahnt hatte: daß er anbeten musste, statt sich ruhig anbeten zu lassen. Viele Männer liegen zu den Füßen ihrer Geliebten, während sie ihre Frauen vor sich knien sehen wollen. Mailly fing an darüber verdrießlich zu werden, daß er in seinem Hause einen Hof zu machen hatte wie in Versailles.

Er sehnte sich nach den Ungleichheiten, den Verschwendungen, den Mysterien des Junggesellenlebens zurück; er nutzte rasch Alles ab, was ihm seine Frau von ihrem Herzen oder ihrem Geiste zeigte. Er zerknitterte die Blätter und glaubte das Buch gelesen zu haben. Das Buch war völlig für ihn verschlossen geblieben; er kannte kaum die Vorrede davon.

Als er so weit gekommen war, erfasste ihn die Langweile. Packt die Langweile einen Neuverheirateten, so läßt sie ihn nicht so leicht los. Die Langweile klammerte sich am Grafen an. Er entfernte sich allmählich, um sich die Langwelle zu vertreiben; allmählich wurden auch seine Abwesenheiten länger. Endlich

eines Morgens fasste er, wie wir erwähnt, einen großen Entschluss. Er stieg in eine Postchaise und reiste ab, um Olympia zu holen, die er rasend liebte, seitdem er sie nicht mehr hatte. Man weiß das Übrige.

Aber was man nicht weiß und was wir nun bezeichnen wollen, das ist der stille Schmerz der Gräfin; was man nicht weiß, das ist die tiefe Verachtung, mit der sie das Leben betrachtete, das ihr diese Heirat machte; was man nicht kennt, das ist, als diese Verachtung sie ergriffen hatte, die vollkommene Gleichgültigkeit, mit der sie bei dem Cultus der Gottheit zu Werke ging, bei der die am mindesten Devoten vielleicht diejenigen sind, welche ihr am meisten opfern, wir meinen die Gottheit, die man die öffentliche Meinung nennt.

Frau von Mailly war jung, ohne es zu sehr zu sein: sie war mehr verführerisch, als schön; sie hatte Geist genug, um sich nicht zu langweilen, wenn sie sich nicht zerstreuen wollte, Vermögen genug, um unabhängig zu leben, Ordnung genug, um nie mit diesem Vermögen, so mittelmäßig es auch einem Andern scheinen konnte, ihre Zuflucht zu ihrer Familie oder zu ihrem Gatten nehmen zu müssen. Mailly war abgereist, ohne von ihr Abschied zu nehmen; er war zurückgekehrt, ohne ihr von dieser Rückkehr Nachricht zu geben; ein ganzer Monat war vergangen, ohne daß er wieder in das Hotel gekommen.

Es war somit Stoff vorhanden, um, wenn nicht die Eifersucht, doch wenigstens die Neugierde einer jungen Ehefrau zu erregen.

Frau von Mailly wollte wissen, was ihr Gatte machte, und sie erfuhr es.

Ihre Verachtung, ihre Gleichgültigkeit und ihr Verlangen nach Freiheit nahmen zu.

Mittlerweile fand der bekannte Besuch von Banniére statt, der Frau Mailly über Alles belehrt haben würde, wenn sie nicht Alles gewusst hätte.

Am Abend, am andern Tag und am zweiten Tag nach diesem Besuche dachte Frau von Mailly, welche schon nachgedacht hatte, noch tiefer nach.

Das Resultat dieser Betrachtungen war der entschieden gefasste Entschluss, aus einer Lage heraus zu treten, welche

viele Frauen von Geist angenommen, sogar erstrebt hätten.

Doch Frau von Mailly hatte etwas Besseres als Geist, oder vielmehr sie hatte Geist und noch etwas Anderes. Sie hatte Herz.

Mit Herz war es aber schwer, länger eine solche Stellung einzunehmen.

Sie dachte, früher oder später würde Herr von Mailly in das Hotel zurückkehren, und lauerte auf seine Rückkehr.

Herr von Mailly kehrte in der Tat zurück: er kam, um ein schönes Pferd zu sehen, das seit drei Tagen seinen Besuch im Stall erwartete.

Der Graf trat ein und ging gerade auf den Stall zu; er ließ das Pferd herausführen, untersuchte es. ließ es laufen, war damit zufrieden und er kaufte es.

Sobald aber dieser Handel abgeschlossen war, schritt er auf die Tür des Hotel zu, in der Absicht, hinauszugehen.

Es war ihm nicht einmal eingefallen, sich nach seiner Frau zu erkundigen.

Er ging schon über die Türschwelle, als er kleine Tritte hinter sich hörte, die sich beeilten und in seiner Verfolgung begriffen zu sein schienen. Er wandte sich um.

Diese kleinen Tritte waren die der Kammerfrau, die wir so gefällig gesehen haben. Sie kam im Auftrage der Gräfin, um Herrn von Mailly zu bitten, das Hotel nicht zu verlassen, ohne zu ihr hinauf zu kommen.

Obgleich eine solche Einladung dem Grafen seltsam dünkte, machte er doch keine Schwierigkeit, derselben auf der Stelle zu entsprechen; er war ein Mann von Lebensart, und wie Herr von Grammont, der, nachdem ihm Hamilton ganz atemlos gesagt hatte: »Herr Graf, ich glaube, Sie haben in London Etwas vergessen«, erwiderte: »Es ist wahr, mein Herr, ich habe vergessen, Ihr Fräulein Schwester zu heiraten, und werde ausdrücklich zu diesem Zwecke zurückkehren«, antwortete Herr von Mailly der Kammerfrau:

»Sagen Sie der Frau Gräfin, ich habe sie um die Gunst bitten wollen, die sie mir bewilligt.«

Kaum hatte sie diese Antwort ihrer Gebieterin überbracht, als Herr von Mailly, der hinter ihr hinauf gegangen war, auf der

Schwelle erschien.

»Guten Morgen, Madame«, sagte er, indem er auf die Gräfin zuging und ihr die Hand mit der ungezwungensten Miene küsste.

»Guten Morgen, mein Herr«, erwiderte die Gräfin mit einem Ernste, den der Graf für ein Schmollen hielt.

Dann, nachdem er sich umgewandt und gesehen, daß auf einen Wink der Gräfin die Zofe sie allein gelassen hatte, sagte er:

»Sie haben nach mir verlangt, Madame?«

»Ja, mein Herr, ich habe Sie gebeten, gefälligst zu mir herauszukommen.«

»Ich unterziehe mich Ihren Befehlen, Madame!«

»Oh! seien Sie unbesorgt, mein Herr, ich werde Ihre Augenblicke nicht missbrauchen.«

»Gut«, dachte Mailly, »sie hat Geld von mir zu verlangen.«

Und da dies die Sache war, die ihn am wenigsten zu geben kostete, so nahm er seine freundlichste Miene an.

Das Gesicht der Gräfin erheiterte sich nicht.

»Mein Herr«, sagte sie nach einer kurzen Pause, ihren entschlossenen Blick auf den Grafen heftend, »es ist ein voller Monat, daß ich Sie nicht mehr gesehen habe.«

»Bah! Sie glauben, Madame?« versetzte Mailly wie ein Erstaunter.

»Ich bin dessen sicher, mein Herr.«

»Ei! Madame, ich bitte Sie tausend Millionenmal um Verzeihung wegen dieser Abwesenheit, doch in der Tat, Sie können sich nicht vorstellen, in welchem Grade einen Offizier alle diese Provinzinspektionen beschäftigen.«

»Ich weiß es und mache Ihnen keinen Vorwurf, — Gott soll mich davor behüten.«

Der Graf verbeugte sich als ein befriedigter Mann.

»Nur«, fuhr Frau von Mailly fort, »nur sind Sie, wie ich Ihnen sagte, etwas über einen Monat auswärts geblieben.«

»Und ich, ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu antworten, daß die Inspektionen . . . «

»Die Offiziere sehr beschäftigen; ja, mein Herr, ich habe vollkommen verstanden; doch Sie begreifen, das ist ein Grund

mehr, daß ich mich erkundige, wie lange Sie noch außer dem Hotel zu bleiben gedenken.«

Alles dies wurde mit jener Ruhe des Wohlanstands gesagt, welche nur einer gewissen Welt eigentümlich ist, und obgleich Herr von Mailly dieser Welt angehörte, war er doch leicht verlegen, um auf diese Frage zu antworten.

»Madame«, sagte er, »das hängt von den Umständen ab; reise ich wieder, so glaube ich wohl, daß ich werde einige Zeit auswärts sein müssen, wenn ich indessen nicht hier bleibe. Doch ich bitte, warum fragen Sie mich dies?«

»Weil ich Sie nicht geheiratet habe, um allein zu bleiben, und weil ich mich allein langweile«, antwortete unumwunden die junge Gräfin.

»Ah! Madam, wenn die Erörterung diesen Punkt behandeln soll, so erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich nicht zugleich Sie zu belustigen und den Dienst des Königs zu tun vermöchte«, sagte der Graf.

Die Erörterung wurde ernst, und der Graf schickte sich, wie man sieht, an, mit harten Worten die Härte zu erwidern, die sich in den Blicken der jungen Frau zu offenbaren anfing.

»Mir schien«, erwiderte die Gräfin, »es sei in unserm Ehevertrag nicht enthalten, Sie heiraten mich, um den Dienst des Königs zu tun.«

»Madame, ich habe Sie geheiratet, um den Posten, den ich bei Hof einnehme, zu behaupten und noch zu vergrößern; ist ein Nutzen dabei, so werden Sie die Hälfte davon ernten.«

»Ich weiß nicht, ob für mich ein Nutzen in der Zukunft sein wird, aber ich weiß, daß in der Vergangenheit Langweile ist; ich weiß nicht, ob es ein Avancement für Sie in der Gegenwart gibt, aber ich weiß, daß es sicherlich Zerstreung gibt.«

»Zerstreung! wie so, und was wollen Sie damit sagen, Madame?« fragte der Graf erstaunt über diesen ruhigen, entschlossenen Ton.

»Sie waren vorgestern in der Comédie«, erwiderte die Gräfin; »Sie belustigten sich oder schienen sich wenigstens sehr zu belustigen.«

»In der Comédie, das ist möglich; in der Comédie, Sie wissen,

man findet dort von seinen Standesgenossen.«

»Ich will wohl glauben, daß Sie dort Ihren Dienst versahen, doch Sie waren nicht mit mir.«

»Wahrhaftig, Madame, man sollte denken. Sie erweisen mir die Ehre, Streit mit mir zu suchen.«

»Man würde sich nicht tauschen, Herr Graf! Ich suche in der Tat Streit mit Ihnen«, sagte die junge

Frau mit dem gelassensten Tone.

»Oh! ich hoffe, Gräfin, Sie werden sich nicht der Lächerlichkeit eifersüchtig zu sein, hingeben.«

»Das ist keine Lächerlichkeit, Graf: hören Sie aber meinen Logik: Sie haben mich geheiratet, ich gehöre Ihnen; Sie müssen also, aus Gegenseitigkeit, mir gehören. Ich habe Sie nicht, Sie haben mich; Recapitulirung: Schaden für mich, Gewinn für Sie.«

»Erklären Sie sich, Madame.«

»Das ist leichte Sie haben eine Geliebte, ich habe keinen Liebhaber. Sie belustigen sich, ich langweile mich. Summa: Vergnügen für den Herrn Grafen, Verlassenheit für mich!«

»Ich, ich habe eine Geliebte!« rief Maily mit dem Zorne, den die Männer immer annehmen, wenn sie Unrecht haben; »ich! eine Geliebte! Ich! Den Beweis, Madame, den Beweis!«

»Oh! nichts läßt sich Ihnen leichter geben, mein Herr. Es ist vorgestern ein Mensch hierher gekommen und hat unter Tränen von mir seine Geliebte zurückgefordert, die Sie ihm genommen.«

»Ein Mensch! was für ein Mensch?«

»Was weiß ich? Ein Soldat von Ihrem Regimente.«

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Gräfin«, versetzte Maily errötend; »ich habe nicht die Gewohnheit, Marketenderinnen zu nehmen.«

»Es ist keine Marketenderin, mein Herr«, entgegnete ruhig die Gräfin, »es ist eine Frau.«

»Was für eine Frau?«

»Ei! Sie begreifen, Herr Graf, daß ich mich nicht bemüht habe, um Erkundigungen einzuziehen; die Tatsache ist für mich erwiesen, und da sie nur mir gegenüber erwiesen zu sein braucht, so genügt das mir.«

»Erwiesen!« rief der Graf. »Es ist erwiesen, das ich eine Geliebte habe?«

»Ei! seien Sie doch natürlich!« erwiderte Frau von Mailly; »gestehen Sie doch, Sie strengen sich an, um zu leugnen, eine wahrhaft unnütze Anstrengung!«

Mailly war in seiner Eitelkeit verletzt.

»Und wenn ich eine Geliebte hätte«, sagte er verdrießlich, »wäre das ein Grund für eine Frau von Geist, wie Sie sind, mir eine Eifersuchtsszene zu machen?«

»Vor Allem, mein Herr«, erwiderte die Gräfin mit der vollkommensten Gelassenheit, »ich mache Ihnen keine Szene; ich habe keine Eifersucht; ich verliere Sie . . . was wollen Sie! ich beklage mich und . . . «

»Und?«

»Und Ich treffe meine Anordnungen.«

»Ah! Sie treffen Ihre Anordnungen?« versetzte spöttisch der Graf. »Auf welche Art treffen Sie Ihre Anordnungen, wenn sich dies sagen lässt?«

»Man muss gestehen«, erwiderte die junge Frau wie mit sich selbst sprechend, »die Männer sind von einem Egoismus, der die Grausamkeit erreicht. »Nun fahren Sie mich an, nun verspotten Sie mich! Und warum? weil ich richtig gesehen habe.«

»Nicht, weil Sie richtig oder unrichtig gesehen haben.«

»Und warum denn sonst?«

»Weil es nicht guter Ton ist, die Schritte eines Mannes zu bespähnen.«

»Ich bespähe durchaus nichts, mein Herr, und ich schmeichle mir besonders mit Einem seit dem Anfang unserer Unterredung.«

»Mit was?«

»Daß ich den guten Ton eben so gut kenne, als Sie. Und da Sie mir eine Lektion geben wollen, mein Herr, so bitte ich Sie, eine anzunehmen.«

»Mir eine Lektion?«

»Ja, mein Herr, warum nicht?«

»Ich höre die Lektion, Madame.«

»Ich bin jung, ich habe mein Verdienst; Sie sehen es nicht,

desto schlimmer für Sie und für mich; doch ich werde Sie allein den Thoren sein lassen; nehmen Sie mich sehr ernstlich und sehr vollständig wieder, oder geben Sie mir meine Freiheit.«

»Ist das Ihr Ernst, was Sie da sagen?« rief Mailly, der durch die Kaltblütigkeit und das unbeugsame Raisonement der Gräfin ganz außer sich kam.

»Nach der Art, wie ich mit Ihnen spreche, mein Herr, können Sie nicht daran zweifeln.«

»Sie schlagen mir einen Bruch vor?«

»Ganz offenherzig.«

»Mir! Ihrem Manne?«

»Allerdings. Ich würde ihn meinem Manne nicht vorschlagen, wenn mein Mann mein Liebhaber wäre.«

»Verzeihen Sie, Madame, Sie sind jung und ohne Erfahrung, obgleich sich Ihr Charakter mit einer seltsamen Entschiedenheit ankündigt; ich, der ich das Leben kenne, kann Sie also nicht einen so nachteiligen Handel machen lassen.«

»Ich begreife Sie nicht, mein Herr. In welcher Hinsicht wäre hierbei ein Nachtheil für mich?«

»Der freie Mann, Madame, genießt eben durch diese Freiheit alle Güter des Lebens.«

»Die Frau auch, mein Herr.«

»Wünschen Sie es deshalb zu sein?«

»Gewiss.«

»Ich bewundere Sie.«

»Nehmen Sie an?«

»Aber . . . «

»Was aber?«

»Sie haben also den Plan, Ihren Gatten zu ersetzen?«

»Sie legen mir keine Rechenschaft ab; erlauben Sie mir, dasselbe zu tun.«

»Indessen.«

»Übrigens sehe ich nicht ein, warum wir die Erörterung hierüber schwerfällig machen sollten. Sie wünschen, daß ich mich erkläre?«

»Ich gestehe, das wird wir Vergnügen machen.«

»Nun denn! so erfahren Sie, daß ich bis jetzt durchaus keinen Plan habe; hätte ich einen, Sie begreifen, so würde ich nur die Trennung verlangen, oder ich würde vielmehr gar nichts verlangen, während ich mit demselben Eifer entweder die Trennung oder die Wiedervereinigung fordere.«

Mailly fing an nachzudenken. Die Gräfin heftete einen fragenden Blick auf ihn und sagte:

»Wahrhaftig, so sind die Männer! vor dem Sichern zurückweichend, beschuldigen Sie die Frauen der Launenhaftigkeit und sind noch launenhafter, als die Frauen, die Wolken, das Wasser.«

»Hören Sie doch, Madame, die Sache ist wichtig.«

»Was ist wichtig?«

»Was Sie mir da vorschlagen.«

»In welcher Hinsicht, frage ich Sie? Sind wir nicht schon vollkommen getrennt? Sind nicht schon ein Monat und einige Tage vergangen, wenn ich richtig zählte, daß ich Sie nicht gesehen habe? Nehmen wir an, es sei nur ein Monat. Das ist ein Monat von zwölfen der Ehe. Lassen Sie hören, was verlieren Sie dabei, daß Sie gänzlich getrennt sind? Nichts! Wohl! ich, ich werde viel dabei gewinnen. Thun Sie das für mich, mein Herr, und das wird ein gutes Verfahren sein, wofür ich Ihnen Rechnung tragen werde.«

»Ich wäre begierig, zu erfahren, Madame, was Sie bei dieser Trennung gewinnen werden; sagen Sie es mir, ich bitte Sie, um lebenswürdig zu sein.«

»Ich werde dabei gewinnen, mein Herr, daß ich nicht immer zu warten habe. Ich werde dabei gewinnen, daß ich mich nicht ermüde, um Toiletten für einen Mann zu machen, der sie nicht einmal sieht. Ich werde dabei gewinnen, daß ich von Ihnen geschätzt werde wie jeder Gegenstand, der im Streite begriffen ist. Ich werde endlich meinen Wert wiedererlangen, den der Herr und Meister, verblendet durch das Eigentum, wie er ist, nicht kennt.«

»Und den Andere schätzen, nicht wahr?«

»Nein, mein Herr, noch nicht.«

»Aber wenigstens schätzen werden?«

»Oh! das ist möglich.«

»Madame!«

»Ich frage Sie doch ein wenig«, sprach stolz die Gräfin, »wenn dem so wäre, ich bitte Sie, mit welchem Rechte würden Sie es mir zum Vorwurf machen?«

»Madame, ich sage das durchaus nicht und werfe Ihnen nichts vor, Gott soll mich behüten; ich wiederhole Ihnen nur, daß mich Ihre Festigkeit nach einer einjährigen Ehe mit Bewunderung erfüllt; Ich kannte Sie in der Tat nicht, und nun, da ich Sie kenne . . . «

»Nun?«

»Gestehe ich, daß Sie mir bange machen.«

»Sehr gut.« sagte die Gräfin, »das ist mir lieber, als wenn ich Ihr Mitleid erzeuge. Ein Grund mehr, wenn ich Ihnen bange mache, daß Sie einwilligen.«

»Wollen Sie Ihren Vorschlag genau aussprechen, Gräfin?« sagte Herr von Mailly, durch diese unverbindliche Beharrlichkeit auf das Äußerste gebracht.

»Hören Sie, mein Herr.«

»Ich höre«, erwiderte der Graf, der die Gräfin auch durch einen Anschein von Entschlossenheit zu erschrecken beabsichtigte.

»Das ist ganz einfach, mein Herr: wir werden uns in Freundschaft, ohne Lärmen, ohne einen offenbaren Bruch, trennen; Sie werden die volle Freiheit haben, zu Handeln, wie es Ihnen beliebt, und ich werde dieselben Prärogative genießen. Ist das klar?«

»Vollkommen; doch wohin führt das?«

»Es führt Sie dahin, daß Sie nicht mehr hören, was Sie heute hören, denn ich werde es Ihnen nie mehr sagen, wenn Sie zu dem, was ich von Ihnen verlange, Ihre Einwilligung geben. Das ist schon etwas, wie mir scheint. Scheint es Ihnen nicht auch?«

»Und wer ist der Notar, der den Vertrag abfassen wird?« fragte ironisch der Graf.

»Er ist schon abgefasst, mein Herr, und wir bedürfen keines Notars hierzu«, erwiderte ruhig die Gräfin, indem sie aus dem Leibe ihres Kleides ein zusammengelegtes Papier zog. »Ich habe selbst die Urkunde unseres zukünftigen Glückes entworfen und

abgefasst.«

»Unter welcher Garantie soll der Vertrag stehen?«

»Unter der Garantie Ihres Ehrenwortes als Edelmann und unter meiner Garantie als Fräulein von Stande.«

»Lesen Sie, Notar«, rief heiter der Graf.

Frau von Mailly las:

»Zwischen den Unterzeichneten:

*»Louis Alexandré, Graf von Mailly, und
Louise Julie von Nesle, Gräfin von Mailly*

»Ist folgende Übereinkunft geschlossen worden.«

»Und Sie haben dies allein abgefasst, Madame?« fragte der Graf.

»Ganz allein, mein Herr.«

»Das ist wunderbar!«

»Ich fahre fort«, sagte die Gräfin.

Und sie fuhr fort:

»Ist folgende Übereinkunft geschlossen worden:

»Der Graf nimmt mit Genehmigung der Gräfin wieder seine volle Freiheit, die ihm durch seine Heirat entzogen worden ist.

»Die Gräfin nimmt gleichfalls wieder, mit Genehmigung ihres Gemahls, ihre volle Freiheit.

»Kraft dessen Beide bei ihrer Ehre sich verbindlich machen, weder eine Störung, noch eine Beengung in den Vollzug gegenwärtigen Vertrags zu bringen, der auf der einen und der andern Seite unter den Schutz ihres Wortes gestellt ist.«

Doppelt ausgefertigt zu Paris, im Hotel de Nesle, am . . .

»Sie haben das Datum weiß gelassen, Madame?«

»Ei! Sie begreifen, mein Herr, da ich nicht wusste wann ich das Vergnügen haben würde, Sie zu sehen . . . «

»Und es ist nicht nötig, das Datum des Vertrags zurückzusetzen. Gräfin?«

»Von Ihrer Seite vielleicht, mein Herr, von der meinigen nicht.«

»Wir werden also unterzeichnen . . . «

»Mit dem heutigen Datum, wenn Sie wollen.«

»Es sei.«

»Sie unterzeichnen?«

»Madame«, sprach der Graf, »ich bedenke, daß Sie mich mit einem Charakter, wie der Ihrige ist, wirklich sehr unglücklich machen würden. Ich bin nicht der Mann, um in meiner Haushaltung zu kämpfen; Sie würden mich besiegen. Ich will lieber mit den Ehren des Kriegs kapitulieren.«

»Ich habe die Dinge also wohl gemacht, Graf?«

»Vortrefflich, Madame, und wenn ich unterzeichne . . . «

»Wenn Sie unterzeichnen?«

»So geschieht es aus Egoismus.«

»Wie in der Liebe: Egoismus zu zweit«, versetzte, ruhig Frau von Mailly.

Der Pfeil drang in die Eitelkeit des Grafen ein und braute ihr eine tiefe Wunde bei.

Er ergriff eine Feder, die ihm die Gräfin reichte, und setzte unter den Vertrag eine energische Unterschrift.

»Nun ist die Reihe an Ihnen, Madame«, sagte, er.

Sie zeigte ihm, daß sie zum Voraus unterzeichnet hatte. Er errötete.

Die Urkunde war doppelt ausgefertigt.

Die Gräfin reichte ihm eine von den Urkunden und behielt die andere. Dann bot sie ihm die Hand.

Einen Augenblick war der Graf von der Versuchung erfaßt, diese Hand zurückzuweisen und mit Heftigkeit abzugehen. Doch auch diesmal kam ihm der Stolz zu Hilfe: er nahm die Hand der Gräfin und legte einen äußerst anmutigen Kuß darauf.

»Madame sagte er, »ich hoffe, Sie sind nun wenigstens befriedigt.«

»So sehr, als Sie es morgen sein werten, Herr Graf.«

»Ich bitte, machen Sie keinen Missbrauch . . . «

»Graf, keine Bedingungen außerhalb des abgeschlossen Handels: volle Freiheit.«

»Volle Freiheit; es sei!«

Der Graf verbeugte sich, empfing die Verneigung seiner Frau und ging weg, ohne sich umzuwenden.

Die Gräfin verschloss sorgfältig das Blatt, das ihr ihre Freiheit gab.

Dann klingelte sie ihrer Kammerfrau und, ließ sich ankleiden.

Sie speiste diesen Abend in Rambouillet beim Herrn Grafen von Toulouse, der dem König Komödie gab.

LVI.

Rambouillet.

Rambouillet, ein herrlicher Aufenthalt, verschönert durch alle Hilfsmittel der Kunst und des Reichtums, gehörte dem Herrn Grafen von Toulouse, einem der legitimierten Söhne von Ludwig XIV. und Frau von Montespan.

Kein Hof war zugleich galanter und glänzender.

Die Gräfin von Toulouse führte hier den Scepter mit jener holden Majestät, deren Überlieferung zehn Jahre nach der letzten Regierung, einer Regierung der Urbanität des Geistes und der wahren französischen Würde, zu verschwinden anfang.

König Ludwig XV. kam nach Rambouillet, um die gute Lust und die Freiheit zu atmen, denn man behandelte ihn hier als verwöhntes Kind. Hier atmete er auch die edlen Wohlgerüche des Königtums, welche sich an diesem Orte verewigt hatten, wie die Überreste der edlen Weine, von denen Horaz spricht, und deren berausenden Geruch die Amphora, selbst wenn sie leer ist, bewahrt.

Die Gräfin von Toulouse war von Ludwig XV. geliebt worden. Schön und kokett ohne Geheimnis, denn sie liebte ihren Gemahl, hatte sie dem König Liebe eingeflößt. Das wahr ihr gelungen. Hier hatte der junge Prinz die Höflichkeit studiert und gelernt, die er äußerlich, wenigstens an seinem Hosen, zu bewahren wusste, bis an das Ende eines durch die gemeinen Orgien abgenutzten Lebens, das aber, obwohl im Grunde vom Brand angegriffen, immer elegant auf der Oberfläche blieb.

Die gute Erziehung, die Zierlichkeit der Formen und Manieren, welche die Frauen geben, ist eine zweite Milch, deren Einfluss sich ewig auf den Geist und die Sitten ausübt. Die Krankheiten, welche eine so befestigte Konstitution durchziehen, können allerdings das Temperament verändern, zerstören es aber nie ganz.

Obleich jung und immer dem Einfluss des Kardinal von Fleury unterworfen, begriff Ludwig XV., seine Liebschaft mit der Frau

Gräfin von Toulouse wäre nur ein Ärgernis und nie ein Vergnügen. Er verzichtete daher rasch auf diese poetische Geliebte. Er behielt für die anmutige, reizende Frau die Achtung und die Wertschätzung, mit einem wohlwollenderen Gefühle, als das der Freundschaft, während es doch nicht die Liebe war.

Es ist nicht zu leugnen, Amor war, trotz seiner Binde, langsam, den Kopf zurückgewendet, entflohen, und war bereit, auf das erste Zeichen zurückzukehren.

Wir haben gesagt, König Ludwig XV. sei oft nach dem schönen Schlosse Rambouillet gekommen. Er jagte dort, machte Promenaden und belustigte sich mit dem Hosen. Die Gesellschaft, die er dort fand, hatte nichts mehr von der Regentschaft an sich.

In ihr Schloß mit weniger Wut, als die Herzogin von Maine nach Sceaux, zurückgezogen, beschäftigten sich der Großadmiral von Frankreich und die Frau Gräfin von Toulouse nur mit dem König und opferten die alten Chimären der Legitimierung der Wirklichkeit des Grundsatzes der legitimen Erbschaft.

Die Politik war auch auf immer aus allen Unterhaltungen verbannt. In Rambouillet plauderte man über Literatur, man opferte dort den Künsten, wie man um jene Zeit sagte; man liebte und feierte die Schönheit, die Intelligenz und die Kriegstaten. Das war der Hof des wahren Sohnes von Ludwig XIV. Man konnte an den Giebel des Schlosses den Wahlspruch des großen Königs: **Nec pluribus impar** setzen. Es fehlte nur, und das war ein Glück, der Ehrgeiz, der das Herz schwärzt. Der König fühlte, wenn er in Rambouillet, In dieses Asyl des Glückes eintrat, daß jede schädliche Befangenheit in Beziehung auf ihn entfernt worden war, daß die Blumen hier für ihn einen süßeren Wohlgeruch annahmen, daß er hier in seiner wahren Familie war.

Ludwig XV. brachte daher nach Rambouillet die ganze Tollheit seiner Jugend, die ganze Hitze seines Blutes, sein ganzes Herz mit, wenn Ludwig XV. überhaupt ein Herz hatte.

Zum Voraus eingeladen, wurde Seine Majestät an diesem Tage in Rambouillet erwartet. Der Graf von Toulouse hatte die beste Gesellschaft gebeten, um das Gefolge der Lilien zu bilden.

Man musste es versuchen, den König zu belustigen, der seit einigen Tagen von einer unbegreiflichen Schwermut befallen zu

sein schien, und von dem die wunderlichen und wenig verbindlichen Köpfe erklärten, es sei unmöglich, ihn zu belustigen.

Die Einen schrieben diese Traurigkeit der Krankheit zu, die der König kurz zuvor ausgestanden; Andere suchten für diese tiefe Melancholie unbekannte Ursachen. Die großen Höflinge kannten allein die wahren Motive dieses Übels, ohne die Mittel, um es aufhören zu machen, zu kennen.

Die Straße nach Rambouillet war den ganzen Tag bedeckt von Karossen mit Wappen verziert und wohl geschlossen wegen der Kälte, die sehr scharf zu werden anfang, von Reitern, welche die Befehle oder die seltenen Beigerichte überbrachten, die man, obwohl sie außer der Jahreszeit, in Paris, der Heimat der Frühprodukte, gekauft hatte, oder von Musikern in Mietwagen, welche heiter, als Künstler, die Fahrt machten und sich mit der königlichen Gastfreundschaft des Schlosses Rambouillet für die mageren Mahle und die Langweile des Weges zu entschädigen hofften.

Das Programm besagte, der König werde während dieses Tages im Walde jagen, er werde um sechs Uhr zum Souper zum Grafen von Toulouse kommen, es werde sodann Schauspiel stattfinden, kurzes Schauspiel, damit die Damen spielen und plaudern könnten, ehe sie in ihre Gemächer zurückkehrten. Das Programm erfüllte, wie man sieht, alle Bedingungen des Vergnügens und der Schicklichkeit.

Der König kam in der Tat um elf Uhr Morgens an. Er hatte selbst die Stunde des Abgangs bestimmen wollen. Die Prinzen, zwei Gesandte und seine Vertrauten waren im Gefolge des Königs.

Ludwig XV. jagte, nach der Aussage von Sergens, den ganzen Tag mit Zerstreung. Er frühstückte kaum bei einem Halt und hatte den Hirsch nehmen lassen, ohne dem Halali beiwohnen zu wollen.

Auf den Schlag fünf Uhr kam der König nach Rambouillet zurück.

Die Gerüchte des Tages hatten sich schon unter den Höflingen verbreitet. Man kannte sein zerstreutes Wesen, und diese königliche Niedergeschlagenheit hatte eine Art von Traurigkeit bis

in die Gemächer der Gräfin von Toulouse gebracht.

Jeder komponierte sich daher sein Gesicht nach dem Gesicht des jungen Gebieters. Die Höflinge von Alexander dem Großen trugen alle den Kopf auf die Schulter geneigt nach dem Beispiele des Eroberers.

Als der König die Gallerte durchschritt, um sich in den Salon zu begeben, bemerkte man, daß er seine so klaren und so schönen Augen eher auf die Männer, als auf die Frauen heftete. Er schien Jemand zu suchen, der nicht da war.

Beim Mahle seufzte er wiederholt.

Die Gräfin von Toulouse saß bei Tische neben dem König. Sie hatte bei ihm die Vorrechte einer älteren Schwester.

Diese Traurigkeit des Königs, diese anhaltende Schwermut, welche weder die Fahrt, noch die Jagd, noch die Vergnügungen, die man, um den Monarchen zu belustigen, zu vereinigen gesucht, hatten besiegen können, diese innere Pein beunruhigte die Gräfin.

Von ihrem Privilegium als Weib, als Verwandte und als geliebte Frau Gebrauch machend, neigte sich Frau von Toulouse zu ihrem königlichen Gast und sagte zu ihm:

»Sire . . . «

Ludwig XV. schien aus einer langen Träumerei zu erwachen. Er schaute sie an.

»Sire«, fuhr sie fort, »Eure Majestät langweilt sich in Rambouillet?«

»Madame, ich langweile mich ein wenig überall, ausgenommen hier, das versichere ich Sie.«

»Eure Majestät hat schlecht gejagt?«

»Ich weiß nicht einmal, ob ich gejagt habe.«

Dieses Wort wurde gehört, es rief bei den Anwesenden einen lebhaften Schrecken hervor. Der König, da er so bleich war, da er so wenig aß, da er Zerstreuungen hatte, der König war also immer krank.

Was sollte man diese Krankheit zuschreiben, nun, da der Regent tot? Zur Zeit, da der Regent lebte, hatte man die Verleumdung, und das war immerhin ein Trost.

Man befragte den König nicht. Frau von Toulouse saß auf

Nadeln.

Sie wartete darauf, daß der König zuerst spreche.

Der König sprach nicht.

Nach dem Mahle ging der König in den Schauspielsaal, wo eine kleine Oper aufgeführt wurde.

Als er in seinem Fauteuil Platz nahm, erschien Herr von Richelieu.

Auf der Stelle klärte sich die Stirne des Königs auf, sein Blick fixierte sich, er machte dem Herzog ein kleines freundschaftliches Zeichen, und dieses Zeichen rief ihn zu Ludwig XV.

Man kann sich denken, mit welcher Geschwindigkeit der Höfling dem Zeichen gehorchte, denn wir wollen es nicht leugnen, er hatte dieses Zeichen ein wenig erwartet.

Die Oper begann. Nichts war zauberhafter, als dieser so geschmückte Saal.

In dem reizenden Kostüm jener Zeit hundert Frauen ausgezeichnet an Schönheit, Jugend und Rang, hundert Männer mit Orden und Stickereien bedeckt; der Krieg, die Politik, die Finanzen, vom Ministerium an bis zur Oberintendanz, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe: das war es, was man im Saale bewunderte.

Richelieu geriet in Entzückung; der König fing an auf die Musik zu horchen.

»Wir wollen«, sagte Richelieu zu sich selbst, »wir wollen unter den hundert Frauen, die ich unter meiner Hand halte, diejenige sehen, welche der König anschauen wird.«

Und er schaute abwechselnd den König und die Frauen an.

Plötzlich neigte sich der König gegen Pecquigny und sagte zu ihm:

»Herzog, wenn man gewisse Rollen spielt, kann man gewisse andere auch spielen?«

»Ja, sicherlich, Sire«, erwiderte der Herzog, ohne zu wissen, worauf der König abzielte, »gewisse andere, und noch andere.«

Es war unerlässlich, dem König immer zu antworten, wenn er fragte, und sollte man ihm auch mit etwas Widersinnigem oder mit einer Lüge antworten. Ludwig XV. hatte seit seiner Jugend die Gewohnheit angenommen, immer zu fragen, ohne je auf die

Antwort zu warten.

Es lag ihm also wenig daran, was diese Antwort war, wenn man ihm nur antwortete.

Diesmal wartete er gegen seine Gewohnheit.

Pecquigny war ganz erstaunt und befürchtete, eine Albernheit gesagt zu haben.

»Ah!« versetzte der König, »und wenn man spricht, kann man also auch singen?«

»Ja, Sire«, antwortete Pecquigny.

Diesmal war die Antwort durch die Betonung der Frage befohlen.,

Richelieu hörte Fragen und Antworten.

»Warum, in des Henkers Namen, hat er dies Pecquigny gefragt?« sagte neugierig Richelieu zu sich.

Man erinnert sich, daß, gerade am Abend des Debüts von Olympia in der Comédie-Francaise angekommen, Richelieu bei diesem Debüt nicht anwesend sein und daher die Folgen dieses Debüt, auf welches der König anspielte, auch nicht kennen konnte; und nach den zwei Fragen, die dieser an Pecquigny gerichtet, wusste Pecquigny auch nicht, was der König sagen wollte.

»Warten wir noch, bis er sich offenbart«, dachte der Kapitän der Garden.

Es verging ein Stück, dann noch eines.

»Wer singt in dieser Oper?« fragte Ludwig XV.

Man nannte ihm die Namen der Sänger.

»Wie!« sagte er, »das ist Alles? keine andere Schauspieler, keine andere Schauspielerinnen?«

Ein Blitz durchzuckte das Gehirn des Kapitäns.

»Ah! Ah!« sagte er, »gut, ich begreife.«

»Hätte Eure Majestät etwas Anderes gewünscht?« fragte Richelieu.

Der König beobachtete ein Stillschweigen: Pecquigny brach es.

»Wetten wir«, sagte er, »Eure Majestät erwartet andere Gesichter auf dieser Bühne«

»Ich? und aus welchem Anlass sagen Sie mir das, Herzog?«

versetzte Ludwig XV.

»Weil Eure Majestät kein großes Vergnügen an der Oper zu finden scheint.«

»Ich hasse die Musik«, erwiderte der König.

Dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fragte Ludwig XV. errötend:

»Das Mädchen von neulich, singt es?«

Es war sichtbar, daß sich der König angestrengt hatte, um dahin zu gelangen.

»Welches Mädchen?« sagte rasch Richelieu, der die Frage im Fluge auffing.

»Mademoiselle Olympia«, erwiderte Pecquigny, »eine Schauspielerin. — Nein, Sire.«

»Wer ist diese Olympia?« fragten die zwei Augen des Herzogs Pecquigny.

»Ein Wunder, mein Lieber«, antwortete der Kapitän der Garden.

»Ein Mädchen, das ich neulich am Abend in *Britannicus* habe spielen sehen«, fügte der König bei.

»Ah! er hat Jemand ausgezeichnet!« dachte Richelieu; »es ist gut, davon unterrichtet zu sein.«

»Er ist entschieden verliebt«, sagte Pecquigny zu sich selbst; »er hat wohl daran getan, daß er sich preisgegeben.«

Der König nahm keinen Anteil mehr am Schauspiel; er plauderte bis zum Schluss mit Frau von Toulouse, und die Oper endigte, ohne daß er Beifall geklatscht hatte.

»Er langweilt sich wohl«, dachte Richelieu. »Wie Schade, daß man nicht hier bei der Hand das Mittel hat, nach welchem er verlangt!«

Und er zog seine Tabletten aus der Tasche und schrieb auf's Geratewohl und ohne daß Jemand vermutete, was er tat: »Olympia bei der Comédie-Francaise.«

Dann durchging er langsam den blendenden Kreis schöner Frauen, auf denen der König, trotz des Luxus ihrer Toiletten und ihrer Reize, nicht einen Moment seine Blicke hatte verweilen lassen, und sagte:

»Es ist seltsam! In seinem Alter hätte ich alle diese Frauen

geliebt.«

Als er so weit war, rief etwas Leuchtendes, gewaltsam Anziehendes sein Auge auf die Linke des Königs. Er erblickte am Ende der Reihe der Damen einen trotz der Hofschminke bleichen Kopf, blendende Haare, große, schwarze, durch eine fieberhafte Aufmerksamkeit erweiterte Augen. Dieses Gesicht hatte die Augen unveränderlich, schwärmerisch auf seine Seite geheftet. Richelieu war schön, ein Mann, um den man sich bewarb, nach dem man beehrte; er hatte oft, offen oder unter dem Fächer, jene stummen, aber ausdrucksvollen Liebeserklärungen erlauert.

Richelieu bezweifelte nicht, diese Blicke seien für ihn. Er betrachtete die Frau mit größerer Aufmerksamkeit.

Dieses, durch seinen Ausdruck, seltsam schöne Gesicht ergriff Richelieu und erregte in ihm sogleich den Wunsch, die Person, deren Augen so auf sich zu ziehen er das Glück gehabt, besser kennen zu lernen.

Nur war ihm diese Frau unbekannt: seit beinahe drei Jahren vom Hofe abwesend, hatte der Jäger viele Spuren verloren.

Er näherte sich also Pecquigny, und während der König die verzweifelnde Frau von Toulouse zu überreden suchte, er unterhalte sich sehr gut, sagte er:

»Herzog.«

»Was?« fragte Pecquigny, der plötzlich aus seiner Träumerei ausfuhr.

Richelieu schaute ihn mit Erstaunen an: es lag nicht in den Gewohnheiten des Kapitäns der Garden, zu träumen.

»Herzog«, sagte er; »wer ist denn jene brünette Dame?«

»Wo dies? Wir haben viel zu viel Brünetten hier. Der König liebt die Brünetten nicht.«

Pecquigny antwortete seinem Gedanken und nicht Richelieu. Dieser lächelte.

»Es handelt sich nicht um den König«, erwiderte er: »ich frage Dich, wer die brünette Frau sei, dort, links, ganz am Ende der Galerie, die Vorletzte beim Theater, in einem hellgrau und silbernen Kleide, mit spärlichen Diamanten und viel Glanz.«

»Ah!« versetzte der Kapitän. »Das ist nichts.«

»Wie! das ist nichts?«

»Nein, es ist die Frau von Mailly.«
»Bah! eine von Nesle?«
»Ja, mein Lieber, es gibt vier so. Kennst Du ihre Unterbringung?«
»Bemerkst Du, wie sie mich anschaut? Sieh nur!«
»Ah! es ist wahr!« sagte Pecquigny.
Und er neigte sich vorwärts.
»Gut!« versetzte Richelieu. »Du erschreckst sie.«
»Siehst Du das?«
»Ei! sie wendet den Kopf ab. Was für eine Frau ist es?«
»Oh! mein Lieber, eine unerträgliche Frau.«
»Was macht Mailly mit ihr?«
»Was Du mit der Deinigen machst, mein Lieber: er lässt sie.«
»Oh! armes Weibchen!«
»Schau sie doch nicht an, sie ist hässlich.«
»Es ist sonderbar! ich finde das nicht.«
»Abscheulich! mager!«
»Ich glaube, Du hast Recht, Herzog.«
»Ah! der Meister von uns Allen schmachtet nicht Wegen so wenig.«
»Sie schaut übrigens nicht mehr.«
»Oh! ärgere Dich nicht, Herzog. Du kennst die Mutter, die Töchter werden nicht von der Art lassen. Willst Du mit aller Gewalt, daß sie Dich noch anschaut, nun, sie wird Dich beim Teufel anschauen.«
»Sie hat einen schlechten Ruf?«
»Noch etwas Schlimmeres: sie hat gar keinen«,
»Was macht aber dann Mailly mit ihr?«
»Mailly hat sie heute verlassen, in Folge eines geheimen Vertrags, eines Vergleichs. Wenn Du die Geschichte wissen willst, geh zum Orchester, er hat sie Brancas erzählt, der sie Dir erzählen wird, wie er sie mir erzählt hat.«
»Mailly ist nicht hier?«
»Nein; seine Frau sucht, doch er, er hat gesunden.«
»Ah! nun schaut sie abermals. Weißt Du Eines, Herzog? Wenn

Mailly nicht von ihr getrennt wäre, und wenn ich nicht ein Muster von Weisheit geworden wäre, bei meinem Ehrenwort! ich würde dieser Frau den Hof machen.«

»Du bist verrückt.«

»Ich habe immer die Frauen geliebt, die alle Welt liebt oder die alle Welt lieben.«

»Du liebst sie also alle?«

»Das ist ein wenig wahr.«

»Nimm Dich in Acht, der König hört Dich!«

In der Tat, während er ein Ohr Frau von Toulouse lieh, öffnete der König das andere für das Gespräch der zwei Edelleute, und unsere Achtung für die Wahrheit nötigt uns, zu sagen, daß das offenste Ohr nicht dasjenige war, welches sich dem Anhören von Frau von Toulouse weihte.

Das Gespräch war leichtfertiger Art. Sehr Neuling in der Liebe, gab sich der König auch, wie gesagt, ganz diesem Gespräche hin.

Die Herzöge unterbrachen sich.

»Nun! was sagen Sie, Herr von Richelieu?« fragte der König.

»Ich. Sire?«

»Ja, in Betreff der Frauen, welche alle Welt liebt . . . «

»Seine Majestät hat ein seines Gehör.«

»Das heißt nicht antworten, Herzog«,

»Sire, Pecquigny, der ein Schelm ist, sagte mir Schlimmes von den Frauen.«

»Und Sie?«

»Und ich, bei meiner Treue! ich ließ es ihn sagen.«

Das Schauspiel war zu Ende; der König stand auf und bot der Gräfin von Toulouse den Arm.

Er hätte lieber an seinem Platze bleiben und das Gespräch fortsetzen mögen.

Ludwig XV, ging in den Tanzsaal und tanzte ein Menuet mit Frau von Toulouse.

Richelieu benützte diese Bewegung, um sich Frau von Mailly zu nähern und zu sehen, was die so starr auf ihn gehefteten Augen machen würden. Sein Erstaunen war groß, als er, nachdem er den Platz gewechselt, wahrnahm, daß die Augen der Gräfin

immer derselben Richtung folgten. Nur, statt sich auf ihn zu heften, hefteten sie sich auf den König.

Es war also der König den die junge Frau so anschaute.

Richelieu, der in dieser Entdeckung eine Menge interessanter Beobachtungen sah, hütete sich wohl, sie zu unterbrechen. Es war ihm beinahe eben so lieb, daß Frau von Mailly den König anschaute, als wenn sie ihn angeschaut hätte. Er stellte sich hinter einen großen Lehnstuhl und hörte seinerseits nicht aus, die schöne Aufmerksame anzuschauen.

Da sah er sie mit langen Zügen das Liebesgift trinken, das von den Augen zum Herzen geht. Er sah sie den Kopf so oft drehen, als Ludwig XV. den seinigen drehte, ihre schwarzen Augenbrauen zusammenziehen, so oft Frau von Toulouse bei dem, was ihr der König sagte, lächelte.

Frau von Mailly war nicht nur verliebt, sondern auch eifersüchtig.,

Allein, verloren in der Menge, durchaus nicht bemerkt, weil ihr mehr daran lag, zu sehen, als gesehen zu werden, ahnte sie nicht, daß zehn Schritte von ihr ein forschendes Auge jeden ihrer Gedanken in der Tiefe ihrer Seele las.

Und sie dachte mit jeder Muskel ihres Gesichts, die, arme Frau, wie sie mit jeder Fieber ihres Herzens empfand.

Was konnten nun die Gedanken der Gräfin sein? Ist es schwierig, dies zu sagen? Nein. Da Herr von Richelieu auf diesem Gesicht las, so werden wir wohl auch daraus lesen. Frei, mit Wonne atmend, im Gefühle, an keine irdische Kette mehr genietet zu sein, genoss sie das Glück, ihr ganzes Wesen mit neuen Säften zu füllen, zog sie gierig die Eindrücke mit einem Geiste in sich, den bis dahin nichts hatte sättigen können.

Zum ersten Male seit ihrer Kindheit lebte sie nach ihrer Phantasie. Emanzipiert durch den Gatten, hatte sie das hohe, allen kleinmütigen Leuten und allen plumpen Leuten unbekanntes Glück, sich ein Glück gerade in dem Augenblick zu versagen, wo sie es sich gewährte. Sie hatte ihren Blick in die Versammlung getaucht, um hier gemächlich ein Ideal zu wählen, welches sie lieben könnte, da ihre Seele von Liebe überströmte und Niemand in der Welt ihr auch nur einen Anschein davon bezeugte.

»So«, sprach sie in ihrer Einbildungskraft, »so, Ihr übermütigen Prinzen, Ihr unbezähmbaren Alcibiadesse, die Ihr nicht einmal einen hoffärtigen Blick auf die arme Verlassene werfen würdet! so kann ich Euch lieben, wenn ich will. Was sage ich, die Prinzen! Ich kann den König lieben, wenn es mir gefällt. Der König ist der Schönste, der Stolzeste, der Anbetungswürdigste der Herren des Hofes; nun! nichts verhindert mich, ihn mit meiner Einbildungskraft für mich zu nehmen. Nichts verhindert mich, ihm zu sagen, wie ich mir selbst sage: seine Augen haben den Glanz des Diamants, seine Züge seien edel, sein Wuchs sei reizend, er könne keinen Schritt, keine Gebärde, kein Zeichen machen, ohne daß die Anmut um ihn her ausdufte. Wer kann mich also verhindern, den König zu lieben? Ich habe das Recht dazu, unterzeichnet, in meiner Schublade.«

Obgleich gewohnt, in den Zügen der Frauen zu lesen, hatte Richelieu diesen Gedanken nicht erraten; er hatte hauptsächlich, trotz seiner Wissenschaft, die er für so vollständig hielt, nicht erraten, wie die Gräfin von Mailly durch die verführerischsten Illusionen gewiegt, schlecht rechnete, In diesem Augenblick besonders, und wie sehr sie ihren Bruch mit Herrn von Mailly zu hohen Interessen angelegt hatte.

LVII.

Soll es sein?

Nach dem Menuet, das Ludwig XV. tanzte, — allerdings mit einem Lächeln auf den Lippen, aber sichtbar ohne auch nur entfernt an die Tänzerin« oder den Tanz zu denken, — kam er zu Pecquigny zurück.

Pecquigny ging ebenso betreten als Richelieu seit seiner Entdeckung umher.

Als er den König auf sich zukommen sah, blieb Pecquigny stehen.

»Pecquigny?« sagte der König.

»Sire?« antwortete der Kapitän der Garden.

Beide standen einander gegenüber: der König schaute Pecquigny an, Pecquigny schaute den König an. Beide schwiegen einen Augenblick.

Der König hätte offenbar gewünscht, daß Pecquigny errate, was er ihm sagen wollte. Doch er erriet nicht. Der König musste sich entschließen.

»Pecquigny«, fragte er endlich, »wie hieß denn das Mädchen, das die Junia spielte?«

»Ich doppelter Dummkopf, der ich bin!« murmelte Pecquigny mit sich selbst sprechend.

Dann sagte er laut und mit seinem reizendsten Lächeln:

»Olympia, Sire.«

»Ah! es ist wahr! dieser Teufelsname, ich kann ihn nicht behalten.«

»Der König ist offenbar wahnsinnig verliebt«, dachte Pecquigny.

Und er erwartete eine andere Frage.

Ludwig XV. fragte aber nicht mehr.

Pecquigny, als er sah, daß der König nicht mehr mit ihm sprach, nahm das Gespräch mit sich selbst wieder aus, wo er es gelassen hatte, nur legte er mehr Ehrfurcht darein und wandte die zweifelnde Form an.

»Pecquigny, mein Freund«, sagte er, »wenn Du kein Einfaltspinsel bist, wirst Du, ehe drei Tage vergehen, Deinem Herrn einen großen Dienst geleistet haben.«

Und da er sah, daß ihm der König nichts mehr sagen wollte oder nichts mehr zu sagen wagte, entfernte er sich sorgenvoll und fing seine Promenade wieder an.

»Ja!« sprach er, seinen Monolog fortsetzend, »aber Olympia, das ist die Angebetete von Mailly; wenn ich gegen diese Festung marschiere, so ist das Geschütz von Mailly da. Was ist zu tun? Einen Herold an Mailly abschicken, um Ihm den Krieg zu erklären? Welchen besseren Herold könnte ich wählen, als mich selbst!«

»Da der König verliebt ist, — wahrhaft verliebt, daran läßt sich nicht zweifeln, — so bestimmen wir Mailly zu diesem Opfer. Vorwärts!«

Er schaute empor und begegnete dem Blicke von Richelieu, der auch lauerte.

»Gut, der Herzog vermutet etwas«, dachte, er; »ist schlau wie ein Teufel; wenn er es mir an Schnelligkeit zuvor täte!«

Er näherte sich ebenfalls dem jungen König.

Ludwig wartete mit Interesse. Ohne Zweifel glaubte er, Pecquigny werde mit ihm von Olympia sprechen.

Der König täuschte sich.

»Sire«, sagte Pecquigny, »die Befehle Eurer Majestät für heute Nacht?«

»Die Befehle? Welche Befehle?«

»Die Befehle für die Wache, Sire.«

»Schicken Sie meine Chevaulegers weg und behalten Sie nur die Schweizer.«

Das war die Gewohnheit des Königs In Rambouillet, Pecquigny wusste es wohl.

»Ah! die Schweizer«, sagte er; »Eure Majestät behält die Schweizer?«

»Warum diese Frage?«

»Sire, ich bin ein wenig leidend.«

»Sie?«

»Ja, Sire.«

»In der Tat, Sie sind rot.«

Pecquigny verbeugte sich.

»Einen Augenblick, Herzog; sollten Sie nicht die Pocken haben?«

Und der König, der vor den Pocken zitierte, fing damit an, daß er einen Schritt zurückwich.

»Nein, Sire, ich habe sie gehabt«, antwortete Pecquigny.

Der König näherte sich ihm.

.Und Sie sagen also?«

»Ich sage, Sire, wenn Eure Majestät die Haustruppen nicht behalten hätte, so würde ich Eure Majestät inständig gebeten haben, mir Urlaub zu geben und sich mit dem Lieutenant der Schweizer für heute Nacht zu begnügen.«

»Sehr wohl, Herzog, gehen Sie.«

Pecquigny verbeugte sich.

»Pflegen Sie sich, Herzog«, rief ihm der König zu, »ich wünsche, daß Sie nicht krank werden.«

»Oh! Der König ist zu gut«, sagte Pecquigny strahlend. Und er lief zu seinen Leuten, warf sich in seinen Wagen und befahl, nach Paris zu fahren.

Der König folgte ihm mit den Augen bis an die Tür, wie man einer Hoffnung folgt.

Dann, als Pecquigny verschwunden war, ging er wieder im Salon auf und ab.

Es herrschte außen eine große Kälte; diese Kälte drückte auf die Scheiben tausend Millionen von silbernen Zeichnungen geformt vom Frost, der sie in leuchtenden Linien perlte.

Frau von Toulouse, als gute Wirtin, verlor den König nicht aus dem Gesicht; sie sah die Verlegenheit und die Langweile des jungen Fürsten und ging auf ihn zu.

»Sire«, sagte sie, »ich habe eine Idee.«

»Ah! Wahrhaftig, Gräfin?« rief der König; »es muss eine gute Idee sein, da sie von Ihnen kommt.«

»Ich halte sie für eine solche. Hören Sie, Sire.«

»Ich höre mit allen meinen Ohren.«

»Nehmen Sie zuerst meine Hand.«

»Oh! sehr gern.«

»Und trachten wir darnach, daß man uns nicht hört.«

»Oh! Gräfin, wie gut fängt Ihre Idee an.«

»Es ist ein Geheimnis.«

»Ein Geheimnis mit Ihnen! oh! so lange es Ihnen beliebt. Was wollen Sie mir sagen?«

»Etwas, was ich Ihnen schon gesagt habe, Sire.«

»Sie vermöchten sich nicht zu oft zu wiederholen, besonders für mich, der ich Sie nicht zu oft zu hören vermöchte.«

»Sire, Sie langweilen sich.«

»Ach! Gräfin«, sagte der König Frau von Toulouse anschauend, wie sechzig Jahre später Cherubin die Frau von Almavia anschauen musste, »an wem ist die Schuld?«

Ein Blick des Vorwurfs, ein beinahe schmerzlicher Blick, ein Blick, der von den Augen von Ludwig XIV. ausgegangen la Vallière in die Verdammnis geführt hätte.

Fron von Toulouse beschränkte sich auf ein Lächeln. Sie kannte seit langer Zeit diese Blicke.

»Seine Gäste belustigen ist eine Pflicht«, sagte sie heiter; »seinen König belustigen ist eine Ehre?«

»Wohl denn!« sprach Ludwig XV. »ich überlasse mich Ihnen; haben Sie die Güte, belustigen Sie mich.«

»Zu diesem Ende müssen Sie tun, was ich Ihnen sagen werde.«

»Blindlings.«

»Nun! so gehen Sie zu Bette.«

Der König schaute sie an.

»Was sehen Sie Belustigendes hierin, Gräfin?« fragte Ludwig XV.

»Hernach wird Jedermann wegfahren oder Ihnen nachahmen, und wir kommen sodann in einer kleinen, gut gewählten Anzahl zu Ihnen und suchen Sie dort zu unterhalten.«

Der König drückte ihr ganz freudig die Hand.

»Einen Augenblick Geduld«, sagte sie; »wir haben noch nicht Alles beendet.«

»Was bleibt uns denn noch zu machen?«

»Die Liste der Glücklichen, die nicht schlafen werden.«

»Oh! Gräfin, wie ließe sich hier vor aller Welt eine Liste machen?«

»Ja, man würde uns erraten. Der König hat Recht.«

»Was ist dann zu tun?«

»Oh! eine andere Idee . . . « Wir spazieren mitten unter den Gruppen umher, Eure Majestät führt mich bei der Hand.«

»Immer, Gräfin, immer.«

»Ich werde Eure Majestät bei allen denjenigen zurückhalten, von denen ich glaube, sie seien belustigend, und willigt Eure Majestät ein, daß diese bleiben, so wird sie mir nur sagen: Ja.«

»Gut, sehr gut, fangen wir an.«

»Fangen wir an.«

»Aber, Gräfin, Sie werden nie genug Gedächtnis haben.«

»Kein Gedächtnis, ich, Sire!« erwiderte boshaft Frau von Toulouse. »Man sieht wohl, daß es Eurer Majestät selbst daran gebricht.«

Der König drückte ihr zärtlich die Hand.

»Und dann«, fügte sie bei, um das Gespräch sogleich abzulenken, »ich wäre sehr unglücklich, Sire, wenn ich nicht genug Gedächtnis hätte, um sieben bis acht Namen zu behalten.«

»Nicht mehr?« rief der König.

»Ei! Sire, nehmen Sie sich Acht, wenn Sie mehr Menschen einladen, werden wir uns nicht belustigen.«

»Sie haben Immer Recht, Gräfin.«

Und wie ein ungeduldiges Kind zog er Frau von Toulouse in die Gruppen fort.

Die erste Person, der sie begegneten, war Fräulein von Charolais.

Die Prinzessin lachte auf das Herzlichste, denn sie war eine große Lacherin. Das Lachen machte ihre schönen Weißen Schultern springen und entblößte ihre Zähne, welche noch weißer durch den Kontrast ihrer wie die aus dem Meere hervortretende Koralle roten, feuchten Lippen.

Frau von Toulouse schaute lächelnd den König an und sagte:

»Wenn diese Person nicht belustigend ist, so ist sie doch wenigstens sehr belustigt.«

»Ja«, erwiderte der König. »Eingeschrieben also.«

Sie gingen weiter und trafen Herrn von Toulouse. Die Gräfin hielt den König gerade ihrem Gemahl gegenüber zurück.

Doch der König gab keine Sylbe von sich.

Die Gräfin blieb beharrlich.

»Gut«, sagte Ludwig XV., »Sie mussten mich nicht wählen heißen, da Sie wählen. Nein, sehen Sie, Gräfin«, fuhr er fort, »wir haben das schlecht eingerichtet. Die Leute, die ich wähle, werden Ihnen nicht gefallen; die, welche Sie wählen, werden nicht genug nach meinem Geschmack sein. Besser wäre es . . . «,

»Sprechen Sie, Sire . . . «

»Besser wäre es, wir ließen den Zufall entscheiden.«

»Wir können aber doch nicht über diese Gunst das Los ziehen; zu viele Leute würden sich gegen das Geschick empören.«

»Sie haben eine Idee gehabt, Gräfin; nun ist die Reihe an mir, auch eine zu haben.«

»Oh! ich bezweifle nicht, daß die Idee des Königs mehr wert ist, als die meinige.«

»Mag sie gut oder schlecht sein, ich will sie Ihnen geben. Sie präsentieren mir die Männer und die Frauen, die wir Beide wählen werden; ich richte eine Frage an sie, und je nach ihrer Antwort sollen sie zurückgewiesen oder zugelassen sein.«

»Sehr gut, Sire.«

»Kommen wir also überein. Ich werde mich jeder Person nähern, sie anschauen und zu ihr sagen: *Soll es sein?* «

»Das ist nicht gefährdend.«

»Sie werden sehen, Gräfin, wie viele Leute *nein* antworten! Sie werden sehen!«

»Was muss man antworten, um zugelassen zu werden?«

»Ja.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Sire, Sie setzen sich sehr aus. Niemand wird es wagen. Eurer Majestät nein zu antworten.«

»Sie glauben?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Wohl, Sie sollen sehen; ich habe ein Mittel.«

»Ah! Sire, Ich bitte, erklären Sie mir dieses Mittel.«

»An diejenigen, welche ich will nein sagen lassen, werde ich die Frage mit einer unfreundlichen Miene richten.«

»Gut.«

»Zu denjenigen, welche ich gern möchte ja antworten machen, werde ich *soll es sein* mit einer kleinen auffordernden Miene sagen, die sie festnehmen wird. Die Gleichgültigen endlich . . . «

»Sire, ich muss sogleich bemerken, daß es für Eure Majestät sein wird, als ob es gar keine solche hier gäbe. Ich werde Eure Majestät nicht von den Gleichgültigen zurückhalten.«

Ludwig XV. lächelte.

»Vor Allem«, sagte die Gräfin, »zwei Teile ohne das Los, einen für mich.«

»Von Herzen gern zugestanden.«

»Und den andern . . . «

»Und den andern?«

»Für Herrn von Toulouse.«

»Unterzeichnet Ludwig, Gräfin.«

»Doch das arme Fräulein von Charolais, das schon gewonnen hatte?«

»Das Los, Gräfin, das Los!«

»Wohl an!«

Und der König und die Gräfin wandten sich gegen Fräulein von Charolais.

LVIII.

Die magnetischen Ströme.

Die Prinzessin plauderte mit ihrer Mutter und dem Herrn Herzog von Bourbon und lachte fortwährend.

Der König blieb vor ihr stehen: das war das zweite Mal seit zehn Minuten.

Sie schaute den König mit einer fragenden Miene an.

»*Soll es sein?*« fragte sie der König mit einer seltsam geheimnisvollen Miene.

»*Nein*«, antwortete die zum Widerspruchs geneigte Prinzessin.

Der König fing an grausam zu lachen; die Gräfin selbst konnte sich des Lachens nicht erwehren.

»Ei! was widerfährt mir denn?« fragte erstaunt die Prinzessin; »ist das eine Wette?«

»Stille!« erwiderte der König, indem er einen Finger auf seine Lippen legte.

Und er ging weiter und ließ die Prinzessin ganz neugierig gemacht zurück.

»Habe ich wenigstens gewonnen?« rief Fräulein von Charolais, die dem König, der schon fern war, nachlief.

»Je nachdem!« antwortete er.

Die Prinzessin blieb stehen; man hatte sich gegen sie umgewandt; sie erzählte Ihr Abenteuer der ganzen Versammlung. In einem Augenblick war Jeder auf dem Laufenden, und Jeder glaubte, indem er die Zeichen des Königs sah, Fräulein von Charolais habe eine Wette gewonnen.

Und da Fräulein von Charolais die Schwester des Ministers und mächtig war, so wähte Jeder Wunder zu tun, wenn er ein Beispiel an ihr nahm und Nein auf das *Soll es sein* des Königs antwortete.

Der König schlug ein Gelächter auf, und alle Welt lachte. Er riss die Gräfin in seinem Laufe und in seiner Heiterkeit mit sich fort. Da diese Wut der Nein ansteckend von einem Platze zum andern fortwirkte, so boten sich nur noch Negationen als Antwort für

Seine Majestät.

Der König kam zu Richelieu.

Dieser, ein höchst durchtriebener Höfling, begriff, daß etwas hierunter steckte; er entfloh auf Scherz vor dem König und der Gräfin und verbarg sich hinter dem Lehnstuhl, in dem Frau von Mailly saß.

Einmal im Laufe, verfolgte ihn Ludwig XV.; doch er war genötigt, vor Frau von Mailly anzuhalten, welche, als sich der König näherte, aufgestanden war.

Die Hand von Frau von Toulouse hielt Ludwig XV. vor der Gräfin zurück.

Die erste Bewegung des Königs war eine Art von Erstaunen oder vielmehr von Bestürzung.

Er hatte sich, ohne es zu wissen, mitten in die Strom der Elektrizität geworfen, welche sich den ganzen Abend, diesen schwarzen Augen, der Hauptschönheit von Frau von Mailly, entfließend, gegen ihn zusammengezogen.

Er wollte: »*Soll es sein?*« mit Härte sagen, denn die Empfindung, die ihn Frau von Mailly gegenüber ergriff, war keine angenehme.

Es liegt ein Leiden in Allem dem, was zu lebhaft ist, und wäre es ein Vergnügen.

Aber bezaubert, aber bezähmt durch diese aus dem Gesicht der Gräfin hervorspringende Flamme, milderte er unwillkürlich seine Gebärde und seine Stimme. Sein Blick wurde von glühend schüchtern; seine Stimme nahm einen zarten, beinahe flehenden Ausdruck an.

»*Soll es sein?*« fragte der König mit dem Ton, mit dem er gefragt hätte:

»Lieben Sie mich?«

Betroffen von der Woge der Sympathie, welche aus der ganzen Person des Königs hervor geströmt war, erbleichte die Gräfin von Mailly, drückte ihre Hand auf ihr Herz und erwiderte:

»Ja.«

Und es schien ihr, als hätte sie geantwortet:

»Lieben Sie mich?«

Alles dies dauerte weniger lang, als der Blitz.

Nach Frau von Mailly blieb der Herzog von Richelieu allein noch, ohne vom König gefragt worden zu sein.

Geschützt, aber nicht verborgen hinter dem Lehnstuhl, erhob er sich. Er hatte aus dem so zarten Ausdruck dieser zwei Stimmen Alles entnommen.

»Ja«, sagte er zum König, ehe ihn Ludwig XV. fragte. »Ja, Sire, ja, ja, ja!«

Der Höfling hatte begriffen, daß er, um sich zu empfehlen, nicht anders sagen durfte, als Frau von Mailly gesagt hatte.

»Gräfin«, sprach der König, während er Frau von Toulouse an ihren Platz zurückführte: »Sie sehen, daß wir durch eine äußerst ärgerliche Wirkung des Zufalls von hundert Personen auf fünf beschränkt sind, von denen drei nicht einmal zu wählen gehabt haben. Ich frage Sie, was können wir zu fünf Personen tun? Nichts.«

»Zu fünf können wir in den vier Ecken oder blinde Kuh spielen.«

»Ei!« versetzte der König, »bei letzterem Spiel wäre man sicher, sich nie zu irren: man würde sich zu genau kennen.«

»Sie verzichten also, Sire?«

»Bei meiner Treue . . . «

Der König wollte ja sagen, als er plötzlich, indem er sich umdrehte, als wäre er durch eine unsichtbare Kette rückwärts gezogen worden, auf sich geheftet den hartnäckigen, unermüdlichen Blick von Frau von Mailly gewährte.

»Bei meiner Treue! nein, ich verzichte nicht; das Unvorhergesehene ist das Unterhaltendste auf der Welt.«

»Gut; nur wird man Herrn von Richelieu und Frau von Mailly sehr belustigend zu sein empfehlen müssen; sonst läuft Eure Majestät Gefahr, sich in ihren Gemächern noch mehr zu langweilen, als bei der Oper.«

»Mich langweilen! mich langweilen!« wiederholte er: »Nun! ich glaube nicht, daß ich mich langweilen werde.«

Und er schaute immer auf die Seite, wohin ihn der bezaubernde Blick zog. Dann, nach einem Augenblick, fügte er bei:

»Unterrichten Sie Herrn von Toulouse, Gräfin; unterrichten Sie auch diese Dame; ich . . . ich will ein Wort zu Herrn von Richelieu

sagen.«

Richelieu verließ den König eben so wenig mit dem Blick, als ihn Frau von Mailly verließ; er lief auf die erste Gebärde des Königs herbei.

»Ich habe gewonnen, nicht wahr, Sire?« sagte er.

»Bei meiner Treue, ja«, antwortete der König.

»Darf ich den König fragen, in welchem Spiele?« fügte Richelieu sich verbeugend bei.

»Herzog, wir belustigen uns nachher ohne Zeugen.«

»Wo dies, Sire?«

»Bei mir. Kratzen Sie an meiner Tür, wenn Alle schlafen gegangen sind.«

Richelieu wäre beinahe vor Freude errötet.

Frau von Mailly aber erbleichte und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als ihr Frau von Toulouse diese gute Kunde eröffnete.

»Ich glaube«, sagte Richelieu, indem er wie die Anderen Abschied nahm, doch ohne, wie die Andern, durch diesen vorgeblichen Rückzug hintergangen zu sein, »ich glaube, diese Unterhaltung wird die Lösung meines Problems sehr beschleunigen.«

Und statt zu seiner Karosse zu gehen, hockte er sich in ein kleines Kabinett, wo die Gräfin von Toulouse schon Frau von Mailly verborgen hatte.

Richelieu hatte in seinem Leben kein Wort mit Fräulein von Nesle gesprochen, und er hatte diese Dame nur während des Abends ausgezeichnet, dessen Hauptabenteuer wir skizziert haben.

»Wenn ich wahrhaft Richelieu wäre«, sagte er zu sich selbst, »so würde diese Frau für mich schon morgen beim König verlangen . . . «

Dann sich unterbrechend:«

»Ich Dummkopf, der ich bin! es ist schon zu spät, mich in die Reihe der Bewerber zu stellen, und ich habe nur noch ein Mittel.«

Und er näherte sich sogleich Frau von Mailly und sprach ohne alle Umschweife zu ihr:

»Madame, nie vielleicht werde ich mehr die Gelegenheit haben,

Ihnen zu sagen, was Sie zu Ihrem Schmerze hören sollen.«

»Und was denn, Herr Herzog«, fragte die Gräfin mit einer gewissen Bangigkeit.

»Madame, seit zwei Stunde schaue ich Sie an.«

»Nun! mein Herr?«

»Nun! seit einer Stunde . . . «

Richelieu wollte sagen: »liebe ich Sie.«

Ein Blitz erleuchtete seinen Geist.

Er fasste sich rasch und sprach:

»Seit einer Stunde bemerke ich, daß Sie verliebt sind.«

»Ich!« rief die Gräfin.

»Rasend, Madame.«

»Mein Gott! und in wen denn?« rief die Gräfin, die ihre Beklommenheit unter einem Gelächter zu verbergen suchte.

»Das ist ein Glück, welches ich Ihnen überlassen will, wenn Sie es ihm selbst sagen werden.«

Halb niedergeschmettert, halb wütend, war Frau von Mailly im Begriff, eine Erklärung vom Herzog zu fordern, als plötzlich die Gräfin von Toulouse, die mit ihrem Gemahl zurückkam, verkündigte, der König verlange seine Gesellschaft zu sehen. Frau von Mailly war also genötigt, in ihrer Bangigkeit zu bleiben.

Alles war im Schlosse erloschen. Die Karossen führten nach Paris diejenigen von den Gästen, welche keine bezeichnete Wohnung im Palaste hatten. Die Bevorzugten wohnten schon in ihren Zimmern, Man hörte nur noch unter den Hallen und in der eisigen Lust der Höfe das Geräusch der Diener, welche die Türen schlossen, und die Schweizer, welche mit abgemessenem Schritt unter den Vestibüls und bei den Freitreppen marschierten.

Frau von Toulouse zeigte ihren Gästen den Weg; eine Geheimentreppe führte die vier Genossen Seiner Majestät in die Flur ihrer Wohnung.

Eine tiefe Stille fing an im Schlosse zu herrschen. Nur im Hintergrunde der Höfe heulten einige Hunde, in die Ställe eingeschlossen, auf das Geschrei der im Walde hinter den Fährten verlorenen Hunde antwortend. Nach dem Geheule das kräftige Atmen der durch den Frost mit dem Schnupfen behafteten

Pferde, der Lärmen der auf das Pflaster fallenden Flinten, ein kalter Wind, der die Äste der Bäume durchschnitt und sie an einander stieß, — das war Alles, was man hörte.

In diesem Augenblick krachten auf den Teppichen die kleinen Füße der Gräfin von Toulouse und von Frau von Mailly, welche der König, ganz freudig über das mutwillige Unternehmen, an der Tür seines Salon empfing.

Der Herr Graf von Toulouse und der Herzog von Richelieu folgten den zwei Frauen.

Der König zeigte ihnen lachend, daß er zwei Geiger und einen Imbiss hatte kommen lassen; der Imbiss wartete in Schüsseln von Vermeil, bedeckt mit prächtiger damaszierter holländischer Leinwand.

Der König ließ sogleich die vier Auserwählten eintreten und befahl, alle Türen zu schließen, welcher Befehl auf der Stelle vollzogen wurde.

»Und nun, da wir hier sind, um uns zu belustigen«, sagte der König, »belustigen wir uns.«

LIX.

Blinde Kuh.

Von den fünf so durch die Laune des Zufalls versammelten Personen begriff nur eine einzige den Wert der Gräfin.

Der Herr Herzog von Richelieu sollte in vertrautester Nähe des Königs einer Szene beiwohnen, auf der sein, gegen ein geheimes Ziel gespannter, Geist in der Tat nützliche Folgen zu ziehen wissen würde.

Der Graf und die Gräfin von Toulouse ertrugen ungeduldig die Laune des Königs, die sie für eine heimliche Vergnügenspartie mit einer unbeachteten Person, von gewöhnlichem, unbekanntem Adel, ohne ein großes Relief bei Hofe, verband.«

Ganz erstaunt, ganz erschrocken, der doppelten Marter ihres Innern und der Offenbarungen, die ihr dieses Innere so eben gemacht, preisgegeben, noch angegriffen von ihrem Bruche mit ihrem Gatten, sah sich Frau von Mailly in eine andere Luft und in einen anderen Boden versetzt, wie eine ihrem Vaterlande entrissene Pflanze, die sich zwischen dem Leben und dem Tode findet.

Der König wusste nichts, wenn nicht, daß er die Etiquette des Schlafengehens vermeiden, ein paar Stunden Kurzweile treiben und eine Menge Leute ärgern sollte, die am andern Tag das bizarre Abenteuer erfahren würden.

Richelieu bemerkte wohl, daß Ludwig XV. bei der Ankunft der Damen artig die Hand der Frau Gräfin von Toulouse nahm und der trostlosen Frau von Mailly beinahe keine Aufmerksamkeit schenkte.

An der Seite Seiner Majestät stand gerade und ungezwungen ein kräftiger Mann, von einer offenen und in ihrer Alltäglichkeit seinen Gesichtsbildung. Er war in grünen Sammet gekleidet und hielt, als Hervorragung und zugleich als Bescheidenheit, die Mitte zwischen den sehr erhabenen Leuten und den demütigsten Dienern des Hofes.

Das war der Leibkammerdiener des Königs von Frankreich, es

war Bachelier, wie ihn Ludwig XV. nannte; es war Herr von Bachelier, wie man ihn bei Hofe nannte; Bachelier, ein einflussreicher Mann im Parlament, der sich aber wenig um die äußere Politik kümmerte. Bachelier, der glückliche Sterbliche, der den König vom Aufstehen bis zum Schlafengehen einschließlich unter seinem Einfluss hielt und das von Allen so beneidete Vorrecht genoss, welches er nicht hätte abtreten wollen und nicht abgetreten hätte, das Vorrecht, im königlichen Zimmer zu schlafen.

Während der Graf von Toulouse mit dem König plauderte, während sich die zwei Frauen mit einander unterhielten, unterhielt sich Richelieu, immer gewandt, mit diesem allmächtigen Minister, mit diesem Minister des Alkoven, der nie den ersten Schritt gegen Jemand tat, gegen den Alles hinstrebte, vor dem sich Alles verbeugte.

»Wir haben also eine Vergnügungspartie?« sagte der Herzog mit einem anmutigen Lächeln zu dem Diener, welcher den Erben des großen Kardinals mit einem Lächeln, das eben so stolz als freundlich, begrüßte.

»Es scheint, Herr Herzog, wir werden die Nacht damit zubringen. Desto schlimmer für den König! denn ohne Zweifel wird Seine Majestät morgen krank sein.«

»Wahrhaftig! Seine Majestät hat also keine kräftige Gesundheit, Herr Bachelier?«

»Im Gegenteil, Herr Herzog; doch der König wird übermäßig aufgereggt sein; Seine Majestät wird schlecht und mit unangenehmen Empfindungen oder mit Erinnerungen schlafen, und unser morgiger Tag wird die Nachwehen davon haben.«

Bachelier sagte — unser Tag, — denn Bachelier hielt, mit Recht, den Tag Seiner Majestät für den seinigen.

Richelieu lächelte. Er kannte Bachelier.

»Sie glauben also, mein lieber Bachelier, Seine Majestät werde Erinnerungen bewahren?«

»Sicherlich.«

»Die Frau Gräfin von Toulouse beschäftigt also den König immer noch?«

»Oh! nein, das ist vorbei«, erwiderte Bachelier.

»Es wäre also Frau von Mailly?« fuhr Richelieu lebhaft fort.

»Noch nicht, Herr Herzog. Doch es ist schwer zu denken, daß dies nicht geschehen soll.«

»Und warum, wenn ich bitten darf?«

»Schauen Sie doch, betrachten Sie diese Frau . . . Aber verzeihen Sie, Herr Herzog, ich berühre Sie hoffentlich in keiner Hinsicht?«

»In keiner Hinsicht, mein lieber Bachelier. Herr von Mailly gehört weder zu meinen Freunden, noch zu meinen Verwandten, Sie können also offen reden. Ich fordere Sie sogar dazu auf, denn es handelt sich um unsere gemeinschaftlichen Interessen.«

Herr Bachelier fühlte sich äußerst geschmeichelt durch diese Phrase des Herzogs, der sich so mit dem ersten Kammerdiener Seiner Majestät verband.

»Schauen Sie doch diese Frau an, Herr Herzog! sehen Sie die Hände, den Hals, die Haare, die Augen: wie schön dies Alles ist! Und die schöne Race in dieser Biegung der Taille! und die reizenden Zähne!«

»Sie ist ein wenig mager«, sagte Richelieu.

»Zu viel Leidenschaft, Herr Herzog, zu viel Leidenschaft, und Sie können mir glauben. Ich kannte diese Frau beinahe nicht, Monseigneur, doch ich habe sie diesen ganzen Abend angeschaut.«

»Der König schaut aber die Frauen nicht an«,

»Er schaut sie inwendig an«, erwiderte Bachelier.

»Er ist schüchtern.«

»Ja, nie wird Seine Majestät nur ein Liebeswort zu Einer sagen.«

»Wer wird dann anfangen oder machen, daß er anfängt? Die Ehrfurcht wird Alle abhalten, dieses Wort zuerst zu sagen.«

»Das sind Augen, die nicht lange brauchen würden, um sich auszudrücken«, erwiderte Bachelier lächelnd; »diese Augen würden wohl sprechen und sich gewiß verständlich machen.«

Hiernach seufzte Bachelier.

»Bachelier«, fragte der Herzog, »wann werde ich Ihnen ein Wort unter vier Augen sagen können?«

Der Kammerdiener schaute den Herzog an.

Weder der Eine, noch der Andere suchte in diesem Augenblick seinen Gedanken zu verbergen. Sie verstanden sich.

»Wann Sie wollen, Monseigneur.«

»Wann sind Sie frei?«

»Der König kehrt morgen nach Paris zurück.«

»Im Wagen?«

»Ja, Herr Herzog.«

»Und Sie?«

»Ich, zu Pferde mit dem Gefolge.«

»Ich werde auch zu Pferde sein. Bleiben wir beiseit; wir werden plaudern.«

»Herr Herzog, zu Ihren Befehlen.«

»Bachelier?« rief der König.

Der König befahl ihm, einen Spieltisch zu öffnen. Doch nach einiger Zeit dünkte das Spiel eine alberne Belustigung diesen Personen, die es alle Tage öffentlich trieben. Man fing an, diesmal mit mehr Heiterkeit, zu Nacht zu speisen.

Die Gäste fanden ein Wohlgefallen an dem Scherz, das Geräusch zu verhüten, darüber zu wachen, daß die Flaschen nicht knallten, und das Geflüster ihrer Stimmen in den Klagen des Windes, der in den Tiefen des Parks stöhnte, verloren gehen zu lassen.

Als das Mahl beendet war, schlug der Herzog von Richelieu, der die Regierung bei dieser Lustbarkeit in seiner Eigenschaft als erfahrener Mann übernommen hatte, die lärmenden Spiele vor. Man war des Stillschweigens müde und begann daher eine Partie blinde Kuh, ein den Überraschungen und Tollheiten günstiges Spiel.

In dem weiten Gemache, das der König bewohnte, wurde der Blinde mitten unter die Lacher geschleudert. Der Graf von Toulouse hatte zuerst die schlimme Chance zu erfahren.

Das Schicksal hatte entschieden; der Herr Großadmiral war nicht glücklich gewesen.

Der König belebte sich. Er ergötzte sich an dm kleinen Schreien der Frauen, an diesen so anmutigen kleinen Schreien, welche

mehr die Aufregung als die Furcht bezeichnen. Er ergötzte sich besonders an den kleinen Warnungen, die der verschmitzte Bachelier jede Minute gab:

»Sire, man wird vom Schlosse aus hören.«

Endlich fing und erriet der Herr Graf von Toulouse den König, der sich fangen ließ.

Das war ein interessantes Schauspiel.

Herr von Richelieu, der vollkommen die Lächerlichkeit fühlte, die es bei ihm hätte, wenn er sich vom König sangen und erraten ließe, vermied ihn mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit.

Dagegen kämpfte in ihm die Furcht, seinen Fürsten zu lange leiden zu lassen.

Die beim Spiele interessierten Damen liefen und durchkreuzten sich, und suchten Schutz hinter den Lehnstühlen und Tischen.

Das Ohr auf der Lauer, die Arme ausgestreckt, wenig aufmerksam auf das traditionelle Casse-Cou,¹⁹ lief der König den wohlriechenden Spuren nach, folgte er dem seidigen Rauschen der Kleider und dem leichten Tone der Atlaßpantoffeln.

Ein freudiger Schrei benachrichtigte ihn, ein anderer lenkte ihn ab; der Lärmen eines Meuble, an das man gestoßen, trieb ihn in einer Richtung fort, ein Klatschen in die Hände zog ihn nach einer andern Seite.

Seine Majestät ging besonders den Frauen nach, deren hastige Schritte, lautes Atmen und zarte Gelenke, welche fortwährend beim Auftreten krachten, er hörte.

Klein, rund, jedoch leicht, hüpfte die Gräfin von Toulouse von Wall zu Wall; ihre Brust keuchte unter den Sammetknoten ihres Leibes.

Größer, von feineren Formen, schlank und hoch gewachsen wie Diana, streckte Frau von Mailly ihre schönen Arme aus, indem sie vor Freude ihre abwechselnd in ein Schmachten versunkenen oder von Flammen beladenen Augen funkeln ließ.

Der König lief Frau von Toulouse nach; die Gräfin von Mailly, welche bemerkte, Frau von Toulouse sei nahe daran, erreicht zu werden, glaubte, sie hätte Zeit, den Salon hinter dem König zu durchschreiten.

Aber mitten in ihrem Laufe wurde sie vom König gehört; sie

wurde durch das Rauschen ihres von Silberlahn durchzogenen Kleides verraten. Der König drehte sich auf seinen hohen Absätzen um, stürzte gegen sie und brauchte nur die Arme auszustrecken, um die ganz zuckende schöne Gräfin in dieselben, wie in eine Falle, einzuschließen.

Der König schrie:

»Das ist nicht die Frau Gräfin von Toulouse!«

Dieser Schrei entschlüpfte ihm.

Statt zu rufen: »Das ist nicht die Frau Gräfin von Toulouse!« hätte Ludwig XV. allerdings rufen können: »Das ist die Frau Gräfin von Mailly!« Doch er hatte es nicht gewagt, sich auf eine so förmliche Art auszudrücken.

Für die arme Frau, welche die schüchterne Zurückhaltung des Königs nicht begriff, hatte dieser Ruf so viel Bedeutung gehabt, daß er ihr einen großen Seufzer, beinahe einen Schrei, beinahe Tränen entlockte, und daß sie, wie fortgerissen durch eine instinctartige Bewegung, antwortete:

»Ach! nein, Sire, es ist nicht die Frau Gräfin von Toulouse.«



Der König stürzte auf sie zu.

Ludwig liebte den Geist, er begriff ihn, er hatte selbst.

Er fühlte das ganze Gewicht des Schlages, den er versetzt hatte: seine Hände ergriffen die Hände der Frau Gräfin von Mailly, die er kalt und zitternd fand.

Es war ein Blitz des Verständnisses zwischen diesen zwei Naturen.

Richelieu beobachtete Alles.

»Das ist ein Schimpf, auf dem die Frau Gräfin von Mailly, wenn sie will, einen sehr großen Vorteil ziehen wird«, sagte der Herzog zu sich selbst.

Und er täuschte sich hierin nicht.

Frau von Mailly löste die Binde von den Augen des Königs und legte sie, ganz geschwängert von jugendlichen Dünsten, um ihre eiskalte Stirne. Alles Blut von Frau von Mailly war nach ihrem Herzen zurückgeflossen.

Das Spiel fing wieder an.

Der König, der sein Unrecht gut machen wollte, warf sich als ein Verzweifelter der Gräfin entgegen. Am Ende erhaschte sie ihn.

»Oh! sagte sie, »das ist wohl der König.«

Dann fügte sie ganz leise bei:

»Wer sollte es denn sein, wenn er es nicht wäre?«

Richelieu und Bachelier wechselten einen raschen Blick.

Ein Blitz der Freude hatte in den Augen des Königs geblitzt.

LX.

Herzog und Kammerdiener.

Es ist das Eigentümliche der starken Gemütsbewegungen, daß sie notwendig die Ruhe nach sich ziehen. Die übermäßige Aufregung, wie Bachelier sagte, ist die ältere Schwester der Erschlaffung.

Die träumerische Neigung unserer zwei durch die Sympathie in Verbindung gebrachten Personen brach um Mitternacht gleichsam ab.

Kein anderes Spiel wurde vorgeschlagen.

Nach einigen Gesprächsversuchen, bei welchen Richelieu in Gedanken versunken, der König schläfrig, der Graf und die Gräfin von Toulouse lau und Louise von Nesle nervös waren, winkte der König Bachelier, der mit dem Handleuchter an der Tür erschien.

Er brachte den Leuchter für den Herrn Grafen von Toulouse; der Graf empfing ihn, sich verbeugend, aus der Hand des Königs, und diese rasche Rückkehr zu den ernstesten Dingen, das heißt zur Hofetiquette, führte die Anwesenden vollends wieder zur Ehrfurcht, der Feindin aller Träumerei.

Der König blieb allein lange vor der Stunde, die er sich selbst für das Aufhören der Vergnügungen der Nacht bezeichnet hatte.

Richelieu hütete sich am andern Tage wohl, sein Rendezvous mit Bachelier zu vergessen.

Während der König mit seinem Kapitän der Schweizer und Frau von Toulouse nach Paris fuhr, während Frau von Mailly, welche zu gleicher Zeit abgegangen, nicht einen einzigen bezeichnenden Blick des Königs, nicht einmal ein alltägliches Abschiedswort hatte erhaschen können und sich allein in ihren großen Wagen begrub, der sie nach Paris zurückführte, fand Richelieu Herrn Bachelier auf einem guten Klepper, ungefähr zwei hundert Schritte hinter dem Cortége, reitend.

Man erinnerte sich damals noch der Fahrten, die der verstorbene König mit seinem ganzen Hofstaate nach Fontainebleau machte, wobei dreißig Karossen, eine Reihe von

einer Viertelmeile bildend, sich in den Ebenen und unter den Waldgruppen hinschlängelten, mit einer glänzenden Einfassung von Musketieren und Chevaulegers, welche lachten, trommelten und plauderten, um alle Elstern des Cantons entfliehen zu machen.

Bei dem herrlichen Schauspiel der tändelnden Pferde, der funkelnden Waffen, der schallenden Equipagen, die das Echo einiger Dörfer erweckten, erschienen dann auf den Schwellen der Türen, an den armen kleinen Fensterscheiben die erschrockenen Bauern und bewunderten und lachten zugleich, daß sie so viele glänzende Herren sahen.

Wenn dann ein Hundediener, ein Piqueur, ein Stallknecht, der zurückgeblieben. Hunger oder Durst hatte, wenn er angehalten hatte, um einen Gurt zu recht zu machen oder ein Loch in einen Riemen zu stechen, fiel das ganze Dorf, beruhigt, da es nur einen Einzigen zugleich sah, über den Säumigen her, wie die Ameisen über die verlassene Beute.

Tausend Fragen folgten den Anerbietungen von Milchwerk, Treberwein und Schwarzbrot.

»Was macht der König?«

»Welches ist der König?«

»Wer ist die Dame, die ihn begleitet?«

»Wer Ist der Herr mit dem blauen Bande, der neben dem Schlage Seiner Majestät galoppierte?«

Ganz stolz auf seine Wichtigkeit, ließ sich der Diener herab, mit den Bauern zu schwatzen, ihnen die Abenteuer des Tags zu erzählen, sagte: »wir!« und entfloh im Galopp seines schwerfälligen Rosses, seine Zuhörer, die ihn im Staube aus dem Gesicht verloren, in voller Verwunderung zurücklassend.

In seiner Jugend, zur Zelt, da er von seinen Untertanen angebetet wurde, erregte Ludwig XV. ganz andere Sympathien: das war Vergötterung, nicht Neugierde.

Überall, wo der König durchkam, sah er nur ausgestreckte Arme, kniende Frauen und Männer, welche mit tränenfeuchten Augen beteten.

Diese träumten, sie umarmen den Stiefel des Königs; Jene hätten ihr Leben gegeben, um ihm die Hand küssen zu dürfen;

Viele hätten, wie die Götzendiener von Jagrenat, um die Wonne gebeten, sich unter seinen vergoldeten Rädern zermalmen zu lassen.

Richelieu und Bachelier, welche zurückgeblieben waren, begannen die Unterredung als Leute, welche den Wert der Zeit und eines unumwundenen Verständnisses kennen.

»Nun!« sagte Richelieu, »haben Sie gestern gesehen, wie Sie Recht hatten?«

Bachelier überlegte. Er wollte nicht zu sehr Recht haben bei einem so vornehmen Herrn, wie es, wenn nicht dem Namen nach, doch nach seiner Stellung, Herr von Richelieu war.

»Recht worin, Herr Herzog?« fragte er mit Demut.

»Recht in dem, was Sie vorhergesehen?«

»Ich hatte also etwas vorhergesehen?«

»Erinnern Sie sich nicht mehr dessen, was Sie mir gesagt haben?«

»In welcher Beziehung?«

»In Beziehung auf den König und Frau von Mailly.«

»Nun?«

»Der König hat Frau von Mailly gefangen.«

»Und Frau von Mailly hat den König gefangen.«

Bachelier lachte. Richelieu ahmte ihm nach. Für den Augenblick war es der Herzog, der dem Kammerdiener den Hof machte.

»Sagen Sie, mein lieber Bachelier, was wird denn aus Allem dem hervorgehen?«

»Nichts Herr Herzog.«

»Ah! Ah! Sie versichern, der König sei entzündbar, Sie sagen, Louise von Mailly sei von dem Charakter, von dem die Frauen von Nesle gemacht sind, und behaupten, diese zwei Flammen werden sich nicht vereinigen?«

»Das ist wahr, Herr Herzog, doch der König schwebt.«

»Zwischen wem? auf was?«

»Der König denkt an die Königin; er hat Gewissensbisse, seitdem er Versailles verlassen; er hat sich an Versailles erinnert; seitdem die Königin ihn verlässt, sehnt er sich nach der Königin, das Bild der Königin nimmt ihn in Anspruch. erfahren Sie, Herr

Herzog, daß ich den König zuweilen beim Anblick der Königin habe beben und schauern sehen, und daß ich dann ganz deutlich das Herz Seiner Majestät unter der Spitze seines Jabot schlagen hörte.«

»Das war Liebe.«

»Und zwar von der heftigsten Art. Dergleichen Leidenschaften haben ein unendliches Gedächtnis. Ich würde darauf schwören, daß die Königin, so kalt sie gegen ihren reizenden Gemahl ist, ich würde darauf schwören, sage ich, daß die Königin, die so rau gegen diesen schönen jungen Mann, wann sie will, den Vorrang vor allen den launenhaften Bildern, welche um den König flattern, einnehmen wird.«

Bachelier warf sich, wie man sieht, in die Poesie. Richelieu merkte nicht auf diese Ausschweifung und fuhr fort:

»Wird sie es wollen, Bachelier?«

»Nein.«

»Sie sind dessen sicher?«

»Ja, Herr Herzog.«

Bachelier legte auf dieses einsilbig Wort einen Nachdruck als ein Mensch, der den Wert jedes Buchstaben des Alphabets kennt.

»Nun wohl!« sagte Richelieu, »da Sie der Gleichgültigkeit der Königin sicher sind, lassen Sie uns von diesem Punkte ausgehen, mein Freund. Sie sagten, der König schwebt?«

»Ja, er ist verliebt in einen Nebel.«

»Den Sie nennen?«

»Ah! Monseigneur, hier fängt meine Verlegenheit an. Neulich am Abend hieß der Nebel Olympia: das war eine schöne Schauspielerin, die er hat auftreten sehen.«

»Bah! eine Schauspielerin! und *ich* kenne das nicht?«

»Darüber dürfen Sie sich nicht wundern: sie kommt von der Provinz an, und Sie kommen von Wien.«

»Das ist richtig. Lassen Sie uns jedoch von Olympia sprechen, mein lieber Herr Bachelier. Wer ist das?«

»Ein Mädchen, das einen Knöchel hat so fein als der eines Rehs, große zugleich geschlossene und offene Augen, was sie mörderisch und schmachend macht; Hände eines Kindes, einen

Arm von Cleopatra, den Hals von Anna von Boleyn von Holbein.«

»Ah! mein lieber Bachelier, diese junge Person ist also die Göttin Venus in Person. Und Sie sagen, der König?«

»Der König hat von Ihr geträumt, Monseigneur. Sie gehört, ich weiß nicht wem.«

»Sie gehört dem König, bei Gott! wenn es der König will.«

»Man sagt nein.«

»Sie wird also sehr gut bewacht?«

»Noch besser, sie bewacht sich.«

»Bah! bah! Lassen Sie hören. Bachelier, sind Sie versichert, daß der König verliebt ist?«

»Wenn Ich dessen versichert wäre, Herr Herzog, so hätte ich schon den Gram des Königs zu heilen versucht, doch ich befürchte, den Busch leer zu finden. Sie, der Sie mit dem König gejagt haben, Herr Herzog«, fuhr Bachelier lachend fort, »Sie wissen, wie das den König in üble Laune versetzt.«

»Sehr gut, Bachelier; fahren Sie fort, Sie sind ein großer Philosoph, mein Freund.«

Bachelier verbeugte sich. Bachelier dachte offenbar von sich das, was der Herzog sagte.

»Ich habe gesagt, neulich am Abend habe ich geglaubt, Olympia stecke ganz im Kopfe des Königs, wenn nicht in seinem Herzen; ich verlor ihn auch nicht aus dem Gesicht, während er wach war, um zu erfahren, ob er von ihr spreche; ich behorchte ihn während seines Schlafes, um zu erfahren, ob er von ihr träume. Er hat weder schlafend, noch wach etwas gesagt; im Gegenteil, ich habe ihn die Abfahrt nach Rambouillet verlangen sehen: er war von der Königin angeschnauzt worden. So oft er sich eine Idee in den Kopf setzt, geht er, um sie zu sühnen, zu Ihrer Majestät; er verlangt nichts Anderes, als ein Ehemann der Rue Saint-Martin zu sein! Die Königin ist es, die einen Ehemann von Versailles aus ihm machen wird.«

»Sie haben viel Geist, Bachelier, und ich verzweifle nicht mehr am König.«

»Der Herr Herzog ist zu gütig.«

»Fahren Sie fort.«

»Wohl denn, da er diesen Morgen dreimal gefragt hat, ob die

Königin nichts geschickt, so hat der König gestern viel an Jemand gedacht. Ist es aber an Olympia? Ist es an Frau von Toulouse? Ist es an Louise von Mailly?»

Der würdige Bachelier ließ oft das Frau oder Fräulein mit einer Vertraulichkeit weg, welche von seiner Macht zeugte.

»Nun?»

»Ich antworte mir selbst«, sagte er, als er die Verlegenheit von Richelieu sah: »nicht an Olympia, er hat sie nicht wiedergesehen. Nicht an Frau von Toulouse, er hofft nicht.«

»An Frau von Mailly also, Bachelier?»

»Ja und nein, Herr Herzog.«

»Warten Sie«, sagte der Herzog, »ich will Ihnen einen Umstand mitteilen, der Ihre Anstehung vielleicht feststellen wird.«

Hier erzählte ihm Richelieu die Bemerkung, die er beim Blinde-Kuh, Spiel gemacht hatte.

»Frau von Mailly, Monseigneur, hat Augenblicke des Schwindels wie jede gute Französin ihrem König gegenüber; im Ganzen aber hat sie Grundsätze und einen Mann . . . «

»Einen Mann, mein lieber Bachelier, einen Mann, der sie vernachlässigt, der sie verlässt, und sie ist stolz. Das ist die Schwierigkeit. Ich muss übrigens gestehen, ich habe nicht gesunden, daß dies alle Schwierigkeiten sind.«

»Sprechen Sie, Monseigneur.«

»Ich nehme an, daß der König verliebt, sehr verliebt sogar in Louise von Mailly ist, oder ich nehme an, daß er in Olympia verliebt ist.«

Bachelier lächelte.

»Das ist«, sagte Richelieu, indem er mit Wohlgefallen Bachelier anschaute, der sich in den Augen des Herzogs zu spiegeln schien, »das ist ein Lächeln, welches ich begreife. Es bedeutet, der König werde nur verliebt sein, in wen Sie wollen.«

»Monseigneur, ich sage das nicht.«

»Aber Sie denken es, mein lieber Bachelier, und das ist noch mehr wert.«

»Monseigneur, die höchste Notwendigkeit gebietet, daß es so sei; sonst, und Sie wissen das selbst, sonst würden die größten

Unordnungen daraus entspringen.«

»Sie treiben also auch Politik?«

»Für uns, ja, Monseigneur; Lebel und ich, wir haben ein Bündnis geschlossen. Der König gehört uns, die wir ihn gepflegt, aufgezogen, unterrichtet haben. Er gehört uns mehr, als der ganzen Welt.«

»Das sagt Herr von Fréjus auch.«

»Herr von Fréjus hat den König als König angetan. Wir, wir haben den König im Schlafrock. Darum glauben wir ihn mehr zu haben, als Jedermann in der Welt. *Wir* haben den jungen Mann.«

»Und Sie haben Recht. Ich sage also, Bachelier, Sie werden den König, der Ihnen gehört, nur mit denjenigen teilen, welche Sie für gut und dieser Teilung würdig erachten.«

»Ja, Monseigneur.«

»Wollen Sie Olympia?«

»Je nachdem.«

»Ich habe Lust, offenherzig mit Ihnen zu sprechen.«

»Sprechen Sie, um so mehr, als ich selbst offenherzig sein werde, Monseigneur.«

»Ist ein Gewinn dabei, den König mit Ihnen zu teilen, so will Ich, daß es ein Gewinn für Sie sein soll, ihn mit mir zu teilen.«

»Ah! sehr gut!«

»Ich weiß, daß Sie Alles haben, daß Ihr Ehrgeiz nicht maßlos ist. daß Sie nicht viel auf Würden halten, daß Sie aber die einträglichen Güter und die schönen Taler lieben.«,

»Das ist natürlich, Monseigneur, ich bin kein hinreichend guter Edelmann, um es zu vermeiden, daß man über mich spotten würde, wollte ich Ritter vom Heiligen-Geist-Orden oder Pair von Frankreich werden. Doch wenn ich Geld und Güter habe, wie Sie sagen, so werden mein Sohn und meine Tochter Alles kaufen, was ihr Ehrgeiz ihnen sich eines Tags zu geben raten wird.«

»Bachelier, ich fasse mich kurz. Sie kennen ein substituiertes Gut Fronsac? das kleine?«

»Dasjenige, welches sechzehn tausend Livres Rente wert ist und von zwei Flüssen bespült wird?«

»Ja, Bachelier; lieben Sie es?«

»Ich hätte eine Leidenschaft dafür, wäre es nicht ein mit Pairie verbundenes Herzogtum.«

»Als substituiert, verliert es sein Vorrecht; es bleibt ein Gut, das um so vorteilhafter zu verpachten ist, als es seine Kosten und Anteile der Gerichtsbarkeit und des Straßenbaues verliert, um eine einträgliche Herrschaft zu werden.«

»Ich begreife.«

»Es ist die schicklichste Apanage für einen guten Diener des Königs, der den Adelsbrief erhalten hat und in der dritten Generation die Möglichkeit erschaut, den, wenigstens freiherrlichen, Wappenschild an den Gittern des Schlosses zu sehen.«

»Gut, Monseigneur.«

»Bachelier, wenn ich zum König eine Geliebte meiner Wahl bringe, so werden Sie Fronsac kaufen, und ich quittiere Ihnen gegen einen Händedruck.«

»Monseigneur, das heißt die Dinge als ein vornehmer Mann, wie Sie sind, abmachen.«

»Sie nehmen es an.«

»Einwendung. Soll dem König eine Geliebte gegeben werden, so will ich nicht, daß die Geliebte eine Frau ist, welche Politik machen würde.«

»Was verstehen Sie hierunter?«

»Ich verstehe, und Sie werden verstehen, wie ich, daß, wenn wir den König unter Vormundschaft stellen, die Vormünderin uns meistern wird.«

»Das ist eine Schwierigkeit.«

»Kennen Sie Frau von Mailly genau? denn ich sehe wohl, sie ist es, die Sie gern wählen möchten.«

»Sie oder eine Andere; es ist mir nicht gerade an ihr gelegen. Nach dem, was Sie mir gesagt haben, muss ich ernste Erkundigungen einziehen.«

»Begreifen Sie wohl, Herr Herzog, der Kardinal wird den Staat lenken wollen; der König von Polen wird die Königin lenken wollen; die Königin wird ihrerseits den König lenken wollen. Der König würde vielleicht nicht zu gern von seiner Geliebten gelenkt werden. Was würde aus diesem Conflict entspringen? Ein

durchaus unvermeidlicher Krieg, ein Krieg, dessen Pfeile alle auf den König, das heißt, auf uns regnen werden. Ich aber bin alt geworden; ich fange an fett zu werden. Diese Beleibtheit steht mir gut, wie die Leute sagen: ich will sie nicht verlieren. Darum will ich um jeden Preis die Ruhe im Hause.«

»Ah! ja«, sagte Richelieu; »das ist nur zu billig, mein lieber Bachelier.«

»Wird die Königin eifersüchtig und die Geliebte nimmt die Stellung einer zweiten Königin an, dann Krieg, Entfernung der Geliebten, denn die Königin wird bald, einen Dauphin haben, der ein Gewicht in der Wage bildet, Ist die Geliebte stärker, Demütigung der Königin, die man hier liebt; hierauf Haß der Pariser, Steine in meine Fenster und in die Scheiben Ihrer Wagen, Verbannungen, Bastille, wer weiß? Die Herrschaft Fronsac, Monseigneur, würde weder für Sie, noch für mich mehr ihre guten Weine erzeugen. Parieren wir diese gewichtigen Inconvenienzen, geben wir dem König eine Geliebte, über die wir Meister sein werden.«

»Ah! Bachelier, Bachelier, wie weise sind Sie! Wahrlich, der König Salomo wäre nicht würdig Ihr Kammerdiener zu sein«,

»Das Interesse, Monseigneur, ist eine philosophische Abhandlung, welche alle Gefühle tarifiert und alle Fehler misst. Ich hatte schon meine Zustimmung dieser Schauspielerin gegeben, welche ohne Konsequenz gewesen wäre.«

»Ja, aber sehen Sie zu, daß eine Schauspielerin keine Herrschaft über den König erlangt; das ist unmöglich. Und dann, das haben Sie nicht bedacht, dann wird der König seine Gelegenheitsgeliebte und seine Repräsentationsgeliebte haben. Bachelier, er wird in diesem Falle so viele Bacheliers brauchen, als er Geliebten hat.«

»Ah! Monseigneur, das ist wahre Diplomatie. Man sieht wohl, daß Sie Gesandter sind, während ich nur Kammerdiener bin. Es muss entschieden Jeder an seinem Posten bleiben, und ich bleibe an dem meinigen.«

»Eine einzige Geliebte, ein einziger Bachelier, das ist meine Ansicht.«

»Aber dann eine sehr sichere Geliebte.«

»Finden wir eine, welche in den König verliebt ist: wir werden ihrer sicher sein.«

»Verliebt in den König, Herr Herzog! wie rasch gehen Sie zu Werke! Ach! man findet nicht alle Tage die la Ballière!«

»Bah! man braucht nur eine Brünette statt einer Blondine zu nehmen, das ist das Ganze. Das dauert länger. Sie haben also nichts gegen Frau von Mailly?«

»Durchaus nichts, wenn Sie mir bewiesen haben werden, daß sie nie Politik treiben wird.«

»Ich werde es beweisen . . . wenn sie es erlaubt.«

»Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich schwierig sein werde: ich spiele ein zu großes Spiel.«

»In welcher Beziehung? Ich nehme zur Hälfte daran Teil.«

»Nein, Monseigneur, Sie haben ein dem meinigen entgegengesetztes Interesse. Bei Ihnen ist es die Intrige, was Sie brauchen; die Intrige, das heißt der Krieg. Bei jeder Schlacht gewinnen Sie eine Stelle oder ein Ordensband; Sie haben von der Einen der Geliebten Dieses, von der Andern Jenes; ich habe nur Schlimmes.«

»Bachelier, ich werde Ihnen beweisen, daß ich denselben Hasen jage, wie Sie.«

»Dann, Monseigneur, sage ich Ihnen: Topp!«

»Doch, auf Ehre, es ist dort noch nicht anderswo etwas angebunden?«

»Ernstlich, nein.«

»Aber leicht?«

»Ah! das ist etwas Anderes.«

»Seien Sie offenherzig. Bachelier.«

Bachelier hielt einen Augenblick sein Pferd an.

Richelieu tat dasselbe.

Bachelier schaute umher.

Die Blicke von Richelieu befragten alle Punkte des Horizonts.

»Monseigneur«, sagte der Kammerdiener, »es hat gestern Abend Jemand mit mir gesprochen.«

»Wann denn? ich habe Sie nicht verlassen!« rief Richelieu mit einer Lebhaftigkeit, welche das Gewichtige der Eröffnung

bezeichnete.

»Gestern, ehe Sie sich zu mir gesellt hatten.«

»Mein Gott, wer denn? Offenherzigkeit, Bachelier!«

»Offenherzigkeit, Monseigneur, gegen Sie.«

»Wer denn, mein lieber Bachelier?«

»Herr von Pecquigny.«

»Wegen Olympia?«

»Ja, Monseigneur.«

»Und Sie haben gesagt?«

»Ich werde es mir überlegen, Monseigneur.«

Der Herzog faltete die Stirne.«

»Ah!« sprach er, »mein lieber Bachelier, Sie sehen, daß ich richtig urteile, und daß eine Schauspielerin . . . «

»Monseigneur, eine Schauspielerin wird nicht Politik treiben; ich komme immer hierauf zurück, das ist mein **Delenda Cathago!**«

Richelieu fühlte den zähen Willen des Kammerdieners. Dieser Schraubstock würde sich nicht auf tun.

»Aber«, fügte er bei, »sie wird einen Monat dauern, Ihre Olympia!«

»Das mag sein, Monseigneur; nach diesem Monat wird man eine andere finden, welche einen weiteren Monat dauert.«

Richelieu hielt abermals an.

»Sie sehen, Monseigneur, Sie haben die Absicht, dem König eine politische Geliebte zu finden. Warum haben Sie Schlaueit gegen mich gebraucht, während ich ein offenes Spiel mit Ihnen spielte und geradeaus ging? Warum gehen Sie mit List gegen denjenigen zu Werke, der nur ja oder nein zu sagen braucht, um Ihr mit so großem Fleiß und dennoch so schwach gebautes Kartenhaus über den Haufen zu werfen? Ich wiederhole Ihnen, der König wird nie mit meinem Willen eine Geliebte haben, ich werde nie eine Geliebte von ihm dulden, welche mit ihm von Politik sprechen könnte. Geschieht das, Monseigneur, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich nicht mehr leben werde, und glauben Sie mir, Herr Herzog, ich besitze einen guten Fuß, ein trockenes Auge, und ich habe mir vorgenommen, so lange zu leben, daß man mich wird totschiagen müssen.«

»Bachelier«, sagte endlich der Herzog, nachdem er sich alle Zeit, um zu überlegen, genommen hatte, »ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nichts ohne Sie tun werde.«

»Es ist unnötig, zu schwören, denn ich würde Sie herausfordern, etwas ohne mich zu tun.«

»Sie verstehen mich nicht«, erwiderte Richelieu, gereizt durch den Übermut des Kammerdieners, aber seinen Verdruß verbeißend, »ich versichere Sie, ich verspreche Ihnen, daß ich Sie von allen meinen Schritten in Kenntnis setzen werde.«

»Und ich, Monseigneur«, versetzte Bachelier, »ich verspreche, Ihnen Alles zu sagen, was sich anspinnen wird. Übrigens werden Sie nicht hundert Schritte ohne mich gemacht haben, bis Sie die Richtigkeit meiner Worte anerkennen. Jede ehrgeizige Frau, welche den Staat beherrschen wird, wird Sie noch mehr beherrschen, als den König. Misstrauen Sie also. Verliebt, wird sie das Joch ertragen, es ist sanft. Trocken und concentrirt, wird sie Sie benützen oder zerbrechen! . . . Nehmen Sie sich in Acht! . . . Einfach, in den Tag hinein lebend, Sie und mich unumgänglich notwendig findend, wird sie sich weder um Herrn von Fleury, noch um den Herzog von Burgund, noch um die Jansenisten, noch um die Österreicher bekümmern; sie wird für den König tun, was die Königin von Spanien für ihren Gemahl Philipp getan hat. Mein Gott! das ist wohl genug! Europa hat gesagt, es sei zu viel gewesen!«

»Bachelier, Sie haben mehr Geist in Ihrem Mantelsack, als ich in meinem Gesandtschaftspalais habe.«

»Seit einer Stunde, Monseigneur, habe ich es zu vermuten befürchtet. Doch sehen Sie, man fängt an zurückzuschauen. Man hat uns plaudern sehen, man wundert sich. Sie und ich, auf den zwei Sprossen oben und unten, wir sind die zwei Ersten des Hofes. Wir wollen uns trennen, das ist vernünftig.«

»Mit Versprechen?«

»Unter Bedingung.«

»Bachelier, ich nehme die Bedingung an.«

»Das Versprechen wird gehalten, Monseigneur.«

Wonach Bachelier und der Herzog sich verließen.

LXI.

Die Liebe zum Schatten.

Man erinnert sich, daß unter dem Vorwands einer schlechten Gesundheit Pecquigny Seine Majestät Ludwig XV. in dem Augenblick, wo man von dem Schauspielsaale in den Salon ging, um Erlaubnis, Rambouillet verlassen zu dürfen, gebeten hatte.

Man erinnert sich auch, daß ihm der König diese Erlaubnis freundlich gegeben hatte.

Pecquigny war also, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach Paris zurückgekehrt; er hatte den König um zehn Uhr verlassen; um Mitternacht war er im Hotel Nesle.

Man begreift, daß nach dem, was am Morgen vorgefallen, man sich nicht an das Hotel Nesle adressieren musste, um Mailly zu finden.

Mailly war also nicht im Hotel Nesle.

Pecquigny drang so sehr in einen Kammerdiener, daß dieser, der den Herzog als einen Freund seines Herrn kannte, leise zu ihm sagte:

»Es ist dem Herrn Herzog daran gelegen, den Herrn Grafen ohne Verzug zu sehen?«

»Es liegt mir so viel daran, daß ich demjenigen, welcher mir sagt, wo ich ihn finden kann, fünf und zwanzig Louis d'or geben werde.«

»Der Herr Herzog nimmt mir das Verdienst, ihm diesen Gefallen gratis zu tun.«

»Du wolltest mir also sagen, wo er ist?« fragte Pecquigny.

»Gewiss.«

»Nun, so sprich, mein Freund, und nimm an, ich gebe Dir das für etwas Anderes.«

»Das will ich annehmen. Der Herr Graf ist in seinem kleinen Hause der Grange-Batelière.«

»Gut!«

»Sie kennen es?«

»Ja. Es ist gut. mein Freund, das ist Alles, was ich wissen wollte«, sagte Pecquigny.

Und er machte den großen Weg über den Pont-Neuf, da die Türen des Louvre um Mitternacht geschlossen waren.

Mailly war in der Tat, wie es sein Kammerdiener gesagt hatte, in seinem kleinen Hause der Grange-Batelière.

Anfangs ganz betäubt von der Szene mit der Gräfin, hatte er das Pferd, das er eine Stunde vorher probiert und das man wieder in den Stall geführt, satteln lassen. Er hatte sich darauf geschwungen und einen Spazierritt nach dem Cours-la-Reine gemacht.

Die Jugend, die Gewohnheit des Umgangs mit Frauen, die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft trösten die Männer rasch über eine Niederlage, die ihr Stolz erlitten hat.

Nichtsdestoweniger war der Graf einen Augenblick überrascht gewesen, denn einen Augenblick hatte er sich in einer bis dahin unbekanntem Stimmung befunden.

Diese Offenbarung des Charakters seiner Frau, eine höchst unerwartete Offenbarung, hatte ihm in der Tat einen gewissen Kummer verursacht, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte.

Bald indessen bemerkte er Eines: daß nämlich, wenn er die traurigen Gedanken des Hotel Nesle die Oberhand in seinem Geiste nehmen ließe, dieselben am Ende die Oberhand über die heiteren Gedanken des kleinen Hauses der Grange-Batelière gewinnen würden.

Mit einem Worte, er beschloss, da er die Waffe bei der Hand hatte, Louise von Mailly durch Olympia von Clèves zu bekämpfen.

Er wurde wieder der achte Edelmann von 1726, das heißt der Mann der Regentschaft, entfernte seinen Verdacht ans feinem Innern, schüttelte das Ohr, wie man zu sagen pflegt, und eilte Abends gegen acht Uhr zu Olympia, auf der er seine einzige Glückseligkeit auf Erden zu machen fest entschlossen war.

Die Männer sind seltsam konstruiert: sie führen immer das Beispiel der Anderen an, und das Beispiel trifft sie nicht.

Das ist so, weil Jeder glaubt, er sei ans einem verschiedenartigen und über die anderen erhabenen Thone

geknetet. den, was ihn betreffe, die Beispiele aller Erbärmlichkeiten der Andern vervollkommen.

So ist eine leichtsinnige Frau haben, eine gebieterische Geliebte haben, ein doppeltes Unglück. Mailly war kein Dammkopf, ganz im Gegenteil Nichtsdestoweniger bildete er sich ein, wenn seine Frau einen schlimmen Charakter habe. so sei dies der Fall, weil er sie zu frei lasse, während, wenn Olympia einen schlimmen Charakter habe, dies davon herrühre, daß er sie zu sehr gefangen halte.

Er hatte Paris verlassen, um sie aufzusuchen. Der Zufall hatte gemacht, daß er sie gerade in dem Augenblick gefunden, wo sie, wahnsinnig vor Verzweiflung, dem Ersten dem Besten gefolgt wäre. Mailly hatte sie wieder genommen. Was konnte Mailly mehr wünschen?

Ist das, was man besitzt, nicht mehr wert für gewisse Menschen, als das, was außer ihnen die ganze Welt besitzt?

Glücklich, hundertmal glücklich ist der Mann, der genug Stolz, das heißt genug den Jenem goldenen Strahl enthält, um sein Leben zu bereichern und den Wert dessen, was er besitzt, zu ver Hundertfachen. Diesem Manne fehlt nichts; seine Kinder sind schön, wie die der Nachteule in der Fabel, schön, weil sie sein sind; sein Kupfer ist Silber, sein Silber ist Gold sein Gold ist Diamant.

Wenn sich dieser Mann im Spiegel beschaut, macht sich Alles, was er Hässliches hat, schön, Alles, was er Schönes hat, wird glänzend.

Mailly war, zum Glück für ihn, so beschaffen: es bedurfte für ihn der Offenbarung des Unglücks, um die Gegenprobe aller Freuden seiner Einbildungskraft zu bewirken.

Er begab sich also, wie gesagt, zu Olympia, welche, sorgfältig eingeschlossen, mehr noch durch ihren eigenen Willen, als durch den Willen des Grafen, nur aus dem kleinen Hause der Grange-Batelière weggegangen war, um ihr zweites Debüt zumachen, das eben so viel Succéß gehabt hatte, als das erste.

Olympia fing an ernstlich in ihrem Innern darauf bedacht zu sein, die grausame Langweile abzuschütteln, die sie verzehrte.

Ach! man hat nicht ungestraft die freie Luft geatmet, man hat

nicht ungestraft die Liebe gewechselt, wie der Reisende die Hemisphäre wechselt, man hat nicht verglichen, ohne nachzudenken. Die Vergleichen tötet die Einigkeit.

Als Mailly zu Olympia kam, fand« sie träumerisch: sie war gelangweilt.

Der Graf, der im Geiste die eheliche Szene vom Morgen hatte, hatte zu gleicher Zeit vor den Augen der Gräfin geringschätziges Gesicht gefaltet durch den inneren Zorn, der innen um so unbarmherziger, als ihn nichts außen verrät. Diese Blässe des Zwangs entstellt innen ein wenig eine Frau; sie benimmt ihren Augen den Glanz, den sie haben sollen, um ihnen ein düsteres Feuer zu geben, welches darin zu finden unnütz ist.

Die Gräfin hatte zitternde Hände, eine bebende Stimme: es war weniger ein Frau, als eine Feindin,,

Als er aber seine Geliebte ruhig, glänzend von Schönheit, fast von Sanftmut erblickte, sagte er zu sich selbst:

»Vortrefflich! ich gewinne bei dem Tausch.«

Er ging auf sie zu, nahm sie bei der Hand und sprach:

»Wie schön sind Sie, Olympia!«

Olympia stand auf, betrachtete sich im Spiegel, setzte sich wieder und antwortete:

»Die Langweile verschönert.«

»Sie haben sich gelangweilt!« fragte der Graf, In der Hoffnung, Olympia habe sich gelangweilt, weil er sie allein gelassen.

»Ich langweile mich immer«, sagte sie.

»Wohl! ich«, erwiderte Mailly, »ich bringe Ihnen Nachrichten, die Sie zerstreuen werden, oder Sie müssten sehr schwer zu befriedigen sein.«

»Lassen Sie diese Nachrichten hören.«

»Ich melde Ihnen, daß Ihre Debüts großes Aufsehen in der Stadt und sogar bei Hofe gemacht haben.«

»Wahrhaftig? Sie sind sehr gut.«

»Es scheint sogar, daß der König äußerst zufrieden gewesen ist.«

Olympia zuckte die Achseln.

»Ich weiß wohl«, fuhr Mailly fort, »es ist Ihnen an der Meinung

des Königs wenig gelegen.«

Olympia lächelte.

»Eine Frau von Ihrem Verdienste ist so viel wert als eine Königin; in der Eigenschaft als Schauspielerin ist es indessen schmeichelhaft für das Talent . . . «

»Ich habe kein Talent.«

»Sie haben kein Talent?«

»Ich habe keines mehr.«

»Für die Schönheit also . . . «

»Die Schönheit ist ein Balsam, der nur Wohlgeruch hat, wenn man ihn nach außen vergießt.«

»Ho! Ho!« sagte Mailly mit einem gezwungenen Gelächter, »erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dies Maximen sind, die mich bedrücken«,

»Warum?«

»Weil ich, meine Teuerste, einem Geizigen ähnlich bin, der seinen Schatz bewacht.«

»Einen Schatz. der schläft.«

»Ja, der aber für seinen Eigentümer schläft, meine liebe Olympia.«

»Ein Mann ist nicht der Eigentümer einer Frau.«

»Oh!«

»Wenn sie nicht Georgierin ist, wie Mademoiselle Aine; wenn der Eigentümer nicht Herr vom Féréolles ist.«

»Oh! . . . «

»Wenn er sich nicht, statt sich Eigentümer zu nennen, Kerkermeister nennt.«

Mailly fühlte einen Schauer seine Adern durchlaufen.

»Wie!« sagte er, »sprechen Sie wirklich mit mir, meine Liebe?«

»Ei! mir scheint«, erwiderte Olympia.

»Was habe ich Ihnen denn getan?«

»Sie, nichts.«

»Sagen Sie, Olympia, haben Sie mich nicht geliebt?«

»Einst, sehr, ja.«

»Sie empfangen mich also nicht mit Vergnügen?«

»Ich sage das nicht.«

»Ich habe Sie gebeten«, sprach er ermutigt durch diese scheinbare Unterwürfigkeit, »ich habe Sie gebeten, mein kleines Haus zu bewohnen, weil es für eine Frau Ihrer Art nicht anständig war, in der Stadt zu wohnen wie eine Schauspielerin.«

»Bin ich nicht Schauspielerin?«

»Sie sind ein Fräulein von Stande.«

»Ich bin Theaterfräulein.«

»Heißen Sie nicht Fräulein Olympia von Clèves?«

»Wenn Sie frei wären, Herr von Mailly, würden Sie Fräulein Olympia von Clèves heiraten?«

Der Graf war ganz erstaunt.

»Wahrhaftig«, sagte er, »Sie würden mich glauben machen, Olympia, Sie suchen einen Streit mit mir.«

»In welcher Hinsicht, Herr Graf?«

»Sie beklagen sich, Sie seufzen, Sie zucken die Achseln.«

»Das ist wahr.«

»Und wenn ich frage, warum alle diese Merkmale von Betrübnis, so antworten Sie mir: ›Ich langweile mich.««

»Das ist abermals wahr.«

»Sie wollen also die Freiheit.«

»Verlange ich etwas?«

»Sie begnügen sich also nicht mehr mit meiner Liebe?«

»Graf, ich bitte Sie, befragen Sie mich nicht.«

»Und warum dies?«

»Weil die Fragen mich ermüden.«

»Aber Sie haben doch nicht durch Gewalt eingewilligt, mir zu folgen?«

»Hier?«

»Nein, dort in Lyon. Als ich Sie dort holte, haben Sie mir nichts gesagt, was mich Alles das vermuten lassen konnte, was Sie heute als ein Leiden bezeichnen; Sie haben mir, um mir zu folgen, keins Bedingung gemacht.«

»Keine, das ist wahr.«

»Ich versprach Ihnen Debüts. Sie haben sie.«

»Beklage ich mich?«

»Nein, doch sie ertragen mit Ungeduld den Aufenthalt In diesem Hause.«

»Habe ich meinen Widerwillen, Hierher zu kommen, verborgen?«

»Was ist Ihnen hier beschwerlich?«

»Herr Graf, wir werden uns nie verstehen«, sagte Olympia.

»Kurz, lieben Sie mich?«

»Ich habe viel Zuneigung für Sie; Sie sind ein sehr wackerer Edelmann«, erwiderte Olympia.

Und sie seufzte tief.

Mailly hörte diesen Seufzer; er faltete seine Stirne und schien einen Entschluss zu fassen.

»Es ist für mich um so ärgerlicher, daß ich von Ihnen so unfreundlich behandelt werde, Olympia, als ich mir so eben die volle Freiheit gegeben habe.«

Olympia schaute ihn an.

»Waren Sie nicht frei?« sagte sie.

»Nicht gänzlich.«

Olympia schaute ihn abermals an.

»Ich war verheiratet.«

»Ihre Frau ist gestorben?« rief Olympia erschrocken.

»Etwas Besseres: sie hat mich eine Trennung unterzeichnen lassen.«

»Und warum?«

»Ich mache sie zu unglücklich.«

»Wenn Sie solche Dinge sagen, Herr Graf, so sagen Sie es wenigstens auf eine Art, daß ich Sie verstehen kann.«

»Sie?«

»Wie! Ihre Frau verlässt Sie, weil sie zu unglücklich ist!«

»Zu unglücklich wegen der Liebe, die ich für Sie habe, Olympia.«

»Oh! rühmen Sie mir dieses Opfer nicht.«

»Ich rühme nichts, ich sage das, was ist.«

»Arme Frau!«

»Sie beklagen die Gräfin?«

»Allerdings; glauben Sie mir, es ist besser, Sie verlassen mich und geben Frau von Mailly wieder den Frieden.«

»Olympia, sind Sie toll, daß Sie verlangen, ich soll Sie verlassen?«

»Sie haben wohl Ihre Frau verlassen! warum sollten Sie nicht Ihre Geliebte verlassen?«

»Unmöglich, Olympia! ich liebe Sie mehr, als ich Sie je geliebt habe. Ich finde gewiß die Ursache hiervon in Ihrer Schönheit, in Ihrem Geiste, in Ihrer Güte für mich. Doch das ist ein Beweggrund mehr, daß ich nicht einwillige, mich eines so kostbaren Gutes zu begeben. Nein, um keinen Preis werde ich Sie zu anderen Liebesverhältnissen übergehen lassen.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Sie haben mich schon einmal verlassen.«

»Ich glaubte Ihnen das Motiv dieser Trennung schon erklärt zu haben. Man wollte mich verheiraten, und man hat mich in der Tat verheiratet; man wollte den Familiennamen fortpflanzen, und das ist nicht geglückt. Ah! hätte ich Sie, statt Sie auf dem Theater zu finden, in der Welt gesunden, für die Sie geboren waren.«

»Ah! Ah! Graf, überlegen Sie, oder ich glaube, daß ich Sie Erbärmlichkeiten zu sagen veranlasse.«

»Ich verstehe Sie nicht. Olympia.«

»Sie haben mich verlassen, Graf, weil Sie genug an mir hatten; Sie haben mich wiedergekommen, weil Sie zu viel an Ihrer Frau hatten.«

»Ich will das wohl zugestehen; doch die Liebe ist wie die neuen Gebäude, welche sinken, um ihre Lage zu finden; sobald diese Lage gesunden, ist die Sache beendet, und das Gebäude währt ewig.«

»Nun! Graf, das ist ein Unglück.«

»Was?«

»Meine Liebe hat ihre Lage noch nicht gefunden.«

»So daß . . . «

»So daß ich mich langweile.«

»Noch?«

»Immer.«

»Sagen Sie mir aber einen Grund dieser Langweile.«

»Wenn es nur die Unwissenheit über die Situation wäre, in der ich mich befinde!«

»Wie so?«

»Allerdings. Bin ich frei oder gefangen? Kann ich ausgehen oder muss ich bleiben?«

»Olympia! Sie sind frei, Sie wissen es wohl. Nur wäre es mir schmerzlich, würde ich Sie sich zerstreuen, würde ich Männer um Sie sehen, die sich Gehör verschafften. Olympia! ich bin mit der Eifersucht nicht vertraut.«

»Sie rühmen sich, nicht eifersüchtig zu sein?«

»Man rühmt sich dessen, so lange man es nicht ist.«

»Und wenn man es ist?«

»So sieht man keine Möglichkeit, zu leben ohne Überwachung.«

»Sie überwachen mich also?«

»Gott behüte mich!«

»Und Sie sind nichtsdestoweniger eifersüchtig?«

»Ja, «

»Sehr eifersüchtig?«

»Wahnsinnig.«

»Das ist unnütz, Graf.«

»Warum?«

»Ei! mein Gott! weil ich an dem Tage, wo ich in Jemand verliebt sein werde, es Ihnen sage, ohne eine Stunde, eine Minute, eine Sekunde zu zögern.«

»Ja, Sie haben es mir schon versprochen.«

»Nun?«

»Ich finde dieses Versprechen das zweite Mal nicht beruhigender, als das erste Mal.«

»Darum wundere ich mich, daß Sie mich einsperren, Graf. Sie wissen Eines wohl: wenn ich ausgehen will, werde ich ausgehen.«

»Ach! das ist nur zu wahr!« sagte der Graf mit einer entsetzlichen Herzbeklemmung.

»Darum«, fuhr Olympia fort, »darum kann ich mit Jedem, wer

es auch sein mag, sprechen, ohne daß Sie darüber in Unruhe geraten.«

»Sie begreifen also meine Lage nicht?«

»Nein; erklären Sie dieselbe.«

»Ei! mein Gott! ich kenne Sie, Olympia, und ich weiß, Sie werden nicht verfehlen, mich davon zu unterrichten, wenn Ihr Herz eingenommen ist. Sie werden mir sagen: Ich liebe diesen. Ach! wenn Sie das sagen, meine Liebe, so werde ich Ihnen wie ein Dummkopf die Gelegenheit, die Fähigkeit geboten haben. Wen werden Sie lieben? einen von meinen Freunden wahrscheinlich, einen Mann, den ich bei Ihnen eingeführt, den ich Ihnen vorgestellt habe; und wenn Sie mir das sagen, mein Gott! dann wird es schon zu spät sein, daß ich vorbeuge; ich werde ein Unglück zu erdulden haben, das ich mir hätte ersparen können, ersparen müssen; ich werde weit vorgerückt sein, wenn Sie mir offenherzig sagen: Ich liebe Sie nicht mehr.«

»Oh! das Raisonement ist logisch.«

»Sie sehen wohl.«

»Sie vergessen jedoch den Fall, daß ich ohne Gegenstand verliebt würde.«

»Oh! Olympia, dergleichen Liebschaften sieht man nur in den Romanen, und sie sind dort nicht gut angebracht.«

»Graf, Graf«, erwiderte Olympia, »es gibt keinen schlimmeren Roman, als die Phantasie einer Frau«,

»Sie! ohne Gegenstand verliebt?«

»Ich sage Ihnen, daß dies möglich ist.«

»Dann werde ich nicht eifersüchtig sein. Was macht mir das Gespenst? Was ist die Liebe zum Schatten?«

Olympia ergriff die Hand des Grafen von Mailly und schaute ihn tief an. Dann sprach sie mit einem Ausdruck, der ihm das Blut im Herzen gestehen machte:

»Unglücklicher, Sie kennen das, was Sie verachten, nicht. Diese Liebe, auf welche Sie nicht eifersüchtig zu sein sich geloben, ist die allergefährlichste Liebe. Diejenige, welche das Gespenst liebt, diejenige, welche den Schatten liebt, diejenige, welche auf den Abendwind horcht, diejenige, welche die verscheidende Sonne betrachtet, diejenige, welche den

ausgehenden Stern begrüßt, diejenige, welche sich vom Mondstrahl lieblosen lässt, diejenige ist ohne Rettung für ihren Liebhaber verloren. Wenn sie nichts liebt, so ist dies so, weil sie nicht mehr etwas liebt.«

Und als sie den Schrecken wahrnahm, der sich bei diesen grausam artikulierten Worten auf dem Gesicht des Grafen malte, fuhr sie fort:

»Oh! wünschen Sie nicht, ich sage es Ihnen, wünschen Sie nicht, daß Sie Ihre Geliebte auf einen Schatten eifersüchtig macht. Auf das Weltall eifersüchtig ist derjenige, welcher nicht auf einen Menschen eifersüchtig sein kann. Man tötet seinen Feind, man erdolcht seinen Nebenbuhler, doch der Schatten, den Ihre Geliebte liebt, ist ein unsichtbarer Feind, ist ein ungreifbarer Nebenbuhler, ist ein unablässiger, unbarmherziger, unerhörter Schmerz, welcher beißt, nagt, tötet. Graf, dulden Sie nicht, daß ich mich langweile; Graf, erlauben Sie nicht, daß ich träume; Graf, lassen Sie es um keinen Preis geschehen, daß sich die Leere in meinem Herzen bildet! Der Schatten würde darein eintreten, Graf, und Sie wissen nun, was die Liebe zum Schatten ist.«

Und nachdem sie diese Worte gesprochen, gab Olympia, verzehrt von dem, was sie nicht gesagt, einen erstickten Seufzer von sich, stand auf, um in ihr Zimmer zu gehen, schloß aber auf dem halben Wege die Augen, erbleichte und fiel ohne Bewusstsein auf den Teppich.

Der Graf schaute sie mit mehr Schrecken, als Besorgnis, mit mehr Angst, als Liebe an; dann murmelte er, immer mehr sich verdüsternd:

»Bei meiner Seele! ich habe heute Unglück! Liebe ich zu sehr, oder liebt sie nicht genug?«

Dann ging er auf Olympia zu, nahm die Ohnmächtige in seine Arme und trug sie in ihr Zimmer.

In diesem Augenblick stürzte Claire, die uns bekannte Kammerfrau, herein und rief dem Grafen zu, einer von seinen Freunden habe die Haustür eingestoßen und schicke sich an, wenn man sie ihm nicht öffne, auch die Tür des Vorzimmers einzustoßen.

»Und dieser Freund?« fragte der Graf die Stirne faltend, »hat er

wenigstens seinen Namen genannt?«

»Es ist Herr von Pecquigny, welcher von Rambouillet kommt, und Sie durchaus sprechen will«, erwiderte die Kammerfrau.

»Der Kapitän der Garden!« rief Mailly, »das ist für den Dienst des Königs. Claire, bewachen Sie Ihre Gebieterin, ich will Pecquigny empfangen.«

Und er eilte aus dem Schlafzimmer, das er sorgfältig schloß.

LXII.

Dienst des Königs.

Die Gefahr war nicht so dringend, als sie die Kammerfrau gemacht hatte.

Pecquigny hatte allerdings die erste Tür eingestoßen, doch er war noch nicht in die Vorzimmer gedrungen.

Er hielt sich im Hofe auf einem von Schweiß triefenden Pferde. Ein Lackei war drei Schritte von ihm auf einem andern Pferd.

Diese zwei Männer, Herr und Diener, befanden sich unter dem Strahle einer großen Laterne, welche den Hof erleuchtete, und beim Scheine dieser Laterne sah mau die zwei Pferde Schaum und Rauch schnauben. Mailly erschien auf der Türschwelle.

»Du bist es, Herzog?« fragte er.

»Du bist es, Graf?« erwiderte der Herzog, eine Frage gegen eine Frage tauschend.

»Was ist denn vorgefallen?« sagte Mailly, indem er sich rasch dem Reiter näherte.

»Ah! Vielerlei, Mailly, Vielerlei! Weißt Du, daß mir Deine Diener den Eingang in Dein Haus verwehren?«

»Du darfst ihnen nicht böse sein, daß sie meine Befehle buchstäblich vollziehen, Herzog; Du weißt, daß ich hier in meinem kleinen Hause bin.«

»Ja. und Du verschließt es, so gut Du kannst.«

»Ganz richtig.«

»Ich hatte es erraten; doch wenn Du dieses Haus verschließt, wo soll ich mit Dir sprechen?«

»Du hast mir also etwas zu sagen?«

»Bei Gott! glaubst Du denn, ich würde Dich sonst um Mitternacht aufjagen?«

»Graf, Du sollst mich nicht für einen Kerl halten, der seine Freunde barsch abweist; steige vom Pferde, tritt ein und folge mir.«

»Speist man zu Nacht?«

»Wie! Du hast nicht zu Nacht gespeist?«

»Nein, bei Gott!«

»Woher kommst Du denn?«

»Von Rambouillet, und ich habe Hunger.«

»Desto besser.«

»Das nenne ich ein gutes Wort; erkläre es.«

»Das ist leicht. Es scheint, die Nachrichten sind nicht so erschrecklich, als ich Anfangs geglaubt habe. Tritt ein, mein lieber Pecquigny, tritt ein, und wenn Du Hunger hast, nun, so wirst Du zu Nacht speisen.«

Er ließ den Herzog eintreten. Man brachte die zwei Pferde in den Stall. Der Kammerdiener erhielt den Auftrag, den Lackei von Pecquigny zu beherbergen.

Mailly führte den nächtlichen Besuch in den Saal des Erdgeschoßes, nachdem er seinem Kammerdiener ein paar Worte ins Ohr geflüstert hatte.

»Großes Feuer und kleines Mahl«, sagte Mailly; »doch was willst Du, man erwartete keinen so hohen Gast. Auf, mache es Dir bequem!«

Ohne sich dies zum zweiten Mal sagen zu lassen, machte es sich Pecquigny wirklich in einem Lehnstuhl bequem.

»Du kommst also von Rambouillet?«

»Ich bin vor zehn Minuten von dort angekommen.«

»Wie befindet sich der König?«

»Zu wohl, Graf. Nicht wahr, Du hast Deine Leute weggeschickt?«

»Ich habe nur einen Kammerdiener hier, den, welchen Du gesehen hast; er ist, glaube ich, beschäftigt, den Deinigen in der Office zu bewirten.«

»Die Türen sind geschlossen, nicht wahr?«

»Sicherlich. Du hast mir also etwas zu sagen?«

»Etwas von der höchsten Wichtigkeit.«

»Sprich.«

»Höre mich an . . . Ah! sage, wie geht es Deiner Frau?«

»Sehr gut!«

»Was Teufels sagte man mir in Rambouillet?«

»Wie, in Rambouillet war von meiner Frau die Rede?«
»Man sprach nur von ihr.«
»Und, ich bitte, auf welche Art?«
»Du rühmst Dich, sie verlassen zu haben, wie man versichert.«
»Ich weiß nicht genau, ob ich sie verlasse, oder ob sie mich entlässt. Kurz, es besteht ein Trennungsvertrag.«
»Von welchem Datum?«
»Von diesem Morgen.«
»Unterzeichnet?«
»Unterzeichnet.«
»Das findet sich vortrefflich. Der Vertrag hat noch nicht Zeit gehabt, seine Vollziehung zu erhalten.«
»In welcher Hinsicht sagst Du mir das?«
»Du wirst Deine Frau wieder nehmen.«
»Ich?«
»Ja; wir werden später hierüber sprechen.«
»Wie! was sagst Du mir da, Pecquigny?«
»Das ist ein Detail; ich habe mich geirrt: ich hätte es müssen an seinem Platze lassen. Verrückt man die Details von ihrer Stelle, so wirft man Dunkelheit auf das Ganze, mein lieber Graf.«
»Nun, nun, lass uns vernünftig reden, wenn dies überhaupt möglich ist.«
»Oh! ich bin sehr ernst; nur begreifst Du, in der Lage . . . «
»In welcher Lage!«
»In der wir uns befinden. Die Neuigkeit, daß Du die Gräfin verlassen hast . . . «
»Oh!«
»Stelle Dir nichts Unangenehmes vor, nein, bei Gott! Aber, mein Lieber, die Gräfin . . . «
»Nun! die Gräfin?«
»Ist die Tugend selbst.«
»Ich bin davon überzeugt, Pecquigny.«
»Warum verlässt Du sie dann?«
»Sie hat einen schlimmen Charakter.«
»Was macht das Dir?«

»Das macht mir, und zwar viel, das ist für mich ganz unerträglich.«

»Da Du es nicht ertrugst?«

»Das ist abscheulich!«

»Ei! sage nicht so viel Böses von ihr.«

»Ich?«

»Es ist klug.«

»Wie! es ist klug, nicht Böses von meiner Frau zu sprechen?«

»Ja; das würde Dich in Verlegenheit setzen an dem Tage, wo Du genötigt wärest, hiervon abzugehen.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Es ist doch sehr klar. Ich empfehle Dir Zurückhaltung; solltest Du meinen Rat nicht befolgen, so würde Dir das später mir gegenüber peinlich sein. Doch vor Allem: sind wir völlig versichert, daß keine Frau hier ist, welche hören kann, was wir sagen?«

»Ja, tausendmal, ja; Du kannst sicher sein. Sprich also, denn Du machst mich sterben.«

»Es ist nicht leicht zu sagen.«

»Du beunruhigst mich. Weiß der König etwas?«

»Etwas von Deiner Frau?«

»Von meiner Frau oder von meiner Geliebten?«

»Sage mir, Deine Geliebte, Du liebst sie?«

»Gewiss.«

»Sehr?«

»Mit Leidenschaft.«

»Teufel! das ist ärgerlich!«

»Wie! das ist ärgerlich! Es ist ärgerlich, daß ich meine Geliebte liebe?«

»Allerdings, und es wäre viel moralischer, wenn Du Deine Frau lieben würdest.«

»Das ist es gerade: weil ich meine Geliebte liebe, liebe ich meine Frau nicht.«

»Die Geliebte, welche Du mit so viel Leidenschaft liebst, wäre es . . . «

»Olympia von Clèves, ja.«

»Olympia von Clèves! Armer Junge! Und Du liebst sie leidenschaftlich, sagst Du?«

»Wahnsinnig.«

»Ah! ah!«

Pecquigny kratzte sich am Ohr.

»Nun! desto besser!« rief er plötzlich, »Opfer wird um so verdienstlicher sein.«

»Das Opfer von wem?«

»Das Opfer Deiner Geliebten Olympia.«

»Meiner Frau gebracht?«

»Ei! wer spricht von Deiner Frau?«

»Wem soll ich denn Olympia opfern, wenn nicht meiner Frau?«

»Wohl an«, sagte Pecquigny, »wohl an, wir müssen zum Ziele kommen.«

»Wahrhaftig, ich verlange gar nichts Andere.«

»Nun denn, mein Lieber«, sagte Pecquigny, »es ist Dir nicht unbekannt, daß Fräulein Olympia von Clèves neulich die Junia gespielt hat.«

»Bei Gott! ich weiß es wohl«, erwiderte Mailly; »ich habe sie von Lyon hierher geführt und debütieren lassen.«

»Oh! ich habe Dir ein wenig dabei geholfen.«

»Wobei?«

»Bei Ihren Debüts.«

»Ja. Doch vorwärts. Ich brenne . . . «

»Gut also! Olympia hat so angenehm gespielt und sie ist so schön, daß sich Einer in sie verliebte, und zwar sehr verliebte.«

»Einer?«

»Ja.«

»Was liegt mir daran! Wenn nicht etwa . . . «

»Wenn nicht . . . «

Der Graf schaute Pecquigny an.

»Wenn nicht Du es zufällig bist.«

»Ho! ho!«

»Höre, Pecquigny, ich beeile mich, Dir zu sagen, weil Du einer meiner besten Freunde bist, und weil ich Dir bei diesem Titel nicht

den geringsten Kummer machen möchte, — ich liebe Olympia. Dieses Wort muss Dir genügen. Die Adverbia, die ich am Ende dieses Wortes aufhäufte, würden dem Ausdruck dieser Liebe nichts beifügen; sie würden Ihn vielleicht vermindern, — und da ich sie liebe, so werde ich sie Dir nicht abtreten.«

»Mein Freund, wenn es sich nur um mich handelte, so wäre die Sache bald abgemacht, doch . . . «

»Um wen handelt es sich denn?« fragte Mailly, den der Ernst von Pecquigny beunruhigte.

»Um Einen, mein bester Freund, um Einen, dem man in diesem schönen Königreiche Frankreich nicht zu widerstehen pflegt. Mein Freund, es handelt sich um den König.«

»Um Ludwig XV?«

»Um Seine Majestät in Person.«

»Oh!«

Herr von Mailly wurde ganz bleich.

»Der König ist in Olympia verliebt!« sprach er, indem er das Haupt erhob und Pecquigny wie ein Mensch anschaute, der aus einem Traume erwacht.

»Es scheint, unser erhabener Herr verliert darüber das Essen und das Trinken. Ein König, der weder ißt, noch trinkt, mein Freund, ist ein bald toter Mann. Ich nehme nicht an, daß Du die Liebe für Deine Geliebte bis zum Königsmord treibst.«

»Höre, Pecquigny«, erwiderte Mailly, »wenn Du einen Scherz gemacht hast, wie man ihn bei Hofe liebt; wenn Du von meiner Frau abgeschickt bist, um mich zu quälen; wenn Herr von Maurepas, der die Polizei verwaltet, Dich bezahlt; wenn die Jesuiten Dich bedrängen, nun wohl! dann verzeihe ich Dir; wenn Du aber glaubst, ich müsse Olympia abtreten, selbst dem König, so täuschest Du Dich, und ich verzeihe Dir nicht.«

»Alles schön! Alles schön! Du brauchst Deine Augen nicht wie Pistolen zu laden, damit wir uns gegenseitig mit Blicken töten. Ruhe! das ist ernst!«

»Nein, das ist einfach! Der König, sagst Du, liebe Olympia. Wohl! ich werde sie behalten.«

»Bah!«

»Übrigens, ist das nicht wahr.«

»Wie, das ist nicht wahr?«
»Der König ist nicht in Olympia verliebt.«
»Wenn ich es Dir aber sage!«
»Er! ein Devoter! ein in Heiligkeit eingemachter Prinz! ein Musterehemann! Das ist unmöglich!«
»Gut! nun verleumdest Du den König! Majestätsbeleidigung! Nimm Dich in Acht!«
»Es müsste schön anzusehen sein, wenn, nachdem ich mir die Mühe gegeben, ein reizendes Geschöpf, ein Muster auszugraben . . . «
»Ah! es ist ein reizendes Geschöpf! ah! es ist ein Muster! Mein Freund, Du siehst wohl . . . «
»Was siehst Du?«
»Daß man den König nicht getäuscht hat, und Olympia ist wirklich so reizend, als Du sagst.«
»Noch reizender.«
»Du erfüllst mich mit Freude.«
»Bist Du verrückt?«
»Wenn Du mich begriffen hast, wirst Du sehen, ob ich weniger weise bin, als einer von den Sieben Griechenlands. Laß mich Dir meinen Plan entwickeln.«
»Du kannst Dir schmeicheln, mir sehr unangenehme Dinge zu entwickeln.«
»Lieber Graf, es gibt Unannehmlichkeiten, die einen guten Edelmann nicht fliehen können, und die ein guter Edelmann nicht fliehen kann: so bei Lugeac, dem man die Nase abgeschnitten hat, Unannehmlichkeit: so bei Chardin, der von seinem Schwiegervater, dem Generalpächter, enterbt worden ist: so bei Deiner Frau, die das Glück hatte, von Dir befreit zu sein, und die Dich wieder zu nehmen genötigt sein wird; Unannehmlichkeiten!«
»Ah! willst Du, daß ich lache, oder daß ich mich ärgere? Scherzest Du oder spottest Du?«
»Das Eine und das Andere, doch das Eine nach dem Andern. Lache zuerst; Du wirst Dich hernach ärgern.«
»Genug, Pecquigny, lass uns hiervon abbrechen.«
»Nein, es steht mir nicht zu Gebot, abzubrechen, wo Du gern

möchtest, nicht einmal, wo ich gern möchte. Ich habe angefangen, ich muss also bis zum Ende gehen.«

»So gehe; doch geschwinde!«

»Ich fahre in der Auseinandersetzung meines Planes fort. Nimm vor Allem an, Du seist ehrgeizig.«

»Durchaus nicht!«

»Laß uns doch in Ruhe! Du, der Du immer Ins Feuer gehst wie ein Baske, liebst Du die Orden und die Herzogtümer nicht?«

»Was hat Olympia mit einem Herzogtum gemein, und in wie fern kann mir Olympia einen Orden eintragen?«

»Ich komme hierzu! Da der König in Olympia verliebt ist und findet, sie sei ein Muster, ein wahres Muster, wie Du versicherst — täusche uns wenigstens nicht! denn sieh die Lage, in die Du mich versetzen würdest.«

»Ah! Pecquigny, weißt Du, daß mir ein Gedanke gekommen ist, während Du mir Deinen Plan einwickelst, statt ihn zu entwickeln?«

»Dir auch ein Gedanke! Zwei Gedanken! Das geht also vortrefflich! Sprich, mein lieber Mailly, sprich, und Du wirst sehen, wie ich Dich anhöre!«

»Vernimm also meinen Gedanken: ich werde mich nicht so wie Du um die Wahrheit drehen. Pecquigny, Du bist von meiner Frau zu mir geschickt.«

»Ich! von Deiner Frau?«

»Pecquigny, Du bist der Liebhaber meiner Frau!«

»Ich! ich!«

»Pecquigny, Du erklärst mir, ohne daß Du es vermutest, den Streit, den meine Frau mit mir gesucht hat.«

»Du bist ein Narr! Die Augen treten Dir aus dem Kopfe, mein Lieber!«

»Ich scherze nicht mit meinem Namen, Herzog, verstehst Du wohl?«

»Ei! Unglücklicher, wer spricht denn von Deinem Namen? wer denkt an Deine Frau? Ich kenne sie nicht; Eure Trennung, ich bekümmere mich den Teufel darum, und ich habe sie heute erst erfahren.«

»Ich glaube es wohl! sie datiert von zwei Uhr Nachmittags.«

»Mailly, bei meiner Ehre, es ist nur sekundär von Deiner Frau die Rede.«

»Du verlangtest aber so? eben von mir eine Aussöhnung mit ihr.«

»Für Dein Wohl, mein Bester, damit Du nicht allein bleibst, nachdem Du mit Olympia gebrochen. Die Einsamkeit, das ist tödlich für Phantasien wie die Deinige, und in diesem Fall ist die Gesellschaft einer Frau noch besser als gar nichts.«

»Bilde Dir nicht ein, Herzog, ich werde Dich noch eine Silbe sagen lassen ohne ein Wort von Dir.«

»Welches Wort, Graf?«

»Herzog, ich drohe Dir nicht; wir sind zu gute Edelleute und zu redliche Freunde, um so einander gegenüber zu verfahren. Du wirst mir jedoch bei Deinem Herzogswort schwören . . . «

»Was soll ich schwören?«

»Daß Du meine Frau nicht kennst, wie Du sagst.«

»Mein lieber Mailly, ich schwöre Dir bei meinem Herzogswort, bei der reinsten Ehre meines Hauses, meines Blutes und meines Geschlechts, haß ich Deine Frau nur dreimal gesehen habe: an Eurem Hochzeitstage, da ich Dein Zeuge war; am Tage ihrer Vorstellung bei Hofe und vor wenigen Stunden in Rambouillet.«

»Ah! Louise war in Rambouillet?«

»Ja, ich habe sie erblickt, aber nicht einmal mit ihr gesprochen. Doch das erinnert mich auch an einen Umstand.«

»Nenne ihn mir.«

»Was kann das Dir machen?«

»Das ist je nach dem Umstande.«

»Wenn es nun ein ganz *besonderer* Umstand wäre?«

»Das kann mir nichts machen, da wir getrennt wie Du sagtest. Es ist indessen schicklich, daß ein Ehemann . . . «

»Ja, es ist In der Tat ziemlich schicklich.«

»Meine Frau ist frei.«

»Frei bis auf einen Herzog und Pair ausschließlich, und wäre er zweimal Herzog und zweimal Pair, nicht wahr?«

»Pecquigny!«

»Nun! mein Lieber, wenn es Dir missfällt, daß Deine Frau zu

sehr Einen anschaut, und daß dieser Eine zu sehr Deine Frau anschaut, so ist es Zeit.«

Der Graf fuhr mit einer Hand über sein Gesicht.

»Ah!« sagte er, »eine böse Versuchung! Ich kenne Louise: sie wird wohl dahin oder dorthin einige wohlwollende Blicke werfen, das ist aber Alles.«

»Du glaubst also an Deine Frau?«

»Ich glaube.«

»Gut. Mein Freund, der Glaube hilft.«

Dann sagte Pecquigny ganz leise zu sich selbst:

»Wenn Olympia ein Muster ist, so ist Mailly auch ein Muster. Welches Paar! Und welch ein Unglück, daß sie getrennt werden sollen!«

»Ich habe also Dein Wort«, fuhr Mailly fort, »und ich bin sicher, daß Du von selbst wegen Olympia hierher kommst?«

»Ja, und ich gehe wieder in meinen Plan ein.«

»Lieber Freund, erkläre ihn mir nicht, das wäre verlorene Mühe.«

»Ho! Ho! ich hätte einen unnützen Plan gemacht?«

»Vollkommen. Ich habe die Liebe zu meiner Frau verloren, oder es ist wenigstens eine eingeschlafene Liebe, welche aufwachen wird, wenn es Gott gefällt.«

»Oder dem Teufel.«

»Ja, Herzog; doch was Olympia betrifft, ich wiederhole Dir, an ihr halte ich; sie ist mein, nichts wird sie mir nehmen.«

»Das sind Worte: **Verbavolant!** wie der Pater Porée sagte.«

»Du weißt, mein lieber Herzog, daß es Worte gibt, die man Ehrenworte nennt.«

»Gerate nicht in Flammen und verschwende besonders nicht die Ehrenworte.«

»Worin? Bin ich zufällig nicht der Herr meiner Neigungen?«

»Ei! nein!«

»Das ist seltsam!«

»Seltsam oder nicht, es ist so. Ich denke, wenn der König eine Steuer von der Stadt erheben will, so kommt er nicht, um Dich um Rat zu fragen, nicht einmal, um sie um Rat zu fragen.«

»Ja, aber . . . «

»Es gibt kein *aber* . . . Mademoiselle Olympia ist Schauspielerin, sie gehört der Comédie; die Comédie gehört dem König, da ihre Schauspieler die des Königs sind.«

»Ah! Du scherzest!«

»Ich! ich bin tausend Meilen davon entfernt.«

»Nun, so sage dem König, er möge kommen und mir Olympia nehmen, und wir werden sehen.«

Pecquigny zuckte die Achseln.

»Der König wird sich wohl Zwang antun, nicht wahr?«

»Pecquigny, Du bist ein kostbarer Freund. Ich begreife Dein ganzes Zartgefühl. Du siehst, welche Gefahr mich bedroht, und willst mich derselben entziehen.«

»Wie?«

»Du weißt, daß man gegen meine arme Olympia konspiriert hat, und ohne irgend das Ansehen davon zu haben, warnst Du mich.«

»Ich?«

»Das ist gut, verteidige Dich nicht, das ist vortrefflich, ich danke Dir. Schon heute Nacht reise ich mit ihr nach meinem kleinen Gute in der Normandie ab, — Du kennst es, das in der Nähe von Courbe-Epine, was Frau von Prie gehört«,

»Ich danke Dir, daß Du mich hiervon unterrichtest. Du kannst sicher sein, daß Mademoiselle Olympia nicht nach der Normandie gehen wird.«

»Bah!« versetzte Mailly erstaunt, »warum sollte sie nicht gehen?«

»Weil ich es verhindern werde!«

»Du?«

»Ich selbst. Du begreifst, mein lieber Graf, ich habe nicht Lust, den König vor Gram sterben zu machen, um meinen Platz neben Jacques Clément und Ravailac zu nehmen.«

»Ah! das ist stark.«

»Wenn es Deine Frau wäre, mein guter Mailly, dann wollte ich nichts sagen, ich würde Dich ermächtigen, Dir empfehlen, sie wohl zu verbergen; denn das wäre ein von Seiner Majestät

verübter Diebstahl, obgleich es Vorgänge gibt, welche von Ludwig XIV. und Herrn von Montespan datieren . . . Doch eine Geliebte . . . «

»Herzog!«

»Ah! ja wohl!«

»Du! mein Freund!«

»Außer dem Dienst; doch hier, mein Lieber, Dienst des Königs.«

»Mir die Frau rauben, die ich liebe!«

»Eine Komödiantin?«

»Wenn sie aber der König liebt, warum sollte ich sie nicht auch lieben?«

»Der König, mein Freund, ist der König!«

»Willst Du mich in Verzweiflung bringen?«

»Wenn ich Dich deshalb in Verzweiflung würdest Du mich lachen machen.«

»Nun ist es zu viel, Herzog, und ich denke, wir wollen ein Ende machen.«

Pecquigny stand auf.

»Ich hielt Dich für einen Mann von Geist«, sagte er.

»Ja, aber nicht von Herz.«

»Gut; seit einer Stunde mache ich alle mögliche Wege und Umwege; ich häufe auf, ich lüge, ich brauche List, ich lege Minen an . . . «

»Um wohin zu gelangen?«

»Ei! Du weißt es.«

»Um Olympia zu nehmen, ja.«

»Ei! wenn es mir der König befiehlt, so ist das minder schwierig, als eine Bastei.«

»Pecquigny, in den Basteien, die Du genommen hast, fandst Du Spanier oder Deutsche.«

»Und bei Olympia werde ich Dich finden, willst Du sagen?«

»Ja.«

»Mein Teuerster, das wird ein Kummer für mich sein, doch ich werde den Kummer verschlucken, und ist er verschluckt, so werde ich die Bastei nehmen. Du kennst meine Theorie der

Unannehmlichkeiten.«

»Höre, Pecquigny, ein letztes Wort.«

»Sage es.«

»Wenn Olympia mich liebt?«

»Du sprichst nur Tollheiten, Du bist geringer seit unserer Unterredung. Was ich von Dir gehört habe, ist ein Kompositum von entsetzlichen Plattheiten. Wenn Olympia Dich liebt, sagst Du? Ei! bei Gott! ja, sie liebt Dich. Was beweist das?«

»Wie, was das beweist?«

»Allerdings; ich komme auf meine Vergleichung, zurück. Lieben die Salzsteuern den König? Dennoch gehören Sie dem König. Wenn Mademoiselle Olympia den König nicht liebt, wird sie Seiner Majestät sagen, sie hasse ihn?«

»Ja, sie wird es ihm sagen.«

»Nun! mein Lieber, das wäre eine grobe Dummheit, und hierzu halte ich sie für unfähig. Nie wird sie es dem König sagen, weil sie guten Ton hat, und weil der König geliebt zu werden verdient . . . Der König ist bezaubernd . . . Wenn Du ihn heute Abend gesehen hättest. Er ist viel schöner als Du. Er ist viel jünger als Du. Und dann ist er König, was wohl etwas ist. Eine Frau, die den König nicht lieben würde, pfui doch! Eine Frau! Höre, mein Teuerster, Du urteilst gegen allen gesunden Verstand! Die Liebe des Könige für eine Schauspielerin wird nicht ewig währen! Alle Teufel, wenn Du diese Olympia liebst, Du wirst sie wiederfinden.«

»Oh! was Du sagst, ist abscheulich.«

»Du hast hundert tausendmal Schlimmeres getan, als ich Dir da sage. Fassen mir die Sache zusammen.«

»Sie ist zusammengefasst. Ich schlage es ab.«

»Gut. So lass mich passieren, ich will mit der Dame sprechen.«

Mailly warf sich dem Herzog entgegen, um ihm den Weg zu versperren.

»Du willst von diesen Schändlichkeiten mit Olympia sprechen!« rief er. »Nie, Herzog! Nie!«

»Wenn ich nicht heute mit ihr spreche, so werde ich morgen mit ihr sprechen: das ist der ganze Unterschied.«

»Bei mir, nie!«

»Wenn nicht bei Dir, so wird es anderswo. So wird es im Schauspielhaus sein.«

»Ich werde Dich eher töten!«

»Wenn Du mich tötest, Mailly, so hinterlasse ich als Erbschaft irgend einem Freunde meinen Plan, den Du nicht annehmen willst. Mein Freund wird den Plan benutzen, und Du wirst genötigt sein, auch ihn zu töten, um ihn zu verhindern, mit Deiner Olympia zu sprechen.«

»Dann werde ich sie töten.«

»Gut! Nach den Tollheiten kommen nun die Albernheiten, Du bist wie der Römer Virginius, ein Herr welcher seine Tochter tötete . . . sehr gut; doch Virginius tötete seine Tochter und nicht seine Geliebte; doch Appius war ein abscheulicher Decemvir, während Ludwig XV. ein reizender König ist.«

»Was liegt mir daran!«

»Doch, es liegt Dir daran, und Du wirst sehen, warum. Der König wird Dich nach so vielen Schlächtereien für verrückt halten, er wird Dich in die Bastille einsperren lassen, und dort wirst Du, indem Du an die Wände Sonette zum Lobe Deiner Geliebten schreibst, verfaulen. Freund, ich bitte Dich, schließe Dich in Dich selbst ein. Ich habe die Lage scharf gezeichnet. Höre.«

»Mein Gott! ich habe Dich schon nur zu viel angehört.«

»Der König liebt eine Frau; was sagst Du dazu?«

»Nichts, das ist mir gleichgültig.«

»Diese Frau ist die Deines Nächsten. Was sagst Du dazu?«

»Aber . . . «

»Nichts, nicht wahr? Noch besser, wenn es zum Beispiel die Frau Deines Freundes Pecquigny ist, so lachst Du darüber wie ein Haufe Fliegen in der Sonne. Gestehe, mein Gott! gestehe doch diese zwei Punkte.«

»Ja, doch die Frau, die der König liebt, ist diejenige, welche ich auch liebe.«

»Wirst Du die Andern verhindern, darüber zu lachen?«

»Nein; aber ich werde nicht lachen.«

»Gleichviel. Die Andern werden dem König Beistand leisten,

wie dies zu tun, wenn man ein guter Franzose, natürlich ist. Der König hat seine natürlichen Reize, und in Ermangelung seiner Reize, welche unwiderstehlich sind, gibt es die Bastille: Bastille für Olympia, wenn sie den König nicht liebt; Bastille für Mailly, wenn er sich gegen Seine Majestät empört; Bastille rechts, Bastille links, Bastille überall. Mein Freund, ich habe zu viel gesprochen. Die Kehle brennt mich. Man hat mir während dieser langen Unterredung nicht einmal eine Erfrischung angeboten, wenn nicht etwa die eines Degenstichs.«

»Oh! verzeih, mein lieber Herzog.«

»Ja, ich begreife, das ist hart, doch selbst für die Genugtuung des Degenstichs haben wir die Connétable und die Bastille. Immer die Bastille! Welch eine verteufelte Aussicht. Höre, man sagte, die Pyramiden seien das höchste Monument der Welt. Nun! ich schwöre Dir, daß dies falsch ist, denn man sieht die Pyramiden auf zehn Meilen nicht. Und diese rasende Bastille sieht man von überall. Sie ist das höchste Monument aus der Welt.«

Mailly versank In eine tiefe Erschlaffung.

»Oh! alle meine Träume«, sagte er, »alle verschwunden, alle verloren.«

»Bah! hast Du nicht Eines bemerkt? daß man, nachdem man einen Traum beendet hat, wenn man ein guter Schläfer ist, beinahe immer einen andern anfängt. Sprich, bist Du entschlossen?«

»Olympia zu verlassen? Nie.«

»Mich sie vorbereiten zu lassen?«

»Nie! Nie!«

»Mein Freund, es ist gut. Wir sind nun Feinde, indessen immer mit der Redlichkeit, welche von französischen Kriegern unzertrennlich ist. Und hier muss ich Dir Etwas sagen.«

»Sage, Du wirst keine einzige Feder mehr in mir vibrieren machen; Alles ist abgespannt, wenn nicht gebrochen.«

»Da es sich um eine Weibersache handelt, so ist die List unerlässlich. Statt zu Brutalisieren, werde ich subtilisieren. Misstraue mir; die Türen, die Fenster, die Falltüren, Alles werde ich anwenden, und wenn Du nicht in die italienische Posse geraten willst, wenn Du nicht mit Olympia die Cossandre spielen

willst, während ich sie die Isabellen spielen lassen werde, nimm Dich in Acht! Ich sage Dir noch einmal, mein lieber Graf von Mailly, nimm Dich in Acht! Ich, Pecquigny, Dein Freund und zugleich Dein Feind, warne Dich.«

Nach diesen Worten ging der Kapitän weg, ohne mit seinen Lippen das Glas berührt zu haben, das ihm Mailly, als Pecquigny diesem den Vorwurf machte, er lasse ihn vor Durst sterben, gefüllt hatte.

LXIII.

Der Schatten war ein Körper.

Es war spät, oder es war vielmehr sehr frühzeitig, als der Kapitän der Gardes Seiner Majestät Ludwig XV. aus dem kleinen Hause von Herrn von Mailly wegging.

Es schlug sechs Uhr Morgens in der benachbarten Kirche; die ersten Strahlen des Tages fingen an zu erscheinen: ein grauer Tag, wie diese Herbsttage sind, welche im Nebel ausgehen und im Nebel untergehen.

Eine trockene durchdringende Kälte versprach indessen einen schönen Mittag. An diesem Morgen und gegen Mittag sollte der König mit seinem ganzen Hofstaate von Rambouillet zurückkehren.

Die ersten Strahlen dieses Tages brachen durch die Fenster des Speisezimmers ein, als Mailly aus einer Art von Lethargie erwachte, in die ihn der Plan des Kapitäns der Gardes versenkt hatte.

Das Feuer war erloschen, die Bedienten waren schlaftrunken oder zu Bette gegangen.

Mailly schüttelte seinen Kopf, als wollte er die Wolken herausfallen machen, die der Herzog darin aufgehäuft hatte, und ging zu Olympia hinaus.

Er glaubte sie eingeschlafen zu finden.

Sie saß auf ihrem Sopha, die Füße gegen ein Feuer gewandt, das allmählich erloschen, während die verschiedenen Wachskerzen auf die Leuchter von Vermeil abgelaufen waren.

Olympia schlief nicht, ihre Augen waren weit geöffnet.

Das war für Mailly ein neuer Schlag.

Er schaute die junge Frau an und war betroffen von der Veränderung in ihren Gesichtszügen.

»Schon ausgestanden?« sagte er.

Olympia, die sich bei dem Geräusche, das der Graf eintretend gemacht, nicht gerührt hatte, drehte langsam den Kopf.

»Noch nicht zu Bette gegangen, müssten Sie sagen.«

»Sie sind nicht zu Bette gegangen?«

»Nein.«

»Und warum nicht?« rief Mailly. »Mein Gott !! Olympia, sollten Sie leiden?«

»Ich leide nicht.«

»Warum haben Sie sich nicht zu Bette gelegt?«

»Ich habe mich nicht zu Bette gelegt, weil Sie es mir befohlen«, erwiderte sie.

»Befohlen!« wiederholte Mailly.

»Ja, ich habe befürchtet, Ihnen missfällig zu sein. Sind Sie nicht mein Beschützer?«

Beide Arme von Mailly fielen träge an seinen Seiten herab, während sich sein Kopf auf seine Brust senkte.

»Oh! Sie grausames, grausames Weib«, sagte er; »wie lassen Sie mich fühlen, daß Sie mich für einen Tyrannen halten!«

Olympia antwortete nichts.

»Sie lieben mich also nicht mehr, Olympia!« rief er mit einem Ausdruck aufrichtiger Liebe. »Oh! ich, ich liebe Sie so sehr.«

»Mein Herr«, sagte sie, »Sie achten nicht auf die Wunde, die sich in meinem Herzen geöffnet hat; schonen Sie diese Wunde.«

»Welche Wunde?«

Olympia lächelte bitter.

»Oh!« rief Mailly, der zum ersten Mal hieran dachte, »ich zittere, Sie zu verstehen.«

»Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen nicht tiefer forschen.«

»Sie haben Liebe bewahrt . . . für . . . «

»Fügen Sie kein Wort bei.«

»Sie lieben noch diesen Banniére!«

»Graf, wenn ich es nicht sage, sagen Sie es nicht.«

»Im Gegenteil, sagen wir es, Olympia, Sie lieben diesen Menschen, diesen Komödianten, diesen Soldaten?«

»Was liegt Ihnen daran, ob ich ihn liebe oder nicht liebe, da er mich nicht liebt?«

Mailly wollte aufschreien: »Aber er liebt Sie immer noch! aber er ist in Paris! aber er sucht Sie.« Doch er sah ein, der furchtbarste von seinen Nebenbuhlern sei dieser.

Er musste also Olympia glauben lassen, Banniére sei fern von ihr.

»Olympia!« sagte er, »ohne Sie begreife ich die Möglichkeit einer Existenz nicht; ohne Sie gibt es nichts mehr für mich auf der Welt. Entziehen Sie mir Ihre Liebe nicht: das hieße mir das Leben entziehen!«

»Ja, ich glaube, daß Sie mich lieben.«

»Nun wohl! wenn Sie glauben, daß ich Sie liebe, Olympia, sagen Sie mir, daß Sie Ihrerseits mich lieben, daß Sie mich nicht nur lieben, sondern daß Sie mich auch Allem vorziehen, daß Sie keine Huldigungen dulden würden, welche nicht die meinigen wären. Oh! es ist für mich ein Bedürfnis, daß Sie mir das sagen, daß Sie sanft gegen mich sind! Wer weiß, mein Leben hängt vielleicht an diesem Faden!«

»Sie glücklich machen, ohne glücklich zu sein, ist es dies, was Sie verlangen? Streng genommen ist das möglich!«

»Wenn es möglich ist, bewilligen Sie es mir.«

»Selbstsüchtige Liebe!«

»Wie jede Liebe.«

»Graf«, sprach Olympia, »ich werde mich bemühen, Sie glücklich zu machen.«

»Hören Sie, das ist noch nicht Alles.«

»Was gibt es noch? Sprechen Sie.«

»Es können sich Ihrem Wohlwollen für mich Hindernisse bieten, meine Freundin.«

»Welche?«

»Nehmen Sie an, eine Macht, welche über der meinigen, suche mir Ihren Besitz streitig zu machen.«

»Ihnen meinen Besitz streitig machen?«

»Ja.«

»Mit Gewalt?«

»Mit Gewalt, das heißt gegen meinen Willen.«

»Und auch gegen den meinigen?«

»Was das betrifft, das vermöchte ich nicht zu sagen, Olympia.«

»Wer würde es wagen, von einer Frau Liebe zu verlangen, die sie nicht geben will?«

»Was weiß ich!«

»Derjenige, welcher dies täte, wäre der Letzte der Menschen.«

»Oder der Erste.«

Olympia schaute Mailly starr an.

»Ah!« machte sie.

»Sie begreifen?«

»Vielleicht.«

»Dann desto besser, Sie werden mir schmerzliche Einzelheiten ersparen.«

»Ich habe neulich in *Britannicus* gespielt.«

»Sie sind dabei, Olympia.«

»Und es hat mich Einer schön gefunden?«

»So ist es.«

»Und dieser Eine ist mächtiger als Sie?«

»Mächtiger als ich, Sie haben es gesagt.«

»Dieser Eine ist der König?«

»Es ist der König.«

Olympia zuckte die Achseln.

»Nun! was ist Ihnen daran gelegen?«

»Olympia, das bildet die Qual meines Lebens. Der König ist schön, liebenswürdig, jung.«

»Der König ist jung, er wird nichts Befehlen, was unredlich wäre. Man muss Nero sein, um Britannicus zu vergiften und Junia zu rauben.«

»Nehmen Sie aber an, Junia liebe Nero«,

»Nehmen Sie an, Junia liebe Nero, doch nehmen Sie nicht an, Olympia liebe Ludwig XV.«

»Gebrauchte man aber . . . «

»Was?«

»Die Furcht.«

»Die Furcht?«

»Wenn man Sie mit der Bastille bedrohen würde.«

»Graf, in der Lage, in der ich bin, kann mir nichts süßer sein, als völlige Gefangenschaft.«

»Olympia, werfen Sie mir nicht mehr vor, ich schließe Sie ein,

ich verberge Sie vor Aller Augen. Sie sehen wohl, daß ich Recht hatte, und dennoch sind Sie von diesem Augenblick frei.«

»Man will mich also Ihnen entführen?«

»Man kündigt es mir so eben an.«

»Gibt es Etwas, was Sie beruhigen kann?«

»Ihr Wort, daß Sie der Furcht trotzen werden.«

»Was Sie verlangen, ist Wahrhaftig zu leicht.«

»Sie werden also nicht gehorchen?«

»Nur der Liebe.«

»Sie sehen wohl, daß Sie zum Voraus sagen, Sie werden den König lieben?«

»Ich sage nichts und ich glaube nicht, daß ich den König je liebe.«

»Oh! Sie werden ihn lieben, sage ich Ihnen.«

»Sie sehen wohl, daß alle meine Schwüre unnütz sind und Ihnen nicht die Sicherheit geben werden; lassen Sie sich also blindlings führen.«

Maily warf sich Olympia zu Füßen.

»Meine Freundin«, rief er, »mein einziges Gut, ich will Sie lange anschauen, ich werde mich an den Gedanken gewöhnen, daß Sie mich geliebt haben, daß Sie nur mich geliebt haben, und ich werde am Ende glauben, Sie werden immer nur mich lieben.«

»Gut! nun geraten wir wieder in Illusionen, Graf.«

»Olympia, Sie sind grausam.«

»Nein, ich bin bestimmt. Sie wissen, daß ich gestern in Ohnmacht gefallen bin?«

»Ach! ja.«

»Nun wohl! als ich aus dieser Ohnmacht erwachte, schien es mir, als ginge ich aus einer Welt hervor, um in eine andere einzutreten. Die Welt, aus der ich kam, war die Welt der Illusionen; die, in welche ich eintrat, war die Welt der Wirklichkeiten. Was bin ich? wohin gehe ich? warum diese Delikatessen? Ich habe schon einmal den Herrn gewechselt, vielleicht werde ich ihn abermals wechseln. Ich bin ein Schatz, sagen Sie; ein Schatz wird gestohlen.«

»Olympia! Olympia!«

»Und sehen Sie, vielleicht ist das ein Mittel.«

»Ein Mittel?«

»Ja, Sie zu lieben. Wenn der König mich stiehlt . . . ich fühle, daß ich Sie dann vielleicht lieben werde.«

»Olympia, Sie durchbohren mir das Herz!«

»Ich?«

»Ja, Sie sind eine von den erschrecklichen Frauen, welche sich immer nach den Zuneigungen zurücksehnen, die Sie verloren haben.«

Olympia bebte.

»Sie glauben das?« sagte sie.

»Ja, ich glaube es.«

»Dann hüten Sie mich vor einem einzigen Mann.«

»Vor diesem Banniére?«

»Ja.«

»Sie lieben ihn?«

»Ja.«

»Sie haben mir aber doch dort gesagt, Sie lieben ihn nicht mehr?«

»Ich glaubte es.«

»Unglückliche!«

»Ja, Unglückliche! Denn ich liebe ihn immer noch.«

»Sie lieben einen Komödianten!«

»Ich bin eine Komödiantin.«

»Sie lieben einen Spieler?«

»Er spielte, um mich zu bereichern.«

»Sie lieben einen Menschen, der Sie verraten hat?«

Die Stirne von Olympia verdüsterte sich, ihre Lippen zogen sich krampfhaft zusammen.

»Wem zu Liebe?« fuhr Mailly fort; »einer unwürdigen Nebenbuhlerin zu Liebe.«

»Mein Herr«, versetzte Olympia, »sprechen wir nicht hiervon, ich bitte Sie, und ich glaube, wir werden besser daran tun.«

»Warum?«

»Weil ich, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr zu dem

Glauben gelange, daß unter der ganzen Geschichte ein Verrat steckt.«

»Ja, allerdings, nur ist der Verräter Banniére.«

»Er hat mir in seinem Gefängnis, geschworen, er sei unschuldig.«

»Bah! ein Mensch seiner Art schwört.«

»Banniére hat Ehre, Graf.«

»Olympia! Olympia!«

»Sie sehen daß ich Recht habe, wenn ich Ihnen sage: sprechen wir nicht von Banniére.«

»Was liegt mir daran, daß wir nicht von ihm sprechen. wenn Sie an ihn denken.«

»Ich kann meinem Worte befehlen, Graf, doch ich vermöchte meinem Gedanken nicht zu befehlen.«

»Und Ihr Gedanke?«

»Richtet sich unwillkürlich nach jenem Gefängnis zurück, wo er sich zu meinen Füßen wälzte und zu mir sagte: ›Ich bin unschuldig, Olympia! ich bin unschuldig, und ich werde es Dir beweisen.«

»Hat er es bewiesen?«

»Nein, doch wenn er es bewiese?«

»Wenn er es bewiese, was würde geschehen? Sprechen Sie.«

»Dann wäre es nicht Ludwig XII-, den Sie fürchten müßten.«

»Es wäre Banniére.«

»Ja!«

»Oh! Sie haben Recht, Olympia, sprechen wir von etwas Anderem.«

»Ich habe immer Recht.«

»So leiten Sie mich. Befehlen Sie. Was machen wir?«

»Was wir machen?«

»Ja.«

»Nun, Graf, lassen Sie uns frühstücken, da wir gestern so ungeschickt gewesen sind, nicht zu Nacht zu speisen; das Leben benützend, wie man es nehmen muss, werde ich dann nach dem Frühstück schlafen, da ich die Albernheit begangen habe, heute Nacht nicht zu schlafen.«

»Wohl, es sei, leben wir, ohne an die Zukunft zu denken! Und wenn Du sehen wirst, daß Du Alles für mich bist, meine Olympia, dann wirst Du Mitleid mit mir haben und Dich verteidigen, um Dich mir zu erhalten.«

»Ich werde mein Möglichstes tun«, erwiderte Olympia.

Um zwei Uhr Nachmittags schlief Mailly und träumte fern von Olympia, sie liebe nur ihn.

Das war ein zu reizender Traum, als daß er lange gedauert haben sollte.

Sein Kammerdiener klopfte an die Tür und weckte ihn auf.

»Was gibt es denn wieder?« fragte Mailly, »und warum weckt man mich auf?«

»Der Herr Herzog von Richelieu will durchaus den Herrn Grafen sprechen«, antwortete der Kammerdiener.

»Der Herr Herzog von Richelieu? und aus welchem Anlass?«

»Dienst des Königs!«

»Ah! Teufel!« rief Mailly, während er rasch ausstand, »sagen Sie, ich komme.«

LXIV.

Herr von Mailly ist eifersüchtig auf seine Frau.

Der Herr Herzog von Richelieu wartete wirklich, wie es der Kammerdiener gesagt hatte, auf den Grafen.

Sie kamen sich als wahre Edelleute auf der einen und der andern Seite artig entgegen. Mailly war nicht der Mann, um wegen eines Vorschlags, wie es der von Pecquigny gewesen, den Liebenswürdigen von allen vornehmen Herren jener Zeit schlecht zu empfangen.

Man umarmte sich: das war der Gebrauch.

»Können Sie«, sagte der Herzog, nachdem er den Förmlichkeiten jede Genüge geleistet hatte, »können Sie mir ein halbes Stündchen opfern, mein lieber Graf?«

»Aber, Herzog, Sie wissen wohl, daß hier . . . «

»Ja, hier ist das Haus der Belustigungen, und nicht das der Angelegenheiten«,

»In einer Angelegenheit kommen Sie?«

»Ja, und zwar in einer sehr dringenden.«

»Ich, ich . . . «

»Sie sind nicht allein?«

»Ganz richtig.«

»Mein Gott! ich bin in Verzweiflung daß ich Sie störe.«

»Indessen, Herzog, wenn es durchaus sein muss . . . «

»Es muss durchaus sein.«

»Dann bin ich zu Ihren Befehlen. Wo beliebt es Ihnen, daß ich Sie empfangen?«

»Wenn Sie mir die Wahl lassen, so wünschte ich, daß wir einen Spaziergang machten.«

»Wir haben den Garten.«

»Vortrefflich.«

»Kommen Sie also.«

Mailly ließ Richelieu das Speisezimmer durchschreiten, wo er Pecquigny empfangen hatte, und sie gingen über eine ganz mit

herrlichen, durch eine große Glasglocke beschützten Blumen beladen? Freitreppe in den Garten hinab, der, durch den ersten Frost zu Grunde gerichtet, ein trauriges, kahles Aussehen bot.

Man konnte indessen noch in diesen letzten Wintertagen beurteilen, was er gewesen, und was er im lauen Hauche des Mai werden würde.

Es war ein langes Gevierte, an den Mauern mit großen Sycomoren eingefasst, an deren Zweige der Frost seine Stalaktiten, die Winterzierrat, angehängt hatte.

»Herr Herzog«, sagte Mailly, »Sie sehen, wir sind nun so allein, als Sie es wünschen mögen. Sprechen Sie also, ich höre. Sie scheinen als offizieller Bote zu kommen.«

»Bei meiner Seele, es ist ein wenig so, mein lieber Graf; erlauben Sie mir also, daß ich Ihnen zu Ihrem Scharfsinn Glück wünsche.«

Die zwei Männer verbeugten sich gegenseitig.

»Wissen Sie, daß Sie da ein reizendes Häuschen haben, Graf?«

»Da es von Ihnen kommt, Herr Herzog, ist das Lob doppelt schmeichelhaft.«

»Und daß es ein sehr reizender Vogel sein muss, soll er eines so schönen Käfigs würdig sein.«

»Herzog!«

»Wenn der Ruf nicht übertreibt, so scheint übrigens Fräulein Olympia die Perle der Perlen zu sein. In welches Wasser sind Sie getaucht, um uns einen solchen Schatz zurückzubringen?«

»Gut«, dachte Mailly; »hat er es auch auf Olympia abgesehen?«

Dann sagte er lächelnd zu Richelieu:

»Sie sprachen von einer offiziellen Botschaft, Herr Herzog! wechseln Sie Ihre Residenz?«

»Wie so?«

»Ja. Sollten Sie, nachdem Sie bei dem großen Hause Österreich beglaubigt gewesen sind, dies nun bei dem kleinen Hause der Grange-Batelière sein?«

»Oh! es ist unglaublich, wie Sie erraten, mein lieber Graf! In der

Tat, Sie haben Ihren Tag.«

»Gut«, sagte leise Maily, »er wird nun auch Olympia von mir verlangen.«

Dann sprach er laut:

»Herr Herzog, mein Scharfsinn geht noch weiter, als Sie glauben.«

»Bah!« machte Richelieu.

»Denn ich habe nicht nur den Gesandten erkannt, sondern auch das Motiv der Gesandtschaft erraten.«

»Wahrhaftig?«

»Ja. Nur mache ich Sie zum Voraus daraus aufmerksam, daß ich schlecht gestimmt bin.«

»Ah! Ah!« rief der Herzog erstaunt.

»Ja, man hat mich so eben über diesen Gegenstand ausgeforscht, und die Unterredung ist mir äußerst unangenehm gewesen.«

»Man hat Sie ausgeforscht?«

»Auf eine sehr klare Weise.«

»Wäre es indiskret, Sie zu fragen, wer dies getan hat, Graf?«

»Bei Gott! nein, um so weniger, als ich es ihm durch die Art, wie ich ihn empfangen, verleidet habe, wieder hierauf zu kommen.«

»Ja, doch mit Allem dem sagen Sie mir nicht, wer der dienstfertige Gesandte ist.«

»Oh! es ist ein Freund von mir.«

»Pecquigny vielleicht?« fragte Richelieu aufs Geratewohl.

»Ganz richtig!« erwiderte Maily; »woher wissen Sie das?«

»Teufel! Pecquigny!« murmelte Richelieu; »der verdammte Höfling, er hat es mir an Schnelligkeit zuvor getan.«

Dann sprach er laut:

»Und Sie haben sich geweigert, Ihn anzuhören?« fragte der Herzog.

»Im Gegenteil, Ich hörte ihn bis zum Ende an. Dann, da ich keinen Zweifel mehr hegen konnte, habe ich ihn auf eine Art verabschiedet, daß ich ihn sehen ließ, es wäre mir äußerst unangenehm, wenn er wiederkäme.«

»Aber, mein lieber Graf«, versetzte Richelieu mit seiner

einschmeichelndsten Miene, »vielleicht hat er bei Ihnen nicht Alles, was in Erwägung zu ziehen und zu berücksichtigen ist, geltend gemacht.«

»Oh! so beredt Sie auch sein mögen, Herr Herzog, so bezweifle ich doch, daß Sie es mehr sind, als Pecquigny; er hat Demosthenes übertroffen.«

»Ich bitte, Herr Graf«, erwiderte Richelieu, »lassen Sie uns erwägen, und um gut und vernünftig zu erwägen, vermengen Sie meinen Schritt nicht mit dem von Pecquigny; ich, ich bin Ihr Freund.«

»Gerade mit dieser Versicherung hat Pecquigny debütiert. Sie erschrecken mich, Herr Herzog, dieser Freundschaft schreibe ich sogar seine Beredsamkeit zu.«

»So beredt er gewesen sein mag, ich hoffe Ihnen Dinge zu sagen, die er vergessen haben wird.«

»Versuchen Sie es.«

»Vor Allem klären wir einen Punkt auf.«

»Thun Sie das, Herzog.«

»Es ist gut, zu wissen, von wo man ausgeht . . . Und sagen Sie, nicht wahr, es ist beinahe gewiß, daß Sie Frau von Mailly verlassen haben.«

»Wie! das ist schon bekannt?«

»Es ist öffentlich!«

»Nun! sie hat keine Zeit verloren.«

»Sie oder sie?«

»Sie.«

»Gleichviel. In jedem Fall Ist die Sache mit einem ungeheuren Geiste gemacht.«

»Das weiß man?« wiederholte Mailly, der von seinem Erstaunen nicht zurückkam.

»Glauben Sie mir, Graf, wenn ich es nicht gewusst hätte, würde ich nicht bei Ihnen erschienen sein.«

»Ah! ja, es ist wahr.«

»Was ist wahr?«

»Sie machen Eroberungspläne.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

Mailly schüttelte den Kopf mit einer schlaunen Miene.
»Ich begreife nicht«, sagte Richelieu.
»Aber ich begreife«, erwiderte Mailly.
.Will das besagen, der Bruch mit Frau von Mailly sei ernst?«
»Das will besagen, daß ich Ihnen Vollmacht gebe. Herr Herzog, Frau von Mailly und ich, wir sind einander fortan fremd.«
»Sie sagen das mit einer Miene . . . hm!«
»Mit welcher Miene sage ich das?«
.Mit einer Miene, welche glauben machen würde, Sie beklagen ihren Verlust.«
»Ich beklage ihn nicht, nein, Herzog, und dennoch hat sie vortreffliche Eigenschaften.«
»Sie ist reizend.«
»Oh! ich bitte Sie, Herzog, loben Sie mir sie nicht zu sehr.«
»Und warum dies?«
»Weil ich am Ende ihr Gatte bin.«
»Nun! folgt auf dem, daß Sie ihr Gatte sind, Sie müssen unempfindlich für die Vorzüge der liebenswürdigsten Frau sein?«
»Sagte ich Ihnen nicht so eben, Herr Herzog, sie habe vortreffliche Eigenschaften?«
»Was Sie nicht abgehalten hat, Frau von Mailly ihre Freiheit zu geben. Ei! ich begreife das. Mademoiselle Olympia . . . «
»Gut!« dachte Mailly, »nun kommt er auf Olympia zurück.«
Dann sprach er: »Ah! haben Sie seit den drei bis vier Tagen, daß Sie von Wien zurückgekehrt sind, schon Zeit gehabt, die Bekanntschaft der Einen und der Andern zu machen?«
»Ihrer Frau, ja, von Mademoiselle Olympia, nein; doch gestern sagte man in gutem Hause, sie sei reizend.«
»In Rambouillet?«
»Ganz richtig, woher wissen Sie das?«
»Erzählte ich Ihnen nicht, Pecquigny habe mich besucht?«
»Es ist wahr; in der Tat. er ist es, der das sagte.«
»Und wem?«
»Dem König, glaube ich.«
Mailly stampfte mit dem Fuße.

»Ah!« fragte Richelieu, »ist keine Übertreibung bei dem, was man sagt?«

»Über wen?«

»Über Mademoiselle Olympia. Man sagt, sie sei schön!«

»Sehr schön!«

»Voll Liebreiz.«

»Es ist eine Fee!«

»Und Talent dabei.«

»Sie ist eine Künstlerin vom größten Verdienste!«

»Und sie liebt Sie?«

»Was, des Teufels! ist hierüber zu erstaunen?«

»Nichts, bei Gott! Sie sind ein reizender Kavalier, und das war eine ganz einfache Frage.«

»Es interessiert Sie also, ob Olympia mich liebt oder nicht liebt?«

»Ungeheuer.«

»Nun! Herzog, Sie liebt mich.«

»Und Sie, lieben Sie Olympia?«

»Das ist eine lächerliche Frage; doch . . . «

»Doch?«

»Ich bete Sie ganz einfach an.«

»So daß nichts Sie von ihr zu trennen vermöchte, und daß keine Perspektive, so glänzend sie auch wäre, Sie auf Mademoiselle Olympia zu verzichten bewegen könnte?«

»Es könnte mich nicht nur nichts auf sie zu verzichten bewegen, sondern wenn man sie mir entführen wollte . . . «

»Was würden Sie tun?«

»Oh, ich würde denjenigen töten, der mit diesem Auftrage für Rechnung eines Andern betraut wäre, und wäre es mein bester Freund, und wäre es mein Bruder, und wären Sie es, Herzog.«

»Schlagen Sie ein!« sagte Richelieu, indem er Mailly die Hand reichte.

»Wie! ich soll einschlagen?«

»Sie machen mich zum freudigsten Menschen der Welt.«

»Dadurch, daß ich Ihnen sage, ich liebe Olympia, Olympia liebe

mich? daß ich Ihnen, sage, ich würde sie Allen streitig machen, selbst dem König?«

»Welch ein Glück ist das!« rief der Herzog.

»In welcher Beziehung ist das ein Glück? Sie legen mich auf einen Rost, lieber Herzog.«

»Das benimmt mir alle Bedenklichkeiten.«

»Sie hatten also solche?«

»Gewiss, mein lieber Graf; Sie begreifen, wie Sie vorhin sagten: ein Gatte bleibt immer ein Gatte, es sei denn, daß er es nicht mehr ist, wie Sie.«

»Sie wollen also über Frau von Mailly mit mir sprechen?«

»Allerdings, da ich nur deshalb komme; das ist es, was mich befangen macht.«

»Ah! bei Gott! Herzog, ich möchte wohl wissen, wer der Befangenste von uns Beiden ist.«

»Offenbar ich«, erwiderte Richelieu, »und zum Beweise dient, daß ich mich seit einer Stunde um die Frage drehe und nicht weiß, womit anfangen soll.«

»Soll ich Ihnen helfen?«

»Bei Gott! das wäre galant, mein lieber Graf.«

»Ah! das ist sehr leicht. Sie haben Frau von Mailly gestern in Rambouillet gesehen; Sie haben Sie reizend gefunden, und Sie wollten sich, als guter Kamerad, über unsere Trennung Sicherheit verschaffen.«

»Das ist es, bei meiner Treue! Doch wer konnte Ihnen sagen . . . ?«

»Ich bin unterrichtet; gehen Sie Immer zu.«

»Wahrhaftig, mein lieber Graf, man kann nicht geistreicher sein.«

»Ah! das ist stark!« rief Mailly, indem er laut auflachte, jedoch mit einer Heftigkeit, welche gerade bewies, daß er nicht herzlich lachte; »Sie wollen mich um Erlaubnis bitten, mir meine Frau nehmen zu dürfen!«

»Mein lieber Graf, würden Sie es vorziehen, wenn ich sie Ihnen, wie ein armseliger Bursche oder wie einer der schlechten Kopisten der Regentschaft, flehten würde, ohne: Aufgepasst! zu

sagen, nur so ganz im Schatten Ihrer, noch halb unbekanntem, Trennung? Pfui! das wäre entsetzlich alltäglich! Soll ich Ihnen erklären, Graf, warum meine ersten diplomatischen Negotiationen geglückt sind? Da man, um zu unterhandeln, zwei kontrahierende Parteien braucht, so richte ich es immer so ein, daß ich meinen Gegner nicht überrumpele; ich benachrichtige ihn, ich gewinne durch meine Redlichkeit, und ich siege durch meine Logik.«

»Sie hoffen also«, rief der Graf, »Sie hoffen mir zu beweisen, es sei gerecht von meiner Seite, daß ich Frau von Mailly anbeten lasse?«

»Gewiss, Ich zähle hieraus.«

»Gut, sehr gut!« sagte Mailly, unwillkürlich erheitert durch diese Seltsamkeit; »beweisen Sie, beweisen Sie, mein lieber Herzog, und wenn Sie mir das beweisen, halte ich Sie, nachdem ich Sie als unbesiegt anerkannt habe, für unbesiegbar.«

»Einmal lieben Sie Ihre Frau nicht mehr.«

»Ich gestehe es, sie hat einen abscheulichen Charakter.«

»Für Sie.«

»Ah! ich hatte sie für mich genommen.«

»Gut! Halsstarrigkeit?«

»Wie so?«

»Nun sagen Sie Schlimmes von Frau von Mailly!«

»Warum wollen Sie Gutes von ihr?«

»Graf, ich bitte, lassen sie uns ernsthaft sein«, sagte der Herzog. »Ich schwöre Ihnen, daß es der Mühe wert ist, und da Pecquigny mit Ihnen gesprochen hat, so müssen Sie die Lage der Dinge schätzen.«

»Ganz richtig, Herzog.«

»Nun wohl! Ich glaube, Sie müssen dem, was sich vorbereitet, keine Aufmerksamkeit zu schenken scheinen. Die Blindheit kompromittiert nie; überdies treiben Sie zwei Ursachen hierzu an, einmal der Wille des Königs, dem man nicht zu widerstehen vermöchte.«

»Gut! das sagte mir Pecquigny.«

»Sehen Sie, der Verderber! Sodann die beste Ursache von allen denjenigen, welche Ihnen Ihr guter Engel selbst gibt: die

Unverträglichkeit, mein lieber Herzog, die Unverträglichkeit.«

»Wie beliebt?«

»Ich sage die Unverträglichkeit. Sehen Sie, in der Tat, welch ein Glück, daß diese Trennung so gekommen ist, —gerade in dem Augenblick, wo wir sie nötig hatten.«

»Welche Trennung?«

»Ihre Trennung von Ihrer Frau.«

Mailly schaute den Herzog an.

»Wahrhaftig!« rief er, »ich weiß nicht, was meine Trennung von Frau von Mailly bei dieser ganzen Sache zu tun hat.«

»Nun! Graf, ich sagte Ihnen ja, Pecquigny habe nicht alle Motive geltend gemacht! Wie! ist es nicht ein Wunder, daß gerade am vorhergehenden Tage, ohne Vorbedacht und ohne Skandal, Sie und Ihre Frau diese kleine Scheidung unterzeichnet haben, welche Sie vor der Lächerlichkeit, Ihre Frau vor der Anschuldigung beschützt.«

»Bei meiner Ehre«, rief Mailly, »ich verstehe Sie immer noch nicht.«

»Sie erschrecken mich; ich erkläre mich doch!«

»Oh! ich wäre Ihnen dafür verbunden; denn Sie und Pecquigny, Sie würden mich verrückt machen.«

»Wohl denn! was hätte die Welt gesagt, wenn diese glückliche Trennung nicht dem Schritte, den ich bei Ihnen tue, vorangegangen wäre? . . . Herr von Mailly ist ein Ehrgeiziger.«

»Ein Ehrgeiziger?«

»Frau von Mailly opfert ihren Gemahl, der nur ein Graf ist, dem König, weil er der König ist.«

»Dem König!« rief Mailly erbleichend.

»Ei! allerdings dem König.«

»Wie! meine Frau? . . . «

»Nun?«

»Der König liebte sie?«

»Sicherlich.«

»Und Sie?«

»Ich bin der Erste, der Ihnen das Beispiel der Verleugnung gibt.«

»Sie kommen im Namen des Königs?«

»In welchem Namen soll ich denn kommen? Ich bin Gesandter von Frankreich, und Frankreich, das ist der König! Was Teufels! mein lieber Graf, wenn man Richelieu heißt, betreibt man nur die Angelegenheiten des Königs oder die seinigen.«

Mailly blieb bestürzt: ein unbekannter Horizont, an den er gar nicht gedacht, öffnete sich vor ihm. Ganz nur mit Olympia beschäftigt, hatte er bis dahin geglaubt, von ihr sei bei Richelieu die Rede.

»Der König ist in meine Frau verliebt!« murmelte er endlich, aus seiner Betäubung erwachend.

»Ei!« rief Richelieu, »man sollte glauben, Sie fallen aus den Wolken! seit einer halben Stunde singe ich Ihnen dasselbe Lied auf zehn verschiedene Melodien.«

»Ah! Herzog, Herzog«, murmelte Mailly, »ist das wirklich wahr, was Sie mir da mitteilen?«

»Ei! Sie hören also nicht?«

»Meine Frau! der König liebt meine Frau!«

Richelieu nickte bejahend mit dem Kopfe.

»Das ist unmöglich!« rief Mailly.

»Wie, unmöglich?«

»Diesen Morgen hat mir Pecquigny das Gegenteil gesagt. Herzog, Sie erfinden das!«

»Ich, alle Teufel!«

»Ja, Sie.«

»Und in welcher Absicht?«

»In der, mir meine Frau zu nehmen.«

»Ho! ho! Graf, was für Teufelsworte haben Sie mir da gesagt! Spricht man so in Paris, seitdem ich nicht mehr hier bin? Erfinden! ich, ich erfinde etwas! haben Sie das gesagt? aber, mein lieber Graf, Sie schweifen aus.«

»Oh! Pecquigny! Pecquigny!«

»Nun, was hat er Ihnen gesagt?«

»Er hat mir gesagt, Olympia sei es, die der König liebe.«

»Wahrhaftig?« versetzte Richelieu.

Und er schlug ein Gelächter auf.

»Das erheitert Sie, Herzog!« rief Mailly, ganz bereit sich zu ärgern.

»Ja wohl.«

»Und warum?«

»Weil es wirklich drollig ist.«

»Der König sollte zwei Frauen lieben!«

»Der König ist dazu fähig, Graf.«

»Oh! scherzen Sie nicht so.«

»Er könnte Ihnen wohl Beide nehmen, mein armer Graf.«

»Oh! Herzog, Wahrhaftig, Sie müssen zugeben, diese Lage ist unerträglich.«

»Es ist allerdings eine seltsame Lage.«

»Olympia, die ich liebe!«

»So lassen Sie Ihre Frau.«

»Frau von Mailly, die meinen Namen führt!«

»Dann lassen Sie Ihre Geliebte gehen.«

»Herzog, ich bin ein verlorener Mann, ganz Paris wird über mich spotten, und Sie fangen schon an.«

»Gott behüte mich, mein lieber Graf, und ich bin bereit, im Gegenteil voller Herzlichkeit, voll inniger Freundschaft für Sie.«

»Einen Rat also.«

»Bah! Sie scherzen!«

»Wie so?«

»Rät man den Leuten in Ihrer Stellung, den Leuten, welche eine Liebe und eine Eitelkeit haben?«

»Sie kommen aber doch aus einem Grunde hierher?«

»Ei! ich kam, um Ihnen ein Mittel zu geben, sich vor der Lächerlichkeit zu retten.«

»Geben Sie es geschwinde.«

»Ich wollte Ihnen sagen: Ihre Frau wird vom König geliebt; Sie haben nie Ihre Frau geliebt; Ihre Frau liebt Sie nicht mehr. Beeilen Sie sich, Herrn von Montespan nachzuahmen, der sein ganzes Leben vom König gefürchtet, von seiner Frau gehätschelt und von aller Welt geschätzt worden ist. Es ist möglich, daß die ewige Moral an Allem dem etwas auszusetzen hat, doch in unseren Tagen geschehen die Dinge auf diese Art; man muss seiner Zeit

angehören, so mittelmäßig sie auch sein mag.«

»Herzog, Herzog! es ist ganz einfach die Ehrlosigkeit, was Sie mir da raten!«

»Sind Sie ein Mann, mein Lieber? Das ist im Gegenteil die höchste Ehre; es ist das, was man einen Entschluss fassen heißt.«

»Herzog, ich möchte gern die Dinge aus Ihrem Gesichtspunkte sehen.«

»Ich beweise. Zaubern Sie, so fängt der König bei der schwachen Seite an, wie es immer geschieht, wenn man einen Platz belagert: er liebt einmal Ihre Geliebte, und alle Welt billigt es.«

»Wie! alle Welt billigt es?«

»Ei! alle Welt lacht gern, nicht wahr? Der König liebt sodann Ihre Frau, und dies um so gewisser, als sie, indem sie sich lieben lässt, Ihnen einen doppelten Streich spielt. Aus diesem entspringt, daß Sie zweimal geschlagen sind, und daß alle Welt der Komödie beiwohnt; denn es gibt keinen Zuschauer, der, nachdem er das erste Stück hat aufführen sehen, nicht das zweite aufführen sehen will.«

»Hören Sie, Herzog, das ist grässlich!«

»Es ist so. Haben Sie im Gegenteil Kopf, Arrangieren Sie sich ein ironisches Lächeln. Wählen Sie: werfen Sie die Trespe weg, behalten Sie das gute Korn; in diesem Sturme, der Alles zu verschlingen droht, bereiten Sie sich ein Rettungsbrett. Gehen Sie hieraus als Herzog und Pair, als Ritter der Orden des Königs hervor; haben Sie das Versprechen eines guten Gouvernement, haben Sie das Gouvernement selbst, und Alle werden für Sie lachen, statt gegen Sie zu lachen.«

»Das ist unmöglich!«

»Sie verlieren den Verstand. Lieben Sie Olympia?«

»Ich bin wahnsinnig in sie verliebt«,

»Lieben Sie Ihre Frau?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ah! gut! schon Rückkehrer! schon Schwankungen! Wie schwach, wie schwach sind Sie! Haben Sie Ihre Frau verlassen oder haben Sie sie nicht verlassen?«

»So ungefähr.«

»Ihre verlassene Frau wird sich rächen.«

»Vielleicht.«

»Sie wird sich rächen, sage ich Ihnen. Warum, des Teufels! soll eine Ausnahme zu Ihren Gunsten stattfinden? Rächt sie sich nicht mit dem König, so wird sie sich mit einem Andern rächen; und dann, gute Nacht, Herzogtum, gute Nacht, Pairie, gute Nacht, Orden, gute Nacht, Gouvernement: Sie werden gratis betrogen worden sein! Wahrhaftig, mein teurer Graf, ich begreife nicht, wie ein Mann von Geist, der Ihre reizt, de Olympia liebt, wie Sie es tun, und dem seine Frau beschwerlich ist, wie Ihnen die Ihrige, nicht dem Himmel dankt, daß er ihm eine Gelegenheit, seine Freiheit zu erlangen, schickt.«

»Aber die Freiheit ist in diesem Falle die Schande!«

»Große Worte, Alles dies! Ei! mein Herr, wenn Ihre Frau den König liebt, verhindern Sie doch diese Schande.«

»Wenn meine Frau den König liebt?«

»Warum nicht? Ist Ludwig XV. jung oder alt, hässlich oder schön, König oder Schäfer? Ist der König nicht so viel wert, als Sie, ich und die Andern?«

»Oh! wie Pecquigny«, murmelte der Graf.

»Was Sie nicht mit dem Vorteil der Lage tun wollen, werden Sie zu dulden gezwungen sein; dann werden Sie sehen, Sie werden sehen!«

»Herzog, das ist, um sich den Kopf zu zerschmettern.«

Mailly versenkte sein Gesicht in seine beiden Hände.

Richelieu schaute ihn mitleidig an, wie ein stolzer Sieger einen zu Boden geworfenen Feind anschaut.

»Ich bin gekommen«, sagte er, »um Ihnen eine gute Kunde mitzuteilen und Sie vom Stande der Dinge zu unterrichten; Sie nehmen die Sache verkehrt, sprechen wir nicht mehr davon.«

»Wissen Sie, daß das, was Sie da sagen, eine Beleidigung ist?« rief Mailly das Haupt erhebend.

»Geben Sie Acht, sollten Sie mich herausfordern, so würde ich es annehmen! Ich bin Gesandter Seiner Majestät und muss die Ehre der Krone aufrecht erhalten.«

»Wie Pecquigny!« schrie der Unglückliche, »wie Pecquigny!«
Und er stützte den Kopf auf den marmornen Sockel einer Statue.

Ohne Zweifel hatte der Herzog Mailly dahin gebracht, wohin er ihn hätte führen wollen, denn den Augenblick der Niedergeschlagenheit benützend, der sich der unglückliche Graf überlassen, pirouettirte er auf dem Absatz und verschwand.

LXV.

Mailly gerät in Unruhe.

Es ist leichter, die Leiden von Mailly nach dem Abgang von Richelieu sich vorzustellen, als sie zu schildern.

Liebhaber und Gatte, sah er seine Frau, seine Geliebte, Beide bedroht. Die Frau ist immer nur Etwas für den Ungetreuen in dem Augenblick, wo er bemerkt, daß Andere sie ausgezeichnet haben; doch In diesem Augenblick ist die Frau das Eigentum, es ist der Name, es ist die Ehre, es ist Alles.

In diesem Augenblick, welch ein kostbares Besitztum ist die Frau, und wie erscheint Alles das, was man verachtet hat, glänzend, wie kommt der Grund, zu lieben, mit dem Grunde, zu hassen, zurück!

In einem Augenblick war Herr von Mailly in die Extreme geworfen. Er stellte sich auf der Stelle seine Frau vor, die er vereinzelt, verzweifelt, abgeschieden verlassen hatte. Er stellte sich seine Frau von Schmeichlern, von Hofmachern umschwärmt, von Weihrauch umhüllt vor. Ein glühender Dolchstoß durchbohrte sein Her,.

»Meine Frau abtreten!« sagte er zu sich selbst: »mein Gut demjenigen abtreten, der mir nur das Leben nehmen kann! Nie!«

Daun hielt er inne.

»Aber«, dachte er, »diese Intrigen und Verderbnisschmiede haben es mir wohl gesagt: der König ist gut, er will nicht Alles einem armen Edelmann nehmen. Von zwei Begierden wird er eine aufgeben, um Herrn von Mailly etwas zu lassen. Der König ist ein Muster von Enthaltbarkeit und Tugend. Er ist Scipio oder Alexander, dieser junge Monarch.«

»O glücklicher Mailly! Der König wird Dir nur Deine Frau oder Deine Geliebte nehmen. Es ist Deine Sache, diejenige zu wählen, welche Dir nehmen zu lassen Dir anständig ist. Deine Frau, wenn Du willst. Deine Geliebte, wenn Du willst. Welche Großmut! In der Tat, warum sollte ich zugleich eine Frau und eine Geliebte haben? Das ist eine Häufung, welche die Moral verwirft!«

»Und der König, den Herr von Fréjus erzogen hat, der König ist so moralisch.«

»Es gibt in Frankreich keinen Patriarchen als Seine Majestät. Der König allein kann sich ein Serail machen, wenn es ihm beliebt. Du hast eine Geliebte, die Dich liebt, und eine Frau, die Du lieben zu müssen glaubtest. Durchaus nicht! der König wird Dir beweisen, daß dies zu viel ist; er wird es beweisen, sei es durch die Bastille, sei es durch Vincennes, sei es durch irgend ein anderes Mittel.«

»Er wird es Dir beweisen, indem er Dir die Kapitäne der Gardes mit langen Fuchteln bewaffnet schickt.«

»Er wird es Dir beweisen, indem er Dir seine Diplomaten mit Protokollen und Spitzfindigkeiten gepanzert schickt.«

»Er wird es Dir durch die Verbannung beweisen.«

»Er wird es Dir beweisen, wie es David, bei Gott! für Bathseba dem Uria bewies.«

»Er hat nicht nur für sich das Beispiel von Ludwig XIV., sondern auch das von David.«

»Beim ersten Treffen gegen die Spanier oder die Engländer weist man Dir einen so gut gewählten Platz an, daß eine Mine unter Deinen Füßen spielen wird, wie es Herrn von Beaufort vor Candia geschehen ist!«

»Oder Du wirst von einem spanischen Jäger, mutig, von vorne, getötet — Kriegsgeschick!«

»Oder Du wirst die Kugel von einem Deiner Grenadiere in die Lenden bekommen, eine bedauernswerte Ungeschicklichkeit, welche die empfindsamen Leute, die Zeitungsleser weinen machen wird.«

»Mailly! Mailly! die Lage der Dinge ist ernst!«

»Sie ist ernst besonders, weil sie heftige Begierden bei diesem jungen Fürsten ankündigt, den Frankreich, einstimmig, den Vielgeliebten nennt.«

»Arme Frau! wenn sie ihn besser kennen wird! Seine Frau, meine Frau und meine Geliebte! Maria Leszcinska, die Frau Gräfin von Mailly und Olympia von Clèves! Alles dies für einen Jüngling, das ist ernst.«

»Ja, Mailly, das ist ernst! und was wird er denn mit dreißig

Jahren und besonders mit sechzig machen!«

»Wie viele Leute haben bei solchen Vorkommenheiten die Augen geschlossen, wie diesen Morgen der Herr Herzog von Richelieu sagte, kluge Leute, gewandte Leute, deren Angelegenheiten nicht aufgehört haben, auf einem guten Wege unter dem doppelten Impulse der zwei so mächtigen, so vortrefflichen Bewegungskräfte, die man eine schöne Frau und eine schöne Geliebte nennt, zu gehen.«

»Ah! diese sind die Geschickten.«

»Es ist gewiß, daß, wenn ich diesen Entschluss nicht annehme, daß, wenn ich immer fortfahren will, wie derselbe Herzog von Richelieu, auch ein Geschickter, sagt; daß, wenn ich meine Frau verachten, über sie und den König lachen, mir eine Partei unter den alten sauertöpfischen Höflingen, die Tugend klaffen, machen will, wenn ich mich umschmelzen und mich zu einem Menschen vom letzten Jahrhundert oder vielmehr von den Jahren der Frau Marquise von Maintenon bilden will, man mich Montansier, Noaille, Montespan nennen und in den Almanachs segnen wird, welche sie in Holland drucken; es ist gewiß, daß, wenn ich den Widerstand so weit treibe, daß ich die Verbannung erdulde, dem König Vorstellungen mache, Gerechtigkeit von der Königin verlange, die Rolle herrlich sein wird.«

»Mit ein wenig Takt, — ich habe Gott sei Dank, — bringe ich Ihre beleidigte Majestät auf meine Seite, ich konspiriere mit Maria Leszczinska gegen meine Frau und lasse mich in die Bastille führen, eskortiert — von allen unglücklichen und betrogenen Ehemännern, die aus mir ihren Cäsar oder ihren Pompejus machen werden.«

»Sodann Wiedereinsetzung nach der Verbannung, Würden, die nach der Bastille auf mich regnen, oder wenigstens ein Ruf, der im Stande ist, alle Sieger dieses verkleinerten Jahrhunderts erleichen zu machen.«

»Etwas Anderes. Keinen Lärmen, kein Aufsehen, was sich für einen Mann von gutem Geschmack besser schickt: authentische Trennung statt dieses kleinen Scheidungsentwurfs, welchen Louise und ich durch Privatunterschrift gemacht haben; Enterbung der sogenannten legitimen Kinder, welche geboren werden könnten: Alles dies sehr geheim und sehr in der Ordnung. Dann

für mich ein Leben ganz der Ruhe und ganz der Ehre. Niemand wird über den König lachen, vor dem ich mich gebeugt haben werde. Niemand wird über mich lachen, der ich meinen Namen achten gemacht haben werde. Meine Frau wird nicht mehr meine Frau sein, man wird sie umtaufen, man wird sie die Viel geliebte des *Viel geliebten* nennen.«

»Was kann besser sein!«

»Nein, nein, man soll nicht sagen, ein französischer Edelmann, wenn er seiner Frau seinen Namen geschenkt hat, sehe sich genötigt, diese Frau zu verleugnen. Ich, Graf von Mailly, habe eine Frau, ich habe eine Frau durch meinen Willen, im Namen des Gesetzes, im Namen der Kirche genommen. König Ludwig XV. wird mir meine Frau nicht nehmen; nein, ich will es nicht.«

»Doch Olympia, doch meine Geliebte, das ist leider etwas Anderes. Ich habe eine Geliebte, und zwar weder im Namen des Gesetzes, noch im Namen der Kirche; es ist aber dennoch ein durch den Gebrauch geheiligtes Recht. Es ist ohne Beispiel beim Adel seit hundert Jahren, daß ein Mann einer Geliebten entbehrt.«

»Ja, doch wenn es ohne Beispiels ist, daß ein Mann einer Geliebten entbehrt, so ist es auch ohne Beispiel, daß eine Frau eines . . . «

Hier hielt Mailly inne.

»Was wollte ich sagen!« rief er; »ich verurteilte mich selbst! Ja, das ist ohne Beispiel; wohl! Ich ich Graf von Mailly, ich verhindere es dennoch. Mir, mir kommt auch die Willkür zu, da die Anderen für sich das Monopol suchen wollen.«

Hiernach ging Mailly, ganz zitternd, ganz bleich, ganz verstört, hinauf. um seinen Degen zu holen, und ohne Olympia zu merken, welche in tiefer Ruhe schlief, lief er pfeilgeschwind zur Gräfin von Mailly.

Louise war sachte in ihrem Wagen, im Gefolge des Königs, gewiegt auf ihrem Kissen, allein, ganz ihren Gedanken hingegen, zurückgekehrt.

Louise war entzückt von den Erinnerungen des vorhergehenden Tages. Geliebte von Hoffnungen für die Zukunft, hatte sie von Rambouillet an nicht aufgehört, den süßen Traum zu verfolgen. der der fast vollen Jugend die mitten in der

Freiheit entstehende Liebe einflößt.

Die Gräfin dachte noch nicht bestimmt das, was Richelieu dachte. Nein. Eine auserwählte keusche und zurückhaltende Natur, jedoch ganz bereit zu den raschen Bewegungen, die ihr die wahre Liebe, die wohl angebrachte Leidenschaft raten würden, schmiedete sieh Louise nichts Schimärisches in ihrem Geiste; sie fühlte wohl, daß in ihr das lag, womit sie Alles verwirklichen konnte, was die Umstände herbeiführen würden.

Sie hatte wieder von ihrem Hotel Besitz ergriffen, als ob der Herr Graf von Mailly nie mehr dahin zurückkehren sollte. Diese Vergangenheit, diese Heirat, dieser hochzeitliche Segen gegeben in Gegenwart der Familien Mailly und Nesle, das war für sie ein unbedeutender Graben, der ihr Leben vom vorhergehenden Jahre zum nächsten Jahre durchschnitt, und nichts Anderes.

Louise von Nesle rechnete nicht mehr auf den Grafen von Mailly. Die Träume des abgelaufenen Tages hatten sie den Gatten vergessen gemacht.

Sie hatte gegen den Grafen von Mailly nichts Bitteres, nichts Feindliches, nichts Gehässiges. Wäre der Graf vor ihr erschienen, sie würde ihn Freund genannt haben, ohne In Irgend einer Hinsicht ihren Geist oder ihren Mund zum Lügen zu zwingen.

Was das Herz betrifft, so erwähnen wir desselben nicht, da das Herz nicht bei den Angelegenheiten des Herrn Grafen von Mailly, des Gemahls von Fräulein von Nesle und Liebhabers von Olympia von Clèves, und der Frau Gräfin, welche in König Ludwig XV. verliebt, beteiligt war.

Plötzlich wurde ihr der Graf durch die Kammerfrau gemeldet, die wir Banniére haben zulächeln sehen. Herr von Mailly kam in aller Hast im Hotel an.

Sie stand erstaunt aus. schaute durch die Fensterscheiben und erblickte wirklich Herrn von Mailly, der die Stufen der Freitreppe mit der Geschwindigkeit eines geängstigten Menschen heraufstieg.

Eine Minute nachher trat der Graf bei der Gräfin ein.

Louise gab einen Ausruf des Erstaunens von sich.

»Sie!« sagte sie.

»Ja, Madame, ich.«

Die Kammerfrau riss die Augen noch weiter und noch fragender aus, als ihre Gebieterin.

Herr von Mailly sah diese Augen im Spiegel.

»Wollen Sie Mademoiselle entlassen«, sagte er.

Die Kammerfrau ging hinaus, fest entschlossen, an der Tür zu horchen.

Der Graf folgte ihr mit den Augen, bis die Tür wieder zugemacht war.

Dann wandte er sich gegen seine Frau um.

»Nun«, fragte sie, »was haben Sie, Herr Graf, und welchem Umstand verdanke ich die Ehre, Sie zu sehen?«

»Einem ernsten Umstand, Madame.«

»Oh! mein Gott, Sie erschrecken mich.«

Mailly lächelte bitter: er hatte aufs Geratewohl gedacht, ein bitteres Lächeln könne nie schaden.

»Ich bitte, setzen Sie sich«, fuhr die Gräfin fort; »sollte ich das Glück haben, Ihnen in irgend Etwas angenehm sein zu können, mein Herr?«

»Sie sind mir unumgänglich notwendig geworden.«

Nun war es an der Gräfin, zu lächeln.

»Und wie denn, guter Gott! Sprechen Sie?«

»Sie vermuten nicht, was mich hierher führt?«

»Nein! darum bin ich voll Neugierde.«

»Madame, wissen Sie, was man sagt?«

»Wo?«

»Überall.«

»Sagen Sie das, was man überall sagt, mein Herr, ich höre.«

»Wohl! man sagt, der König . . . Ah! Sie erröten schon!«

»Mein Herr, wenn Sie fortfahren, mich auf diese Art anzuschauen, so werde ich nicht nur erröten, sondern auch erbleichen. Ich bitte Sie also inständig, lassen Sie diese Polizeilieutenants-Mienen und sprechen Sie. Was sagt man vom König?«

»Man sagt, der König . . . der König . . . «

»Vollenden Sie.«

»Man sagt, der König habe die Augen auf eine gewisse Dame

geworfen, um ihr die Liebe anzubieten, welche die Königin verachtet.«

»Ah! man sagt das«, erwiderte Frau von Mailly sehr beunruhigt.

»Sie haben die Wahrheit gesprochen. Gräfin!« rief der Graf,
»Ah! nun erleichen Sie, Madame.«

Louise stand auf.

»Mein Herr«, sagte sie, »ich weiß nicht, was der Zweck der elenden Komödie ist, die Sie mich hier spielen machen; in jedem Fall erfahren Sie, ehe Sie dieselbe weiter treiben, daß sie durchaus nicht meinem Geschmack entspricht.«

»Oh! Madame«, erwiderte Mailly, »ich bitte Sie, nehmen Sie immerhin eine Rolle darin an.«

»Keineswegs, mein Herr. Ich habe nicht die Gewohnheit, auf Dinge zu antworten, die ich nicht verstehe.«

»Oh! seien Sie unbesorgt, ich werde mich verständlich machen. Das wird nicht lange dauern. Diese Dame, welche der König gewählt haben soll, — man möchte gern wissen, ob sie die Huldigungen des Königs annehmen wird, und da Sie sie kennen, so beauftragt man mich, Sie um Ihre Meinung zu fragen.«

»Mein Herr, das ist ein trauriger Auftrag für einen guten Edelmann. Ich bin, da ich Sie kenne, erstaunt, daß Sie ihn übernommen haben.«

»Ich bitte, Madame, erbittern Sie sich nicht; Sie urteilen zu rasch. Wenn ich den Auftrag übernommen, so hatte ich meine Beweggründe.«

»Welche, mein Herr?«

»Ich kenne diese Dame auch.«

»Dann besorgen Sie Ihren Auftrag selbst.«

»Ich tue das. Diese Dame sind Sie.«

»Ich«, rief Louise, »ich bin es, der der König huldigt?«

Sie sprach diese wenigen Worte mit einer so unklugen Lebhaftigkeit, daß Herr von Mailly, wäre er nicht blind gewesen, ihre Bewegung nicht dem Zorn zugeschrieben haben würde.

»Sie selbst«, wiederholte er.

Sie blieb einige Augenblicke in Gedanken versunken.

»Das ist unmöglich«, sagte sie endlich.

»Wollen Sie glauben, daß ich gut unterrichtet bin?«

»Oh! durch wen?«

»Daran ist Ihnen wenig gelegen. Was Sie suchen, ist nicht dieses: Sie möchten vielleicht gern, daß man Sie weiter unterrichten würde.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ein Gatte, welcher spricht, ist nie verständlich.«

»Aber, mein Herr, Sie vergessen, daß Sie nicht mein Gatte sind!«

»Genug des Scherzes, Madame!«

»Wie! genug des Scherzes! und unser Vertrag?«

»Unser Vertrag, unser Vertrag«, erwiderte Mailly verlegen, »ei! Madame, ich habe gestern ein Spiel spielen können, welches heute zu spielen mir nicht mehr zusagt.«

»Ich bitte Sie, immerhin zu sprechen, damit ich unter allen diesen Worten eines finde, welches mich befriedigen kann.«

»Das wird nicht lange anstehen. Der König huldigt Ihnen, sagt man, und ich nehme an, daß dies der Ursprung von dem ganzen stolzen, mürrischen Wesen ist, das Sie mich haben erdulden lassen.«

»Ich mürrisch! ich stolz!«

»Oh! ich begreife, Sie werden es leugnen; bei einer solchen Treulosigkeit ist es schon der Mühe wert, daß man sich entschuldigt.«

»Herr Graf, Sie vergessen, daß Sie mit einer Frau sprechen.«

»Ich spreche nicht mit einer Frau, ich spreche mit meiner Frau: das ist ein großer Unterschied.«

»Ei! mein Herr, es war gestern nicht mehr hiervon die Rede.«

»Einverstanden, doch es wird heute davon die Rede sein, heute, da ich durch Sie lächerlich werden kann. Gestern war nur vom Unglücklich sein die Rede.«

»Eine seine Unterscheidung.«

»Eine Unterscheidung, die meiner Logik ansteht; ich bediene mich derselben, wie ich kann. Madame, wenn es Ihnen also angenehm ist, daß Ihnen der König seine Huldigungen darbietet, wollen Sie es sagen.«

»Ich könnte Ihnen antworten, mein Herr.«
»Das verlange ich von Ihnen, Madame.«
»Ich werde mehr vernünftig sein, als Sie närrisch sind.«
»Ah! Sie leugnen, daß der König«
»Ich leugne durchaus nichts, mein Herr; der König tut, was er will. Sprechen Sie mit ihm, und er wird Ihnen antworten.«
»Das ist eine seltene Dreistigkeit.«
»Sie finden?«
»Nehmen Sie sich in Acht: seit gestern frei, haben Sie sich heute zu sehr emanzipiert.«
»Seit gestern frei, bin ich heute so, wie ich morgen sein will, wie ich immer sein werde. Diese Lage, Sie sind es, der sie geschaffen hat: ertragen Sie die Folgen davon.«
»Die Folgen, wenn diese Folgen die Schande sind?«
»Oh! mein Herr, wir sind nicht hierbei.«
»Madame, gehen wir nicht weiter; ich will mich an Ihre Redlichkeit wenden: wird sie antworten?«
»Immer. Nur haben Sie wohl Acht: die Redlichkeit einer Frau ist die Offenherzigkeit.«
»Ich nehme das an. Der König gefällt Ihnen?«
»Sehr, mein Herr.«
»Das ist Offenherzigkeit!« rief der Graf mit einem gezwungenen Lächeln.
»Sie haben sie von mir verlangt.«
»Und Sie werden sie bis zum Ende haben?«
»Bis zum Ende.«
»Wenn Ihnen der König seine Huldigungen anbietet, was sind Sie zu tun entschlossen?«
»Mein Herr, haben Sie Mitleid, lassen Sie mich nicht auf solche Impertinenzen antworten.«
»Sie vergessen, daß ich mich zum Gesandten gemacht und die Offenherzigkeit angenommen habe.«
»Sie beharren also?«
»Ich beharre.«
»Wohl, mein Herr, Ich bin frei: ich habe einen mittelbaren Abschied von meinem Gatten erhalten, der eine Geliebte

genommen, als ich kaum die Zeit gehabt hatte, ihn meinen Gatten zu nennen. Ich bin jung, man sagt, ich sei schön, ich habe ein Herz, ich bin frei, ich werde aus meiner Freiheit Nutzen ziehen.«

»Sie werden lieben?«

»Wenn ich liebe, ja.«

Dieser seltsamen Frau gegenüber, die sich ihm so stolz enthüllte, trieb Mailly den Zorn bis zur Drohung.

»Madame«, rief er mit einer heftigen Gebärde, »nehmen Sie sich in Acht.«

»Graf«, erwiderte sie kalt, »Sie werden mir vollends Recht geben.«

Mailly hielt bezähmt inne.

»Ich sehe«, sagte er nach einem Augenblick des Zögerns, der ihm wieder sich zu sammeln erlaubte, »ich sehe die Antwort, die ich zu geben haben werde. Madame, Sie lieben den König.«

»Das ist wahr.«

»Werden Sie mir die Ehre erweisen, um zu sagen, seit wann, damit ich es nicht durch Andere erfahre? denn Sie müssen begreifen, Madame, es durch Andere erfahren wäre erschrecklich für mich und für Sie.«

»Mein Herr«, erwiderte die Gräfin, dieselbe Ruhe des Geistes und des Gesichts behauptend, »ich liebe meinen Gatten nicht mehr seit vorgestern, und gestern habe ich den König zu lieben angefangen.«

Ein Blitz der Wut, der Verzweiflung, ein Blitz der Eifersucht glänzte in den Augen des Grafen.

Plötzlich beruhigte er sich

»Geben Sie mir die Versicherung, daß Sie nicht scherzen«, sagte er mit einem Ausdruck voll Schwermut. »Ich bedarf dieses Wortes sehr, Louise.«

Und er kreuzte seine Arme über feiner von Seufzern angeschwollenen Brust.

»Mein Herr, ich erkläre es Ihnen mit schmerzerfüllten Herzen: es ist hier kein Scherz zu machen, denn der Kummer ist mir mit dieser Liebe in die Seele eingezogen«,

»Diese Liebe, die Sie mir zu gestehen wagen, die Schande und

das Unglück sind das Ende davon. Ich bitte Sie, bedenken Sie wohl, Madame.«

»Ich habe bedacht.«

»Aber ich werde Sie verhindern, in Ihr Verderben zu rennen.?«

»Mein Herr, Ich glaube, wenn Sie das täte, würden Sie mir einen Dienst leisten. Gleichwohl sehen Sie, wie weit meine Offenherzigkeit geht — gleich wohl mag ich Sie Wahrhaftig nicht bitten, mir hierbei zu helfen?«

»Warum nicht?«

»Weil, muss ich es Ihnen gestehen? weil ich glaube daß Ich Ihre guten Dienste verfluchen würde.«

Mailly hielt inne.

»Marmor! Ich stoße mich vergebens daran, ich suche vergebens eine Seele! Geduld! Geduld! ich bin zum Unglück geboren. Es gibt in Frankreich vielleicht nur zwei Frauen, wie die Fräulein von Nesle und von Clèves, und Louise und Olympia müssen mir zugefallen sein.«

Und zu ruhigeren, wenn nicht zu minder schmerzlichen, Gedanken zurückgeführt, verbeugte sich der Graf vor diesem unerschütterlichen Willen der Gräfin, und begnügte sich, zu sagen:

»Zum Glück, Madame, bin ich noch Ihr Herr, und in der beziehungsweisen Stellung, die wir uns gemacht haben, verbindet eine Privatunterzeichnung keinen von den kontrahierenden Teilen zu Etwas.«

»Sie täuschen sich, Herr Graf, denn dieser Vertrag bestätigt meine Freiheit, und ich werde Gebrauch davon machen. Vor den Gerichten ist er vielleicht ungesetzlich; Sie werden aber durch ihn alle Ihre Prozesse vor der öffentlichen Meinung, dem einzigen Tribunal, verlieren, von dem ich Etwas zu befürchten habe. Und nun, wenn Sie mir nichts Anderes mehr sagen wollen . . . «

Und mit der Gebärde einer Königin wies sie ihm die Tür. Mailly grüßte niedergeschmettert und ging weg.

Elftes bis fünfzehntes Bändchen.

LXVI.

Schlange Nro. 1.

Mailly konnte sich nicht darüber trösten, daß er auf die Notwendigkeiten eines beständigen Monologs beschränkt sein sollte.

Und dennoch war ihm nach dem, was man geschehen, der Monolog noch minder unangenehm, als der Dialog.

Nach seiner Szene mit Louise, nach den despotischen Manieren von dieser, nach der kaiserlichen Gebärde besonders, mit der sie Ihm die Tür gewiesen, hatte sich der Graf, von seiner Frau zurückgestoßen, noch einmal gesagt, sie besitze sicherlich für die Augen eines Gatten unsichtbare Eigenschaften; da aber er, der Gatte von Louise, diese Eigenschaften nicht sehen könne, so werde er, wenn es sein müsse, die Augen dem ganzen Weltall ausstechen, damit kein Mensch existiere, welcher sehe, was er nicht sehe.

Drohungen, Bitten, rohe Gewalt, Überredung, er hatte in seinem Kopfe Alles angeordnet, um einen Feldzugsplan zu kombinieren.

Als der Feldzugsplan festgestellt war, und das war die Suche einer Viertelstunde, welche Mailly damit zubrachte, daß er von einem Ende zum andern der Terrasse am Rande des Wassers hin und herging, trugen die Beine von Mailly diesen natürlich vom Hotel Nesle zum kleinen Hause der Grange-Batelière, von Louise von Mailly zu Olympia von Clèves.

Ein Unglücklicher muss sich wohl trösten, besonders wenn ihm der Urheber seines Unglücks das Recht des Trosts gibt.

Nach Allem dem, was er bei seiner Frau gehört, war Mailly gewiß nicht so schuldig, als am Tage vorher, da er zu seiner Geliebten ging. Und diese Idee, — sein gutes Gewissen machte, daß er sich voll Wonne daran erquickte. Es ist etwas so Gesundes um ein gutes Gewissen I

Mailly kam also in sein kleines Haus mit der besten Stimmung der Welt, um getröstet zu werden. Er stieg rasch und wie ein Mensch, den es drängt, die Gedanken, die er im Geiste hat, um besserer willen zu verjagen, die Stufen hinaus. Doch auf der Hälfte der Treppe wurde er durch seinen Kammerdiener zurückgehalten.

»Verzeihen Sie, Herr Graf«, sagte der Kammerdiener.

»Was willst Du von mir?«

»Sie gehen zu Madame?«

»Allerdings.«

»Aber es sind . . . «

»Es sind?«

»Madame hat Leute bei sich.«

Mailly fing an sich an die Überraschungen zu gewöhnen; er blieb jedoch ganz verblüfft stehen.

Dann überlegte er sich aber, daß das bei sich von Olympia bei ihm war, stieß den Lackei zurück und drang in das Zimmer ein.

Der Herzog von Pecquigny saß bei Olympia, ganz holdselig, ganz in Artigkeiten eingemacht.

Die Stirne von Mailly faltete sich, wie es sich für einen Mann geziemt, der eifersüchtig werden soll.

Er trat indessen ein.

Der Herzog hatte die Güte, ihm eine Höflichkeit zu erweisen: er bot ihm einen Stuhl, Mailly setzte sich.

Diese Miene einer Vertraulichkeit, welche Pecquigny in so kurzer Zeit bei Olympia errungen hatte, setzte Mailly im höchsten Grade in Erstaunen. Er betrachtete sich wie einen von Räubern auf der Landstraße angefallenen Menschen, der in dem Augenblick, wo er sich zur Wehr setzen will, einen Stockstreich auf den Kopf bekommt. Träumt er oder träumt er nicht? Ist es wirklich die Helle des Tages, was er sieht? Ist es der Reflex von tausend fantastischen Lichtern, welche die angegriffene Einbildungskraft unverzüglich im Gehirne eines Menschen von Leidenschaften anzündet?

Beim Scheine dieses Tages oder dieser Lichter erblickt Mailly den Herzog nach der letzten Mode und mit der höchsten Eleganz gekleidet; man kann nichts Feineres sehen, als seine Stickerei; er

spielt zart mit dem Griffe eines Degens, von dem man hätte glauben sollen, er sei für ein auf dem Throne der Welt geborenes Kind gemacht: dieser einzige Degengriff hat den Wert des Geldes, das alle Klingen, mit denen das Weltall demaskiert ist, kosten würden.

Dem Herzog gegenüber sitzt Olympia. Sie horcht ruhig mit ihrem reizendsten Lächeln und besonders mit ihrem großen wachsamem Auge auf Alles, was der Herzog ihr zu sagen sich das Recht gibt.

So ist das Bild.

Mailly vor der Tür, Mailly auf der Schwelle.

Mailly saß bei seinem Eintritt einige Satzschlüsse in der Art der folgenden auf:

»Ei! seien Sie doch unbesorgt um die Meinung, mein Fräulein, und machen Sie sich glücklich.«,

Dies waren die Eindrücke, welche Mailly in dem Augenblick, wo er, schon ganz aufgeregter, im Zimmer von Olympia erschien, betrafen.

Der Verführer saß, wie gesagt, auf einem Sofa, mit einer Freundlichkeit, die sich bei der Ankunft von Mailly nicht verleugnete.

»Herzog!« rief der Graf.

Das war nur ein einziges Wort, doch dieses Wort enthielt alle Vorwürfe des Zartgefühls und zur Not alle mögliche Warnungen.

Pecquigny beschränkte sich darauf, daß er dem Grafen das Ende seiner unter seinen Spitzen begrabenen Finger bot.

Dann, als ob Mailly nicht eingetreten und nichts unterbrochen worden wäre, antwortete Olympia:

»Herzog, ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin nicht geboren, um glücklich zu sein.«

Das war ein Keulenschlag, um einen Stier in einem Schlachthaus niederzuschmettern.

Mailly empfing ihn, doch er erhob wieder das Haupt und sagte mit einem gezwungenen Gelächter:

»Was Sie da sagen, ist nicht freundlich für diejenigen, welche Sie lieben.«

»Du hast vollkommen Recht, mein Lieber«, versetzte Pecquigny, »und ich bin eben im Zuge, dem Fräulein hierüber zu predigen.«

»Ich danke Dir, Herzog, ich sehe es wohl«, erwiderte Mailly.

»Und«, fuhr Pecquigny fort, »und trotz meines dringlichen Zuredens bleibt das Fräulein hartnäckig.«

»Oh!« entgegnete Olympia, »hartnäckig bleiben ist ein sinnloses Wort. Statt sich jener Gemeinplätze zu bedienen, welche fast immer bei müßigen Frauen reüssieren, ist der Herzog beharrlich darauf bedacht, mir Eigennamen anzuführen.«

Ein Schwindel zog über die Augen von Mailly.

»Ja. und sogar große Namen«, sagte lächelnd Olympia, gerührt, da sie Mailly hatte erleichen sehen.

»Und Sie antworten?« fragte er mit bewegter Stimme.

»Ich antworte, daß ich, wenn ich liebe, lieben werde.«

Mailly wusste nicht, ob das ein Kompliment oder eine Beleidigung war.

Wie alle Menschen in einer falschen Stellung, zog der Graf den Zorn der vernünftigen Beurteilung, die Brutalität dem Siege vor, den eine leidliche Beweisführung gibt.

»Ich sehe zu meinem Leidwesen, daß der Herzog zu mir kommt, um mir mein Gut zu entführen«, sagte er mit einer verletzenden Ironie.

»Graf«, erwiderte Pecquigny, »wir haben uns über diesen Gegenstand erklärt. Ich habe bei dieser Gelegenheit die Ehre gehabt, Dir Alles zu sagen, was ich zu tun Willens bin, und ich gebe Dir mein Wort, ich werde es tun, das ist fest beschlossen. Dein wütendes Auge, Deine krampfhaft geballten Fäuste, Deine zitternde Herausforderung werden mich nicht von meiner Pflicht abbringen.«

»Deine Pflicht!«

»Ei! mein liebster Graf«, erwiderte Pecquigny gewandt, »ist es nicht eine Pflicht, es zu verhindern, daß sich diese schöne Dame langweilt, wie Du Dich langweilst?«

»Herzog!«

»Ärgere Dich, bei Gott! was macht das mir?«

»Es macht, daß, wenn Madame die Güte gehabt hat, Dich einmal zu Empfangen, sie Dich nicht zweimal Empfangen wird, das beteure ich Dir.«

Olympia blieb stumm.

»Madame war so gefällig, mich zu Empfangen, weil ich die Ehre habe, der Kapitän der Garden Seiner Majestät zu sein, und weil jede Tür, an die ich klopfe, sich vor mir und meinem Kommandanturstab öffnen muss. Madame hat mich Empfangen, weil ich ein guter Edelmann von unbeflecktem Rufe und der Träger eines Namens bin, der nie auf der Gasse bleibt, hörst Du, Graf von Mailly!«

»Was soll das bedeuten?« versetzte wütend der Graf.

»Sachte! Sachte!« fuhr Pecquigny fort: »Ich habe Dir den Krieg versprochen, ich mache ihn Dir; aufgebracht oder nicht, wirst Du die Belagerung Deines Schlosses sehen. Ich konnte mittelst meiner besonderen Einflüsse in den Platz, den Du verteidigst, eindringen; Du unternimmst einen Ausfall, gut; versuche es, mich zu verjagen, Du bist in Deinem Rechte.«

»So werde ich es machen, nicht wahr, Olympia?«

»Wie verstehen Sie das, Herr Graf?« fragte Olympia. »Der Herr Herzog hat mir nichts gesagt, was nicht zu sagen ist«,

»Du hörst, Mailly?«

»Ich habe nichts begriffen, als das, was mir Herr von Pecquigny gesagt hat.«

»Wenn Sie mehr gehört hätten, Olympia . . . «

»Ich habe auch nicht mehr gehört«,

»Lass mich also mich erklären, ich bitte Dich. Du Werwolf, der Du bist!« fuhr der Kapitän der Garden mit voller Brust lachend fort; »Du wirst sehen, daß der Plan, den ich kombiniert habe, vortrefflich ist, und daß ich Dich, trotz aller Deiner strategischen Talents, herausfordere, ihn bekämpfen zu können.«

»Lass hören.«

»Vor Allem will Ich dem Fräulein den Ausdruck meines Bedauerns bieten. Das ist mein Recht.«

»Dein Recht?«

»Mein Freund, in meiner Eigenschaft als Kammerherr habe Ich meinen Zutritt.«

»Bei mir?«

»Ist er bei sich, mein Fräulein?« sagte Pecquigny mit einer vollkommenen Ruhe, indem er sich gegen Olympia wandte.

Olympia schwieg.

»Du bist nicht bei Dir, mein Lieber, - Mademoiselle ist von der Comédie und hat ein herrlichen Talent, das ich vergöttere. Ich komme, ich klopfe an ihre Tür, sie empfängt mich ich drücke ihr meine Bewunderung aus, sie hört mich an, was hast Du zu sagen?«

»Nichts; doch diese Phrasen . . . «

»Du hast sie vielleicht hundert Frauen gesagt, nur der Deinigen nicht.«

Mailly errötete bis unter die Augen.

»Ah! Graf, sei gerechte Du lässt dieses anbetungswürdige Frau vor Langeweile sterben; ich komme, ich tröste sie; Du schließt sie ein, ich dringe in ihr Gefängnis und mache mich liebenswürdig; Du bist eifersüchtig oder gibst Dir den Anschein. es zu sein. Ich lasse, wenn Du willst, die erste Hypothese zu. Mademoiselle ist Deine Sklavin, ich will die Ketten brechen, die sie binden, und beweisen, daß Du die jetzt nur ein Egoist und ein abscheulicher Kerkermeister gewesen bist.«

»Ja. und Deine abscheulichen Pläne . . . «

»Ei! wer spricht hiervon? es ist wohl die Rede von meinen Plänen! Höre, Du hast einiges Ansehen, Du konntest Mademoiselle nach Paris kommen lassen, Du konntest ihr durch Deine Verbindungen Debüts verschaffen, die sie mit eben so viel Glück. als Talent gemacht hat, und nun, da der ganze Hof an der festlichen Schale genippt hat, schließt Du die Quelle ab, Du willst uns berauben, Du beraubst uns des schönen, verführerischen Organs, mit welchem Olympia die Verse von Racine mehr singt, alle spricht, Du raubst uns diese rührende Schönheit, welche aus Nero einen Titus machte. Du raubst uns diese geistvolle Büchse Pandoras, an deren Stelle Du Deine endlosen Schmollereien setzt. Ah! Ah! Mailly, füge Dich, ich werde die Türen öffnen, und Deine reizende Nachtigall wird entweichen.«

»Höre«, erwiderte Mailly während der Kapitän vor den Spiegeln anbetungswürdige Zierereien und herrliche Bewegungen mit dem

Kopf und den Schultern versuchte und Olympia belustigt lächelte, »höre mich, Herzog, Du, der Du einer der Bravsten unter den Braven dieses Hofes bist.«

»Hören! ich tue nichts Anderes seit meiner Ankunft, und ich habe noch nichts vernehmen können, was zu vernehmen der Mühe wert war.«

»Höre also Folgendes: Diese Frau ist mein Gut!«

»Graf, Du bist im Irrtum, Mademoiselle Olympia ist im Katalog aufgenommen.«

»Wie, im Katalog ausgenommen?«

»Sie gehört der Kunst, dem Theater.«

»Herzog! wenn Du sie mir entführst«

»Was wird geschehen, Wahnsinniger?« sagte Pecquigny, während er aufstand. »Verhindere es, daß sie sich langweilt, und ich schwöre Dir, sie wird mir kein Gehör schenken.«

»Oh!« rief Olympia, indem sie die Hände von Mailly, welcher wankte, ergriff, »Graf, Sie haben Alles für mich tun können, was Sie tun konnten, und doch . . . «

»Doch?« versetzte Mailly voll Bangigkeit.

»Doch Du langweilst sie!« unterbrach der Herzog. »Sie liebt die Komödie, Du beraubst sie derselben, alle Teufel! Sie, welche zu spielen weiß, um die Anderen weinen zu machen, warum zwingst Du sie, ihre schönen Augen in der Einsamkeit zu röten?«

»Ah! Olympia!«

»Ja, sie langweilt sich. Ich habe es Dir gesagt, hierdurch werde ich sie überreden, Dir zum Trotze, in Deinem Angesicht; ich werde keine List gebrauchen, ich werde kein unredlicher Feind sein; ich werde zu ihr geben, ich werde ihr das Gegenteil von dem bieten, was Du ihr gibst, und ich stehe dafür, daß sie mich vorzieht.«

»Schone eine wahre Liebe. Freigeist! Atheist!«

»Deine Liebe, eine wahre Liebe! Ah! ja wohl«, erwiderte der Herzog. »Deine Liebe, das ist eine bequeme Liebe, die sich aus allen den kleinen Erbärmlichkeiten komponiert, mit denen Du Dein Leben verzierst. Du willst, daß ich dies achte! Du willst, daß ich mich in das kleine, heuchlerische Haus füge, Graf, in welches Du Dich gegen Deine Gläubiger, Deine Frauen und Deine Geliebten flüchtest! Du willst, daß ich mich mit Deinen schmach tenden

Augen, mit Deinen Seufzern, Deinen Jeremiaden bezahle, während ich weiß, daß Du gerade von einem Minister, bei dem Du intrigiert. und von einer Frau, bei der Du geseufzt hast, kommst!«

»Ich komme nicht von da her, wo Du sagst.«

»Das ist noch viel schlimmer, Du kommst von Deiner Frau her.«

Olympia schleuderte Mailly einen trockenen Blick zu.

Der Graf war wie von einem Degenstiche getroffen.

»Lassen wir das!« sagte sie ermüdet.

»Olympia«, erwiderte er, »Sie wissen nicht, wie ich dort zu tun beabsichtigte.«

»Ei! mein Freund«, sprach Pecquigny, »Du wolltest ihr schwören, Du kommst nicht von Olympia, wie Du Olympia gern beweisen möchtest, Du kommst nicht von der Gräfin zurück.«

»Herr Herzog«, sagte plötzlich der Graf von Mailly, indem er sich hoch ausrichtete, »Sie haben die Grenzen überschritten; Sie mischen sich auf eine mehr als Impertinente Art in meine Angelegenheiten.«

»Große Worte!«

»Auf welche die Wirkung folgt.«

»Gut! ein Degenstich in Deinem kleinen Hause. Das sind hübsche Manieren!«

»Dann beleidigen Sie nicht!«

»Habe nicht die doppelte Natur der Amphibie, atme nicht zugleich mit den Besten der Luftröhre und mit den Kiemen.«

»Herzog, wir werden uns unten erklären.«

»Und wenn ich Dich getötet habe, oder Du Hast einen Kapitän der Garden des Königs auf den Schnee gelegt, so wird das nicht beweisen, daß Du nicht zugleich eine Geliebte, welche Deiner Frau beschwerlich, und eine Frau hast, welche Deiner Geliebten beschwerlich ist. Teufel! mein Freund, wähle, nimm nicht Alles. Willst Du Deine Geliebte? führe sie weg, aber so weit, daß wir sie nicht mehr sehen können. Ich habe es Dir schon gesagt. Willst Du Deine Frau? dann öffne uns beide Flügel der Tür Deines kleinen Hauses. Das ist ein Sturm, was willst Du dabei machen?«

Olympia warf einen Blick auf den Grafen.

»Olympia! Olympia!!« rief Mailly bestürzt, denn er hatte irgend

etwas Schwankendes in ihren Augen erhascht.

»Der Herr Herzog hat Recht«, sagte sie kalt, »Sie müssen sich entscheiden.«

»Sie lieben also Einen?« fragte Mailly; »diese Erklärung von heute Morgen, diese Versöhnung war also eine Lüge?«

Er rechnete darauf, daß er mit diesen Worten den Herzog ermüden oder reizen würde, doch er hatte es mit einem gewaltigen, in Paradoxen schwierigen Streiter zu tun.

Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, sagte Pecquigny:

»Wie, Du schämst Dich nicht?«

»Mich schämen, worüber?«

»Du hast eine Erklärung mit ihr gehabt?«

»Ja«,

»Und Ihr habt Euch versöhnt?«

»Ich glaube es.«

»Und Du bemerkst nicht, daß Du, wenn Du Dich an demselben Tage wieder mit der Frau entzweist, die Dir am Morgen verziehen hat, ein verlorener Mann bist?«

Olympia lächelte dem Stärkeren zu.

Pecquigny hatte die Ehre des Triumphs.

Der Graf ließ seine verstörten Augen auf das Geratewohl umherschweifen; diese Logik überstieg seine Kräfte.

»Olympia! Olympia!« rief er, indem er die Hände faltete und sich flehend an seine Geliebte wandte, »Olympia, ich habe auf der Welt nichts mehr, als Deine Liebe.«

»Ein schönes Bestreben!« murmelte Pecquigny.

»Olympia«, fuhr Mailly fort, »ich habe auf der Welt nichts mehr, als Deine Redlichkeit, als Deine Treue.«

Pecquigny wagte es nicht mehr, etwas beizufügen; er hätte diejenige verletzt, für welche er seit einer Stunde mit der Hoffnung kämpfte, sich aus ihr einen Beistand zu machen.

»Olympia«, sagte Mailly, »alle Opfer, die gebracht werden müssen, werde ich bringen; doch ich beschwöre Dich, sage mir, Du wirst Dich nicht überreden lassen; sage mir, ich werde nicht den tödlichen Schmerz haben. Dich durch den bösen Dämon, der

Dich erniedrigen will, wie er mich erniedrigt, besiegt zu sehen.«

»Graf«, sprach sie, »ich werde nie denjenigen lieben, welcher mir nur die Hälfte seines Lebens gibt. Geben Sie mir Alles.«

»Ah!« versetzte Pecquigny. »bist Du hierbei!«

»Es sei!« murmelte Mailly mit einer düsteren Miene, »ich werde nicht zum Lügner werden. Alles Dir, Olympia, Alles Dir. Nur jage diesen Menschen von hier weg, der wohl weiß, daß ich ihn nicht töten kann.«

Olympia ging auf Pecquigny zu, der sie lächelnd erwartete.

»Herr Herzog«, sagte sie, »mein Herr und Meister hat gesprochen, machen Sie ihn nicht unglücklich. Er tut für mich Alles, was er kann, mehr sogar, als er kann.«

»Nein«, erwiderte Pecquigny, »nein, ich werde nicht eher von hier weggehen, als bis er Sie wieder in die Flut der Welt gebracht hat. Sie gehören nicht ihm, Sie gehören Ihnen, Sie gehören uns.«

»Was willst Du denn, Dämon?« rief Mailly schäumend vor Zorn.

»Ich werde Mademoiselle zwei neue Rollen bringen. Sie soll sie studieren.«

»Nein!«

»Oh! sie wird ja sagen.«

»Sagen Sie, was Sie wollen, Olympia.«

»Ich will lieber Rollen studieren, als vor Langweile sterben. Man tut nichts Schlimmes, wenn man Rollen studiert.«

»Du siehst wohl, Graf, sie spricht wie ein schönes Buch. Lass sie also; Du wirst ihr durch die Vergleichung besser erscheinen.«

»Schändlicher!«

»Du machst mich lachen. Schauen Sie Ihn doch an, Olympia, er ist der Jüngste, der Tapferste, der Schönste von uns Allen; er hat nicht genug mit diesen Vorzügen, er muss auch noch die Heuchelei beifügen. Spiele doch ein offenes Spiel mit uns, und wir werden Dir Genugtuung geben. Hier sind Ihre Rollen, Olympia; werden Sie dieselben spielen?«

Sie schaute Mailly an.

»Ja«, sprach er, »sie sage mir morgen: ›Ich habe Sie betrogen‹, wenn es für ihr Glück ist, so werde ich ihr antworten: ›Sie haben wohl daran getan.««

»Ah!« versetzte Pecquigny, »ich bin geschlagen, Graf: gehen wir nicht weiter.«

Er verbeugte sich.

»Bei allen Sternen! Olympia«, fuhr er fort, »das ist ein Mann, der Sie liebt.«

Und er verbeugte sich abermals.

»Hören Sie«, sagte er, »studieren Sie die *Falsche Agnes*, das ist eine reizende Person, und da Sie in dieser Rolle Glück machen müssen, so biete ich mich Ihnen für Alles an, was Ihnen fehlen mag.«

Dann, da er die Wut von Mailly sah, fügte er bei: »Beruhige Dich, mein lieber Graf, beruhige Dich; nach dem, was Du gesagt hast, schlafe ruhig. Olympia ist heilig für mich. Wohl verstanden, Du wirst keine politische Untreue gegen sie begehen, ohne daß ich meine Rechte wieder nehme. Du zweifelst? Bei meinem Herzogswort, das ist beschlossen.«

Er grüßte zum dritten Male mit der reizenden Leichtigkeit der Edelleute jener Zeit, küßte Olympia anmutig die Hand und ließ den Grafen, dem er am andern Tag wiederzukommen versprach, ganz betäubt zurück.

»Ich bin verloren«, dachte Mailly. »Ich liebe Olympia mehr als die Ehre meiner Frau. Richelieu neben Pecquigny macht mich lachen«,

LXVII.

Der Andere.

Was den Herrn Herzog von Richelieu betrifft, der dem Grafen minder gefährlich dünkte, als Pecquigny, so konnte er, wie man begreift, nicht auf so schönem Wege stehen bleiben.,

Nachdem er den Gatten redlich in Kenntnis gesetzt, das heißt, nachdem er seine Kriegserklärung gemacht, hatte er nur noch die Feindseligkeiten zu eröffnen.

Man sieht, daß dieselbe Taktik auf beiden Seiten angenommen worden war.

Richelieu hatte den Gatten in Kenntnis gesetzt.

Pecquigny hatte den Liebhaber in Kenntnis gesetzt.

Man sah dann den Herzog nach der Unterredung, die er mit Mailly gehabt, sich nach dem Hause von Herrn von Fréjus in Issy wenden.

Barjac erwartete ihn dort.

Diese großen Vorzimmermänner haben eine anschauende Erkenntnis von einer Sicherheit, welche man schwer bei den Propheten der modernen Wissenschaft wiederfindet.

Ein im ersten Salon entschlüpftes und vom Herzog wie vom Diener aufgefasstes Lächeln offenbarte Jedem von ihnen, die Gelegenheit sei günstig, bei der Absicht, ihn von dem, was vorfiel, zu unterrichten.

Richelieu wurde eingeführt.

Nüchtern und streng nach der Vorschrift im Punkte des Essens, hatte Herr von Fréjus so eben ein Mahl zu sich genommen, dessen Wirkung aufheiternd für sein Gehirn hatte sein müssen.

Richelieu, als er diese schmeichelhaften Symptome wahrnahm, beeilte sich, das Gespräch auf das Niveau der Erwartung des Kardinals zu bringen.

»Monseigneur, ich habe nach Ihren Wünschen getan.«



Kardinal Fleury.

»Welche Wünsche meinen Sie, mein lieber Herr von Richelieu?«

»Wir haben, wie Sie wissen, neulich eine kleine Untererdung gehabt?«

»Ah! ja, verzeihen Sie.«

»Eine Unterredung, deren Bagatellen alle etwas ernstes berührten.«

»Oh! Herzog, Sie haben unsere Unterredung im Ernste genommen?«

»Ja, Monseigneur, und mein Gewissen ist sehr lebhaft davon betroffen gewesen.«

»Wahrhaftig?«

»Dergestalt, Monseigneur, daß ich sogleich nach Meinem Abgang meine Beobachtungen angestellt habe«,

Herr von Fréjus entrunzelte sich,

»Lassen Sie hören«, sagte er.

»Ich habe, wie Sie, Monseigneur, die Wohlfahrt, die Ruhe dieses Reiches im Auge.«

»Allerdings, das muss der Zweck und der Wunsch jedes guten Franzosen sein, und Herr von Richelieu ist ein guter Franzose unter Allen.«

»Indessen, Monseigneur . . . «

»Nun?«

»Ein Bedenken hält mich zurück.«

»Ah!« versetzte Herr von Fréjus, abermals zu der Befürchtung eines Abfalls von Herrn von Richelieu zurückgeführt: »Sie haben ein Bedenken? ein Bedenken, das Sie zurückhält?«

»Ah! ich habe es Ihnen gesagt, Monseigneur, ich bin sehr ängstlich in Wien geworden.«

»Wie, ein Bedenken! während es mir im Gegenteil schien . . . «

»Ei! Monseigneur, ich sagte Ihnen, wie sehr mich Wien verändert hat.«

»Ich sehe es; doch was befürchten Sie? haben die Coterien aller dieser Frauen sogleich bei Ihrer Ankunft in Parts an Ihnen abgefärbt?«

»Das ist es nicht, Monseigneur.«

»Ich verstehe, Sie haben die Königin gesehen und Sie zaudern!«

»Das ist es auch nicht, Monseigneur, da ich die Idee habe, noch mehr das Glück Ihrer Majestät der Königin, als das des Königs zu

machen.«

»Dann sehe ich kein Bedenken, das auf Seiten eines Diplomaten, eines Kriegsmanns, eines Hofmanns möglich wäre.«

»Aber, Monseigneur«, erwiderte Richelieu entzückt, daß er Herrn von Fréjus ein wenig erschreckt hatte, »mir scheint, Eure Herrlichkeit versteht mich durchaus nicht: das Bedenken, das ich habe, habe ich Ihretwegen.«

»Gut! Wie denn? Was für ein Bedenken ist es?«

»Ich suche einen Eingang.«

»Um was zu tun?«

»Ei! um zu sprechen!«

»Was befürchten Sie denn? Der Wundarzt muss die Wunden zu berühren wissen; und bin ich nicht ein doppelter Wundarzt, ein moralischer Wundarzt und ein politischer Wundarzt?«

»Gut geantwortet, Monseigneur. Ich fange an, und zuerst die Hauptsache: Ich habe Alles gesehen, was bei Hose ist.«

»Sodann?«

»Der König kommt mir sehr zögernd vor.«

»Sie glauben?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Sie beunruhigen mich.«

»Es wäre mir sehr lieb, Monseigneur, wenn ich Sie Ihre Mutmaßungen in dieser Hinsicht ausdrücken hören würde.«

»Ei! es ist ein wenig an Ihnen, mir die Ihrigen zu sagen.«

»So will ich es versuchen«, antwortete Richelieu.

»Lassen Sie hören«, sagte Herr von Fréjus.«

Und er versenkte sich in einen weiten Lehnstuhl, durch die glückliche Erinnerung an eine gute Verdauung zu den verborgenen Freuden einer kleinen, vom Herrn Herzog von Richelieu erzählten Intrige präludierend.

»Der König hat vor Allem Frau von Toulouse ausgezeichnet.«

»Nein, nein!« rief lebhaft Herr von Fréjus, »eine Frau von diesem Rang, das ist gerade, als sagte man: Krieg im Schoße der königlichen Familie. Wahrhaftig, Herzog, sollten Sie an Frau von Toulouse gedacht haben?«

»Ich musste an Alles das denken, woran der König einen

Gefallen zu haben scheint, Monseigneur.«

»Und dann ist da ein Gatte.«

»Oh! gibt es für den König Gatten?«

»Unmöglich! Unmöglich!« rief Fleury.

»Ich vermutete es wohl, Monseigneur, wegen der Politik.«

»Denn«, fuhr Herr von Fréjus fort, »wenn wir einen Gebieter haben sollen, so müsste er wenigstens unter uns gewählt werden, und die Frau Gräfin von Toulouse würde, zu leicht sich selbst wählen.«

»Monseigneur, Sie sind ganz Vernunft. Gehen wir also zu Numero zwei über.«

»Thun wir das.«

»Fräulein von Charolais?«

Herr von Fréjus schaute Richelieu lächelnd an.

»Ah! Herr Herzog, Sie tun vom Ihrigen dazu. Das ist schön.«

»Ich, Monseigneur! oh! Und dann, der Dienst des Königs!«

»Streichen Sie Numero zwei, und zwar aus Interesse für die Staatskassen.«

»Numero drei. Madame Paulmier.«

»Wie! Paulmier, die Wirtin?«

»Die Wirtin, ja, Monseigneur. Die schöne, starke Frau, Venus im dreißigsten Jahre, von Rubens gemalt.«

»Ja, doch alle Pagen, alle Chevaulegers, alle Musketiere, alle Schweizer und alle Studenten sind in sie verliebt gewesen. Das ist eine Frau, welche mehr Liebesbillets im Tage erhält, als ich Briefe in der Woche bekomme. Der König, hätte zu viele Nebenbuhler.«

»Weiter also. Numero vier . . . Der König hat gleichfalls Fräulein Olympia von Clèves ausgezeichnet.«

»Die Schauspielerin?«

»Sie selbst. Was haben Sie hierüber zu sagen, Monseigneur?«

»Herzog!«

»Sie ist neben Madame Paulmier das, was neben der Schönheit die Anmut ist.«

»Ja, sie ist sehr hübsch.«

»Sie kennen Sie?«

»Bah!«

»Talent.«

»Ja, genug; Wahrheit besonders.«

»Sie haben sie spielen sehen?«

»Man hat es mir gesagt.«

»Es ist ärgerlich, daß Sie sie nicht selbst gesehen haben; Sie würden gestehen, daß Sie nichts so Schönes kennen.«

»Ah! was die Schönheit betrifft, das ist wahr. Wenn diese Frau geht, sollte man glauben, sie drücke einem auf die Fiebern des Herzens und mache sie erklingen wie Klaviertasten.«

»Monseigneur, ich sehe, daß man sie sehr gut geschildert hat.«

»Ohne Schminke, Herzog, ich habe sie spielen sehen. Sie ist herrlich.«

»Nun?«

»Nein, was Seine Majestät bedarf, ist eine wahre Liebe, eine Liebe des Herzens, wenn man will, unter der Bedingung, daß wir uns an der Quelle halten, mit dem Schlüssel, der austeilt oder zurückzieht, der öffnet oder schließt.«

»Aber wir werden dabei sein, Monseigneur.«

»Nein.«

»Und dann wiederhole ich Ihnen, der König hat Olympia lebhaft bemerkt.«

»Ein Grund mehr: Coterie Pecquigny.«

»Doch Herr von Pequigny wird groß werden wenn wir es wollen: Coterie Fleury.«

»Herzog, bedenken Sie wohl; eine Schauspielerin, nein, nein! Hören Sie«, sprach er, wieder zum Ernste zurückkehrend, »der König darf nie sinken. Eine Schauspielerin in Versailles oder Im Louvre, nein, das ist nicht möglich. Setzen wir die Edelleute nicht dem aus, daß sie in Kulissen das königliche Gemach zu verwandeln haben.«

»Sie haben alle meine Überzeugungen genommen, Monseigneur«, sagte Richelieu kalt; »ich ergebe mich.«

»Gehen wir, wie Sie so eben selbst sagten, zu anderen Bewunderungen des Königs über.«

»Gehen wir zu Numero fünf über.«

»Wer hat auf Ihrer Liste Numero fünf?«

»Die Frau Gräfin von Mailly.«

»Ho! ho!« rief Seine Eminenz, »der König hätte Frau von Mailly bemerkt. Louise Julie, Gemahlin von Louis Alexandré von Mailly, dem Liebhaber von Mademoiselle Olympia von Clèves?«

»Es ist ein wahres Vergnügen, mit Ihnen zu sprechen; es gibt kein Gedächtnis, das dem Ihrigen ähnlich.«

»Das ist wahr, Herzog, man sagt mir zuweilen, ich habe beinahe das Ihres Großoheims, des Kardinals.«

»Monseigneur«, versetzte Richelieu mit einer Art von Trockenheit, »ich kann nicht viel hierüber urteilen: ich habe meinen Oheim nie gesehen, und ich sehe Sie.«

Diese Zurückhaltung mit doppelter Schneide konnte für eine zarte Schmeichelei gelten.

Fleury nahm sie so und bewirtete sich damit.

»Kommen wir auf Frau von Mailly zurück. Sie hat Chancen. Und vor Allem ist Frau von Mailly diejenige Frau Frankreichs, welche am Besten ein Staatskleid trägt.«

»Das ist Etwas!«

»Ich glaube wohl!«

»Für einen zierlichen jungen König.«

»Das ist wahr.«

»Die schönsten Hände.«

»Man sollte allerdings glauben, man sehe reizende Spindeln oder die Finger von Aurora.«

»Eine perlmutterartige, durchsichtige Haut, unter der ein frischrothes, edles Blut läuft.«

»Oh! ich leugne das nicht.«

»Ein großes, offenes, leuchtendes Auge.«

»Wie das eines Rehs.«

»Ein reizender Mund!«

»Perlzähne, es ist wahr.«

»Ein schwarzes Schnurrbärtchen, das immer ihre Mundwinkel lächeln macht!«

»Und das von der Farbe der wie Ebenholz schwarzen Augenbrauen ist.«

»Und die Spitzen der Stirne?«

»Es sind deren sieben.«
»Nach der Regel der Schönheit.«
»Die Stirne ist herrlich.«
»Sie ist nicht präventiös.«
»Es ist die Stirne einer schönen Frau, nicht einer Frau von Genie.«
»Ei! Monseigneur, wer weiß, was in dieser so schönen Stirne ist«
»Wenig vielleicht.«
»Verzeihen Sie, viel Geist.«
»Ah! Teufel! verborgener Geist!«
»Sie haben gesagt Teufel, Monseigneur, für Sie ist das ein grässlicher Fluch!«
»Es ist wahr, ich hätte sagen sollen Herzog statt. Teufel: das wäre nur eine Wahrheit. Sie hat also einen verborgenen Geist?«
»Ja.«
»Den schlimmsten von allen, wissen Sie wohl?«
»Einen sehr großen Geist, der sich nur für diejenigen verbirgt, welchen sie ihn nicht zeigen will.«
»Das ist erschreckend! Die Frau von Geist wird den König regieren, da es heute nur noch des Geistes bedarf, um zu regieren.«
»Was Sie da gesagt haben, Monseigneur, ist boshaft gegen den Herrn Herzog.«
Fleury lachte.
»Das Schlimmste für uns ist, wie Sie gesagt, der Geist.«
»Verzeihen Sie, Monseigneur, neben dem Geiste vergaß ich das Herz.«
»Sie hat Herz?«
»Und zwar ein Herz, in welchem der König herrscht.«
»Sie glauben, daß sie den König liebt?«
»Monseigneur, ich befürchte es: daraus ginge hervor ist, daß Frau von Mailly, da sie in den König verliebt ist, uns die Sicherheit, die wir haben wollen, geben würde. Nie würde sie Übergriffe zu machen suchen.«
»Gut, mein bester Herzog; doch ist man dieser Dinge auch

sicher? Eine Frau, wenn sie von einem Manne geliebt zu sein glaubt, und dieser Mann ist der König, ändert sie nicht ihren Charakter?«

»So lange sie liebt, nein, Monseigneur.«

»Liebt sie aber lange?«

»Diese, ich glaube es.«

»An welchen Anzeichen sehen Sie das, Herr Prophet?« fragte Fleury spottend.

»Zugleich glühend und träumerisch.«

»Das bedeutet für Sie?«

»Wollen Sie hören. Indem sie ihren Gatten verlässt, erregt sie ein Ärgernis; das ist nicht die Frau, welche vor einem Ärgernis zurückweicht, es ist aber auch nicht die Frau, um Abenteuer auf Abenteuer anzufangen; sie wird ein Mal das tun, was Ihr Herz und ihr Kopf ihr sagen werden; ihr Kopf ist lebhaft, das muss ich Ihnen sogleich bemerken. Das Herz ist geschwätzig, das versichere ich Sie; ist jedoch einmal dieses Wort des Herzens oder des Kopfes wohl ausgedrückt, dann völlige Stummheit. Nun aber muss eine Frau, um sich zu entscheiden, so viele gute Gründe haben, daß sie nie alle zusammenbringen kann: sie kapituliert lieber. Darum wird Frau von Mailly immer in ihrer Verbindung mit dem König kapitulieren.«

»Selbst mit der Eitelkeit?«

»Vornehmlich.«

»Selbst mit der Armut?«

»Wie! die Armut! Monseigneur, sagen Sie da, was Sie denken?«

»Ich sage es. Frau von Mailly wird von ihrem Gemahl verlassen sein, nicht wahr? Ihre Familie wird sie zurückstoßen, und der König wird nicht freigebig sein.«

»Der König ist nicht freigebig?«

»Ich sage Ihnen nicht: ›Der König ist nicht freigebig; ich sage Ihnen: ›Der König *wird* nicht freigebig sein.«

»Ho! Ho! Monseigneur, was lässt sie das denken?« versetzte Richelieu, welcher aufmerksam geworden war.

»Einmal, Herzog, meine Instinkte, sodann meine

Bedürfnisse . . . ich meine die Bedürfnisse Frankreichs.«

»Sollte es Frankreich nötig haben, daß der König geizig wäre!« rief Richelieu.

»Herr Herzog, schauen Sie mich nicht schief an; ich sage es Ihnen in Wahrheit, ich bin alt, der König ist jung; er kündigt sich als ein Mensch an, der eine sehr große Anzahl von Sünden zu begehen haben soll; früher oder später wird er in den Abgrund der Verschwendung fallen, wie sein Großvater Ludwig XIV.«

»Nun! Monseigneur?«

»Nun! mein Herr, Frankreich wäre zu Grunde gerichtet. Ich will aber nicht, daß dies zu meiner Zeit geschieht. Ich habe etwa noch zehn Jahre zu leben; ich werde sie leben, indem ich mit den Mitteln haushälterisch umgehe: ein Anderer, ein Nachfolger wird den gefährlichen Sprung machen, — nicht ich!«

»Den Sprung! Sie erschrecken mich, Monseigneur! Ist man so nahe dabei?«

»Man ist zu nahe dabei; die Auskunftsmittel fangen an; ich bin nicht jung genug, um immer neue und produktive zu ersinnen. Wenn Sie Minister sein werden, wickeln Sie sich heraus, Sie, der Sie ein Mann von Mitteln sind.«

»Oh! Monseigneur.«

»Ich verkleide meinen Gedanken nicht, wie Sie sehen: Alles für mich, bis ich tot bin. Das wird nicht mehr lange ausbleiben.«

»Oh! welche Übertreibung in Allem dem!«

»Keine, Herzog!«

»Sie vergrößern die Ausgaben.«

»Sie werden sehen!«

»Sie vergrößern die Gefahr.«

»Verbrennen Sie sich daran! doch nicht mit meinem Gutheißen.«

»Werden Sie den Sie den König verhindern, jung zu sein?«

»Ei! nein, ich werde den König nicht verhindern, jung zu sein, ganz im Gegenteil; sehen Sie, ich finde ihm zwei Capitalien da, wo ihm alle Andere nie eines gefunden hätten.«

»Zwei Capitalien?«

»Die Jugend und die Macht« zwei Herrliche Kerzen, ganz neu

von schönem und gutem Wuchs, angehäuft von Mazarin, einem gewandten Mann; geknetet von Ihrem Oheim, einem großen Mann; zwei Kerzen, die Ludwig XIV. so gut mit einander und an beiden Enden verbrannt hat, daß sie, bei meiner Treue, ein wenig sehr vermindert worden sind.«

»Das ist wahr.«

»Sie sehen Wohl, der König, mein Zögling, muss bis an das Ende seiner Tage daran haben, welche Tage hoffentlich zahlreich sein werden.«

»Hoffen wir es.«

»Ich trage also schon zum Voraus Sorge hierfür. Ich erlaube dem König, eines von diesen Capitalien auszugeben, nie zwei zugleich. Er hat die Jugend, das kostet nichts; er mache davon Gebrauch, wir werden später sehen.«

»Aber ein junger König ist ein verschwenderischer König.«

»Durchaus nicht! ein junger König, das ist schon eine ziemliche kostbare Gnade. Sehen Sie, Herr Herzog«, fügte Fleury streng bei: »die Geliebte eines Königs hat keine Perle, welche nicht dem Volke dieses Könige zehntausend Pfund Brot kostet.«

Richelieu verbeugte sich.

»Meine Politik scheint Ihnen vielleicht nicht eines Edelmannes würdig?«

»Monseigneur, ich sage nichts mehr.«

»Glauben Sie mir, Herzog«, fügte fein der Greis bei, »ich halte darauf, daß man die Teile meiner Freunde nicht zu sehr beschneidet.«

»Frau von Mailly ist also unter der Bedingung angenommen, daß sie das Gelübde der Armut ablegt?«

»Des Gehorsams?«

»Ja.«

»Das sind harte Bedingungen, Monseigneur.«

»Sie glauben nicht, daß ich der Geliebten geben werde, was ich der Königin verweigere.«

»Aber der König wird Sie vielleicht zwingen?«

»Ah!« rief der Greis mit einer Lebhaftigkeit, welche Richelieu seine ganze Politik enthüllte, »dabei erwarte ich ihn. Der König

tue mir Zwang an, und meine Verantwortlichkeit ist gedeckt, dann werden wir sehen.«

»Gut«, dachte Richelieu, »ich verstehe Dich.«

»Übrigens«, fügte Fleury rasch bei. »haben Sie mir nicht gesagt, Frau von Mailly liebe ihren Gemahl nicht mehr?«

»Sie hat ihn, verlassen.«

»Sie liebe den König?«

»Vermutung.«

»Oh! es ist unerlässlich, daß sie ihn liebt.«

»Man wird das erforschen müssen.«

»Das ist Ihre Sache.«

»Ich werde mich bemühen, um Ihnen zu gehorchen.«

Fleury verbarg eine Bewegung der Ungeduld, verursacht durch die Hartnäckigkeit, mit der sich Richelieu bedeckt hielt.

»Ich schließe: liebt Frau von Mailly den König, so wird ihr wenig daran liegen, ob der König sie als Cleopatra oder als Lucretia behandelt.«

»Das ist möglich; doch der Stolz?«

»Wir sind übereingekommen, daß sie keinen haben werde.«,

»Monseigneur schlägt mich.«

»Mit Ihren Waffen. Übrigens, Herzog, fürchten Sie für die Solidität dieser Nummer? Wollen Sie, daß wir eine andere suchen?«

»Oh! nein, Monseigneur; bleiben wir hierbei stehen! Der Kampf mit Ihnen ist ermüdend.«

Der Prälat lächelte,

»Herzog«, sagte er, »vergessen Sie nie, daß ich Ihr bester Freund bin, wenn Sie mir diese Ehre gestatten wollen.«

Richelieu verbeugte sich und erwiderte:

»Ich habe bei Allem dem nur einen einzigen wahren Kummer.«

»Mein Gott! welchen?«

»Den, sagen zu hören, ein König von Frankreich werde geizig sein. Das ist nicht mehr geschehen, seit . . . «

»Seit Ihrem Oheim«, unterbrach boshaft der Greis.

Richelieu wollte vielleicht etwas erwidern. Fleury schnitt ihm das Wort ab.

»Was liegt im Ganzen Ihnen daran, ob der König geizig oder verschwenderisch ist?«

»Ei! Monseigneur, Sie sprechen wie ein von der Welt abgeschiedener Mann.«

»Mein Lieber, es ist wahr, ich bin von der Welt abgeschieden; aber Sie, Sie haben die Vorteil der Welt.«

»Welche, mein Gott! wenn der König geizig ist?«

»Ei! Herzog, ein König ist nie geizig, wenn er verspricht, oder wenn er Leute hat, die für ihn versprechen.«

»Bah! Monseigneur, Sie scherzen.«

»Nein, bei meinem Wort.«

»Sie, Monseigneur nennen reich denjenigen, welchem man versprochen hat?«

»Gewiss.«

»Wenn man es hält, ja.«

»Das ist klar; doch wem ist je der Gedanke gekommen, ein König von Frankreich oder der Minister eines Königs von Frankreich breche seine Zusage?«

»Oh!« rief Richelieu entzückt, »das nenne ich sprechen. Also geizig und filzig, wird Ludwig XV. immer sein Wort halten.«

»Zweifeln Sie daran, Herzog?«

»Nein, wenn Sie dafür stehen.«

»Ich verbürge mich dafür.«

»Monseigneur, kein Wort mehr.«

»Es fehlt Ihnen nur an Einem, Herzog, am Gedächtnis.«

»Mir, Monseigneur?«

»Ja, Ihnen. Was hat man Ihnen versprochen?«

»Ah! bei Gott! ich weiß es wohl. Ich habe es nicht vergessen, nie.«

»Den ist Alles, was wir brauchen: Gedächtnis, um zu behalten. Gedächtnis . . . «

»Um zu halten.«

»Lieben Sie wohl, Herzog.«

»Monseigneur, mit tiefster Achtung«, sagte Richelieu.

Und er ging weg.

LXVIII.

Schlange Nro. 2.

Richelieu, nachdem er seine doppelte Versicherung vom Minister erhalten hatte, dachte, es sei Zeit, zum Werke zu schreiten, und ging, ohne eine Minute zu verlieren, ab, um Frau von Mailly auszusuchen.

Um den König bekümmerte er sich nicht; hatte er nicht die Vollmacht von Herrn von Fréjus!

Ganz außer sich über ihre Szene mit dem Grafen, ganz angeschwollen von weiblicher Rache, befand sich die Gräfin in dem Augenblick, wo ihr der Herzog durch ihre Kammerfrau gemeldet wurde, In ihrem Boudoir.

Unter allen andern Umständen hätte Louise von Mailly sich geweigert, den Herzog zu Empfangen, dem sein mehr als gefährdender Ruf alle Häuser der bei Hofe geachteten Frauen schloß; doch die arme Gräfin lebte seit zwei Tagen in einer solchen Überreizung, daß ihr nichts weniger schicklich dünkte, als die Schicklichkeiten.

Es ist für die Frauen ein furchtbarer Augenblick, den sie durchzumachen haben, der Augenblick, wo sie ihre Blässe unter der Schminke verbergen, oder ihre Röte unter dem Fächer nur muss man gestehen, daß sie, wenn dieser Augenblick durchgemacht ist, stärker für das Gute oder das Böse sind, als die Männer.

Die Gräfin, ohne dahin gekommen zu sein, fühlte sich schon halb vereinzelt; das Verlassen von Seiten ihres Gatten flößte ihr eine tiefe Verachtung gegen die Männer, ein; ein solches Gefühl führt zur Erhabenheit.

Zu der Welt erhaben sein, heißt oft die Meinung der Menschen unter seine Füße werfen.

Louise sagte sich in ihrem Herzen, daß sie, da Herr von Mailly an öffentliche Liebschaften denke, wohl an Privatliebschaften denken könne; sie erinnerte sich, daß Herr von Richelieu am Abend vorher der kleinen Fête in Rambouillet beigewohnt hatte,

und daß er Zeuge der Handlungsweise des Königs gewesen war.

Sie erinnerte sich überdies, daß bei ihrem kurzen Alleinsein mit Herrn von Richelieu in dem Augenblick, wo sie wartete, bis Alle abgegangen, Herr von Richelieu so tief in ihrem Herzen gelesen, als hätte sie vor ihrer Brust das Fenster gehabt, welches daran der Philosoph des Altertums zu sehen wünschte, und das zum Glück für viele Leute die Philosophen der Neuzeit noch nicht anzubringen im Stande gewesen sind.

Sie dachte auch, sobald der Name des Herzogs von Richelieu ausgesprochen wurde, es werde aus einer Zusammenkunft mit ihm eine Gelegenheit hervorgehen, zu erfahren, was der König seit dieser Szene gesagt oder getan habe.

Es gibt vielleicht keine Frau, welche der Neugierde, dem heftigen Gelüste, zu erfahren, wie von ihr die Leute, die sie ausgezeichnet, und besonders der Mann, den sie liebt, denken, widerstehen kann.

Und ist der Mann, den sie liebt, der König, so kann man sich wohl vorstellen, daß es nicht mehr Neugierde, sondern Wut ist.

Man hat mit Recht gesagt, es sei diese Neugierde, was das Verderben der meisten Frauen verursache, denn dadurch, daß man sich erkundigt, erfährt man, und das Wissen richtet zu Grunde.

Ohne sich zu erinnern, so groß war ihr Verlangen, zu erfahren, daß sie noch am Tage vorher eine unantastbare und unangetastete Frau, gab die Gräfin von Mailly sogleich Befehl, Herrn von Richelieu bei ihr einzuführen.

Was die Gedanken betrifft, die sich auf den Herzog persönlich bezogen, so hatte sie keinen gefasst.

Und der Herzog war doch mit dreißig Jahren von einer seltenen Schönheit. Das männliche Alter hatte alle Versprechen des Jünglingsalters gehalten, mehr als gehalten.

Doch die Gräfin halte von Allem dem nichts bemerkt. Was sie gesehen, war der junge, schöne König, nicht König Ludwig XV., sondern Ludwig XV. mit sechzehn Jahren, Ludwig XV. strahlend von Jugend und dem Bedürfnis, zu lieben.

Was den Herzog betrifft, so wusste sie, daß er ein schöner Mann und bevorzugt war, wie man weiß, daß Raphael ein großer

Maler war. Diese Schönheit und diese siegreichen Abenteuer des Herzogs, das war eine öffentlich anerkannte Sache, die sie weder bestritt, noch bestätigte.

Dem zu Folge hatte sie keine Vorsichtsmaßregel des Lichts oder des Schattens genommen, nach dem Gebrauche der Frauen jener Zeit, um ihren Teint geltend zu machen. Sie hatte nicht ein einziges Schönfleckchen beigefügt oder weggenommen, als der Herzog friedlich in ihr Kabinett hinter der Kammerfrau eintrat.

Ohne Unruhe, ohne Befangenheit, ohne Affectation lächelte sie Richelieu zu, während sie sich vor ihm verneigte, und ließ ihre Kammerfrau abgehen, ohne ihren Abgang zu beschleunigen oder zu verzögern.

Sie blieben allein.

Frau von Mailly brach das Stillschweigen; sie fühlte sich wie verlegen unter dem starren Blicke des Herzogs von Richelieu.

Dieser betrachtete Louise mit einer Art von Verblendung, welche in *seinen* Ideen sicherlich das bestmögliche Konversationsmittel war.

»Herr Herzog«, sagte endlich die junge Frau, »welchem glücklichen Umstände, wenn ich fragen darf, verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?«

»Madame«, erwiderte er, mit ausgezeichnete Anmut sich verbeugend, »verzeihen Sie mir vor Allem, daß ich Sie wohl anschau.«

Die Wangen von Louise bedeckten sich mit Purpur, und alle Geschichten des Herzogs von Fronsac kamen ihr ins Gedächtnis.

»Es ist mir nicht möglich«, sprach sie, trotz ihrer Verlegenheit lächelnd, »es ist mir nicht möglich, Sie zu verhindern, mich anzuschauen, Herr Herzog, oder sogar mich darüber zu ärgern, denn Sie tun es auf das Redlichste der Welt und, ich glaube es aufrichtig, in einer Absicht, die nichts Feindliches für mich hat.«

»Sie können es glauben, Madame.«

»Sagen Sie mir jedoch, ich habe Sie das schon gefragt, ob ich allein dem Wunsche, mich anzuschauen, die Gunst Ihres Besuches zu verdanken habe?«

»Madame, es ist wahr, ich habe In Rambouillet Gelegenheit gehabt, Sie zu sehen, sehr lange zu sehen, doch, dessen

ungeachtet, wenig genug, zu wenig sogar, wenn ich alle Ideen glaube, die mir seit gestern gekommen sind, und die ich auch bei Ihnen mit ein paar Worten berührt habe.«

»Ah!« dachte sie, »wir sind hierbei. Ist es auf dieser Welt nicht möglich, eine Stunde mit einem Manne zuzubringen, ohne daß er einem Komplimente sagt? Was für eine Alltagsnatur ist doch die Natur der Männer!«

Richelieu erriet den Gedanken der Gräfin von Mailly und sagte lächelnd:

»Madame, ich bin im Begriffe, Ihnen vielleicht eine grobe Ungebührlichkeit zu machen.«

»Wer weiß?« antwortete sie kalt.

»Doch ich bin überzeugt, Sie werden mir dieselbe verzeihen.«

»Vielleicht, Herr Herzog.«

»Ich setze alle meine Hoffnungen auf Ihre Güte, Frau Gräfin.«

»Trauen Sie nicht zu sehr«, erwiderte sie mit hartem Tone; »und dann haben Sie noch nicht angefangen. Da ich von Ihnen die Erinnerung an einen außerordentlich artigen und im Lebensverkehr angenehmen Edelmann bewahren kann, so geben Sie mir keinen andern Begriff von Ihnen.«

»Frau Gräfin«, sagte der Herzog, der immer sein erstes Lächeln auf den Lippen behielt, »ich bitte, erlauben Sie mir, daß ich mich erkläre.«

»Nein! nein! Herr Herzog, nein! ich glaube, der Zweifel ist besser als die Gewissheit.«

»Doch diese Ungebührlichkeit ist verzeihlich, wenn ich mich nicht täusche.«

»Herzog, ich glaube es nicht. Ein Mann von Ihrem Range kommt nicht zu einer Frau mit der Garantie, daß eine beschlossene Ungebührlichkeit verzeihlich sei.«

»Kurz, so wie sie ist, Madame, — ich unterziehe mich; das Gespräch würde ohne dieses nicht mit Ihnen beginnen. Alles, was ich Ihnen nun Angenehmes sagen kann, nehmen Sie es, ich bitte Sie, nicht als persönliche Berechnung. Ich habe das Unglück, oder ich habe vielmehr das Glück, nur befeuert zu sein von einem sehr lebhaften Gefühle . . . «

»Herzog! Herr Herzog!«

»Die Freundschaft, Frau Gräfin«, sagte Richelieu mit einer Gebärde voll Höflichkeit, »die zurückhaltendste und ehrerbietigste Freundschaft, die es auf der Welt gibt.«

Louise von Mailly zitterte.

»Oh!« machte sie.

»Sie sehen, Gräfin, daß wir uns auf diesem Gebiete notwendig verstehen müssen.«

»Oh! gewiß«,

»Ich fahre also fort, und Sie werden wahrnehmen, ob ich seit gestern gute und nützliche Betrachtungen an, gestellt habe.«

»Ich. höre.«

»Wohl überlegen, das ist besonders bei denjenigen der Fall, welche wohl beobachtet haben, nicht wahr, Gräfin?«

»Ich glaube, ja. Ebenso wie, was ich immer glaube, wohl beobachten bei denjenigen der Fall ist, welche wohl zu überlegen wissen.«

Richelieu verbeugte sich.

»Sie haben nun aber beobachtet?« sagte sie.

»Madame, ich habe eine sehr seltsame Sache beobachtet.«

»Wo dies, Herr Herzog?«

»Gestern in Rambouillet, Frau Gräfin.«

»In Beziehung auf wen?«

»Auf Sie. Dieselbe Sache, Sie wissen, von der ich mit Ihnen gesprochen habe.«

»In Beziehung auf mich, das ist schwierig, Herr Herzog; einfach und wenig mittheilsam, glaubte ich nicht . . . «

»Sie glaubten nicht bemerkt zu sein? das ist unmöglich, Frau Gräfin.«

»Ein Kompliment!«

»Nein, etwas Besseres, eine Beobachtung. Ihre Augen sehen und finden, daß sie schwarz sind, das ist nichts; Ihren Mund sehen und finden, daß er reizend, daß Ihr Lächeln anmutsvoll ist, das sind alltägliche Beobachtungen. Ich habe also etwas Besseres beobachtet, als dieses, und Ich besitze Eitelkeit, das ist bei Hofe längst bekannt.«

Das Herz von Frau von Mailly fing an zu schlagen. Sie verbarg

das Zittern, das sich unter einer befohlenen Heiterkeit zu offenbaren drohte.

»Ah! Herzog, spannen Sie mich auf die Folter; ich bevollmächtige Sie hierzu, da ich mich nicht zur Wehre setzen kann.«

»Oh! Gräfin, hören Sie mich an. Ich habe also bemerkt, daß die schwarzen Augen funkelten, wenn sie ein gewisses Ziel berührten; daß die so feinen und so sprechenden Lippen ein Lächeln voll von Seufzern hatten.«

»Herr Herzog!«

»Immer, wenn dasselbe Ziel berührt wurde, — ich bitte, verstehen wir uns wohl. Es war äußerst interessant für mich, dies zu studieren. Den ganzen Abend habe ich mich am Spiel dieser anbetungswürdigen Physiognomie ergötzt. Die ganze Nacht fühlte ich in der Entfernung, als hätte ich alle Fäden davon gehalten, dieses Herz vibrieren, das reich durch ein unschätzbares Gut, um so mehr unschätzbar, als Sie selbst den Wert eines an Liebe reichen Herzens nicht kennen.«

»Mein Herz?«

»Ihr Herz.«

Louise legte eine Hand auf ihr Herz und erbleichte.

»Frau Gräfin«, rief Richelieu, »ich beschwöre Sie, vergessen Sie nicht einen Augenblick, daß ich das Gespräch mit der Erklärung angefangen. Niemand sei ein ergebenerer Freund von Ihnen, als ich dies zu sein die Ehre habe.«

»Liebe!« wiederholte sie, die Ironie versuchend, »oh! mein Herr, nein, nein . . . «

»Madame, leugnen Sie es nicht.«

»Herr Herzog, ich versichere Sie.«

»Frau Gräfin, ich würde mir nicht erlauben zu befragen, und verlange folglich nicht, daß sie etwas gestehen.«

»Sie sind ein seltsamer Besuch, Herr Herzog, und ich begreife Sie wahrhaftig nicht.«

»Sollte ich das Unglück haben, Ihnen zu missfallen?«

»Ich muss bekennen, Sie reizen meine Neugierde.«

»Das ist schon ungeheuer, Frau Gräfin. Ich sagte Ihnen also,

Ihr Geständnis; sei nicht notwendig für mich, da ich Ihnen ein Bekenntnis gemacht habe. Ich würde höchstens Ihrer Beistimmung bedürfen«,

»Meinetwegen! Was das betrifft, was Sie mir von Ihren Beobachtungen sagten . . . «

»Sie sind richtig, Madame.«

»Falsch, Herr Herzog, falsch.«

»Gut, gut; nötigen Sie mich nicht zum Beweise, Frau Gräfin.«

»Falsch, sage ich Ihnen.«

»Warum strafen Sie Ihre schönen Augen, Ihr schönes Lächeln Lügen?«

»Was ist ein Blick? Ein Strahl des Verstandes. Was ist ein Lächeln? Ein Grübchen in der Wange.«

»Madame, es ist die Sprache des Herzens.«

»Sie nennen einen Blick und ein Lächeln die Sprache des Herzens bei einer müßigen Frau?«

»Ah! strafen Sie nicht Ihr edles, vortreffliches Herz Lügen.«

»Nun halten Sie sich an mein Herz, welches kalt ist wie Stein.«

»Ah! Sie reizen mich; bedenken Sie, Gräfin, daß ich ein Interesse gegen Sie zu verteidigen habe.«

»Gegen mich! ein Interesse! Welches?«

»Das des Zieles, von dem ich so eben sprach, das Zieles, gegen welches gestern in Rambouillet Lächeln und Seufzer zusammenliefen. Ich spreche nicht mehr von Blicken, da Sie es nicht haben wollen.«

»Beweisen Sie mir!«

»Frau Gräfin, ich fordere Sie heraus, zu leugnen, daß Sie in diesem Augenblick Einen lieben!« rief Richelieu mit Energie. »Leugnen Sie das, und ich steige von aller Bewunderung herab, die Sie mir eingeflößt haben; leugnen Sie das, und ich leugne meinerseits Ihren Herzensaufschwung, Ihren Feuerblick, Ihr Lächeln voll Begeisterung; ich verleugne Sie und schweige!«

»Aber, Herzog«, sagte Louise ganz bebend, »wen liebe ich?«

»Den König.«

Und er ließ ruhig diese zwei Worte wie zwei ungeheure Berge fallen, unter deren Wucht in einem Augenblicke die

Lügenentschlüsse der Frau versanken.

Sie fiel, das Auge erloschen, die Lippen entfärbt, die Stirne bleich, auf die Lehne ihres Stuhles.

Richelieu erhob sich nicht von seinem Platze.

»Das ist entsetzlich«, murmelte Louise, »das ist entsetzlich, Herr Herzog.«

»Sie werden nicht sagen, ich beleidige Sie«, erwiderte kalt der Herzog. »Es gibt Niemand auf dieser Welt, der würdiger ist, von Ihnen geliebt zu werden, seitdem Sie das Recht haben, Ihren Gemahl nicht mehr zu lieben.«

Ein Schlag hatte sie niedergeschmettert, der zweite Schlag hob sie wieder auf.

Richelieu hatte ihr durch eine beispiellose Geschicklichkeit den Vorteil in ihren eigenen Augen bei dieser Unterredung gegeben.

Allmählich belebte sich Frau von Mailly wieder; die Farbe erschien wieder auf ihren Wangen und das Feuer funkelte aufs Neue in ihrem Blicke.

»Herr Herzog,« sprach sie zu Richelieu, »ich sage nicht, daß Sie mich beleidigen; ich sage, Sie quälen mein Herz und zwar sehr grausam.«

»Frau Gräfin, Gott verhüte es, daß ich mich eines solchen Verbrechens schuldig mache! Ich! Sie quälen? nein! Ich habe Ihnen Ihre eigene Geschichte erzählt: nur hatte ich die Gewissheit, daß Sie sie selbst nicht kannten.«

»Ich kenne sie noch nicht.«

»Ja, doch mir ist sie nicht mehr unbekannt.«

»Oh!«

»Und ich bemerke Ihnen, es ist äußerst natürlich, daß Sie den König lieben.«

»Herr Herzog, schonen Sie mich.«

»Ei! was tue ich Ihnen denn? Ich habe, wie ich Ihnen so eben sagte, gestern in Ihren Augen den Geist, in Ihrem Herzen die Liebe, in Ihrer Seele den Adel gesehen. Ich habe erraten, wie sehr Sie unter Allem dem, was geschieht, leiden würden.«

»Was geschieht denn?«

»Ich komme hierzu. Der König hat die Königin sehr geliebt.«

»Ah! liebt er sie weniger?« sagte die Gräfin lebhaft.

»Seien Sie mit Ihren Augen auf der Hut«, unterbrach der Herzog lächelnd: »Sie haben eine Wahrheit in einem Blitze ent schlüpfen lassen! Ja, Frau Gräfin, der König liebt die Königin etwas weniger und viel mehr fängt er anderswo an zu lieben.«

»Ah!«

»Liebt er nicht, so wird man ihn glauben machen, er liebe. Sie wissen, welche Begeisterung dieser reizende König um sich her bei seinem Hofe erregt.«

»Ja, ja.«

»Der König hat ein entzündbares Herz.«

»Sie wollen mir sagen, er liebe Jemand, nicht wahr, Herzog?«

»Madame, das könnte sehr rasch geschehen, wenn er Sie oft anschauen würde, wie er gestern hierzu Gelegenheit gehabt, und wie er es getan hat.«

Die Gräfin errötete.

»Oh! der König hat mich wenig angeschaut«, sagte sie.

»Der König ist zerstreut, und man sucht ihn noch mehr zu zerstreuen! So viele Leute werden seine Augen nach rechts und nach links ziehen, daß es Seiner Majestät nicht mehr möglich sein wird, einen vakanten Blick von jetzt bis in zwei Monaten zu haben. Armer Prinz! wie viel falsche Liebe, wie viel Verrat verbergende geizige Lügen! Ihr Herz hat so eben mit einer Philosophie gesprochen, deren ich Sie ganz für fähig hielt, Gräfin. Ich habe sogleich auch, wie Sie, an die Gefahr gedacht, die der König läuft, betrogen zu werden, und an die Gefahr, die Sie selbst laufen.«

»Ich! eine Gefahr?«

»Ja, allerdings.«

»Ich sehe nicht, welche . . . «

»Verzeihen Sie, Frau Gräfin, ist es nicht so eben zwischen uns abgemacht gewesen, daß Sie den König lieben?«

»Boshafter Mensch!« rief Louise mit Tränen in den Augen.

»Boshaft, es mag sein, aber logisch. Über diesen Punkt sind wir einig. Wenn Sie nun den König lieben, werden Sie es belustigend finden, Seine Majestät andere Frauen lieben zu sehen?«

»Ungeschlachter Mensch!«

»Ungeschlacht! es mag abermals sein; doch Sie begreifen, immer mehr logisch. Wenn Sie also den König lieben, wenn Sie verletzt sind, daß Sie ihn zu unwürdigen Liebschaften sich hinneigen sehen, denken Sie, daß Sie arbeiten müssen, um sich vom König lieben zu machen, Sie, die Sie ihn retten können, indem Sie ihn lieben.«

»Herzog! oh! Herzog!« rief Louise.

Und Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

»Madame. glauben Sie mir, würde ich Sie nicht über Allen schätzen, so wäre ich nicht gekommen, um mit dieser Offenherzigkeit mit Ihnen zu sprechen. Sie müssen Hierin nichts fühlen, als den entschiedenen Wunsch, Ihnen jeden Fehler zu untersagen, als den Willen, mitzuwirken, daß Ihnen jeder Plan glücke. Bei einer Frau von geringem Werte hatte ich mich nicht bemüht, oder ich hätte Diplomatie gemacht. Ihnen sage ich frei und unumwunden: »Schöne Frau, liebende, edle Frau, würdig von einem reizenden Prinzen, von einem großen König geliebt zu werden, wollen Sie Ihren Platz wahren oder ihn unwürdigen Weibern, die darauf lauern, überlassen? Antworten Sie. Keine Tränen, keine kindische Röte, nicht die Gemütsbewegung einer Pensionaire handelte es sich darum, Königin von Frankreich zu sein . . . ich würde nicht minder Ihre Antwort suchen . . . aber der Platz ist besetzt. Es bleibt leider nur der zweite einzunehmen; doch er kann der erste werden. Wollen Sie ihn haben?«

Betäubt, niedergeschmettert, gelähmt, erhob sich Louise abwechselnd und fiel wieder auf ihren Stuhl zurück, einer Verzweiflung, einem Fieber preisgegeben, daß sogar die unempfindliche Seele von Richelieu bewegt wurde.

»Madame«, sprach er, »ich täuschte mich, ich glaubte, Sie besäßen einen festen Charakter; entschuldigen Sie mich und vergessen Sie, ich bitte Sie, das, was ich Ihnen gesagt habe; von Allem dem bleibt mir nur das sehr lebhaft Bedauern, daß ich Sie beleidigen konnte, indem ich mir eine Sprache gegen Sie erlaubte, die Sie nicht so verstanden haben, wie ich sie an Sie richtete.«

Der Herzog stand auf das Allerehrerbietigste auf und trat vor die Gräfin um ihr seine Verbeugung zu machen.

Sie war in Tränen gebadet und zitterte wie eine Grasmücke außer dem Neste nach dem ersten Maisturm.

Als sie aber sah, daß sich der Herzog unbarmherzig wegzugehen anschickte, sagte sie endlich:

»Min Herr, missbrauchen Sie nicht das Geheimnis einer Frau, welche liebt, da Sie ihr ihre Liebe entdeckt zu haben behaupten.«

Der Herzog kehrte zu Frau von Mailly zurück, beugte ein Knie vor ihr und küßte, als betete er eine Heilige an, die kalte Hand, welche am Lehnstuhl herabhing.

»Ich gehöre nun ganz Ihnen,« sagte er; »fassen Sie sich, Gräfin, ich bin der Ihrige bis zum Tode. Sprechen Sie.«

LXIX.

Wo von der Macht der guten Gründe auf einen richtigen Geist abgehandelt wird.

Frau von Mailly hob ihren Fächer auf, der sachte aus ihrer Hand auf ihren Stuhl und von ihrem Stuhle auf den Boden geglitten war.

»Ich will mich nun offenherzig mit Ihrem Geiste erklären«, sagte Richelieu.

»Und warum nicht mit meinem Herzen?« fragte die Gräfin.

»Weil es mit Ihrem Herzen schon geschehen ist; Sie sind verführt und Sie brauchen nur noch bestimmt zu werden.«

»Ah! Herzog!«

»Gut! wir werden nicht weiter gehen, wenn Sie die erste Wahrheit empört. Geben Sie wohl Acht, Gräfin, ich habe Ihnen nur Wahrheiten zusagen, das bemerke ich zum Voraus. Nun, da alles Eis gebrochen ist, nun, da Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin, erfahren Sie noch Eines, was Sie sehr beruhigen wird.«

»Was?«

»Daß ich ein Interessierter bin.«

Frau von Mailly erhob ihren verständigen Kopf, den die Präliminarien dieser ernstesten Unterredung gebeugt hatten.

»Ein Interessierter?« fragte sie mit Erstaunen.

»Ei! Madame, es handelt sich darum, zu wissen, wer Frankreich in zwei Monaten regieren wird.«

»Herr Herzog . . . «

»Abermals! Oh! ich verzeihe Ihnen dieses Zögern nicht, Gräfin.«

»Sprechen Sie also«, sagte Frau von Mailly mit einem Seufzer.

Und sie breitete ihren Fächer aus, wie bei einem Einzelkampfe ein Krieger des Altertums seinen Schild rüstete.

»Der König ist so jung,« fuhr Herr von Richelieu fort, »daß wir nicht einmal wissen, ob er ein Herz hat. Lassen Sie uns auf unserer Hut sein, an dem Tage, wo eine Andere als die Königin dieses wichtige Problem wird lösen können, an diesem Tage

werden wir einen falschen Weg eingeschlagen haben, und es ist nicht mehr ein Herz, was der König haben wird.«

»Wird er zwei Herzen haben?« fragte lächelnd Frau von Mailly.

»Nein, Gräfin, er wird Launen haben, und das wird noch gefährlicher für Sie, für mich, für alle Welt sein.«

»Es ist also sehr schwierig, Herzog, zu lieben und geliebt zu werden?«

»Oh! Gräfin«, rief der Herzog, »aus welchem beschränkten Gesichtspunkte betrachten Sie die Sache! wie begreifen Sie Ihre Sendung unter einer bürgerlichen Ansicht! Ein Fräulein von Nesle!«

»Halten Sie mir also eine Lektion.«

»Hören Sie mich wohl an, Sie müssen, wissen. Gräfin, daß zu dieser Stunde, zur Stunde, wo Sie noch nichts sind, als die von Herrn von Mailly kaum getrennte Frau . . . «

»Oh! völlig getrennt!« rief die Gräfin.

»Nun wohl! Sie haben schon Nebenbuhlerinnen.«

Die schwarzen Augenbrauen von Louise von Mailly zogen sich zusammen gleich zwei mit Stürmen und Blitzen beladenen Wolken.

»Nebenbuhlerinnen«, murmelte sie, wie eine Frau, welche weniger erschrocken, als zum Kampfe bereit ist.

»Gut!« sagte der Herzog, »das sind von den Umständen, die mir gefallen; Sie haben das vortrefflich gesagt, ganz à la Clairon. Ja, Gräfin, Nebenbuhlerinnen!«

»Welche?«

»Zuerst die Königin; oh! verziehen Sie Ihre purpurne Lippe nicht zum Zeichen der Verachtung; glauben Sie mir, die Königin ist keine zu verachtende Nebenbuhlerin.«

»Herr Herzog«, erwiderte Frau von Mailly, »wenn Sie glauben, die Königin sei mir in diesem Grade furchtbar, und der König liebe sie mit einer so zärtlichen Liebe, so ist es schrecklich für eine Frau von meinem Blute und meinem Charakter, den Kampf zu eröffnen. Geben Sie wohl Acht, Herzog: unter solchen Umständen gegen eine Frau kämpfen, welche eine vierjährige Ehe für sich hat, heißt sich sicher entehren; Sie sind mein Freund, Herzog, und die Schande würde auf Sie zurückfallen.«

»Oh! merken Sie, das ist nicht Alles. Sie haben außer der Königin, welche, was Sie auch sagen mögen (Sie begreifen, ich spreche in Beziehung auf das, was ich weiß; ich hätte von Ludwig XIV. nicht gesagt, was ich von Ludwig XV. Sage), Sie haben außer der Königin, welche den großen Vorteil hat, daß sie die Königin ist, eine noch schönere Frau, eine Frau, welche eben so viel Geist besitzt, als Sie, eine Frau, oh! Das wird hart sein! doch gleichviel! Sie müssen es hören; eine Frau, welche regelmäßiger schön ist, als Sie; eine Frau von Adel . . . warten Sie doch, Allen dies ist nichts! eine Schauspielerin, das heißt eine Chamäleon bereit! sich in alle Formen zu kleiden. eine Schauspielerin, das heißt nicht nur eine Schönheit, sondern auch ein Talent, ein Lächeln, ein Wohlgeruch, ein Herz.«

»Mein Gott! mein Gott! wissen Sie, daß Sie mich erschrecken!« rief Louise.

»Bei Gott!« erwiderte der Herzog, »das ist meine Absicht: nur mittelmäßigen Generalen verbirgt man die Stärke des Feindes; ich behandle Sie als Condé. als Turenne, als Marschall von Sachsen.«

»Wissen Sie, daß ein solches Portrait eine bittere Satyre auf meine Person ist?«

»Ah! Gut! mein General steigt eine Stufe herab, mein Turenne ist nur noch ein Villairs.«

»Und wer ist diese bezaubernde vollkommene Person?« fragte Frau von Mailly.

»Es ist Fräulein Olympia von Clèves.«

»Ich kenne diesen Namen«, versetzte Frau von Mailly, die Lippen an einander pressend.

»Ich glaube wohl, daß Sie ihn kennen müssen«, sagte Richelieu lächelnd.

»Ja. ich erinnere mich; geben wir weiter.«

»Nein, gehen wir nicht weiter; bleiben wir im Gegenteil stehen.«

»Gut, diese Frau ist also so, wie Sie sagen?«

»Besser vielleicht.«

»Haben Sie sie gesehen?«

»Gräfin, erlauben Sie mir, nichts ans diese Frage zu erwidern, sondern nur durch Schätzung zu antworten.«

»Thun Sie das.«

»Ehe er Sie kannte, liebte sie Herr von Mailly.«

»Gut.«

»Herr von Mailly wurde Ihr Gemahl und noch einer Einjährigen Ehe ist er zu seiner ersten Liebe zurückgekehrt.«

»Ja, Sie haben Recht, das ist entschieden eine Nebenbuhlerin. Und der König liebt sie?«

»Glücklicher Weise noch nicht; nur befürchte ich, daß er sich in seinem Innern mit ihr beschäftigt; und die Liebe kann kommen!«

»Und die Liebe wird kommen?«

»Wenn Sie es wollen: die Schiffe rücken nur nach Maßgabe des Windes, der Sie antreibt, vor.«

»Und man treibt dieses Schiff an.«

»Tätig.«

»Wer dies?«

»Ein Mann von Geist, bei Gott! das ist es, was mich beunruhigt; einer von meine Freunden, ein Hartnäckiger, der Herr Herzog von Pecquigny.«

»Und mein Gemahl?«

»Ah! der arme Graf! was wollen Sie, er ist prädestiniert.«

Louise lächelte unter ihrer Beklommenheit.

»Herzog«, sprach sie, abermals die Augenbrauen zusammenziehend, »da ich mich herabgelassen, mit einer Schauspielerin zu kämpfen, so wollen sie mir wenigsten« sagen, ob ich Chancen habe.«

»Frau Gräfin«, erwiderte Richelieu sich verbeugend, »Sie kämpfen zu gleicher Zeit mit einer Königin, und das gleicht es aus.«

»Ah! es ist wahr! noch eine Chance weniger, ich hatte das vergessen!« sagte Louise.

Dann rief sie mit spöttischem Tone:

»Das ist ruhmvoll!«

»Sie sind eine anbetungswürdige Frau; doch wissen Sie zu wollen, es fehlt Ihnen nur dieses.«

»Entehrt sein wollen?«

»Sie übertreiben. Gräfin; Sie haben keinen Begriff, wie viel Sie

von Ihrem Geiste verlieren, wenn Sie übertreiben.«

»Oh! Herzog, ich bin auch . . . «

»Nun?«

»Ich bin empört.«

»Erröten Sie nicht, Gräfin, Sie vermindern, indem Sie erröten, Ihre Hauptschönheit, welche in der wunderbaren Gleichheit Ihres Teint besteht. Ah! nun haben Sie mich also wohl begriffen. Kämpfen Sie. Die Königin hat ihre Partei. Ich erkläre Ihnen, daß sie nicht sehr zahlreich ist, doch am Ende ist sie die Königin, sie hat die Gesandten, die Mächte, den Nuncius, die Frauen.«

»Nur dieses?«

»Oh! aber Olympia, Olympia hat viel mehr als die Königin! Sie hat Pecquigny, sie hat die Roués, sie hat ihre allmächtige Schönheit.«

»Dieses Geschöpf ist also sehr schön?«

»Es ist über dem, was man sagen kann.«

»Suchen Sie es mir begreiflich zu machen.«

»Sie ist Sie nebst ihr.«

Louise erbleichte.

»Was ist aber zu tun?« fragte sie:

»Beinahe nichts. Spannen Sie so viel Segel als möglich auf: das ist das Ganze.«

»Und Sie werden blasen!«

»Oh! mit voller Lunge.«

»Sie haben also einige Hoffnung?«

»Bei Gott! Sie haben Ihre Vorteil, und diese sind ungeheuer: Sie sind vornehme Dame, Sie lieben.«

»Dieses Mädchen liebt also nicht?«

»Wer weiß!«

»Sie liebt vielleicht Herrn von Mailly?«

»Es ist nicht bekannt.«

»Sie muss ihn lieben, daß sie um seinetwillen, bei meiner Treue, einen schönen jungen Mann verlassen, der die Naivität gehabt hat, zu mir zu kommen und sie von mir zurückzufordern.«

»Wahrhaftig!« rief Richelieu: »Teufel! darin, ist vielleicht Etwas, Wer war dieser schöne junge Mann?«

»Eine Art von Narren.«

»Was ist aus ihm geworden?«

»Ich weiß es nicht. Sie begreifen, daß ich ihm nicht habe folgen lassen.«

»Verschwunden! Dann verzichteten wir auf dieses Mittel: es würde uns zu viel Zeit wegnehmen; überdies ist dieses Mittel kleinlich und unserer unwürdig.«

»Und Sie sagen, Sie bezweifeln, daß diese Frau Herrn von Mailly liebe?«

»Ich bezweifle es.«

»Warum wohnt sie mit ihm? Wäre es Eigennutz?«

»Oh! ich schwöre, daß dies nicht der Fall ist.«

»Was für eine Frau ist es denn?«

»Ein lebendiges Geheimnis, ein Mysterium, das spricht, aber seine Auflösung nicht sagt. Sie hat den Zauber. Nicht wahr, Sie kennen den ganzen Wert dessen, was ich da sage?«

»Und was hätte ich gegen sie zu tun?«

»Sie lieben den König, und die Liebe ist ein guter Ratgeber.«

»Erster Punkt also« sagte die Gräfin. »Gehen wir zum zweiten über.«

»Gräfin sind Sie eitel? sind Sie stolz?«

»Ein wenig.«

»Würden Sie einen großen Wert darauf legen, Herzogin zu werden wie Frau von Fontanges oder Königin wie Frau von Maintenon?«

»Warum diese Fragen?«

»Antworten Sie immerhin.«

»Es sei! Mit zwei Worten. Ich will, daß man mich lächelnd grüße, ich will nicht, daß man sich abwende, um mich nicht mehr zu grüßen.«

»Gräfin! Gräfin!«

»Wie, Herr Herzog, Sie geben mir nicht Recht?«

»Erzürnen wir uns nicht. Sie fingen damit an, daß Sie mir sagten, Sie haben Stolz.«

»Nun?«

»Ich musste es glauben.«

»Herzog, ich sehe in dem, was ich Ihnen zu antworten die Ehre gehabt, nichts, was diese wütende Miene motiviert. Ein Mann wie Sie müsste doch wissen, was eine Frau von Stande ist.«

»Weil ich es weiß, Gräfin, weil ich mit meinen Augen gesehen habe, was es war, erschrecke ich. Wollen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle, Gräfin?«

»Thun Sie es, Sie haben einen Ruf als Erzähler, der Sie nie eine Weigerung befürchten lassen muss.«

»Wohl denn, Gräfin, es hat eine Frau gegeben, welche Ludwig XIV. nicht einen Sou kostete. Das war nicht Mademoiselle de la Vallière, wie Sie denken können. Nein, für Mademoiselle de la Vallière hat Ludwig XIV. Versailles gebaut, Lebrun, Lenotre, Molière mit Pension bedacht; für Mademoiselle de la Vallière hat Ludwig XIV. Turniere und Carrousels, Ringspiele und Serenaden wiedererweckt, und das war sehr gut, denn das Geld, das der König ausgab, fiel in die Hände der Dichter, der Maler, der Künstler, — lauter Leute, welche stark den vornehmen Herren gleichen, besonders auf der Seite der Hände, die sie alle wie Siebe haben. Was nun aus den Staatskassen in die Hände aller dieser Leute fiel, sickerte aus den Händen dieser Leute in die der Schneider, der Bänderhändler, der Bader, — lauter Leute, welche ihrerseits eine große Anzahl von Arbeitern beschäftigen. Hieraus entsprang, daß kein Pfennig von all diesem Aufwand verloren war. Nein, ich will nicht von Mademoiselle de la Vallière sprechen; nein, ich will auch nicht von Fräulein von Fontanges sprechen, ich will nicht einmal von Frau von Montespan sprechen; lauter Frauen, für welche der König verschwendet hat, doch als König verschwendet hat, wie die Sonne ihre Strahlen verschwendet, indem sie dieselben über die ganze Welt ausbreitet; lauter Frauen, sagen wir, für die der König fünf bis sechs Millionen verschwendet hat. Nein, ich spreche von Frau von Maintenon, einer Frau, die ihn nichts kostete, die aber Frankreich zu Grunde gerichtet hat. Statt aus den Staatskassen zehn Millionen, zwanzig Millionen fünfzig Millionen zu entwenden, hat sie dem König eine Politik auferlegt, die ihn eine Milliarde gekostet, die Niemand etwas genützt, und die zum Resultate einen Krieg hatte, in welchem ihr Leben dreimal hunderttausend Menschen verloren, die nur den Erben ihrer Güter einen Vorteil brachten. Der Herr

Regent wusste das; ich schwöre Ihnen, er war ein Mann von unendlich viel Geist, der Herr Regent; er hatte sogar sein Gutes.«

»Sie wissen etwas davon, Sie, den er zweimal in die Bastille geschickt hat.«

»Gräfin, ich hatte ihn nicht bestohlen. Ich hätte also Unrecht, wenn ich ihm grollen würde. Nun! als eines Tags eine vornehme Dame, seine beste Freundin, über Politik mit ihm sprechen wollte, unterbrach sie der Herr Regent kurz, führte sie vor einen großen Spiegel, der sogleich ihre Schönheit wiederstrahlte, und sagte zu ihr:

›Sehen Sie, ob ein so hübscher Mund das Recht hat, so hässliche Dinge auszusprechen.«

»Nie mehr versuchte es die Dame, welche über das Herz von Philipp regierte, über Frankreich zu regieren.«

»Gräfin, ich sagte Ihnen, der Regent habe sein Gutes gehabt, und Frau von Parabère auch.«

»Aber ich sehe nicht, welche Anwendung Sie von dieser Geschichte auf Frau von Mailly machen können, Herzog«, versetzte die Gräfin; »ich bin keine Frau, um Politik zu treiben.«

»Gräfin«, rief der Herzog, »Sie werden sich damit begnügen, daß Sie lieben?«

»Gewiss.«

»Sie werden nicht die geheime Rätin machen?«

»Nein.«

»Sie werden nicht Truppen mustern, wie Frau von Maintenon?«

»Das würde mich zum Sterben langweilen.«

»Sie werden nicht Minister ernennen?«

»Nie, Herzog . . . mit einer Ausnahme«, fügte Frau von Mailly mit einem reizenden Lächeln bei.

»Geben Sie mir Ihr Wort als Edeldame.«

»Bei meinem gräflichen Ehrenwort.«

»Gräfin, Ihre Hand.«

»Hier ist sie.«

»Nun schlafen Sie ruhig; es gibt nur eine Frau, welche der König lieben soll, das sind Sie.«

Sie errötete vor Vergnügen.

Er näherte sich ihr und sagte:

»Bei meiner Ehre, ich grolle mir.«

»Und worüber?«

»Daß ich nur ein armer Teufel, einmal Herzog und zweimal Pair bin.«

»Warum?«

»Weil Sie eine Anbetung über meinen Mitteln sind, Gräfin.«

Und nachdem er ihr die Hand mit der zartesten Höflichkeit geküsst hatte, nahm er Abschied, um zu Herrn von Fleury zu eilen.

Louise von Mailly, welche allein blieb, fühlte, wie die Kräfte sie verließen; sie war versucht, sich vor ihrem Christus auf die Knie zu werfen und zu weinen.

Die Tränen erstickten sie.

»Oh! Nein«, sagte sie, den ist unnütz, die Zeit der heroischen Entbehrungen ist vorüber; ich mag immerhin beten, ich werde nicht einmal eine Vallière sein.«

Und sie stand auf, um in ihrem Spiegel ihre wie zwei Sterne unter ihren schwarzen Wimpern funkelnden Augen zu betrachten.

»La Vallière«, sagte sie leiser, »eine Hinkende!«

Und mit einem dämonischen Lächeln fügte sie bei:

»Eine Blonde!«

LXX.

Befehl des Königs.

Mit all seinem Misstrauen, mit dem Misstrauen des Gatten, dem Misstrauen des Liebhabers, vermochte Mailly indessen nicht den Feind des doppelten Gutes, das er verteidigte, zu entfernen.

Er glich den unglücklichen spanischen Stieren, die rechts und links, auf der einen Seite von den Picadores, auf der andern von den Chulos geneckt werden, welche die Aufmerksamkeit des Tieres von dem Todesstoß ablenken wollen, den ihm der Torero bereitet.

Kaum aus den Händen von Richelieu hervorgegangen, fiel er in die von Pecquigny,

Und Pecquigny, der ungeschlachte, war nicht der minder gefährliche.

Nichts desto weniger glaubte Mailly auf dieser Seite ruhig sein zu können, denn er hatte den Leuten der Grange-Batelière einen strengen Befehl gegeben.

Für den Herrn Herzog von Pecquigny sollte Fräulein Olympia nie zu Hause sein.

Pecquigny stieß sich zweimal an dieser Barrière; doch, er schwur sich dafür zu rächen.

Das war schwierig. Olympia erschien nicht mehr im Theater, — eine Schwierigkeit, welche leicht einem Befehle des Königs gehoben worden wäre.

Doch mit einem Befehle des Königs fand er Mailly bei Olympia, und er konnte den König nicht einen Befehl unterzeichnen lassen, der Mailly verhinderte, Olympia ins Theater zu begleiten.

Überdies spricht man schlecht von solchen Angelegenheiten in einer Kulisse, hinter einem Blendfenster, und sogar in einer Loge. Er bedurfte einer schönen und guten, sehr ruhigen, sehr langen Unterredung, einer Unterredung, welche wenigstens so lange dauerte, als Satan gebraucht hat, um Eva zu verführen.

Er musste also auf einen Ausgang von Mailly warten, denn Olympia ging nie aus.

Pecquigny war in Wahrheit sehr unglücklich, denn er hatte nicht die gewöhnlichen Mittel der Verführer; er konnte Olympia nur durch Briefe verführen.

Wie Olympia schreiben?

Nie entehrt ein Liebesbrief den Mann, der ihn geschrieben hat; er trägt ihm eine barsche Abweisung, er trägt ihm ein Duell ein, das ist das Ganze, doch es gibt wenig Beispiele, daß ein Edelmann vom Range von Pecquigny einer Frau für Rechnung eines Andern, und wäre es für die des Königs, geschrieben hat.

Das Duell, das auf einen solchen Brief erfolgt wäre, hätte Pecquigny entehrt, und der König selbst würde, statt sich beleidigt zu fühlen, Beifall geklatscht haben.

Pecquigny war also gezwungen, bei diesem Verhältnis die unangenehmste Vorsicht zu beobachten.

Mittlerweile verging die Zeit.

Und während Pecquigny seine Zeit verlor, konnte Richelieu siegen.

Das war es, was Pecquigny erschreckte und Mailly einigen Trost gab.

Dieser war auf der Seite seiner Frau noch nicht ganz verzweifelt. Er kannte sie als tugendhaft, zornmütig und wusste, daß sie leicht von ihren Ideen abging: sie hatte gedroht, doch sie würde sich sicherlich besänftigen.

Mailly verließ sich auf seine Wachsamkeit und das Ansehen seines Namens.

Aber der Tag war gekommen, wo die Umstände Pecquigny die Leichtigkeit, seinen Angriff zu erneuern, geben sollten.

Das war ein Tag, wo Mailly unvermeidlich Dienst für die Inspektion von drei Cavalerie-Regimentern hatte.

An diesem Tage sollte der König durch die Reihen reiten. Mailly würde ruhig sein: Seine Majestät wäre weder bei seiner Frau, noch bei seiner Geliebten.

Es blieben die Agenten Seiner Majestät, Richelieu und Pecquigny.

Gegen Richelieu hatte er die Tugend von Frau von Mailly.

Gegen Pecquigny hatte er die Riegel des Hauses der Grange-Batelière.

Doch kaum war er auf dem Felde, wo die Manoeuvres stattfanden, als Pecquigny auf die Meldung seiner Spione bei der Grange-Batelière ankam.

Er wusste, man würde ihm den Eintritt versagen.

»Befehl des Königs«, sagte Pecquigny einfach zu dem verblüfften Schweizer.

»Aber . . . « entgegnete der ehrliche Hellebarden« träger.

»Befehl des Königs«, wiederholte Pecquigny.

Der Schweizer besänftigte sich bei dieser doppelten Ankündigung.

»Sie sind der Herzog von Pecquigny?« sagte er.

»Kammerherr«, erwiderte Pecquigny, »und ich bringe einen Befehl des Königs. Soll ich einen Commissär holen lassen?«

»Oh! der Herr Graf wird mich fortjagen.«

»Nun! was macht das mir, Schlingel! wenn er Dich fortjagt, so wirst Du ein großes Unglück vermieden haben«,

»Welches?«

»Das, daß man Dich in einen unterirdischen Kerker wirst, um Dich die einem Befehle des Königs schuldige Achtung verletzen zu lehren.«

Niedergeschmettert durch diese Logik, verbeugte sich der Schweizer und öffnete beide Flügel des Thores.

Der Herzog hatte die Güte, seinen Wagen nicht einfahren zu lassen.

Olympia hörte die Frauen und die Diener im Vorhaus aufschreien.

Sie klingelte, um die Ursache von diesem Tumulte zu erfahren.

Mademoiselle Claire trat ganz erschrocken ein.

»Was gibt es?«

»Oh! Madame, welches Unglück!«

»Sprechen Sie!«

»Ein Befehl des Königs für Madame!«

»Ja, und ich überbringe ihn«, sagte vom Vorzimmer aus Pecquigny.

»Wer, Sie?« fragte Olympia.

»Der Herr Herzog von Pecquigny, Madame«, erwiderte Claire.

»Oh! mein Gott!« rief der Herzog, »welche Mühe, schöne Dame, hat man, um bei Ihnen einzudringen.«

»Herr Herzog«, antwortete Olympia, »ich werde Sie im Gegenteil fragen, woher es kommt, daß ich Sie so selten bei mir sehe?«

»Oh! das ist reizend!« rief Pecquigny; »und mir sagen Sie das?«

»Allerdings, Ihnen.«

»So wissen Sie also nicht, warum Sie mich nicht wiedergesehen haben?«

»Nein.«

»Nun, ich will es Ihnen sagen. Weil Ihr Tyrann die Leute vor die Tür werfen läßt.«

»Man hat Sie vor die Tür werfen lassen?«

»Ja, mich«,

»Man hat Ihnen eine solche Beleidigung angetan, Herr Herzog?«

»Ja. Wollen Sie mich rächen?«

»Ich will die Gebieterin in meinem Hause sein«, erwiderte Olympia, »und da ich nie den Befehl gegeben habe, Ihnen den Eintritt zu versagen, so werden Sie fortan eintreten, ohne daß Sie nötig haben, wie heute, Befehle des Königs vorzuschützen, die mich beben machen, mich, Olympia von Clèves, eine arme Schauspielerin, für die sich Befehl des Königs immer durch das Wort: Fort l'Evêque übersetzt.«

»Aber ich bitte Sie, zu glauben, daß ich gar nichts vorgeschützt. Ich habe einen Befehl des Königs, um Sie Komödie spielen zu lassen.«

»Mich!« rief Olympia ganz neugierig und besonders ganz entzückt, denn was sie nach Banniére am meisten liebte, war das Theater. »Und wie dies? ich glaubte, ich sei gefallen, und in Folge dieses Falles sei ich wieder frei geworden.«

»Ganz und gar nicht; Sie haben im Gegenteil reussirt, und zwar großartig reussirt. Nur hat *man* bemerkt, daß Sie unsichtbar geworden sind. Der *man*, der es bemerkt hat, begehrt nach Ihnen, und hier ist ein von ihm unterzeichneter Befehl«, sagte Pecquigny.

Und er zog aus seiner Tasche ein viereckiges Papier und

reichte es der schönen Schauspielerin.

Olympia nahm es und las zu ihrer Freude:

»Auf Befehl des Königs werden die Herren Schauspieler vor vierzehn Tagen auf Requisition von einem unserer Kammerherrn die *Falsche Agnes und Herodes und Marianna* aufführen. Der Kammerherr vom Dienste wird die Rollen austheilen und die Proben halten lassen.«

»Werde ich in den beiden Stücken spielen?« fragte Olympia.

»Gewiss; können Sie nicht die beiden Rollen?«

»Ich kann Marianna; ich kann die falsche Agnes auswendig, doch ich habe sie nie gespielt.«

»Wollen Sie Irgend eine andere Rolle wählen?«

»Nein; diese ist reizend, nur verdient sie große Studien.«

»Oh! nicht lange?«

»Sie täuschen sich, Herr Herzog, das ist, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, eine reizende Rolle, die aber gründlich aufgefasst zu werden verdient.«

»Adel verpflichtet, Sie wissen das, schöne Dame, und ich lehre Sie nichts Neues.«

»Es ist gut«, sagte Olympia lächelnd, »man wird das Mögliche tun, um Seine Majestät zu befriedigen.«

»Oh! Madame, Sie haben dem König schon zu sehr gefallen, um ihm nicht noch mehr zu gefallen.«

»Steht es im Befehle Seiner Majestät, daß Sie mir solche Dinge sagen, Herr Herzog?« fragte Olympia.

»Nein, aber es steht in Ihren Augen geschrieben.«

»Soll ich es billigen, daß Ihnen Herr von Mailly meine Tür verschlossen hat?«

»Nein, Ich sage Ihnen nichts, was er nicht hören kann.«

»Meinetwegen! Übrigens, da Sie da sind, so wissen Sie, daß er fern von hier ist; nun kommt er aber zurück«, fügte Olympia boshaft bei.

Pecquigny stand rasch, indem er die Stirne faltete und die Hand an den Griff seines Degens legte, aus. Doch Olympia lachte.

Pecquigny schaute sie erstaunt an.

»Sie sehen wohl, daß Sie schlimm taten oder schlimm

dachten«, sagte sie.

»Ich muss es gestehen.«

»Halten Sie sich in den Schranken des Befehl« Seiner Majestät, glauben Sie mir, das ist sicherer.«

»Wahrhaftig, diese Frau ist von Stahl.«

»Lassen Sie uns von der Rolle der falschen Agnes sprechen, Herr Herzog.«

»An welchem Tage wollen Sie sie spielen?«

»Was wird Herr von Mailly sagen, wenn ich auf das Theater zurückkehre?«

»Wenn er mit dem König Streit anfangen will, so steht es ihm frei. Wann wollen Sie die falsche Agnes spielen?«

»Herzog, es ist bei der falschen Agnes eine schwierige Arbeit.«

»Welche?«

»Die des Wahnsinnes.«

»Bah! ein verstellter Wahnsinn!«

»Er ist darum nur um so schwieriger. Die Person muss notwendig Illusion erregen, und ich habe nie Wahnsinnige gesehen.«

»Warum nicht?«

»Weil mir die Wahnsinnigen bange machen.«

»Nun wohl! Sie sehen Einen.«

»Wo?«

»Zu Ihren Füßen.«

»Es ist wahr«, sprach Olympia ruhig.

»Nehmen Sie ein Muster«, sagte Pecquigny, ein wenig aus der Fassung gebracht.

»Nein, diese Narrheit ist nicht vernünftig genug. Kann man die Andern sehen?«

»Wie! Sie wollten Narren sehen?«

»Ja.«

»Arge Narren?«

»Allerdings.«

»Nehmen Sie sich in Acht.«

»Vor was?«

»Die Narrheit ist ansteckend; das steckt gewöhnlich durch die Augen der Leute an.«

»Oh! nein, ich bin ruhig.«

»Scherzen Sie nicht. Ich habe sagen hören, diejenigen, welche Charenton zu oft besuchen oder sogar dort wohnen, laufen die größte Gefahr für ihre Vernunft.«

»Ah! in Charenton sind die Narren?«

»Ja, schöne Dame, und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß dies grässlich anzuschauen ist.«

»Ich werde nach Charenton gehen.«

»Sie sind also eine Grausame?«

»Nein, ich bin eine Künstlerin, die sehr in ihr Gewerbe verliebt ist und ehrgeizig nach günstigen Erfolgen trachtet.«

»Gut, es sei, man wird Sie Charenton besuchen lassen. Sie werden schon heute Abend eine Erlaubnis haben, und morgen, wann Sie befehlen wollen, wird mein Wagen vor Ihrer Tür sein.«

»Ich danke, ich habe den meinigen.«

»Sie bieten mir also einen Platz an?«

»Dazu bin ich nicht berechtigt, Herr Herzog.«,

»Warum nicht?«

»Weil meine *Wagen* Herrn von Mailly gehören, und weil *er* in dieselben einzusteigen ermächtigt, wieder König in die seinigen.«

»Oh! Sie wissen wohl, daß er es mir abschlagen würde«,

»Schlägt er dies ab, so wird er es auch abschlagen, mich spielen zu lassen; er ist mehr als halsstarrig, er ist unerschütterlich.«

»Und Sie glauben, diese Unerschütterlichkeit werde gegen den König Stand halten?«

»Sie würde gegen die Hölle Stand halten.«

»Ho! Ho!«

»Thun Sie etwas Besseres, wenn Sie wollen, daß ich wirklich die *Falsche Agnes* spiele: lassen Sie Herrn von Mailly nichts davon wissen, daß ich spiele.«

»Wissen Sie, was Sie mir da vorschlagen, ist schwach für einen Gesandten!«

»Oh! Herr von Richelieu ist ein minder stolzer Gesandter.«

»Was tut Herr von Richelieu?«

»Er reussirt vor Allem.«

Der Name von Richelieu, den Olympia auf das Allerunschuldigste hinschleuderte, brachte nichtsdestoweniger eine magische Wirkung auf den Herzog hervor.

Er zitterte bei dem Gedanken, es werde Herrn von Richelieu vielleicht bei Frau von Mailly glücken, während er auf der Seite von Olympia scheitere.

»Sie haben Recht«, rief er ungestüm, »Sie haben Recht, Madame. Gehen Sie allein nach Charenton; halten Sie den Befehl des Königs geheim, machen Sie es, wie es Ihnen beliebt; doch in jedem Fall und um für jedes Ereignis bereit zu sein, werden Sie morgen Ihre Erlaubnis haben. Und ich zähle auf Sie, daß Sie die falsche Agnes spielen.«

»Ja, in vierzehn Tagen, Herr Herzog.«

»Gut, also in vierzehn Tagen, doch Ihr Wort.«

»Hier ist meine Hand.«

»Sie wissen, daß der König anwesend sein wird.«

»Ich rechne darauf. Warum sollte er mir befehlen, zu spielen, wenn nicht, um vor ihm zuzuspielen?«

Pecquigny küsste die Hand, die ihm Olympia reichte, und machte einen Abgang ungefähr dem ähnlich, welchen Richelieu bei Frau von Mailly gemacht hatte.

Er triumphierte seinerseits, wie Richelieu triumphiert hatte.

Armer Mailly!

LXXI.

Der neue Geistliche van Charenton.

An demselben Tage, an welchem Pecquigny mit einem Befehle des Königs bewaffnet bei Olympia erschien, in der Stunde, wo er ihr eine Erlaubnis, um Charenton zu besuchen, versprach, ging eine ziemlich seltsame Zeremonie im Innern des Irrenhauses in Erfüllung.

Der Direktor des Hauses führte von Kerker zu Kerker, von Saal zu Saal, von Zelle zu Zelle einen neuen Geistlichen, den der Erzbischof von Paris zu diesem peinlichen Amte, auf die Empfehlung eines seiner Freunde, des Rektors der Jesuiten in Avignon, ernannt hatte.

Dieser neue Geistliche ging mit festem und entschlossenem Schritte. Er trug seinen Kopf mit einer gewissen Würde und schien stolz auf sein geistliches Kleid, wie es auf seine Uniform einer der glänzendsten Offiziere des Heeres gewesen wäre.

Man besichtigte zuerst den Speisesaal, die Schlafzimmer, die besuchten Orte.

Seit undenklichen Zeiten lässt der Direktor eines Gefängnisses oder eines Hospitals diejenigen, welche er umherführt, seine Suppe und seine Nahrungsmittel kosten: man besuchte die Küche.

Die von Charenton war mit einem Luxus ausgestattet, der den Neid der Köche von Herrn von Soubise erregt hätte.

Es waren da Kupfergeschirre und Bratenwender, um Apicius in Ohnmacht fallen zu machen, wäre er wieder auf die Welt gekommen und von Neapel nach Charenton versetzt worden; es fanden sich da die Model für Backwerk, die Model für Crêmes, die Fischkessel von allen Stärken, von demjenigen, welcher einen Merlan halten kann, bis zu dem Schiffe, das einen Stör zu kochen vermag.

Die entzückten Augen gewahrten tausendfältiges Glück und gaben dem Magen tausend Hoffnungen.

Der Direktor machte mit Stolz den neuen Geistlichen auf diese

ganze glänzende Batterie aufmerksam.

»Mein Vater,« sagte er, »Sie sehen, daß man hier die Küche auf eine redliche Art bestellen kann.«

»Ja, mein Herr«, antwortete ziemlich gleichgültig der neue Funktionär.

»Mein Vater, verzeihen Sie, ich vergesse immer Ihren Namen, und ich kenne doch diesen Namen, wie mir scheint.«

»Ich heiße von Champmeslé, mein Herr.«

»Der Herr Abbé von Champmeslé, das ist drollig; Champmeslé, mir scheint . . . Ah! bei meiner Treue, das ist seltsam!«

»Ich bitte, was ist denn hierbei Seltsames?« fragte der Abbé,

»Ich habe gleichsam Lust, zu lächeln, wenn ich diesen Namen höre. Sehen Sie unsere Fleischdämpfer, Herr von Champmeslé«,

»Ich sehe sie.«

»Es sind sechs für die Puterhennen, acht für die jungen Hähne; dieser ungeheure, für ein ganzes Schwein, ist dem Hause von den Benediktinern geschenkt worden; der mittlere ist für zwei Hasen oder für zwei Kaninchen. Herr von Champmeslé! Ah! mein Gott!«

»Was denn?«

»Das ist ein Schauspielname.«

»Ein Schauspielernamen, wollen Sie sagen.«

»Der Name eines Schauspielers oder einer Schauspielerin; ja, sehr gut, einer Schauspielerin, ich erinnere mich . . . Die Geliebte von Herrn Racine . . . «

»Das war meine Großmutter, mein Herr«, erwiderte mit einer Demut voll Adel der neue Geistliche, der bis über die Ohren errötete.

So dumm der Direktor auch war, er sah seine Dummheit ein.

»Verzeihen Sie, Herr Abbé«, sagte er.

»Mein Herr, ich bin geschaffen, um zu leiden«, erwiderte der Abbé.

»Ah! Herr Abbé, ich habe Sie nicht beleidigen wollen.«

»Mein Herr, ich tue Buße.«

Der Direktor verbeugte sich und ging zu den Bratpfannen und dem Backofen über; von da zu den Brunnen und den

Brennereien.

»Mein Herr«, sprach sodann Champmeslé, »Ihre Küche erregt Lust, den Narren zu machen, um hier alle diese guten Dinge essen zu können. Doch verzeihen Sie, es war vorhin nur Ochsenfleisch in den Schüsseln, und die Fleischbrühe war so schwach, daß nicht viel Huhn dazu genommen werden musste.«

»Herr Abbé, es ist ein Arzt im Hause, und er verordnet den Narren die leichten Nahrungsmittel; wenn ein Narr gegessen hat, so ist er stärker als zuvor.«

»Ich würde es glauben, mein Herr«, sagte Champmeslé.

»Und wenn er stärker ist, so ist er gefährlicher.«

»Ah!«

»Herr Abbé, wir werden sie sogleich sehen.«

»Arme Leute! Beichten sie?«

»Nie. Das ist eine Sache, die sie rasend macht.«

»Warum? Weil sie nicht begreifen, Herr Direktor.«

»Oh! Herr Abbé, es gibt darunter, welche vollkommen begreifen.«

»Warum beichten Sie dann nicht?«

»Weil keine Beichtväter da sind, Herr Abbé.«

»Mir schien doch, daß vor mir ein Geistlicher hier gewesen.«

»Ja, doch er machte es, wie Sie es machen werden.«

»Wie denn?«

»Er blieb in seinem Zimmer oder im Garten, zwei Wohnungen, welche viel sicherer und angenehmer, als die Zellen oder die Gefängnisse.«

»Entsetzen!« rief Champmeslé; »er war feig genug, sich fern zu halten!«

Der Direktor schaute Champmeslé mit einer erstaunten und zugleich verschmitzten Miene an.

»Gut,« sagte er, »nach Ihrer Meinung soll man sich zum Gefährten dieser Leute machen?«

»Warum nicht?«

»Aber sie beißen!«

»Nun?«

»Aber sie schlagen!«

»Allerdings.«

»Aber sie töten!«

»Warum hat man es angenommen, ihr Geistlicher zu sein?«
erwiderte Champmeslé einfach,

»Ah! ah! mein Herr«, versetzte der Direktor, »Ich erwarte Ihren
Ausspruch nach dem Besuche.«

»Lassen Sie uns gehen.«

»Ich will also«, fuhr der Direktor fort, »ich will also, da Sie in
dieser Stimmung sind, die Förmlichkeiten abkürzen. Ich hätte
Ihnen zuerst die Kranken zimmer, die Schlafsäle zeigen können.«

»Unnötig.«

»Zu den Gefängnissen, zu den Zellen nicht wahr?«

Der Direktor winkte einem Schließer, und dieser ging sogleich
voran, nachdem er eine Laterne angezündet hatte,

»Es ist Tag, wie mir scheint«, sagte Champmeslé.

»Nicht an den Orten, wohin wir gehen«, erwiderte der Direktor
mit ironischem Tone.

Der Schließer führte sie in der That in erschreckliche Höhlen,
die sich acht Fuß in die Erde vertieften und das Licht nur am
oberen Teile durch ein Luftloch empfangen, das auf eine mit
Schildwachen besetzte Gallerto ging.

Jedes Gefängnis hatte seine massive eichene Tür, woran ein
eisernes Gitterwerk in Rauten angebracht war, durch welche das
Auge mit Entsetzen tauchte.

Im Halbschatten dieser Cloaken erblickte Champmeslé
abgekehrte, erschreckliche Gestalten, die einen tanzend und
heulend, die andern ganz bestürzt, wieder andere unbeweglich
wie Leichname.

Er fühlte einen Schauer seine Adern durchlaufen.

»Ei!« sagte der Direktor, »was denken Sie hiervon?«

»Ich denke«, erwiderte Champmeslé, »wenn diese
Unglücklichen, statt in den Dohlen zu verfaulen, Licht. Luft und
den Anblick der Menschen hätten, so wären sie weniger wild und
besonders weniger unglücklich.«

»So ist man immer, wenn man anfängt«, versetzte der Direktor.

»Ich werde endigen, wie ich anfange«, sprach Champmeslé.

»Was für Leute sind dies?«

»Verzweifelte Narren.«

»Sie leben hier?«

»Oh! es sterben jeden Tag Einige davon, und sie sind die Glücklicheren! Wenn man tot ist, leidet man nicht mehr.«

»Das ist wahr.«

»Holla!« rief der Direktor, »kommt hierher, Martin. Martin ist ein Oberaufseher, ein Hercules, ein Mensch, der einen Ochsen mit einem Faustschlag tötet.«

»Wozu nützt ihm das? Tötet er die Ochsen hier?«

»Nein, er ist beauftragt, in die Zwangszellen einzutreten.«

»Und seine Stärkt dient ihm?«

»Wenn Einer von denjenigen, welche man für tot hält, oder welche die Toten spielen, — denn ein Narr bat Bosheit, wenn, sage ich. Einer von diesen es versucht, auf Martin loszuspringen, so expediert sie Martin mit einem einzigen Schlage, ohne daß sie zu leiden haben.«

»Das ist voll Humanität. Martin ist Ihr Henker.«

Der Direktor lachte.

Er hatte geglaubt, Champmeslé mache einen angenehmen Scherz.

»Martin«, sagte er, »tretet hier in Nro. 9 ein; das riecht schlecht, es muss ein Toter darin sein.«

Martin, der angekündigte Hercules, schlug seine Ärmel zurück, trat wie eine Dogge, die auf eine Katze losgeht, ein und hob am Ende einen Leichnam aus.

»Todt!« sagte er.

»Bringt ihn weg und führt hierher an seinen Platz einen wütenden Narren von Nro. 7 der steinernen Galerie.«

Martin schickte sich an, zu gehorchen.

»Ich bitte, einen Augenblick«, sagte Champmeslé, dem es übel wurde; »lassen Sie nicht mit solcher Eile einen Unglücklichen in diesen tödlichen Schlund werfen.«

»Man sieht wohl, daß Sie nicht, wie ich, über der steinernen Gallerte wohnen«, erwiderte der Direktor; »ich habe dort eine Office, es ist die Schenke des Hauses.«

»Und dieser Narr macht Lärmen?«

»Sie werden ihn hören, er deklamiert wie ein Rasender, brüllt, schüttelt seine Ketten und wird am Ende von der Epilepsie befallen; dann zerbricht er Alles und droht, Alles umzubringen.«

»Oh, vielleicht gibt es ein Mittel hierfür.«

»Keines.«

»Lassen Sie mich ihn sehen.«

»Sie werden ihn sehen; mehr noch: da es oben ist, so ist es auch hell, und Sie können mit ihm sprechen.«

»Ich werde auch mit denjenigen sprechen, welche unten sind«, erwiderte Champmeslé; »doch . . . «

»Der Geruch erstickt Sie; nicht wahr?«

»Ich werde mich daran gewöhnen.«

»Ja! aber ich gewöhne mich nicht daran, und ich bitte Sie, mich hinaufsteigen zu lassen, um zu atmen.«

»Wohl an!« sagte Champmeslé, der sich wiederzukommen vornahm: »gehen wir!«

Sie stiegen zu der steinernen Galerie hinauf.

Das war ein langes Gevierte von steinernen, wie die der wilden Tiere mit Eisen vergitterten Behältnissen.

Ein mit Sand bestreuter Hof breitete sich in der Mitte aus und gab ein wenig Luft und den Anblick des Himmels etwa vierzig Unglücklichen, Männern oder Frauen, die man hässlich, nackt, blutig und schmutzig hinter den Gitterstangen erblickte.

Geschrei, Gestöhne, Gelächter erschollen jammervoll an diesem Aufenthaltsorte.

Weniger beengt durch den Direktor, fing Champmeslé bei Nro. 1 an, entschlossen, die Runde zu machen.

Der Direktor gab seine Erklärungen mit einer immer verdrießlicheren Miene.

Beim Vierten zog er seine Uhr; beim Fünften pirouettirte er um sich selbst; beim Sechsten sagte er endlich zu Champmeslé:

»Verzeihen Sie, Herr Abbé, ich habe Geschäfte, und wenn Sie entschlossen sind, Alles zu sehen, so werden wir um Mitternacht von hier weggehen.«

»Ich bitte, noch diesen«, erwiderte Champmeslé.

Er war vor einer Zelle stehen geblieben, die von einem langen, dünnen, ergrauenden Mann von fünfzig Jahren bewohnt wurde, welcher einen Wald von fettigen weißen Haaren auf dem Kopfe trug, unter einem schwärzlichen Barte begraben war und Phosphoraugen unter dicken Brauen rollte.

»Dieser ist erschrecklich«, sagte leise Champmeslé.

»Das ist einer der Grausamsten des Hauses.«

»Oh! er scheint zu leiden.«

»Er wird nie genug leiden.«

»Gut! was hat er getan, dieser Narr?«

»Er ist nicht mehr Narr, als Sie.«

»Warum ist er denn hier?«

»Oh! Herr Abbé, das ist die Sache des Ministers und des Polizeilieutenants.«

»Es ist ein Geheimnis?«

»Für Jedermann, ja. Für Sie, nein.«

»So sprechen Sie.«

»Ich habe große Eile.«

»Noch Diesen, und Sie werden mich verlassen.«

»Das ist der Ärgste.«

»Sie werden schnell sprechen. Sie erzählen so gut.«

Nach diesem Komplimente, das der Eitelkeit des Tigers mit dem Büffelgesicht ungeheuer schmeichelte, trat der Direktor ein wenig auf die Seite, um es zu vermeiden, gehört zu werden. Champmeslé folgte ihm.

Der Direktor blieb einen Augenblick stehen, hustete und spuckte aus wie ein Mensch, der eine Erzählung anfangen will. Dann streckte er den Arm gegen das Behältnis des wütenden Narren aus und sagte:

»Sie sehen dort einen Menschen, der nicht mehr Narr ist, als ich.«

»Bah! und wer ist denn dieser armer Teufel?«

Der Direktor schüttelte den Kopf.

»Es ist eben so wenig ein arme Teufel.«

»Wer ist es denn?« fragte der Abbé mit wachsender Teilnahme.

»Es ist ein kleiner sardinischer Edelmann.«

»Ein Edelmann?«

»Ein Marquis.«

»Weiß man seinen Namen?«

»Niemand wird dafür gehalten, daß er ihn wisse; doch als Direktor weiß ich ihn.«

»Und er heißt?«

Der Direktor dämpfte seine Stimme.

»Nein, sagen Sie es mir nicht«, sprach Champmeslé nachdenkend. »Er wird es mir in de Beichte sagen.«

»Sie werden ihn beichten hören?«

»Gewiss.«

»Sie werden in seine Zelle eintreten?«

»Schon morgen.«

»Das ist aber ein Mörder.«

»Ein Grund mehr, daß ich ihn beichten höre«, erwiderte der Abbé mit einer Einfachheit, welche um so erhabener, als er sich eines inneren Schauers nicht erwehren konnte.

»Er heißt Marquis de la Torra sprach der Direktor, der sich dessen, was ihm Champmeslé in Beziehung auf den Namen des Gefangenen gesagt hatte, nicht mehr erinnerte oder nicht mehr erinnern wollte.«

»Kennen Sie diesen Namen?«

»Nein«, erwiderte Champmeslé, »es ist das erste Mal, daß ich ihn aussprechen höre.«

Und er machte einen Schritt, um sich der Zelle zu nähern.

»Warten Sie doch, daß ich Ihnen die Geschichte vollends erzähle.«

»In der Tat«, sagte Champmeslé, »ich werde vielleicht in dem, was Sie mir erzählen, die Quelle für einigen Trost finden, der sich diesem Menschen geben lässt.«

»Hören Sie. Er war Grieche.«

»Grieche? Sie haben mir gesagt Sardinier?«

Der Direktor lachte.

»Oh! Vortrefflich! vortrefflich!« rief er. »Er war ein Grieche, doch nicht von Geburt, sondern von Gewerbe.«

»Er stand an der Spitze einer Bande von Gaunern, welche

lange die Provinz verwüstet haben.«

»Sein Platz war also im Kerker.«

»Oh! im Kerker, ein Edelmann!«

»Wohl!« versetzte Champmeslé, »doch der Herr Regent hat den Grafen von Horn rädern lassen, der mit regierenden Fürsten verwandt war.«

»Der Herr Regent war ein Atheist, der an nichts glaubte«, erwiderte der Direktor, »während der gegenwärtige König den Adel nicht entehren will. Das ist ihm vom verstorbenen König empfohlen worden.«

»Ich bitte, lassen wir das«, sagte Champmeslé, »das sind nicht meine Ansichten.«

»Ah! Sie haben also Ansichten?«

»Wollen Sie fortfahren.«

»Nun! Betrügereien auf Betrügereien, Diebstähle auf Diebstähle, dieser Marquis de la Torra . . . Ah! verzeihen Sie, ich vergaß, Ihnen zusagen, daß er auf seinen Reisen eine sehr hübsche Kreatur mit sich schleppte, ein Person Namens«

»Namens?«

»Ah! das ist es! helfen Sie mir doch.«

»Das ist ziemlich schwierig, mein Herr. Ich weiß weder von wem, noch von was Sie sprechen wollen.«

»Ich will von einem Mädchen sprechen, das einen berühmten Namen hatte.«

»Semiramis?«

»Nein, nicht in dieser Art«,

»Lucretia?«

»Noch weniger.«

»So nennen Sie doch diesen Namen.«

»Das Gegenteil von Lucretia.«

»Lais?«

»Nein, nein, eine Französin, Ninon . . . nicht! Ah! Marion; ich Habe es, Marion.«

»Ah! in der Tat, Marion. Sie denken an die Delorme, nicht wahr, Herr Direktor!«

»Ja, Herr Abbé, ganz richtig.«

»Sie haben Lektüre?«

»Ja, ein wenig.«

»Nun denn! diese Marion?«

»Nun! diese Marion, die, in Parenthese gesagt, wie es scheint, eine sehr hübsche Frau war, obgleich er sie bei sich hatte, um ihn bei seinen Betrügereien zu unterstützen, verriet ihn zuweilen. Es geschah aber, daß eines Tages, als der Marquis einen sehr hübschen Jungen geplündert hatte und dieser Junge, gegen den er spielte, zu Grunde gerichtet war, Marion mit ihm Mitleid bekam und den betrogenen Spieler davon in Kenntnis setzte, daß er in ein Wespennest gefallen war, so daß dieser den Marquis braun und blau schlug und ihm sein Geld wieder nehmen wollte; doch es war zu spät, ein dritter Gauner, wie der gute la Fontaine sagt, hatte sich damit aus dem Staube gemacht. Ich sage, der gute la Fontaine, weil das gewöhnlich der Name ist, den man ihm gibt.«

»Ah! mein Herr«, sprach Champmeslé errötend, »er hat sehr leichte Fabeln gemacht. Doch kommen wir auf den Marquis de la Torra zurück, Herr Direktor.«

»Ja, kommen wir auf den Marquis zurück. Nun wohl! Marion trennte sich von dem Marquis und folgte dem hübschen Jungen.«

»Desto besser! wenn er redlich war, so wird sie ihr Heil auf diesem neuen Wege gesunden haben.«

»Ah! ja wohl, ihr Heil! Sie werden es sehen. Nach Verlauf von drei bis vier Tagen scheint der hübsche Junge geheime Geschäfte gehabt zu haben, welche die Gegenwart eines Dritten nicht gestatteten, denn er verließ sie, nachdem er mit ihr fünf bis sechs Louis d'or geheilt hatte, die ihm mit ihrer Hilfe wieder zu erwischen gelungen war. Marion, welche allein blieb und nicht wusste, was aus ihr werden sollte, schlug auf das Geratewohl den ersten den besten Weg ein und fiel in die Hände von la Torra, der auf sie lauerte; es gab Streit, Erklärungen, Beleidigungen. Statt Alles zu leugnen, gestand sie Alles, sie rühmte sich sogar mit Allem, so daß in einem Augenblick des Zorns la Torra dieses arme Mädchen mit einem gewaltigen Degenstich ins Herz tötete.«

»Oh! der abscheuliche Schurke!« rief Champmeslé«

»Und wie wurde die Sache ruchbar?«

»Oh! ganz einfach. Marion lebte lange genug, um sie zu

erzählen. Man verhaftete den Marquis mit einem seiner Genossen, der bei dem Morde zugegen gewesen; der Genosse war ein einfacher Bauernkerl. Er wurde in Lyon gerädert. La Torra aber, den man für einen Narren erklärte, wurde hierher gebracht und doppelt eingeschlossen.«

Champmeslé neigte den Kopf gegen la Torra, der, als er sah, daß man sich mit ihm beschäftigte, die Zähne fletschte und eine Bewegung der Wut machte.

»Schauen Sie«, sagte der Direktor, »schauen Sie den Unglücklichen an; hat er ein böses Auge! Nach reiflicher Überlegung ist er es, den ich in No. 9 der unterirdischen Zellen hinabbringen lassen werde, statt des No. 7.«

»Und nun, da ich Ihnen gesagt habe, was Sie zu wissen wünschten, Gott besohlen, Herr Abbé. Sie sind über diesen wenigstens eben so gut unterrichtet, als ich. Gott befohlen, Herr Abbé. Werden Sie mir die Ehre erweisen, mit mir zu Mittag zu speisen?«

Und ohne nur die Antwort des Abbé abzuwarten, entfernte sich der Direktor.

LXXII.

Der Liebesnarr.

Champmeslé, als er allein war, betrachtete zum letzten Mal den Marquis de la Torra, der, in die Ecke seines Behältnisses gekauert einen wilden, hinterhältigen Blick nach dem Hofe richtete.

Er fand, es müsse eine grässliche Qual sein, die Qual dieses Menschen, der, immer allein, immer als Narr behandelt, mit der Erinnerung an sein Verbrechen, ohne Vorwurf, aber auch ohne Trost lebe.

Champmeslé nahm sich vor, von Gott mit diesem Elenden, von der Hoffnung mit diesem Verzweifelten zu sprechen.

Und um seine Funktionen als Geistlicher gut zu beginnen, näherte er sich dem Gitter.

Ein Wärter, der an einer parallelen Zelle lehnte, schaute ihm mit Teilnahme zu, wachte über ihm und hielt sich bereit, ihn im Notfall zu verteidigen.

»Mein Freund«, sagte Champmeslé zum Mörder der armen Marion, »Ich bin der Geistliche des Hauses. Sind Sie reumütig genug, um mit Aufmerksamkeit die Worte zu hören, die ich Ihnen bringe?«

Doch statt zu antworten, wandte sich la Torra gegen die Mauer um und versenkte sich in eine stumme Unbeweglichkeit.

Champmeslé versuchte es, diese in ihre Verzweiflung begrabene Seele aufzuwecken, doch es gelang ihm nicht.

Er rief den Wärter und sagte zu ihm:

»Ich glaube, daß mit diesem heute nichts zu machen ist.«

»Ach! Herr Abbé«, erwiderte der Wärter, »weder heute, noch morgen.«

»Wer Ist der Narr von No. 7, sein Nachbar?« fragte Champmeslé.'

»Ah! dieser, das ist etwas Anderes: es ist ein Liebesnarr, Herr Abbé, ein sehr geräuschvoller Narr, der den ganzen Tag und sogar die ganze Nacht nicht aufhört, Verwünschungen gegen die Treulose zu brüllen, die ihn verraten habe.«

»Wahrhaftig? der arme Junge!«

»Es scheint, er liebte Eine Namens Junia; denn als ihn die Schützen Im Vorhause der Comédie-Francaise, wo er mit Gewalt eindringen wollte, verhafteten, wiederholte er diesen Namen mit aller Wut: wenigstens haben die Schützen dies erklärt.«

»Ist er böseartig?«

»Man weiß es nicht, Herr Abbé.«

»Wie! man weiß es nicht?«

»Nein, denn er tut Niemand etwas zu Leide, als sich selbst. Nur schreit er unablässig.«

»Und was schreit er denn?«

»Oh! mein Gott, was diejenigen schreien, welche mit der schlimmsten von allen Narrheiten behaftet sind.«

»Mit welcher?«

»Diejenigen, welche glauben, sie seien keine Narren, weil sie lichte Augenblicke haben.«

»Gut!« sagte Champmeslé, »ich will mit ihm sprechen, um ihn zu ermahnen, sich ruhig zu verhalten, und damit der Direktor sein Vorhaben, ihn in die unterirdischen Löcher zu stecken, nicht ausführt.«

»Thun Sie das«, erwiderte der Wärter; »ich glaube, daß Sie von diesem nicht viel zu befürchten haben.«

Champmeslé näherte sich wirklich dem Gitter und sah einen jungen Mann, der, den oberen Teil des Gesichts mit seinen langen Haaren und den unteren mit einem blonden Barte bedeckt, in einer Ecke seines Käfigs saß, die Sonne suchte und glücklich mit seinen Gedanken, mit seinem Strahle und mit seiner Einsamkeit zu sein schien.

Er lächelte, er hatte das Auge gesenkt, er rollte zwischen seinen Fingern ein Strohhälmchen, in dessen Ende er zuweilen mit schönen weißen Zähnen biss.

Champmeslé betrachtete einen Augenblick dieses Gesicht, das ihm eben so edel, als rührend dünkte, und übersetzte den Eindruck, den er empfand, durch die drei Worte:

»Ah! armer Junge!«

Sogleich öffneten sich die Augen des Narren. Er heftete sie auf

den Geistlichen, der seinerseits mit einer christlichen Rührung den so bleichen Unglücklichen anschaute.

»Ah! mein Gott!« rief der Narr, indem er nur einen Sprung von dem Schemel, auf dem er saß, zu dem Gitter seines Käfigs machte.

Der Wärter wich rasch zurück und zog den Abbé mit sich.

»Was denn?« fragte dieser, der sich rückwärts ziehen ließ und fortwährend den Narren betrachtete.

»Er, Abbé!« rief der Gefangene, während er sich an seine Gitterstangen hing.

»Nun wohl, ja, ich bin Abbé.«

»Was! Herr von Champmeslé, Sie sind es!«

»Wie, er kennt mich!«

»Herr von Champmeslé! Herr von Champmeslé!« rief der Narr.

»Mein Freund?«

»Der Himmel schickt Sie.«

»Ich wünsche es.«

»Erkennen Sie mich denn nicht wieder?«

»Ach! nein.«

Der Gefangene strich seine Haare aus dem Gesicht.

»Ich bin Banniére«, sagte er.

»Wie! der kleine, Noviz der Jesuiten?«

»Ja.«

»Banniére, der den Herodes gespielt hat?«

»Ja.«

»Der Liebhaber von Fräulein von Clèves?«

»Ja! oh! Ja!« rief Banniére mit einer grässlichen Verzweiflung.

»Oh! ja, ich war es!«

Und er rang krampfhaft die Hände und brach in ein Schluchzen aus.

»Mein Freund«, rief Champmeslé dem Wärter zu, »ich bitte, öffnen Sie mir rasch die Zelle dieses armen jungen Mannes.«

»Aber, Herr Abbé, er wird Sie schlagen!«

»Oh! nein! nein! der Herr Abbé weiß wohl, daß ich dies nicht tue«, sagte Banniére mit allen Schmeicheltönen, die er seiner

Stimme geben konnte.

»Öffnen Sie doch«, rief Champmeslé.

»Ja, ja, öffnen Sie«, flehte Banniére, »öffnen Sie dem Herrn Abbé, mein Freund; und Sie, Herr Abbé, oh! Sie sollen sehen; Sie sollen sehen, wie ich Sie lieben werde.«

»Ja, er wird Sie lieben, wie meine Katze die Mäuse liebt, das heißt, er wird Sie fressen.«

»Das ist meine Sache«, entgegnete Champmeslé; »öffnen Sie.«

»Sie befehlen es, Herr Abbé?«

»Sie werden erklären, Sie haben es verlangt, daß ich die Tür seiner Zelle öffne?«

»Ich werde es erklären, doch öffnen Sie.«

»Ich muss Ihnen gehorchen und werde Ihnen gewiß gehorchen, wenn Sie mir aber glauben wollen, nehmen Sie meinen Stock.«

Und er öffnete, doch nicht ohne Champmeslé bei jeder Drehung, die der Schlüssel im Schloss machte, angeschaut zu haben.

Champmeslé eilte in die Zelle, und Banniére sagte mit der höchsten Zartheit:

»Oh! wenn ich Sie nicht zu erschrecken befürchtete, wenn ich Sie nicht zu beschmutzen befürchtete, oh! mein lieber Herr von Champmeslé, wie würde ich Sie umarmen!«

Der würdige Geistliche warf sich in die Arme, des Narren, und das war ein Schauspiel, für das viele Neugierige seinen Preis bezahlt hätten.

»Setzen Sie sich auf meinen Schemel, Herr von Champmeslé«, sagte Banniére, »setzen Sie sich, und seien Sie ohne Furcht. Oh! lassen Sie uns mit einander reden; ich habe Ihnen so viele Dinge zu sagen!«

»Ja«, erwiderte Champmeslé mit einem liebevollen Lächeln: »lassen Sie uns mit einander reden, aber vernünftig reden.«

»Ei! glauben Sie denn, Ich sei nicht vernünftig?« versetzte Banniére.

»Nehmen Sie sich in Acht!« sagte der Wärter; »seine Narrheit packt ihn wieder.«

Champmeslé schaute rings umher, dann kehrte er zu Banniére zurück mit einem leichten Achselzucken, welches sagen wollte:

»Ach! wenn Sie vernünftig wären, wären Sie dann hier?«

»Ich verstehe Sie«, sprach traurig der junge Mann, »und das ist ganz einfach, denn Sie sind gegen mich eingenommen; doch wenn Sie mich anhören, werden Sie wohl sehen, ob ich ein Narr bin.«

»Nun wohl«, erwiderte Champmeslé, »wenn Sie kein Narr sind, so erzählen Sie mir, durch welche seltsame Verkettung von Umständen Sie nach Charenton kamen.«

»Entfernen Sie diesen Mann.«

Champmeslé winkte, ohne zu zögern, dem Wärter, und dieser entfernte sich aus dem Bereiche der Stimme.

Da entrollte ihm Banniére seine schmerzliche Geschichte, von dem Abend an, wo er seinen Platz eingenommen und Herodes gespielt hatte.

Er erzählte ihm seine Flucht mit Olympia, welche der Graf von Mailly verlassen, ihren Aufenthalt in Lyon und seine Verhaftung in dieser Stadt aus Requisition der Jesuiten, aus deren Haus er entflohen war. Er teilte ihm über die Folgen dieser letzten Tatsache einige Einzelheiten mit, die wir summarisch wiedergeben zu müssen glauben.

An demselben Tage, wo ihn Olympia im Gefängnis; besucht und ihn verlassen hatte, nachdem sie ihn bewogen, um sich den Verfolgungen der Jesuiten zu entziehen, bei dem Dragonerregimente des Herrn Grafen von Mailly einzutreten, dessen Depot gerade in Lyon war, an demselben Tage, als Olympia, welche sogleich mit dem Grafen abgereist war, um sich nach Paris zu begeben, wohin sie ein Debütbefehl für die Comédie-Francaise rief, Entfernung genug zwischen sich und denjenigen, welchen sie verließ, gelegt zu haben glaubte, an diesem Tage, sagen wir, wurde Banniére wieder in Freiheit gesetzt.

Der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, war, daß er nach dem Hause von Olympia lief. Er erlangte hier die Gewissheit von ihrer Abreise und fand einen Abschiedsbrief. Olympia hinterließ ihm ein Summe im Betrage der Hälfte des

Gehaltes, den sie mit einander beim Theater von Lyon verdient hatten; sie verbot ihm, je an sie zu denken, und verlangte von ihm als einzigen Gefallen, daß er den Händen der Catalane den Ring entziehe, den er ohne ihr Wissen an den Juden Jacob in Folge seiner Verluste im Spielt verkauft hatte, und von dem sie glaubte, er sei dieser Frau von ihrem ungetreuen Liebhaber geschenkt worden.

Banniére lief zu der Catalane und fand sie in der Gesellschaft der Coiffeuse. Die zwei Megären waren eben im Zuge, sich zu streiten, sich zu schmähen und sogar sich zu schlagen wegen der Teilung der Summen, die sie durch ihre Betrügereien der Leichtgläubigkeit des Abbé ausgepresst hatten. Banniére erfuhr von ihnen, der galante Abbé, der sich immer noch durch ihre Mystifikation bethören ließ, setze der Flüchtigen nach. Banniére kaufte der Catalane für hundert Louis d'or den Ring wieder ab, den er Olympia entwendet, um mit dem Preise zu spielen, den hernach der Abbé vom Juden gekauft und der Catalane im Glauben gegeben, er mache damit Olympia ein Geschenk. Durch Drohung brachte es endlich Banniére dahin, daß die zwei Genossinnen schriftlich bezeugten, auf welche Art der Ring in ihre Hände gekommen war.

Zwei Werber des Dragonerregiments erwarteten ihn vor der Tür der Catalane. Banniére wurde von ihnen in die Kaserne des Regiments geführt, dem er fortan angehörte. Man kleidete ihn in eine Uniform, man hing ihm einen Säbel an die Seite, man schob ihm ein Pferd zwischen die Beine und überließ ihn den Instruktoeren.

Banniére benutzte an demselben Abend einen günstigen Augenblick, entfernte sich aus der Reitschule, ohne daß man seine Absicht vermutete, erreichte das freie Feld und verfolgte Olympia auf der Landstraße von Lyon nach Paris, wo wir ihn im zweiten Bande haben galoppieren sehen.

Der Erzähler setzte die Geschichte der Abenteuer, welche auf seine Desertion folgten, bis zu dem Tage fort, wo er unter dem Vestibül der Comédie-Francaise verhaftet wurde. Er erzählte Alles mit so viel Schärfe, Nachdruck und Maßhaltung, daß Champmeslé, als er sein letztes Wort gesprochen, ausrief:

»Dieser Mensch ist eben so wenig ein Narr, als ich.«

»Oh! nicht wahr, Herr von Champmeslé, nicht wahr, ich bin kein Narr?« rief Banniére.

»Ich würde darauf schwören! ich würde mich dafür verbürgen!«

»Gut!« sprach Banniére, »Gott schickt mir das, um was ich ihn, seitdem ich hier bin, gebeten habe: einen unparteiischen Mann, der mich anhört und beurteilt. Ich verlangte von Gott nur einen Fremden, und Gott schickt mir einen Freund.«

»Oh! ja, mein lieber Banniére, einen wahren Freund.«

»Doch nun sprechen Sie«, sagte Banniére, »wie kommen Sie hierher, und wie sind Sie unter diesem Kleide?«

»Der Beruf, mein lieber Herr.«

»Oh! mein Gott, ja, ein Beruf in verkehrter Richtung des meinigen!« sagte schwermütig lächelnd der arme Banniére.

»Ganz richtig. Wie Sie meinen Platz und meine Kleidung im Theater genommen hoben, so habe ich Ihren Platz und Ihre Kleidung im Kloster genommen.«

»In dem Kloster, das ich verließ?«

»In dem Kloster, das Sie verließen, und ich bin der Günstling des ehrwürdigen Pater Provisor geworden.«

»Ah! mein lieber Herr«, versetzte Banniére, »das ist gerade das Gegenteil von mir.«

»Und da ich nur das Theater zu verlassen verlangte, da mein Verzicht auf diese verfluchte Kunst ein großer Triumph für die Religion war, so hat man mich unterrichtet, man hat mich aufgenommen, man hat mir fortgeholfen, man hat mir einen Platz gegeben.«

»Ach! ein trauriger Posten,, mein lieber Abbé.«

»Ja, Sie haben Recht, ich weiß es; er wird als der traurigste von allen betrachtet; Niemand wollte ihn; ich habe mich darum beworben und ihn erhalten.«

»Wäre ich nicht minder glücklich, so würde ich Ihnen sagen: Sie haben sehr Unrecht, mein lieber Abbé.«

»Ich hatte so viel zu sühnen, mein Bruder«, sprach mit Salbung Champmeslé, »ich war zu mehr als drei Vierteln verdammt.«

»Teufel!« rief Banniére, »nach dieser Rechnung wäre ich also ganz verdammt?«

»Ei! ei!« machte Champmeslé.

»Aber«, fuhr Banniére fort, indem er die Augen zum Himmel ausschlug, »ich hoffe Besseres von Gott; er hat mich in diesem Leben zu viel leiden lassen, um nach meinem Tode fortzufahren.«

»Beklagen Sie sich nicht über Gott, mein lieber Bruder«, sprach Champmeslé, glücklich, eine Predigt zu beginnen.

»Ich beklage mich nicht mehr über ihn, seitdem ich Sie wiedergefunden, lieber Abbé«, antwortete mit sanftem Tone Banniére.

»Gott prüft Sie, mein Sohn.«

»Grausam.«

»Gott hat seine Absicht.«

»In welcher Absicht sollte Gott einen armen Teufel leiden lassen?«

»Um zu machen, daß Sie eine strafbare Liebe vergessen.«

»Welche Liebe?«

»Die Liebe, die Sie für Olympia haben.«

»Die Liebe, die ich für Olympia habe? Sie nennen meine Liebe für Olympia eine strafbare Liebe? Ich! diese Liebe vergessen! Müsste ich Gefangener bleiben, müsste ich mein ganzes Leben für einen Narren gelten, müsste ich auf immer Gefangener sein, geschlagen, gepeitscht, gemartert werden, wie man die Unglücklichen, deren Geschrei ich höre, schlägt, peitscht, martert, nie werde ich auf meine Liebe für Olympia verzichten; eher den Tod, eher die Verdammnis!«

»Stille, stille, mein Bruder!« rief Champmeslé, »Sie faseln; man wird sagen, Sie seien ein Narr.«

»Das ist wahr«, sprach Banniére traurig, »doch was wollen Sie, Herr Abbé, ich liebe diese Frau so sehr, daß nichts machen wird, daß ich sie vergesse . . . «

»Nicht einmal Gott?«

»Nicht einmal sie.«

»Aber mir scheint, Ihr Unglück, mein lieber Banniére, Sie haben es ihr zu verdanken.«

»Ja, allerdings, ihr verdanke ich es; ja, sie hat mich verraten, ja, sie hat mich vergessen; ja, vielleicht, um sich meiner zu

entledigen, hat sie darum nachgesucht, daß man mich ins Gefängnis sperrte; nun denn! diese Frau, so, wie sie ist, segne ich sie; so, wie sie ist, liebe ich sie. Oh! wenn nur Sie, der Sie sie kennen, mir Nachricht von ihr geben könnten?«

»Ich komme so eben von Lyon an«, erwiderte Champmeslé.

»Und dann«, fügte Banniére mit einem Seufzer, als ob ihm eine letzte Hoffnung entginge, bei, »und dann haben Sie mit dem Theater gebrochen.«

»Oh! mein Gott, ja, und dennoch habe ich Bekannte dabei, mit denen ich Umgang pflege, um es zu versuchen, sie zu Gott zurückzuführen.«

»Sie werden Mühe haben«, sagte Banniére den Kopf schüttelnd.

»Ich hoffe, es werden nicht Alle in Olympia verliebt sein. Und dann«, fügte Champmeslé bei, indem er sich Banniére näherte, als wollte er ihm ein Geheimnis anvertrauen, »ich habe einen Plan.«

»Welchen?«

»Ich werde sie beim weltlichen Interesse fassen, um sie unmerklich zum himmlischen zu führen.«

»Ah!« machte Banniére erstaunt.

»Hören Sie, was ich tun werde«, sprach Champmeslé, glücklich, so neu er im Orden war, eine Theorie des Seelenheils auseinandersetzen zu können. »Ich habe zum Freunde, ich darf es wohl sagen, ob, gleich dieser Freund Herzog und Pair ist, einen Kapitän der Garden Seiner Majestät, welcher als Kammerherr unumschränkte Gewalt über die Schauspieler hat.«

»Oh! das ist eine schöne Bekanntschaft, mein lieber Abbé! ein Mann, der debütieren machen, der die Engagements unterzeichnen lassen kann, ein Mann, der die Rollen austheilt! Ah! ich wiederhole, Sie haben da eine schöne Bekanntschaft! Wie glücklich sind Sie!«

»Nehmen Sie sich in Acht«, sagte Champmeslé lächelnd, »ich werde Sie wieder einen Narren nennen.«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort.«

»Wobei war ich?«

»Sie sagten, Sie werden die Schauspieler bei den weltlichen

Interessen fassen, um sie zu Gott zurückzuführen.«

»So ist es.«

»Ich begreife, Sie wollen Ihnen schöne Rollen geben lassen, und aus Dankbarkeit werden sie gottesfürchtig werden. Nun! ich gestehe, ich liebe diese Berechnung nicht, und, mehr noch. Ich gestehe, ich zähle nicht darauf.«

»Aber hören Sie mich doch an, ewiger Sprecher«, sagte Champmeslé, den ersten Halt benützend, den die Zunge von Banniére machte, um in seine Reihe zu treten und sein Mittel anzubringen. Nein, das ist nicht mein Plan: ich kenne hierfür die Schauspieler zu genau; ihnen Rollen geben, ah ja wohl! im Gegenteil, ich werde ihnen diejenigen verleiden, welche sie haben, ich werde sie ihnen abnehmen lassen, ich werde ihnen das Theater zu einem Orte der Qualen machen, und wenn sie recht müde sind, werde ich meinen Freund, den Herzog und Pair, bitten, ihnen eine kleine Pension in einem guten, frommen Ordenshause auszusetzen.«

»Ah gut! das Ist eine Idee!« rief Banniére, der seine eigene Lage vergaß, um sich zum Advokaten von derjenigen zu machen, welche Champmeslé im Geiste verfolgte. »Woher des Teufels nehmen Sie denn dergleichen Ideen, mein lieber Abbé? Wie! Sie würden einen solchen Kummer denjenigen bereiten, für welche Sie sich interessieren? Zum Henker mit Ihren Protektionen! Ihre Feindschaft wäre mir lieber.«

»Undankbarer!« rief Champmeslé.

»Also, zum Beispiel«, fuhr Banniére fort, der auf einem Umwege zu dem Hoffnungsgedanken zurückkam, welcher ihn, seitdem er Champmeslé wiedergefunden, nicht verlassen hatte, »also nicht wahr, Sie sind überzeugt, daß ich kein Narr bin? Denn nun, da ich es über mich vermocht habe, eine halbe Stunde mit Ihnen zu plaudern, ohne von mir zu sprechen, sind Sie wohl überzeugt, daß ich kein Narr bin?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Also, mit Ihren Ideen vom Seelenheil, bei Ihrem Wunsche, alle Welt das Theater verlassen zu machen, würden Sie mich lieber ungerecht hier eingesperrt, als zum Theater zurückkehren sehen?«

»Bei meiner Treue! ich möchte beinahe ja sagen.«

»Sprechen Sie Im Ernste?«

»Ja.«

»Ah! Nehmen Sie sich in Acht!« sagte der Gefangene mit einem Blicke und mit einem Ausdruck, der den Direktor und die Wärter in die Flucht geschlagen und selbst den berüchtigten Martin zurückweichen gemacht hätte. »Nehmen Sie sich in Acht, hier wohnt die Verzweiflung, und die Verzweiflung ist eine schlechte Ratgeberin, Herr von Champmeslé! Hier, hinter diesen Gittern, stirbt man jeden Augenblick des Tages, so daß Einer, der wüsste, daß er ewig hier bleiben sollte, wie ich seit zwei Wochen hier bin, Sparsamkeit hätte. wenn er sich die Hirnschale mit einem Schläge auf diesen steinernen Platten zerschmettern würde.«

Und Banniére machte eine schlimme Bewegung.

Champmeslé stürzte sich auf ihn und nahm ihn mit einem Ergüsse wirklicher Zärtlichkeit in seine Arme.

»Ihr Heil, mein Bruder!« rief er.

»Oh! sprechen Sie nicht von meinem Heile!« sagte Banniére mit Begeisterung; »mein Heil ist meine Liebe.«

»Doch diese Frau hat Sie betrogen! sie hat Sie um eines Andern willen verlassen!«

»Ei! hatte sie diesen Andern nicht mir zu Liebe verlassen?«

»Mein Bruder, mein Bruder!«

»Was wollen Sie von mir?«

»Ich will Ihnen sagen, daß dies tolle Hoffnungen, sophistische Räsonnements sind.«

»Es ist Alles, was Sie wollen, Herr Abbé, doch es ist so.«

»Ah!« sagte Champmeslé, »ich fange an zu begreifen, daß man Sie für einen Narren hat erklären lassen.«

»Und überzeugt, daß ich es nicht bin«, erwiderte Banniére, »würden Sie dazu beitragen, mich hier alle dem Wahnsinn vorbehaltene Qualen erdulden zu lassen! Das wäre wenig christlich, Herr von Champmeslé, mein Kamerad beim Theater von Avignon, mein Stellvertreter im Jesuitenkloster.«

»Ah! Ah! ärgern wir uns nicht!« erwiderte der gute Abbé empfindlich für diesen Vorwurf. »Ach! ich bin schwach, und wenn

Sie so mit mir im Namen der Menschlichkeit sprechen, so führen Sie mich zu den Ideen dieser verkehrten Welt zurück; ich fühle mich gerührt.«

»Oh! wenn Sie es nicht wären«, rief Banniére, »Sie müssten von Stein sein, denn Sie sehen, ich, seitdem Sie da sind, seitdem ich Sie wiedererkannt, habe eine gewaltige Anstrengung gegen mich selbst gemacht.«

»Welche?«

»Ah! glauben Sie denn, Ich habe etwas Anderes im Kopfe, als den Wunsch, von hier wegzukommen? Ich habe etwas Anderes im Munde, als diese Bitte? Sie werden mich hierbei unterstützen, nicht wahr?«

»Wie soll ich Sie hiebei unterstützen, mein Kind?«

»Sagen Sie mir, nun, da ich sehr vernünftig mit Ihnen gesprochen, sehr klar und entschieden auf alle Ihre Fragen geantwortet habe, sind Sie fest überzeugt, daß ich ungerecht hier bin?«

»Mir scheint, ja.«

»Nun! das ist Alles, was ich verlange. Wenn Sie von hier weggehen, machen Sie dem Polizeilieutenant einen Besuch; gehen Sie zu den Richtern, die mich verurteilt haben; sagen Sie ihnen, geben Sie ihnen die Versicherung, schwören Sie ihnen, ich sei vernünftig, ich sei nie ein Narr gewesen, und sie werden mich entlassen.«

»Ich will es tun.«

»Wann?«

»Heute noch.«

»Gut.«

»Das ist eine Pflicht für mich, und ich werde mich derselben entledigen.«

»Ich danke.«

»Doch ich befürchte . . . «

Champmeslé hielt inne.

»Was befürchten Sie?«

»Ich befürchte, daß dies nichts ändert.«

»Woran?«

»An Ihrer Lage.«

»Wie! die von einem Manne Ihres Standes gemachte Erklärung wird nichts an meiner Lage ändern?«

Champmeslé' schaute aufmerksam umher, näherte sich Banniére und sagte zu ihm:

»Aber wissen Sie denn mit Sicherheit, daß Sie hier eingesperrt sind, weil Sie ein Narr sein sollen?«

»Ei! warum sollte man mich denn einsperren?«

»Oh! wegen eines Fehlers, wegen eines Verbrechens vielleicht.«

»Mein lieber Abbé«, erwiderte Banniére, »ich habe wahrscheinlich eine große Anzahl von Fehlern begangen, was aber die Verbrechen betrifft, so hoffe ich, daß mich Gott nie in diesem Grade verlassen hat.«

»Mein Freund, alle Tage begeht man ein Verbrechen, ohne darum ein sehr großer Verbrecher zu sein. Sehen Sie Horatius, der seine Schwester tötet: das ist ein sehr schönes Verbrechen; sehen Sie Orosmane, der Zaire tötet: das ist ein nicht minder schönes Verbrechen, aus dem Gesichtspunkte der dramatischen Kunst.«

»Ich habe, Gott sei Dank, Niemand getötet, mein lieber Abbé, und nicht nach Charenton bringt man die Mörder.«

»Sie täuschen sich.«

»Wie so?«

»Ihr Nachbar, zum Beispiel . . . nicht weiter, als von dieser Seite der Scheidewand zur andern von Ihnen entfernt«

»Nun?«

»Ihr Nachbar ist ebenso wenig Narr als Sie.«

»Was sagen Sie mir da?«

»Die Wahrheit. Und dennoch werde Ich mich wohl hüten, hinzugehen und zu erklären, er sei kein Narr.«

»Warum dies?«

»Weil er ein schändlicher Mörder ist, der ein armes Mädchen getötet hat, das nur einer redlichen Handlung schuldig war.«

Banniére bebte.

»Ei! was sagen Sie mir da?« rief er; »mein Nachbar? Sollte

zufällig . . . «

»Was?«

»Mein Gott! mehrere Male schien es mir, als erkannte ich in seiner Stimme eine, die ich schon gehört habe.«

»Unmöglich!«

»Warum?«

»Er ist kein Franzose.«

»Er ist ein Sardinier?«

»Woher wissen Sie das?«

»Er ist Marquis?«

»Ja.«

»Und er heißt?«

»Mein Bruder, sein Name ist ein Geheimnis«, antwortete Champmeslé.

»Ein Geheimnis, das ich Ihnen offenbaren will! Er heißt Marquis de la Torra! Und Sie sagen, er habe getötet? Wen denn?«

»Eine Frau.«

»Eine Frau, die er liebte?«

»Es scheint, daß er sie liebte, da er sie getötet hat. Man tötet nur aus zwei Gründen: weil man haßt oder weil man liebt.«

»Und diese Frau hieß?«

»Diese Frau hieß Marion.«

»Marion!« rief Banniére.

Dann, indem er sich anstrengte, um sich zu beherrschen, fragte er:

»Und weiß man, warum er die Arme getötet hat?«

»Weil sie aus seinen Klauen einen hübschen jungen Mann gezogen hatte, der mit ihr abgereist ist und sie hernach schutzlos verlassen hat; dann ist dieser Unglückliche, dieser Elende der Armen begegnet und hat sie mit einem gewaltigen Degenstich ins Herz getötet.«

»Der Unglückliche, der Elende, das bin ich!« rief Banniére. Und er warf sich auf die Platten seines Käfigs und wälzte sich in Verzweiflung darauf.

»Wie dies?« fragte Champmeslé.

»Arme Marion, armes Mädchen!« rief Banniére, »ich habe sie

getötet! Verzeih mir, Marion!«

Champmeslé schloß Banniére in seine Arme und sprach zu ihm:

»Mäßigen Sie sich; nehmen Sie sich in Acht, man wird sagen, der Anfall sei bei Ihnen wiedergekommen.«

»Oh! mein Vater, mein Vater!« schrie der Unglückliche Banniére, »ich hatte Unrecht, wenn ich Ihnen sagte, ich habe nur Fehler begangen; ich habe ein Verbrechen begangen, das größte, das schlimmste der Verbrechen: ich habe gemordet!«

»Beruhigen Sie sich.«

»Ich verdiene den Tod, mein Vater! überliefern Sie mich den Richtern, führen Sie mich zum Henker! ich, ich habe Marion ermordet!«

Doch bei diesen Worten, die er im Paroxysmus der Verzweiflung schrie, erscholl ein gewaltiges Kettengerassel begleitet von einem dumpfen Gebrülle in der anstoßenden Zelle.

»Wer«, rief de la Torra, die Scheidewände und die Türen erschütternd, »wer spricht denn von Marion? wer sagt denn: Ich habe Marion ermordet?«

»Ich, ich, Elender!« brüllte Banniére, »Meinen Degen! meinen Degen! man gebe mir meinen Degen! Du bist mir einmal entwischt, doch zum zweiten Male wirst Du mir nicht entweichen.«

Und er fing an auf seiner Seite an die Scheidewand zu schlagen, wie la Torra auf der seinigen daran schlug.

Erschreckt durch den Einbruch dieses unerwarteten Sturmes, rief Champmeslé den Wärter, der beim Anblick dieser doppelten Wut wieder aufmerksam geworden, stürzte aus der Zelle und sagte zu sich selbst, Banniére habe seine Narrheit, diese Narrheit sei eine wütende Narrheit, und wenn man nicht mehr Narr sei, als er, so könne man nicht daran denken, ihn zur Vernunft zurückzurufen.

Und während der Unglückliche, von entsetzlichen Gewissensbissen heimgesucht, mit den Füßen und den Fäusten an die Scheidewand schlug, in der Hoffnung, den Marquis zu erwürgen, flüsterte der Wärter Champmeslé ins Ohr:

»Nun? was sagen Sie? Gestehen Sie, daß Sie ihn einen Augenblick für vernünftig gehalten haben.«

LXXIII.

Besser spät, als gar nicht.

Während der Abbé, weniger erschrocken, als enttäuscht, da er die Menschenliebe an einem des Mitgefühls würdigen Subjekte zu üben geglaubt hatte, entflo; während Banniére, von einem wirklichen Schmerze ergriffen, den Kopf in seinen Händen, da lag, versunken In den erschrecklichen Gedanken, er sei die Ursache des Todes eines armen, unschuldigen Geschöpfes, das ihn geliebt; während la Torra, der beim Namen Marion in Wut, geraten war und vielleicht die Stimme von Banniére wiederzuerkennen geglaubt hatte, wie Banniére die seinige zu erkennen geglaubt, die Scheidewand, welche ihn von seinem Nachbar trennte, zu durchbrechen versuchte, öffnete sich das Gitter des Hofes, um Besuche einzulassen, welche dem Wächter ihre vom Minister unterzeichneten Erlaubnisscheine zeigten.

Diese zwei Besuche waren eine junge und schöne Frau, mit einer grauen Robe und einer rosa Mantille bekleidet, und ein Herr von sehr vornehmem Aussehen.

Beide fingen an die Zellen zu besichtigen, wie es der Abbé von Champmeslé zwei Stunden vorher getan halte.

Der Herr ging hin und her, hüpfte der Dame mit der grauen Robe und der rosa Mantille auf der Spur nach und überhäufte mit Fragen den Direktor, welcher sehr höflich und sehr geduldig, ohne Zweifel in Betracht des Ranges von dem, der ihn befragte, sogar den Fragen zuvorkam.

»Madame wünschte Narren zu sehen«, hatte der Herr bei seinem Eintritte gesagt.

»Madame«, hatte der Direktor erwidert, »dort links sind solche; doch ich habe die Ehre, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht sehr appetitlich sind.«

»Sind es Liebesnarren?« fragte die Dame mit einer Stimme so sanft und so harmonisch, daß man hätte denken sollen, es sei ein Gesang.

»Ich glaube nicht«, antwortete der Direktor.

»Ah! Teufel!« rief der vornehme Mann, »ich dachte, Sie wären besser verproviantiert.«

»Glauben Sie mir, daß ich in Verzweiflung bin, mein Herr.«

»Ei! machen Sie das, wie Sie wollen, das geht uns nichts an; Sie halten Narren, Sie müssen folglich von allen Arten haben.«

»Aber . . . «

»Diese Dame braucht Liebesnarren, Sie müssen ihr solche zeigen.«

»Befehl des Königs, nicht wahr, Herr Herzog?«, sagte lächelnd die junge Frau.

»Madame«, erwiderte der Direktor, »glauben Sie mir, daß ich es innigst bedaure, doch wir haben in dieser Sektion nur einen Liebesnarren.«

»Ein Narr! Ah! vielleicht ist ein Narr noch besser, als eine Närrin. Zeigen Sie uns denselben.«

»No. 7, Madame.«

»Kann man sich ihm nähern?« fragte die Dame, welche mittelst eines durch die Blätter ihres Fächers geworfenen verstohlenen Blickes den hässlichen Zustand der Mehrzahl der Narren dieser Zellen bemerkt hatte.

»Er ist angekleidet«, antwortete der Direktor, »und wenn er nicht schön ist, so ist er wenigstens nicht empörend anzuschauen; nur ist er böseartig.«

»Oh! so böseartig er auch sein mag«, entgegnete die Dame, »er wird mich durch dieses Gitter nicht beißen.«

»Gleichviel«, versetzte der vornehme Mann, »nehmen Sie steh in Acht, Olympia, denn wenn Ihnen ein Unglück begegnete, wenn sich eine Schramme diesem reizenden Gesicht ausdrückte, — ich kenne Einen, der es mir nie verzeihen würde.«

»Oh! sprechen Sie mir nicht von dem Einen; Sie sind, wie mir scheint, schon strafbar genug, daß Sie mich hier vor der Tür erwartet und sich, trotz der unter uns festgestellten Bedingungen, zu meinem Begleiter gemacht haben.«

»Schöne Olympia, ich bekenne mich als schuldig und neige mich in Demut. Nähern wir uns indessen immerhin.«

Dieses ganze Gespräch hatte fünfzehn Schritte von der Zelle stattgefunden. Olympia näherte sich.

Man sah auf ihrem schönen Gesicht, je näher sie hinzukam, immer mehr den schmerzlichen Eindruck, den auf jedes mit Geist begabte Wesen der Anblick des betrübendsten Unglücks der Menschheit hervorbringt.

Olympia von Clèves, denn sie war es, stellte sich vor die Zelle und fragte mit jener religiösen Schüchternheit, welche alle edle Herzen großen Ansichten der lachenden oder der leidenden Natur gegenüber ergreift, so leise, daß der Direktor kaum ihre Frage hören konnte:

»Das ist ein Liebesnarr?«

»Ja, Madame.«

Banniére verbarg seinen Kopf an der Wand, er war unempfindlich für Alles, was um ihn her vorging. Die entsetzliche Offenbarung, die ihm Champmeslé gemacht, hatte diese nervöse und zarte Natur vollends gelähmt.

Nach dem großen Getöse des Ausbruchs war das Stillschweigen gekommen. Nach dem Donner die Tränen. Begraben in seinen beiden Armen, mit denen er sich die Ohren verstopfte und das Gesicht verschleierte, weinte Banniére bis zum Schluchzen.

»Mein Gott! man sollte glauben, er weine«, sagte Olympia, indem sie neugierig den Kopf vorwärts streckte.

Und immer demselben Eindrucke unterworfen, sprach sie, je mehr sie sich dem unglücklichen Narren näherte, desto leiser.

»Oh! das begegnet ihm häufig«, erwiderte der Wärter, der die Frage gehört hatte.

»Häufig?« versetzte Olympia: »armer Mensch!«

»Alle Narren weinen oder lachen viel«, sagte der Direktor, der sich beim Wärter nach der Frage der Dame erkundigt hatte und artig darauf zu antworten sich beeiferte.

»Man hatte mir das Gegenteil versichert«, sprach Olympia.

»Ich weiß nicht, ob es ein normaler Zustand ist; doch es ist wenigstens der Zustand von diesem.«

»Er leidet also?«

»Die Narren lachen, ohne glücklich zu sein, und weinen, ohne zu leiden; übrigens will ich diesen trösten.«

»Ah! tun Sie das.«

Der Direktor näherte sich.

Olympia und der Herr blieben ein wenig zurück.

»Holla!« sagte der Direktor, »auf, mein Kamerad, Sie müssen nicht so weinen.«

Banniére antwortete nicht; er weinte nur fortwährend, gerade als ob er nichts gehört hätte. Der Direktor rief:

»Was Teufels! drehen Sie sich ein wenig! Es ist eine schöne Dame hier, die Sie sehen will.«

»Oh! mein Herr!« rief Olympia.

Doch ohne diesen Ausruf oder das Gefühl, das ihn eingegeben, zu begreifen, fuhr der Direktor fort:

»He! Numero 7, schauen Sie ein wenig diese Dame an, die Sie sehen will: es ist Julia, Ihre Julia, Ihre kleine Julia.«

Banniére rührte sich nicht.

»Wer ist diese Julia?« fragte Olympia.

»Oh! wer weiß?« erwiderte der Direktor, »seine Geliebte ohne Zweifel.«

»Was lässt Sie das vermuten?«

»Als man ihn verhaftete, wiederholte er unablässig! ›Lasst mich los. Ich will ankommen, ehe Julia vom Theater weggeht. Julia! oh! Julia!«

»Armer Junge!«

Banniére rührte sich so wenig als ein Weichstem.

»Oh! wenn ich alle Verse wüsste, die er recitierte, und in denen der Name Julia immer wieder vorkommt!« sagte der Direktor.

»Ja, doch Sie wissen sie nicht, und ich auch nicht«, versetzte Pecquigny. »Der Teufel soll den Halsstarrigen holen! Madame wollte sein Gesicht sehen und seine Stimme hören.«

»Ist er jung?« fragte Olympia.

»Oh! ja, Madame, ungefähr sechs und zwanzig Jahre.«

»Sechs und zwanzig Jahre«, wiederholte Olympia traurig, »Und in welchen Umständen war er?«

»Oh! in guten Umständen, wie es scheint. Die Leute, welche ihn verhaftet, behaupteten, sie haben einen Ring, der wenigstens hundert Pistolen wert gewesen, an seinem Finger gesehen.«

»Und diesen Ring hat man ihm gelassen?«

»Er ist verschwunden.«

»Wo hat man ihn verhaftet?«

»Unter dem Vestibül der Comédie-Francaise, wo er eindringen wollte, ohne zu bezahlen.«

»Ist das schon lange her?«

»Etwa vierzehn Tage. Es war bei Gelegenheit der Debüts einer neuen, wie es scheint, sehr berühmten Schauspielerin.«

»Was sagen Sie dazu?« fragte Pecquigny. »Wenn dieser junge Mann Ihretwegen ein Liebesnarr geworden wäre?«

»Heiße ich Julia?« versetzte Olympia.

Und sie wandte sich wieder gegen den Direktor um, denn sie fing an ein wahres Interesse an dem Unglücklichen zu nehmen, und fragte weiter:

»Und wie ist sein Äußeres?«

»Er ist nicht zu hässlich«, erwiderte der Direktor, »und wenn ihn Madame sehen will . . . «

»In seiner gegenwärtigen Stellung ist es nicht möglich, sein Gesicht zu unterscheiden«, sagte der Herzog.

»Oh! da lässt sich helfen«, erwiderte der Direktor, »ich will ihn seine Stellung verändern machen.«

Dann sich umwendend:

»Holla, Wärter! gebt mir die Picke.«

Unempfindlich, überdies an diesen Befehl gewöhnt, reichte der Wärter sogleich dem Direktor eine hölzerne Picke mit langem hölzernen Schafte.

»Was wollen Sie hiermit machen?« fragte Olympia mit einer gewissen Angst.

»Ich will ihn stechen«, antwortete ruhig der Direktor.

»Das wird ihm wehe tun.«

»Ich hoffe es, Madame, und da es ihm wehe tun wird, so wird er sich umdrehen.«

»Das ist grässlich!« sagte Olympia, die ihr Gesicht in ihren beiden Händen verbarg. »Oh! ich will nicht! ich will nicht!«

Und sie murmelte diese Worte, während sie den Herzog von diesem verfluchten Orte fortzuziehen suchte.

»Aber«, versetzte ruhig Pecquigny, »aber wenn das die einzige

Art ist, zu machen, daß Sie das Gesicht dieses Halsstarrigen sehen, warum sollten Sie es ausschlagen?«

Mittlerweile hatte der Direktor gestochen.

Banniére rührte sich nicht.

Der Direktor stach abermals.

Dasselbe Stillschweigen und dieselbe Unbeweglichkeit.

Die Seele lebte nicht mehr in diesem Körper: es blieb darin nur die Verzweiflung lebendig.

»Mein Gott! Genug! genug«, sagte Olympia; »Sie sehen wohl, daß er sich nicht umdrehen will.«

»Oh! Madame, lassen Sie sich hierdurch nicht beunruhigen«, sagte der Direktor; »ich habe Leute hier, die man mit einem glühenden Eisen zeichnen könnte, ohne ihr Lächeln zu unterbrechen.«

Und er stach aufs Neue.

»Genug! sage ich Ihnen«, rief Olympia; »genug, mein Herr. Man soll diesen Unglücklichen nicht leiden lassen. Will er hartnäckig verborgen bleiben, so bleibe er verborgen. Verflucht sei die Neugierde, die einen armen Liebesnarren einen Schmerz kosten würde.«

Bei diesen Worten, den einzigen, welche Olympia laut genug gesprochen, daß sie der Gefangene hörte, erwachte der Narr, der Tote, der Unempfindliche, hob den Kopf empor, strich seine langen Haare aus dem Gesicht und ließ einen kalten, erstaunten Blick, dem eines Tigers im Käfig ähnlich, umherlaufen.

Als seine Augen Olympia trafen, entzündeten sich der Blitz darin, er sprang auf und packte die Gitterstangen mit einem grässlichen Schrei, mit dem grässlichsten, der je in dieser Hölle ertönt hatte.

Sein Mund öffnete sich, um einen Namen hinaus zu lassen, und blieb offen, verzerrt, vertrocknet, ohne daß der zu starke, zu reiche Gedanke mit einem einzigen Wort durchkommen konnte.

Dann sank er wieder niedergeschmettert von seiner ganzen Höhe zu Boden, während Olympia, verwirrt, keuchend, an dieser Bewegung, an diesem Schrei, an dieser Angst hängend, Olympia, die Banniére erkannt hatte, bis in die Mitte des Hofes zurückwich.

Banniére streckte sich auf den Platten aus, auf denen sein träger Körper wie ein Leichnam dröhnte.

»Nun! sehen Sie«, sagte zu Pecquigny der triumphierende Direktor, »sehen Sie. wie ich ihn gezwungen habe, Madame sein Gesicht zu zeigen?«

»Warum ist er aber so in Ohnmacht gefallen?« fragte Pecquigny.

»Oh! fragen Sie die Narren nach dem Grunde von dem, was sie tun. Sie begreifen wohl, wenn sie Ihnen den Grund angeben würden, so wären sie keine Narren mehr. Und dann«, fügte er bei, »das ist ein Liebesnarr, und Madame ist schön.«

»Herzog! Herzog!« rief Olympia, »im Namen des Himmels! kommen Sie! kommen Sie!«

Und sie zog Pecquigny fort und verließ diesen Ort der Verzweiflung, ein schmerzliches Gebet murmelnd.

Als sie zu Hause ankam, musste man sie zu Bette bringen. Die ganze Nacht delirierte sie.

Dieses Delirium besänftigte sich erst am andern Morgen, nachdem sie einen Entschluss gefasst und den Befehl, einen Fiacre vorfahren zu lassen, gegeben hatte.

Sie stieg ein, und Alles, was man hören konnte, war, daß sie dem Kutscher zum Minister von Paris zu fahren befahl.

Was man damals den Minister von Paris nannte, entsprach dem, was mau später den Minister des Innern nannte.

LXXIV.

Wo Banniére dem Abbé beweist, daß er nicht so sehr Narr ist, als es den Anschein hat.

Ohne Zweifel hatte der arme Banniére seinerseits such einen Entschluss gefasst, denn am andern Tage gegen elf Uhr Morgens war er so ruhig und so vernünftig, als wir ihn krampfhaft und bewegt gesehen haben.

Er hatte es sogar, so weit ihm dies möglich gewesen, versucht, ein wenig Toilette zu machen.

Nicht als hatte er Olympia wiederzusehen gehofft, in einer solchen Eitelkeit wiegte er sich nicht einen Augenblick: doch in Ermangelung der Geliebten rechnete er daraus, daß er den Freund wiedersehen werde, — in Ermangelung von Olympia Champmeslé.

Der Abbé war seinerseits sehr bewegt nach Hause zurückgekehrt. Nachdem er einen Augenblick geglaubt, sein Schützling sei der Vernünftigste von allen Narren von Charenton, sing er an zu befürchten, er sei der Wahnsinnigste derselben.

Er brachte die Nacht damit zu, daß er von dem seltsamen Abenteuer träumte, das Banniére nach Charenton als Narren und ihn eben dahin als Abbé führte.

Unter allen diesen Träumen hatte er sich eine Menge von Räsonnements gemacht. Eine Milderung für einen unverbesserlichen Menschen fordern, hieß beim ersten Auftreten sich der Gefahr aussetzen, sein Ansehen zu verlieren.

Dem Abbé lag daran, als guter Christ und zugleich als Mann von Geist auszutreten.

Er wollte seine Kräfte nützlich anwenden und nie seine Empfehlung kompromittieren.

Das war der Hauptpunkt der Theorie seiner Gesellschaft; man hatte ihm vorgeschrieben, sich danach zu richten.

Indessen fasste Champmeslé in seinem Innern den Entschluss, wenn Banniére nur ein Funke von Vernunft bleibe, so werde er ihm einen Brand aus diesem Funken machen.

Man muss sagen, daß ihn Banniére, sehr ruhig, sehr ausgeruht, sehr entschlossen, seltsam hierbei unterstützte.

Sobald Banniére den Abbé erblickte, rief er in der Tat:

»Ah! lieber Abbé! oh! Herr von Champmeslé, Sie sind da! verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen gestern so sehr bange gemacht habe.«

»Es ist wahr, mein lieber Banniére . . . « versetzte der Abbé.

»Ja, Sie haben mich verlassen, weil Sie mich für wahnsinnig hielten«, unterbrach ihn Banniére.

»Ich war doch so gut für Sie gesinnt, mein armes Kind.«

»Oh! seien Sie unbesorgt, ich bin entschlossen, diese gute Gesinnung wieder für mich zu gewinnen.«

Der Abbé machte große Augen.

»Ja«, fuhr Banniére fort, »Sie zweifeln, weil Sie mich von einer Art von Wahnwitz befallen werden sahen.«

»Eine Art von Wahnwitz!« sagte Champmeslé;

»Sie sind sehr gut; mir scheint, das war ein wirklicher Anfall von Wahnsinn!«

»Nun wohl! darin täuschen Sie sich, mein lieber Abbé: was Sie für Wahnsinn hielten, waren Gewissensbisse.«

»Gewissensbisse! Sie? man bekommt nur Gewissensbisse, wenn man ein Verbrechen begangen hat, und Sie sagten mir gestern einen Augenblick vorher, Gott habe gestattet, daß Sie sich nur Fehler vorzuwerfen brauchen.«

»Ach! mein Vater«, sprach Banniére, indem er die Augen zum Himmel ausschlug, »man hat oft ein Verbrechen begangen, ohne es zu vermuten.«

»Dann ist man nicht schuldig.«

»Mein lieber Abbé, nur Sie können meine Zweifel über diesen Gegenstand lösen; doch in jedem Fall, mag ich ein Verbrecher sein oder keiner sein, will ich ein gutes Ende machen.«

»Ah! Vortrefflich!« rief Champmeslé, »das heiÙe ich sprechen.«

»In jedem Fall werde ich nicht mehr zum Theater zurückkehren.«

»Wahrhaftig!« sagte Champmeslé strahlend.

»Ich werde Olympia nicht wiedersehen.«

»Ihr Wort?«
»Wozu sie wiedersehen, da sie mich nicht mehr liebt?«
»Woher wissen Sie das?«
»Ich habe sie wiedergesehen.«
»Wann?«
»Gestern.«
»Im Traum?«
»Nein, in Wirklichkeit.«
»Gut! Ihre Narrheit erfasst sie wieder.«
»Nein! Befürchten Sie nichts, und wenn Sie glauben, ich sei ein Narr, fragen Sie den Wärter, ob gestern nicht eine Dame gekommen sei, um mich zu sehen.«
»In der Tat, als ich die Anstalt verließ, trat eine Frau hier ein.«
»In grauem Kleide?«
»Mit einer rosenfarbenen Mantille?«
»Ich glaube, ja.«
»Wie! sie glauben ja?«
»Allerdings, als ich die Frau sah, schlug ich die Augen nieder.«
»Das ist ärgerlich, denn Sie hätten sie erkannt.«
»Sie war nicht allein, bemerkte schüchtern Champmeslé.«
»Ich weiß es wohl: sie hatte einen großen Herrn am Arm. Nun! diese Frau war Olympia.«
»Und dieser Besuch?«
»Dieser Besuch, Abbé, hat mich zum unglücklichsten Menschen gemacht.«
»Warum?«
»Weil mir dieser Besuch ein Beweis von der Grausamkeit ihres Herzens gewesen ist.«
»Sie wusste also, daß Sie hier waren?«
»Sie wusste es nicht, wenigstens wie es scheint.«
»Und sie ist an Ihnen vorübergegangen, ohne Sie zu erkennen?«
»Sie hat mich im Gegenteil erkannt.«
»Wahrhaftig! Und was hat sie Ihnen gesagt?«
»Nichts. Ich bin in Ohnmacht gefallen, und sie ist verschwunden

aus Furcht, sich zu kompromittieren.«

Der Abbé schüttelte den Kopf.

»Ah!« sprach er, »wenn das, was Sie sagen, wahr ist . . . «

»Die strenge Wahrheit, Abbé.«

»Das ist nicht schön, und man hat Recht, wenn man sagt, das Weib sei das Verderben de« Mannes.«

»Sie finden das also garstig?«

»Es ist abscheulich!«

»Wohl denn . . . «

»Sie sind also geheilt?«

»Völlig.«

»Sie geben mir die Versicherung?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Welchen Beweis werden Sie mir von Ihrer Heilung geben?«

»Oh! Herr Abbé, erinnern Sie sich, daß man dem heiligen Thomas seine Ungläubigkeit zum Vorwurf gemacht hat.«

»Gleichviel; um meiner selbst willen wäre ich glücklich, wenn Sie mich in Betreff der Rückfälle beruhigen würden.«

»Schauen Sie mich an: sehen Sie meine Kälte, berühren Sie meine Hand, befühlen Sie mein Herz; kein Puls mehr, kein Schlag mehr. Alles ist tot, ausgenommen für die Reue.«

»Wohl! mein Freund«, sagte Champmeslé, »Sie sind nun so, wie ich Sie wünschte. Sie fühlen also nichts mehr für diese Frau?«

»Nichts mehr.«

»Kein Hinstreben zu diesem unglücklichen Theaterleben, das der Weg ist, auf dem die meisten Menschen in ihr Verderben rennen?«

»Um mich dahin zurückkehren zu machen, wäre jetzt ein Befehl des Königs nötig.«

»Gut! immer besser.«

»Und ich will Ihnen sogar einen Beweis hiervon geben.«

»Welchen?«

»Ah! einen wahren Beweis.«

»Thun Sie es.«

Banniére zog aus seiner Tasche, aus dem Futter seines Rockes, aus seiner Haut, man weiß nicht, aus was, einen herrlichen Ring, so herrlich, daß Champmeslé einen Ausruf des Erstaunens von sich gab.

Es war der Ring, den Herr von Mailly Olympia geschenkt, den Banniére an den Juden Jacob verkauft, um mit dem Preise zu spielen, den d'Hoïrac dem Juden wieder abgekauft und der Catalane geschenkt, und den endlich er, Banniére, ehe er Lyon verlassen, um Olympia nachzusetzen, der Catalane vom Finger gerissen, wogegen er ihr eine Hand voll Gold ins Gesicht geworfen hatte.

»Und woher haben Sie ein solches Kleinod, mein Sohn?« fragte Champmeslé.

»Von ihr.«

»Nun?«

»Nun! das ist der Talisman, der mich an sie fesselte; ich trenne mich von ihm.«

»Sie trennen sich von ihm?«

»Ja; und der Beweis ist, daß ich Sie bitte, ihn mir aufzubewahren.«

»Ihnen diesen Ring aufzubewahren?«

»Allerdings; nur werden Sie ihn an Ihrem Finger aufbewahren, damit er nicht verloren geht.«

»Ein armer Abbé kann keinen solchen Ring an seinem Finger tragen.«

»Warum nicht?«

»Weil das ein Juwel von mehr als zwei hundert Pistolen ist.«

»Sie werden sagen, es sei ein anvertrautes Kleinod.«

»Aber . . . «

»Ich bitte Sie darum, ich flehe Sie an, mein lieber Abbé.«

»Wohl an«, sprach der Abbé, »da Sie es wollen.«

Und er ließ sich den Ring an den Finger stecken.

»Nun, mein lieber Abbé«, sagte Banniére; »nun werden Sie mir erlauben, daß ich mich sammle, nicht wahr?«

»Wozu?«

»Um mich zu einer Generalbeichte vorzubereiten«

»Sie wollen beichten?« rief Champmeslé entzückt.
»Ich will es.«
»Und wann dies?«
»So bald als möglich.«
»Auf der Stelle also.«
»Nein, heute Abend; ich brauche nicht weniger, als zwölf Stunden, um mich vorzubereiten.«
»Am Abend pflegt man aber die Narren nicht zu besuchen.«
»Einmal bin ich kein Narr.«
»Das ist wahr.«
»Und dann, in Ihrer Eigenschaft als Geistlicher.«
»Ich werde es verlangen.«
»Heute Abend also, mein lieber Abbé.«
»Haben Sie mir bis dahin etwas zu empfehlen?«
»Ah! ja, in Betreff meines Brotes: man gibt mir zu viel Kruste und nicht genug Krume.«
»Ich werde Ihnen von meinem Brot schicken.«
»Sie wohnen also im Hause?«
»Ja.«
»Meinen Dank! Ich zähle auf Ihr Versprechen.«
»Seien Sie unbesorgt.«
»Das Brot im Verlaufe des Tages?«
»Das Brot sogleich.«
»Und Sie?«
»Und ich heute Abend.«
»Ich sehe, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist.«
»Bereiten Sie sich also vor.«
»Seien Sie ruhig.«
»Heute Abend.«

Zehn Minuten nach dem Abgang des Abbé aus der Zelle von Banniére streckte der Wärter durch das Gitter des Gefangenen ein schönes, weißes Brot, das er für sich selbst zu behalten große Lust hatte.

Wer Banniére hätte sein Mahl machen sehen, und sich beim Abbé darüber, daß man ihm zu viel Kruste und nicht genug Krume

gebe, hätte beklagen hören, würde vergebens die Worte des Gefangenen seinen Handlungen in Einklang zu bringen gesucht haben, denn von dem Brote, das ihm Champmeslé geschickt, aß er die ganze Kruste und behielt nur die Krume.

Dann versank er in eine so tiefe Träumerei, daß Einer, der seine frommen Absichten für den Abend gekannt haben würde, hätte glauben können, er halte seine Gewissensprüfung.

Es wurde Nacht; mit der Nacht erfasste Banniére die Aufregung wieder: er ging von den Gittern seiner Zelle zu der Tür und schaute mit Befriedigung zu, wie der Hof immer einsamer wurde. Um acht Uhr schlossen sich die Türen.

Sobald die Türen geschlossen waren, fand nur noch eine Rande um Mitternacht und eine um sechs Uhr Morgens statt.

Zehn Minuten, nachdem man die Tür des Hofes geschlossen, wurde die der Zelle von Banniére geöffnet, und Champmeslé trat ein.

Der Schemel von Banniére stand in der dunkelsten Ecke der Zelle bereit. Der Gefangene führte Champmeslé dahin und ließ ihn darauf sitzen.

Dann kniete er vor ihn und begann seine Beichte.

Seine Beichte war nichts Anderes als die Erzählung seiner Flucht von Lyon, die Art, wie er den Marquis de la Torra getroffen, und die, wie die Spielpartie sich gebildet hatte; er erzählte, wie er, nachdem er verloren, von Marion darauf aufmerksam gemacht worden war, daß man ihn betrogen habe, wie er mit ihr entflohen, und wie sie sich getrennt; dann, als er zu dem Tode

des armen Kindes kam, brauchte er sich nicht zu verstellen, und er weinte ächte Tränen.

Da begriff Champmeslé, warum sich Banniére so grausam angeklagt, daß er der Mörder von Marion sei, da er ihr in Wirklichkeit, ohne die Tat selbst vollbracht zu haben, den Tod durch die Hand von la Torra gegeben hatte.

Mitten unter Allem dem war jedoch Banniére so wenig schuldig, daß Champmeslé nicht zögerte, ihn zu trösten.

Aber Banniére wollte nichtsdestoweniger auf den Knien bleiben.

»Nun, mein lieber Abbé«, sagte er, »nun bleibt uns nur noch ein Punkt festzustellen.«

»Welcher?«

»Wie ich von hier wegkommen werde.«

»Von hier wegkommen?«

»Allerdings! wohl will ich Buße tun, doch nicht in einem Narrenhause; wohl will ich den Himmel verdienen, doch auf einem andern Wege, als auf dem von Charenton. Charenton, das sage ich Ihnen, führt ganz gerade, nicht in den Himmel, sondern in die Hölle.«

»Ja, Ich gebe es zu«, erwiderte Champmeslé, »die Sache ist hart, und besser wäre es anderswo, als hier; doch wie hinauskommen?«

»Können Sie mir nicht einen Auslassschein unterzeichnen, mein guter Abbé?«

»Unmöglich, mein liebes Kind.«

»Warum?«

»Weil ich nicht der Direktor des Hauses bin.«

»Nein; doch Sie sind der Geistliche desselben.«

»Ein Geistlicher bat nur die Seelsorge.«

»Ein Geistlicher ist sich seinen Bußfertigen schuldig; Sie wissen, daß ich unglücklich bin, und sind sich mir schuldig.«

»Bis zu gewissen Grenzen.«

»Bis zu den Grenzen des Gartens.«

Champmeslé war so betäubt, daß er eine Bewegung machte, um aufzustehen, aber Banniére hielt ihn sanft auf seinem Schemel zurück.

»Der Garten! und Sie würden entweichen! aber, Unglücklicher! und das Gitter Ihres Käfigs und das Gitter Ihrer Tür?«

»Sie werden sagen, meine Tollheit besänftige sich sehr, und damit sie sich gänzlich besänftige, sei mir der Spaziergang notwendig.«

»Man wird es mir abschlagen.«

»Daun werden Sie mir meinen Käfig öffnen.«

»Habe ich den Schlüssel?«

Banniére drückte sanft und auf eine flehende Art den Abbé.

»Nein«, sagte er, »doch Sie haben eine Feile.«

»Eine Feile?«

»Allerdings! Eine Feile ist viel besser als ein Schlüssel; mit einem Schlüssel bekennen Sie sich als meinen Mitschuldigen; mit einer Feile arbeite ich allein.«

»Aber Sie wissen«, entgegnete Champmeslé, schon in seiner Überzeugung erschüttert, »Sie wissen, daß nach diesem Hofe ein sehr abschüssiges Dach kommt?«

»Ich habe Füße.«

»Schildwachen?«

»Ich habe Hände und Füße.«

Der Abbé schüttelte den Kopf.

Banniére, so finster war die Nacht, erriet mehr diese Bewegung, als daß er sie sah.

»Hören Sie«, sagte er, »Sie sind mein Freund oder sind es nicht.«

»Freund bis auf die Entweichung ausschließlich«,

»Dann will ich Ihnen die Frage auf eine bestimmtere Art stellen.«

Der Abbé bebte.

Er fühlte in der entschlossenen, vibrierenden Betonung der Worte des Gefangenen etwas Seltsames, etwas Trockenes, Drohendes, was nicht gemacht war, um zu beruhigen.

Doch der Abbé blieb unerschrocken.

»Meine Stärke wird mir von oben kommen«, sagte er zu sich selbst.

»Wollen Sie oder wollen Sie nicht mir von hier wegkommen helfen?« sagte Banniére.

»Mein Gewissen verbietet es mir«, antwortete Champmeslé.

Banniére dachte einen Augenblick nach.

»Gut«, sagte er.

Und er richtete sich wieder auf seinen Knien zurecht und sprach mit seinem demütigsten Tone:

»Nun, mein lieber Abbé, da Sie mir die Freiheit, diesen kostbaren Schatz, verweigern, den Sie mir mit einem Zeichen schon heute Abend geben würden, geben Sie mir wenigstens den Anschein, den Schatten, den Rauch der Freiheit.«

»Oh! was das betrifft, mit Vergnügen«, rief Champmeslé.

»Was kommt nach meiner Tür?« fragte Banniére.

»Sehen Sie was die Einbildungskraft ist! ich atme schon. Und nach der Flur?«

»Das Pförtchen der Wärter.«

»Sehr gut! und dann?«

»Die große Treppe.«

»Ja, ich erinnere mich. Und hernach?«

»Die kleine Tür, durch welche ich auf dem Inneren des Gefängnisses zu mir zurückkehre.«

»Zu Ihnen?««

»Ja, in meine Pfarrwohnung, welche einer der Eingangspavillons ist.«

»Ein freier Pavillon?«

»Vollkommen frei.«

»Geht auf die Straße?«

»Nur durch Fenster.«

»Vergittert?«

»Auch frei.«

»Sehr gut! mein lieber Abbé, ich danke Ihnen.«

Und nach diesen kräftig betonten Worten sprang Banniére auf Champmeslé zu und drückte ihm auf den Mund alle Krume seines Brotes. Diese Krume befestigte er auf den Lippen des Abbé mit seinem Sacktuch, das er in Form eines Knebels knüpfte.

Dann band er den Abbé an das Gitter seiner Zelle mit Streifen seiner Decke an, die er zum Voraus zerrissen hatte.

Hierauf zog er dem guten Geistlichen seine Kleider mit derselben Geschicklichkeit vom Leibe, mit der ein Affe eine grüne Nuß schält, leerte seine Taschen, nahm zwei Taler daraus, die er in die seinigen steckte, und sagte zu Champmeslé:

»Seien Sie ruhig, Abbé, ich werde Ihnen Ihre zwei Taler wieder bringen, wenn ich von Ihnen meinen Ring und Ihre Protektion zurückfordere.«

Da sich überdies in der Tasche des Abbé eine Schere fand, so schnitt er sich die Haare und den Bart ab.

Dann zog er die Kleider an, bedeckte sich mit dem Hut und verließ Champmeslé vollkommen unkenntlich.

Wonach er, ohne nur ein Wort zu sagen, ohne sich um den würdigen Mann zu bekümmern, der diese Behandlung ohne einen Seufzer auszustoßen, erduldet, dreimal an die Tür klopfte, welche der Wärter sogleich öffnete, indem er sich nach der Gewohnheit verbeugte, um den Abbé vorbeigehen zu lassen.

Banniére warf sich in die Brust, erreichte mit großen Schritten die Flur, dann die Treppe, schob sich endlich durch die kleine Tür und verschwand, ehe der wackere Champmeslé, der sich im Grunde nicht zu sehr gegen das Abenteuer sträubte, die leichteste Bewegung gemacht hatte, um die Brotkrume zurückzustoßen, die er mit einer ganz brüderlichen Gefälligkeit kaute.

Champmeslé ließ eine starke Viertelstunde in dieser Verkostung der Angstbirne²⁰ verlaufen, und dann dachte er, wenn Banniére während einer Viertelstunde nicht entflohen, so sei er ein dummes Tier, gut für die Käfige, und er fing an zu krächzen, am Gitter zu rütteln und mit dem Fuß auf die Platten zu stoßen.

Da dieser Lärm nicht die ganze wünschenswerte Wirkung hervorbrachte, so machte sich Champmeslé geschickt einen Mundwinkel frei und schrie um Hilfe.

Man lief herbei, man öffnete, man fand den guten Geistlichen geknebelt wie ein Kalb und gerupft wie eine Taube.

Er erklärte die Gewalttätigkeiten des Narren und schloß, derjenige, welcher einen Plan mit einer solchen Kühnheit fasse, sei vielleicht nicht so sehr Narr.

Die erste Bewegung der Wärter und des Direktors war das Erstaunen.

Sie kreuzten sich die Arme und hoben sie sodann zum Himmel empor. Die zweite Bewegung war, Banniére nachzusetzen.

Aber sie bemerkten, daß mit den zwei Talern, die er vom würdigen Abbé entlehnte, der Flüchtling einen Fiacre zwanzig Schritte vom Hause genommen, und daß dieser Fiacre auf der Straße von dem Augenblick an geflogen sei, wo er den falschen Abbé entführt habe.

Der Direktor ließ Pferde satteln und holte den Fiacre bei der Barrière ein.

Er war leer.

Erratend, er würde verfolgt werden, war Banniére auf dem halben Wege ausgestiegen.

Er hatte sich unmittelbar in einem Boote über das Wasser setzen lassen. Man folgte dem Boote.

Jenseits des Wassers hatte Banniére wieder einen Fiacre genommen. Diesmal fand sich nichts mehr.

Das ganze Haus war im Aufruhr bis am andern Tag, und diese wunderbare Entweichung wurde mehr als hundertmal vom Abbé erzählt, der, von Jedermann über die Einzelheiten befragt, wie Aeneos sagen konnte:

Et quorum pars magna fuit.

Am andern Tag, gegen Mittag, fuhr ein Wagen vom schönsten Ansehen, in den großen Hof von Charenton.

Eine Frau stieg aus, diesmal allein: es war abermals Olympia.

Sie lief mehr, als sie ging, nach dem Bureau des Direktors, den sie um eine Audienz bitten ließ.

Als sie den Hof durchschritt, wurde sie sehr ehrerbietig, einmal wegen ihrer Schönheit und sodann wegen ihres prächtigen Wagens, von zwei Officianten der Prevoté begrüßt, die Papiere denen ähnlich in der Hand hielten, welche die Polizeileute immer für Ihre Verhaftungen haben.

Olympia gab kaum Achtung auf diese zwei Officianten, so große Eile hatte sie, zum Direktor zu kommen. Kaum eingetreten, fragte sie auch:

»Mein Herr, wie geht es dem Gefangenen, den ich gestern gesehen habe, dem Narren?«

»Madame interessiert sich für einen Narren?« versetzte der Direktor.

»Wie, mein Herr«, rief Olympia, »ich habe nicht die Ehre, von Ihnen erkannt zu werden?«

»Ah! es ist wahr«, sagte der Direktor, indem er sich verbeugte, »Madame ist gestern hier gewesen.«

»Mit dem Herrn Herzog von Pecquigny.«

»Hat den Numero 7 gesehen«, sprach der Direktor, der sich beim Namen des Herzogs noch tiefer verbeugte.

»Ganz richtig.«

»Nun! Madame wird ihn heute nicht sehen, und zwar zu meinem großen Bedauern.«

»Und warum werde ich ihn nicht sehen, mein Herr?«

»Weil das ganz einfach unmöglich ist.«

Olympia glaubte, man könne den Gefangenen nicht ohne Erlaubnis sehen, zog ein Papier aus der Tasche und sagte:

»Befehl des Königs!«

»Wozu, Madame?«

»Um Herrn Banniére, der in den Registern des Hauses unter Numero 7 der steinernen Galerie eingeschrieben ist, auf der Stelle in Freiheit zu setzen.«

Der Direktor erbleichte.

»Nun! mein Herr«, fügte Olympia bei, »Sie zögern vor einem Befehle des Königs?«

»Nein, Madame, ich zögere nicht, doch kennen Sie das Sprichwort?«

»Welches Sprichwort?«

»Wo nichts ist, da hat der König sein Recht verloren.«

»Wie so?«

»Madame, der Narr, den Sie heute reklamieren, ist nicht mehr hier.«

»Wie, er ist nicht mehr hier?«

»Nein, er ist gestern Abend entflohen, und es war unmöglich, wieder seiner habhaft zu werden.«

Olympia stieß einen Schrei aus und ließ das unnütz gewordene Papier fallen.

»Aber wie ist denn das geschehen?« fragte sie.

Der Direktor erzählte die Entweichung mit allen ihren einzelnen Umständen.

»Und Sie sagen, man wisse nicht, was aus ihm geworden?« sprach Olympia.

»Durchaus nicht; doch wenn Sie Einen kennen, der mit ihm Verdruss hat, benachrichtigen Sie diese Person, daß er an dem Tage, wo er denjenigen, welchen er grollt, begegnet, Unheil anrichten werde.«

Olympia bebte.

»Gut«, sagte sie, ich danke, mein Herr.«

Und sie wandte sich nach der Tür.

»Sie vergessen Ihren Befehl des Königs, Madame«, sagte der Direktor.

Olympia hob das Papier auf und entfernte sich ganz bestürzt.

»O mein Gott!« murmelte sie, »es steht also geschrieben, daß Alles für ihn eine schlechte Wendung nehmen wird! Ich habe mir so viel Mühe gegeben, so viel Sorge angewendet, um diesen Unglücklichen zu retten; es sind so viele Protektoren für den armen Narren in Bewegung gesetzt worden! und sein Unstern widersetzt sich allen meinen guten Absichten. Er ist entschieden geboren, um zu leiden und leiden zu machen. Oh! armer Banniére! es wird mir nicht einmal der Trost zu Teil, ihm zu beweisen, daß ich keine Frau ohne Herz gewesen bin! Ich habe nicht einmal das Glück, ihm zu sagen: Sie sind frei durch mich! Frei! Er ist frei durch sich selbst, das ist noch besser! und er wird die Freude haben. Niemand Dank schuldig zu sein! Frei! Diese gefesselte Wut ist frei! diese ganze während seiner Gefangenschaft angehäuften Wut breitet sich auf meinen Wegen aus und bedroht mich. Guter Gott! wer weiß, was er aus mir machen wird, wenn er mich trifft!«

Olympia schauerte bei dem Gedanken, Banniére könnte ihr übel wollen.

»Muß ich«, dachte sie, »muss ich mich entschließen, jeden Wagen zu belauern, jeden Straßenwinkel zu erforschen, in jedem Mantel einen Feind, in jedem Besuche einen Mörder zu sehen? Muß ich Klage führen beim Polizeilieutenant im Falle, daß das Leben von Herrn von Mailly bedroht wäre?«

Was ihr eigenes Leben betrifft, so brachte es Olympia großmütig zum Opfer.

Mehr noch, mit jener heldenmütigen Leichtigkeit, mit der die Frauen die Ritterlichkeit der Leidenschaften suchen, stellte sich Olympia die Wutszene vor, die ihr der irrsinnige Banniére, mit einem Messer in der Hand auf sie losstürzend, machen würde.

Sie kam mit dem Fieber des Schreckens und der Angst nach Hause.

Und sie hatte den Mut, Herrn von Mailly, der sie über ihre

Blässe und ihr nervöses Zittern befragte, zuzulächeln.

Der Graf, der den Besuch von Herrn von Pecquigny erfahren hatte, wollte lieber dem Herzog die Unruhe seiner Geliebten zuschreiben, als die wahre Ursache davon erforschen.

Es war ihm überdies nicht unangenehm, eine Beschwerde mehr gegen Pecquigny zu haben.

Und er antwortete durch sein Schmollen auf die ängstliche Befangenheit von Olympia.

»Gut«, sagte er, »ich bin nun unterrichtet und werde ihr das erste Mal, wo sie ausgehen wird, folgen lassen.«

Ach! wie alle besorgte und eifersüchtige Liebhaber war Mailly ganz und gar nicht unterrichtet: in der Verfolgung einer scheinbaren Gefahr begriffen, sah er nicht ein, wo die wirkliche Gefahr war.

Olympia aber schlief von diesem Augenblick an nicht mehr; alle ihre Gedanken fielen glühend und neugierig auf diesen Menschen, den Einzigen, den sie je geliebt, auf diesen Banniére, den sie seit mehreren Monaten nicht in ihr Gedächtnis zurückzurufen gewagt hatte, weil sie ihn für untreu mit der Catalane oder für gänzlich entwürdigt hielt.

Er war etwas ganz Anderes, er war Liebesnarr.

»Liebesnarr!« wiederholte sie. »Oh! man wird nicht närrisch aus Liebe für die Catalane!«

Und Olympia erinnerte sich hundertmal im Tage der männlichen und furchtbaren Schönheit des jungen Mannes, des wilden Sprunges, den er, ihre Stimme erkennend, gemacht, des Schreis, den er springend ausgestoßen, des zugleich schmerzlichen und zärtlichen Ausdrucks seiner Augen, seines tödlichen Falles auf die Platten, auf die er wie vom Blitze getroffen niedergestürzt war.

Dann sagte ihr eine Stimme ins Ohr und ins Herz:

»Für Dich, Olympia, hat er alles dies getan; Für Dich hat dieser Unglückliche, der seit seiner Verhaftung nicht das Mittel gefunden, einen Schritt außer seinem Gefängnisse zu machen, das Mittel gefunden, sobald er Dich gesehen, zu entfliehen.«

Und sie antwortete auf diese Stimme:

»Ist Banniére ein Liebesnarr, so ist er es meinerwegen; ist er meinerwegen ein Liebesnarr, so wird er mich vielleicht töten! Nun

wohl! es sei! er töte mich: er wird mich von der grässlichen Marter, von denjenigen geliebt zu werden, welche ich nicht liebe, befreit haben.«

Von diesem Augenblick an wartete Olympia, stolz, beinahe freudig, völlig ergeben, auf die Entwicklung, welche das Geschick im Schatten verborgen hielt.

LXXV.

Alle, geht schlecht, Kommen Sie.

Während die von uns erzählten Ereignisse vorfielen, verlor der Herzog von Pecquigny seine Zeit nicht, und der Herzog von Richelieu wandte die seinige so gut, als er nur immer konnte, und wie ein Mensch an, der den Wert derselben kennt.

Bei der Revue, die der König hielt, war Richelieu, ohne sich darum zu bekümmern, daß es Maily war, den man musterte, dafür besorgt, die Gräfin kommen zu lassen und ihr einen solchen Platz zu geben, daß nicht eine von ihren Gebärden dem jungen Fürsten entgehen konnte.

Die arme Gräfin! sie war so schön, einmal durch ihre Schönheit und dann durch ihre Liebe und ihre Begeisterung; sie rief: Es lebe der König! mit einer so bewegten und so vibrierenden Stimme, daß mehr als ein Mal der König anhielt oder sich umwandte, um sie zu sehen oder Ihr zuzulächeln.

Sie kam berauscht von Glück, strahlend von Hoffnung nach Hause zurück.

Für sie war der König kein Mensch, für sie war der König ein Gott.

Richelieu, der mit der größten Sorgfalt alle Stimmungen des Königs überwacht und mit Behutsamkeit alle notwendige Instruktionen gegeben hatte, war nicht wenig zufrieden mit der Anwendung dieses Tages.

Er legte sich, um auszuruhen, auf ein Sofa, in einen Schlafrock von indischer Seide gehüllt, berechnete in seinem Geiste alle Vorteil, zählte an seinen Fingern alle Stellen, welche der Lohn für diese Unterhandlung sein würden, als ihm ein wohlriechendes Billett von einer unbekanntenen Handschrift von Raffé übergeben wurde, — von diesem Amphibium, das ihm zugleich als Secretaire und als Kammerdiener diente und für sich allein so viel Geist hatte, als alle Kammerdiener und alle Secretaires der Welt.

Der Herzog entfaltete das Billett mit der Spitze der Finger, schüttelte es mit einem Schneller und las folgende kurze Epistel:

»*Alles geht schlecht, kommen Sie.*«

Er untersuchte das Billett: keine Unterschrift.

Richelieu haßte das Geheimnisvolle nicht, doch es musste sich ihm nicht unter dem Anblick einer Charade oder eines unauflösbaren Logogriffs bieten.

Der Herzog zerknitterte das Papier zwischen seinen Händen, biss sich auf die Lippen und las wieder;

»*Alles geht schlecht, kommen Sie.*«

»Raffé«, sagte er den Kopf erhebend.

»Hier bin ich, Monseigneur«, erwiderte der Secretaire.

»Was für eine Livrée hat dies gebracht?«

»Eine graue.«

»Unbekannt?«

»Völlig.«

»Hast Du Ideen?«

»Worüber, Monseigneur?«

»Über dieses Billett! sieh.«

Und er reichte Raffé das Billett. Raffé las auch:

»*Alles geht schlecht, kommen Sie!*«

»Nun?«

»Nun?«

»Was geht schlecht?«

»Ich weiß es nicht, Monseigneur.«

»Also eine schöne Behauptung, Du habest mehr Geist als ich!«

»Mein Gott! wer hat das gesagt?« rief Raffé.

»Das Echo: Kommen Sie, kommen Sie.«

»Ja, es steht kommen Sie.«

»Alles geht schlecht!! Das setzt in Verlegenheit.«

»Oh! nein, Monseigneur, meiner Ansicht nach liegt hierin nicht die Verlegenheit.«

»Wie so?«

»Genug Dinge gehen nicht sehr gut in diesem Königreiche, und man braucht nur zu wählen.«

»Ah! Herr Bursche, hierbei fasse ich Sie.«

»Wobei, Monseigneur?«

»Dabei, daß Sie Schlimmes von Herrn von Fleury sagen.«

»Ich!« rief Raffé, »ich sage Schlimmes von Herrn von Fleury?«

»Bei Gott! Du sagst, Alles gehe schlecht im Königreiche, und ich denke, das betrifft ein wenig Herrn von Fleury.«

»Monseigneur, den Geist haben Sie in diesem Augenblick.«

»*Alles geht schlecht, kommen Sie*«, wiederholte abermals der Diplomat-Herzog.

»Das ist von einer Frau«, sagte Raffé.

»Oh! bei Gott! eine schöne Anstrengung, um dies herauszubringen! Aber von welcher Frau? das ist die Frage!«

»Warten Sie«, rief Raffé; »wenn wir sie alle nennen, werden wir zum Ziele kommen. Zuerst Frau von Mailly.«

»Ich habe sie heute Abend um fünf Uhr verlassen, und Alles ging gut.«

»Frau von Prie?«

»Ich habe sie seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen, und sie ist auf ihrem Gute.«

»Fräulein von Charolais?« «

»Sie kommt nieder, und sie ist so sehr hieran gewohnt, daß es nur gut gehen kann.«

»Frau von . . . «

»Nein, hundertmal, nein«, unterbrach Richelieu. »Ich wiederhole Dir, daß ich die Handschrift nicht kenne.«

»Dann ist es eine verstellte Handschrift«, sagte Raffé.

»Oh! zu Gunsten dieses Wortes verzeihe ich Dir, daß Du nicht erraten hast.«

»Eine Idee, Monseigneur.«

»Möchte sie gut sein!«

»Gehen Sie nicht dahin, wohin man Ihnen sagt.«

»Einfältiger! man sagt mir ja nicht, wohin ich gehen soll!«

»Ich bin ein Dummkopf, und Monseigneur betrügt um die Hälfte, wenn er mich nur einen Einfältigen nennt.«

»Herr Raffé, ich habe auch eine Idee«, sprach der Herzog gähnend.

»Wird sie besser sein, als die meinige?«

»Ich hoffe es. Bringe mich zu Bette.«
»Das wird um so vernünftiger sein, Monseigneur, als mir dieser Brief ganz wie eine Falle aussieht.«
»Ich sage nicht nein.«
»Also, Monseigneur . . . «
»Kleide mich aus.«
»Ich halte es für meine Pflicht, Monseigneur darauf aufmerksam zu machen, das es kaum elf Uhr ist.«
»Oh!« sagte Richelieu, »bei der Zahl elf Uhr fällt mir ein, es ist eine Zahl unten am Briefe.«
»Ja, ein 4.«
»Was hat das zu bedeuten, ein 4?«
»Es ist der vierte des Monats.«
»Kerl! wir haben den 25sten.«
»Dann wird der Brief unter Weges ausgehalten worden sein; er kommt vielleicht von sehr fern, von China, zum Beispiel.«
»Weißt Du, was für eine Zahl dies ist?«
»Nein, Monseigneur.«
»Es ist die Stunde!«
»Vivat! Monseigneur hat es gefunden es ist die Stunde.«
»Weißt Du Eines, Raffé wenn es vier Uhr war, als man mir schrieb, so bin ich schon um sieben Stunden im Verzug.«
»Das ist hübsch!«
»Was sagst Du dazu?«
»Legen Sie sich zu Bette, Monseigneur.«
»Nein! nun will ich nicht mehr zu Bette gehen! ich habe Gewissensbisse.«
»Sie, Monseigneur? unmöglich!«
»Siehst Du, Raffé, das ist keine Falle!«
»Und warum?«
»Die Person hätte die Stunde nicht gesagt, in der sie dieselbe stellte.«
»Dann ist es eine vertraute Freundin von Monseigneur, welche denkt, Monseigneur werde mit dem ersten Blicke erraten.«
»Da ich aber nicht erraten habe, so werde ich nicht antworten,

und ich bin ihrer entledigt.«

»Nehmen Sie sich in Acht: diese Zeile hat einen gewissen Charakter von Festigkeit in den vollen Strichen, von Kühnheit in den seinen Zögen. Diese Frau wird wieder anfangen, Monseigneur.«

»Du glaubst?«

»Wer geschrieben hat, wird schreiben.«

Raffé hatte kaum dieses Wort gesprochen, als ein Lackei eintrat: er brachte einen Brief.

»Abermals!« rief der Herzog.

»Was sagte ich?« versetzte Raffé triumphierend.

Richelieu entsiegelte.

Es war dieselbe Handschrift.

»Bei meiner Treue! Du hattest Recht!« rief der Herzog.

Er las:

›Sie haben wohl daran getan, nicht zu kommen, es wäre unklug gewesen!«

»Sieh, wie sich das gut findet, Raffé.«

»Fahren Sie fort, Monseigneur.«

›Statt mich in meinem Hause zu besuchen, kommen Sie hierher, um mich zu sprechen. Ich bin in einem Mietwagen an der Ecke Ihrer Straße.«

»Raffé, das ist eine Prinzessin oder eine Wäscherin.«

»Monseigneur, es ist zu viel Orthographie darin für eine Prinzessin.«

»Meinen Degen. Ich gehe.«

»Monseigneur, das ist unklug.«

»Du hast Recht; gehe Du. Wenn es ein Geschenk ist, so gebe ich es Dir.«

Raffé schnitt ein Gesicht.

»Gut«, sagte er. »Doch Monseigneur bedenke: ist es eine Prinzessin, so sind Sie entehrt.«

Und indem sie so sprachen, entschieden sie sich zu nichts.

»Raffé«, sagte der Herzog, »wenn ich gehe, so darf ich nicht auf mich warten lassen; wenn ich nicht gehe, so bringe mich zu Bette.«

Plötzlich aber sprang der Herzog auf und rief:

»Du hattest Recht!«

»Sehen Sie!« sagte Raffé.

»Sie ist es!«

»Gut.«

»Er ist kein 4.«

»Nein!«

»Er ist ein L.«

»Ah! es ist ein L.«

»Ja, der erste Buchstaben ihres kleinen Namens: Louise. Alle Hagel! welch ein Schafskopf bin ich! Meinen Degen! gut; meinen Hut! gut; meinen Mantel! gut. Lass die kleine Tür öffnen.«

»Ich begleite Monseigneur?«

»Hüte Dich wohl. Wenn Du die Nase an die Tür oder an das Fenster hältst, so jage ich Dich fort.«

Und während er diese Worte sprach, stürzte er in den Hof, und vom Hofe auf die Straße.

Raffé zuckte die Achseln.

»Zu viel Orthographie«, wiederholte er mit Verachtung, »zu viel!«

Indessen war Richelieu bei dem bezeichneten Wagen angekommen.

Im Hintergrunde dieses Wagens, verborgen, vergraben unter ihrer Kopfbedeckung, wartete eine Frau, welche nur den Blitz ihres Blickes unter den Spitzen durchzucken ließ.

»Ah! Herzog«, flüsterte sie: »Sie lassen mich warten.«

»Die Gräfin!« rief Richelieu, »ich hatte es erraten!« Dann fuhr er fort: »Ah! Gräfin, ich wäre beinahe nicht gekommen.«

»Warum?«

»Ich kenne Ihre Handschrift nicht, und das Billett war nicht unterzeichnet.«

»Doch, mit einem Anfangsbuchstaben.«

»Ah! Gräfin, Sie machen **L**, welche **4** gleichen. In Zukunft werde ich das wissen und mich nicht mehr täuschen. Nun wollen wir uns beeilen und die verlorene Zeit wieder einbringen. Wissen Sie, daß die Dunkelheit Ihres Billetts mich erschreckt? ›Alles geht

schlecht«, sagen Sie. »Ei! guter Gott, was geht schlecht?«

»Herzog, ich bin verloren.«

»Wie so?«

»Sie wissen, wie gut mich der König bei der Revue Empfangen hat?«

»Gewiss.«

»Und ich danke Ihnen dafür.«

»Gut, ich wünsche zuerst Ihnen und dann mir dazu Glück. Das ist, hoffe ich nicht, das Übel?«

»Herzog, morgen muss ich Paris verlassen.«

»Ah bah!« rief der Herzog, indem er ganz durch den Schlag der Karosse eintrat.

»Mein Gemahl ist heute Abend um halb vier Uhr gekommen«,

»Mailly?«

»Wütend. Er war gar nicht mehr bei Sinnen; er sprach von der Vertilgung der ganzen Welt.«

»Ah! das ist ein Scherz, Gräfin.«

»Er hat auch gesagt, er werde mich töten.«

»Ah! das ist gefährlicher: doch wir werden darüber wachen, daß er auf dieser Seite kein Unheil anrichtet, Gräfin.«

»Er hat gesagt, man wolle ihm sein Gut nehmen, doch er werde es verteidigen.«

»Ah! Teufel! sollte Pecquigny weiter vorgerückt sein, als wir denken?«

»Pecquigny.«

»Ja, ich weiß, was ich sagen will. Und wie wird er sein Gut verteidigen? Hat er es ausgesprochen«,

»Indem er mich auf mein Landgut verbannt.«

»Oh! was das betrifft, wir werden sehen.«

»Was ist zu tun?«

»Ei! Geduld, Gräfin, das entscheidet sich nicht wie ein Wurf.«

»Mittlerweile reise ich ab.«

»Wie! Sie reisen?«

»Ja, er bat seine Befehle gegeben.«

»Bah! Sie werden wohl zwei Tage gewinnen.«

»Ei! ich werde mein Mögliches tun.«
»Misstraut er mir?«
»Wie der Pest!«
»Er hat Recht. Und Pecquigny?«
»Wie Ihnen.«
»Sehr gut.«
»Aber was soll ich tun, Herzog, wenn mein Gemahl auf seinem Willen beharrt?«
»Gräfin, Sie werden auch beharren.«
»Meine ganze Familie wird sich gegen mich empören.«
»Was wollen Sie!«
»Welches Mittel lässt sich aber gegen sie anwenden?«
»Ich suche.«
»An welche Autorität soll ich mich wenden?«
»Warten Sie!«
»Nun?«
»Ich habe mein Mittel.«
»Sie stehen mir für mich?«
»Wie für mich.«
»Also bin ich gerettet?«
»Ja, Gräfin, teure Gräfin, Reizendste, Geistreichste der Frauen!«
»Ich bin gerettet, Ihr Ehrenwort darauf?«
»So wohl gerettet, daß Mailly, ehe acht Tage vergehen, sagen wird, Sie seien verloren.«
Sie verbarg ihre Stirne in ihren Händen.
Richelieu drückte einen Kuss auf jede von diesen reizenden Händen.
»Ich arbeite für den König«, sagte er, »und ich bezahle mich.«
»Verrückter!«
»Nichts kann vernünftiger sein, als ich, Gräfin, und zum Beweise dient, daß ich zu Bette zu gehen im Begriffe war.«
»Nun?«
»Nun! ich will gerade das Gegenteil tun, Gräfin. Erraten Sie, wohin ich gehe?«

»Wer kann alle Ihre Schliche und Ränke wissen, o höllischer Versucher?«

»Ich gehe nach Issy, Gräfin.«

»Nach Issy?«

»Ja, In die Gegend der Gipsöfen. Gute Nacht!«

Er verließ sie in der Tat, lief nach seinem Hotel zurück und stieg eine Viertelstunde nachher in einen Wagen.

Wir, die wir wissen, was gewöhnlich unter dem viel geliebten Ludwig XV. die ehelichen Streitigkeiten hervorbrachten, und uns wohl hüten würden, für die Empfindlichkeit des Lesers unangenehme Szenen daraus zu ziehen, wir lassen Frau von Mailly in ihr Hotel zurückkehren, überzeugt, daß sie es einsam wiederfinden wird.

Wir wollen lieber sehen, wie es Richelieu, wenn er in der Gegend der Gipsöfen angekommen ist, gelingt, den alten Minister aufzuwecken.

LXXVI.

Alles geht gut, schlafen Sie.

Wenn es einen Besuch gab, dem es an Schicklichkeit gebrach, der aber dagegen höchst rechtzeitig war, so war es der Besuch, dessen kühnen Plan Richelieu um Mitternacht weniger ein Viertel an diesem Abend gefasst hatte.

Als er nach Issy kam, fing er auch damit an, daß er Meister Barjac aufweckte.

Meister Barjac, wir müssen es zur Ehre seines Gewissens sagen, schief den Schlaf der Gerechten.

Doch es geschah, was folgt: Herr Barjac ging schon bei den Präliminarien in die Sache nicht mit dem Feuereifer ein, den Herr von Richelieu anwandte.

Er würde sich, sagte er, nicht dazu verstehen, Herrn von Fleury, wegen uninteressanter Intrigen aufzuwecken. Herr von Richelieu schüttelte den Kopf und sprach:

»Herr Barjac, wenn ich mich um Mitternacht in meinem Vergnügen oder in meinem Schlafe stören lasse, so glauben Sie, daß nie Sache wohl der Mühe Wert ist. Doch Sie urteilen nicht so in Ihrer Weisheit, was eine große Weisheit ist. Sehr gut! das gibt mir Stoff zum Überlegen, und da Sie für den wahren Gedanken Seiner Eminenz gelten, wahrer sogar, als der seinige selbst, nun, Herr Barjac, so werde ich daraus schließen, daß Seine Eminenz kein Interesse an diesen Intrigen nimmt, wie Sie sagen, und ich werde mich nicht damit belustigen, daß ich mich mit guten Freunden von mir entzweie, welche wollen, daß sich der König belustige, und zwar den Kardinälen, den Ministern und dem ganzen französischen Volke zum Trotze belustige. Also, mein lieber Herr Barjac«, fuhr Richelieu fort: »als, will ich nicht nur den König sich belustigen lassen, sondern auch ihm Ratschläge nach meiner Art geben. Hiernach, gute Nacht, Herr von Barjac, oder vielmehr guten Morgen, denn es ist heute.«

Und mit seiner vornehmsten Miene drehte sich Herr von Richelieu auf den Absätzen um und ging durch das Vorhaus.

Mochte Barjac überlegt haben, mochte er wirklich den Augenblick vorher eingeschlafen und durch die Unterbrechung dieses Schlafes betäubt gewesen sein, er erwachte völlig und lief dem Herzog nach.

»Guten Morgen, guten Morgen!« rief Richelieu, der schon die Tür erreichte.

Doch Barjac tat seine großen Beine auf, und der Herzog fand sich zwischen dieser Tür und ihm, der die Arme ausstreckte und ehrerbietig seinem Durchgang ein Hindernis entgensetzte.

»Sachte, sachte!« rief er: »Herr Herzog, entschuldigen Sie uns. Wenn Sie wüssten, was gestern Abend hier vorgefallen ist!«

»Was ist denn vorgefallen, Herr von Barjac?« fragte Richelieu, der sich auf die Hüfte stützte.

»Ah! Herr Herzog, den ganzen Abend hat man von Jansenius und Molina gesprochen; man hat den großen Nicole und Herrn von Noailles kommentiert; endlich hat man Fenélon gelesen! Herr Herzogs ein Heiliger hätte nicht widerstanden. Ich werde volle vierzehn Tage darüber schlafen; das ist gegenwärtig meine erste Stunde?«

»Ah! gut, das heiÙe ich reden, Herr Barjac«, rief Richelieu.

»Nun wohl! so setzen Sie sich; man wird es versuchen, Monseigneur aufzuwecken.«

Barjac machte zwei Schritte gegen das Schlafzimmer, dann kam er zurück und fragte:

»Ist es denn ernst?«

»Bei Gott! da Sie aufwachen, Herr Barjac, muss es ernster sein, als Molina, als Jansenius, als Herr von Noailles, als Fjnélon und als der große Nicole, die Sie eingeschláfert haben; das ist eine viel wichtigere Sache, als der Quietismus.«

Barjac trat bei seinem Herrn ein, dessen sonores Schnarchen, wir müssen es mit Hintansetzung der einem Kardinal-Minister schuldigen Achtung sagen, eher an eine Nacht des Kardinal Dubois, als an eine Nacht des Kardinal Armand erinnerte.

Fleury stand nicht auf.

Richelieu wurde einfach in das Zimmer des Prälaten geführt.

»Nun, Herzog, was haben wir denn Neues?« fragte der Greis.

»Wir haben einen Ehemann, Monseigneur.«

»Einen Ehemann, der sich ärgert?«

»Ach! ja.«

»Und bei dem es vielleicht gut wäre, wenn man ihm einen Maulkorb verbinden würde?«

»Ich habe etwas Besseres, als einen Maulkorb, Monseigneur, um meine Hunde zu zerstreuen, wenn sie mich beißen wollen. Ich habe Knochen.«

»Das ist teurer.«

»Monseigneur, man kann das nehmen oder lassen.«

»Ho! ho! sind wir hierbei?«

»Leider! ja.«

»Lassen Sie zuerst den Biß sehen.«

»Hören Sie. Herr von Mailly wird von Montespan geträumt haben. Er putzt seinen Degen, er wetzt seine Zunge, er ist im Begriffe, Skandal zu machen.«

Fleury, faltete die Stirne.

»Unter Ludwig XIV. hatte man die Bastille,« sagte er.

»Man hatte sie sogar unter dem Regenten«, erwiderte Richelieu. »Wie gehen doch alle gute Dinge verloren, Herr von Fleury! Sie können also Mailly nicht in die Bastille stecken?«

Der Prälat träumte.

»Er ist heftig?« sagte er.

»Wie Montespan.«

»Er hat überdies Parteigänger?«

»Und da der König schüchtern ist, so wird man ihn sogleich abschrecken.«

Fleury schaute Barjac an.

»Der König wird in die politischen Liebschaften geraten«, sagte Richelieu, »während diese . . . «

»Sie waren Ihrer Sache sicher, nicht wahr?«

»Ich hatte das Wort.«

Fleury gab einen schweren Seufzer von sich.

»Haben Sie eine Idee, Herzog?«

»Eine schlechte, immer!«

»Bah! sagen Sie dieselbe, was ist daran gelegen?«

»Sie wissen, ich komme von Wien an?«

»Ob ich es weiß! Sie haben uns dort so große Dienste geleistet, daß ich es nicht vergessen kann.«

Richelieu verbeugte sich.

»Wien ist eine Stadt, wo die Menschen von zu großer Einbildungskraft sehr rasch ruhig werden. Schicken Sie Mailly nach Wien.«

»Ah! Herzog, er wird wohl den Schlag erraten, wenn er die Hand sieht, welche die Waffe hält.«

»Verwechseln Sie die Hand.«

»Was verstehen Sie hierunter?«

»Statt ihm zu befehlen, nach Wien zu gehen, machen Sie, daß er Sie bittet, dahin gehen zu dürfen.«

»Unmöglich. Das ist ein Maultier, was die Halsstarrigkeit betrifft.«

»Ich will es nicht in Abrede ziehen.«

»Er wird es ausschlagen, sage ich Ihnen, Wenn man es ihm anbietet, und wird nie darum bitten, wenn man die Sache seiner Willkür überlässt.«

»Ich habe ein Mittel.«

»Herzog, das wuchert, wie es scheint.«

»Was wollen Sie! man ist nicht umsonst Diplomat; dann, während man in Issy schlief, dachte ich in meinem Wagen nach, und indem man sucht, findet man.«

»**Quare et invenies**«, sagte Barjac, dem es mit der Zeit geglückt war, einen Fetzen Lateinisch vom Schweife der Phrasen seines Herrn abzuschneiden.

»Also?« fragte Herr von Fleury,

»Monseigneur, morgen früh müssen Sie die Königin besuchen.«

»Zu welchem Zwecke?«

»Warten Sie; besuchen Sie vor Allem die Königin.«

»Ich habe ihr gerade Geld zuzustellen und werde es Ihr selbst bringen.«

»Eine vortreffliche Gelegenheit! Nur, Monseigneur, bringen Sie ein Opfer: glauben Sie mir, fügen Sie hundert Louis d'or bei.«

Der Greis errötete! er hatte den Hieb gefühlt.

Harpagon war stärker bei Frosiue.

»Besuchen Sie also die Königin, Monseigneur, und sagen Sie ihr, bei den Deutschen, ihren Freunden, ihren Verwandten, brauche man einen andern Gesandten da ich mich meiner Stelle begeben.«

»Ah! Sie begeben sich, Herzog?«

»Hören Sie doch, vier Jahre, das ist genug, wie mir scheint. Nun ein Anderer!«

»Ich werde also Mailly vorschlagen?«

»Ganz richtig.«

»Die Königin wird sich weigern.«

»Nein.«

»Sie wird sich weigern, sage ich.«

»Und warum?«

»Weil Mailly nicht Deutsch versteht.«

»Er bleibe vier Jahre dort, wie ich, und er wird es lernen. Überdies ist die Königin eine zu gute Christin, um sich zu weigern, das Heil von Mailly, machen.«

»Sein Heil?«

»Bei Gott! was soll er tun? Die Zeit, die man dort zubringt, ist wie die Feldzugsjahre: ein Jahr in Wien ist so viel als zwei Jahre im Fegefeuer.«

»Aber was soll ich sagen, um mein Verlangen zu motivieren?«

»Sie werden sagen . . . Sie werden sagen, Mailly richte sich in Paris zu Grunde, er habe Garnisonsgewohnheiten, er spiele.«

»Ei! sein Geld gehört ihm.«

»Sie werden ferner sagen, er unterhalte Maitressen beim Theater, und das mache seine Frau unglücklich.«

»Ah! gut, Herzog! das ist eine Erwägung, und ich kann das mit aller Sicherheit des Gewissens sagen.«

»Ich glaube wohl! die arme Frau von Mailly! sie erzählte mir, welchen Kummer ihr Gatte ihr mache, — und zwar heute Nacht unter Tränen; oh! das war herzerreißend!«

»Oh! ich glaube, daß die Königin wirklich für eine solche Klage empfänglich sein wird.«

»Dann werden Sie ihr eingeben, daß sie von Ihnen den Gesandtschaftsposten in Wien als Buße verlangt, und Sie werden sich das Versprechen hierzu entreißen lassen.«

»Sehr gut! Und hernach?«

»Hernach? Nun! Frau von Mailly wird Ihnen, wenn sie will, Alles sagen, was sie glücklich machen könnte; oder wenn sie es durchaus nicht sagen will, so ist Herr von Barjac hier, der es Ihnen lateinisch sagen wird.«

»Herr von Richelieu, Ihr Rat ist ein goldener; ich werde ihn Punkt für Punkt befolgen. Morgen früh wird mich Ihre Majestät um den Gesandtschaftsposten in Wien für Herra von Mailly bitten.«

»Und Sie werden unterzeichnen?«

»Ich werde den König um Rat fragen«, sagte Fleury, ein wenig teuflisch für einen Kardinal-Minister lächelnd.

»Wird Monseigneur die Gewogenheit haben, mich vom Resultat zu unterrichten, damit ich Frau von Mailly beruhigen kann?«

»Durch Stafette, Herr Herzog.«

»Es gäbe ein gutes Mittel, Monseigneur.«

»Sprechen Sie immerhin.«

»Dieser Herr von Richelieu«, sagte Barjac anmutig den Kopf bewegend, »dieser Herr von Richelieu macht auf mich den Eindruck eines Nestor.«

»Wegen meines Alters, Herr Barjac?«

»Nein, Herr Herzog, wegen des Honigs, der von Ihren Lippen fließt.«

»Oder eines Chrysostomus«, sagte Fleury. »Ah! das ist Griechisch, Barjac, das verstehst Du nicht.«

»Der Herr Kardinal ist ganz aufgewacht«, sprach kalt der alte Diener, »man sieht es an seinem Witze.«

Fleury lächelte; die Schmeichelei hatte ihn berührt.

Richelieu fuhr fort:

»Monseigneur, ich bin der Freund des armen Mailly, sein wahrer Freund.«

»Man sieht es an der Art, wie Sie sich für ihn verwenden«, erwiderte der Prälat.

»Überdies liebe ich seine Frau sehr.«

»Herzog, Herzog, sollten Sie sie genug lieben, daß der König auf diese Freundschaft eifersüchtig werden könnte?«

»Oh! Monseigneur, wenn ich sage, ich liebe sie, — ich liebe sie contemplativ.«

»Zugegeben in Rücksicht auf das Adverbium, welches herrlich ist.«

»Ich verlange also, Monseigneur, daß jede Gunst, welche Mailly zufallen wird, ihm unmittelbar durch mich zukommt. So, zum Beispiel, seine Bestallung als Gesandter, wenn sie unterzeichnet wäre . . . «

»Würde Sie mit ihm entzweien.«

»Ich setze mich der Gefahr der Entzweigung aus.«

»Wahrhaftig?«

»Ich habe meine Gründe.«

»Wien hat sie tief gemacht.«

»Oh! Sie sehen nichts, Monseigneur!«

»Nehmen Sie sich in Acht, Sie würden mich erschrecken.«

»Oh! nein, Monseigneur hat einen zu sicheren Blick, als daß ich ihm je den Schwindel machen könnte. Also diese Bestallung . . . «

»Ich werde sie unter Ihrem Couvert ausfertigen.«

»Monseigneur, Sie sind allzu gütig.«

»Erklären Sie mir nur den Vorteil, den Sie hieraus ziehen werden.«

»Gut, Monseigneur: ich werde völlig mit Mailly entzweit sein.«

»Nun! und hernach?«

»Wenn ich mit dem Mann entzweit bin, kann ich der Frau gute Ratschläge geben.«

»**Optime!**« rief Barjac.

»Nicht wahr!« sagte Richelieu. »Ah! Sie werden meine Mittel sehen, und wenn Mailly von Wien zurückkommt, werden Sie sehen, was er davon denkt.«

Fleury und Barjac lachten innerlich.

Was Richelieu betrifft, so war er so zufrieden, all dies Böse zu tun, daß er laut bis zu seinem Wagen und noch lange, nachdem er sich in denselben gesetzt hatte, lachte.

Fleury aber steckte sich wieder unter seine Decke, nachdem er

ein wenig schlimm von Richelieu mit Barjac gesprochen hatte.

Der Letztere, da er zu wach war, fing wieder an an die Violinisten und Quietisten zu denken, und mit Hilfe eines Glases Orgeet-Syrup fand er seinen Traum wieder.

Richelieu legte den Weg in drei Viertelstunden zurück, und sobald er nach Hause gekommen war, schrieb er an die Gräfin von Mailly:

»Alles geht gut, schlafen Sie«

LXXVII.

Wo Maily bereit ist, sich nicht länger den Kopf zu zerbrechen.

Am andern Abend nach diesem Tage, oder vielmehr nach dieser Nacht, wurde Maily, der gegen neun Uhr beim Spiele der Königin eingetreten war, von Pecquigny mit einer verschmitzten Miene begrüßt.

»Was hast Du denn?« fragte Maily, weniger als je geneigt, irgend Jemand, und Pecquigny am Allerwenigsten auf seine Kosten lachen zu lassen.

Maily fühlte seit einiger Zeit, daß er den Spöttern zwei Handhaben bot, und er wusste, daß nichts leichter zu nehmen ist, als ein Gegenstand mit zwei Handhaben.

»Ich? nichts«, erwiderte Pecquigny, »Du hast etwas, mein lieber Graf.«

»Nichts, ich versichere Dich.«

»Ah! ich begreife«, versetzte Pecquigny, »Du glaubst, ich sei über Dich aufgebracht wegen der Szenen, die Du Deiner Geliebten machst.«

»Herzog, ich spreche nicht von meiner Geliebten bei der Königin. Es tut mir leid, daß Du das nicht begreifst.«

Pecquigny öffnete den Mund, um ihm zu sagen:

»Warum sollte man nicht von Deiner Geliebten bei der Königin sprechen? man spricht wohl von Deiner Frau beim König.«

Doch er schwieg: so oft es hinter einem schlechten Scherz eine gute Degenklinge gibt, ist man zur Vorsicht verbunden.

Und dennoch konnte Pecquigny nicht an sich halten; er nahm die Sache in Angriff.

»Weißt Du«, sagte er zu Maily, »weißt Du, daß die Königin den ganzen Tag von Dir gesprochen hat?«

»Ah!« versetzte Maily. »Woher weißt Du das?«

»Oh! ich habe meine Kundschafter in Versailles.«

»Ihre Majestät erweist mir viel Ehre.«

»Ja, ja, ja. Es ist sogar noch mehr . . . «

»Was gibt es?«

»Mehrere Male hat die Königin gefragt, ob Du heute Abend kommst. Wetten wir, daß sie Dich in diesem Augenblick sucht.«

In der Tat, gerade in dem Augenblick, wo Pecquigny diese Vermutung aussprach, schien die Königin befangen zu sein; sie ließ auf allen Gruppen zerstreute Blicke umherlaufen.

Es war nicht der König, den sie suchte.

Den König meldet man.

Mailly, so empfindlich er als Gatte und als Liebhaber war, war am Ende Höfling wie die Andern, und das Wort von Pecquigny gab ihm Stoff zum Nachdenken; er dachte, die Königin könne wirklich von ihm gesprochen haben, und er wandte sich nach der Ecke, wo sich die Königin befand, um sie zu begrüßen und ein Wort von ihr zu erhalten, sollten sich ihre allerhöchsten Blicke zufällig auf ihn richten.

Der Höflingsstand hat das Erhabene; daß er die Stelle von allen Gefühlen einnimmt.

Der Höfling hat keine andere Gemütsbewegungen, als die des guten oder schlechten Empfangs.

Die Königin spielte.

Sie hatte einen glänzenden Kreis um sich her.

Frau von Mailly war zu der Ehre, die Partie Ihrer Majestät zu machen, zugelassen worden. Sie hielt die Karten.

Mailly, ohne die Augen zu ihr auszuschlagen, bespähte, während er das Gesicht der Königin bespähte, zugleich auch das seiner Frau. Er wartete auf den Augenblick, wo man den König melden würde.

Höfling, verliebt, eifersüchtig, ist das nicht eine dreifache Funktion, welche an die dreifache Verrichtung der mythologischen Gottheiten glauben machen würde?

Der Blick der Königin begegnete endlich dem Blicke des Grafen.

Der Graf verbeugte sich so tief als möglich.

Die Königin schaute ihn fest an, als wollte sie diese neue Prüfung mit Berichten zusammen schmieden, die man ihr am

Tage gemacht.

Dieser Blick hatte ein Gewicht, von dem sich Mailly sehr beschwert fühlte.

Dieser Blick war sicherlich keine Gunst. Wenn die Königin, wie dies Pecquigny behauptet, von ihm gesprochen hatte, so war es also nicht im Guten geschehen.

Dies war um so wahrscheinlicher, als der Blick der Königin, nachdem er einige Sekunden mit Streng, ans den Grafen geheftet geblieben war, sehr gemildert ans die Gräfin überging.

»Ho! Ho!« murmelte Mailly, »was bedeutet das?«

Und er wartete auf einen zweiten Blick.

Mailly brauchte nicht lange auf diesen Blick zu warten. Er kam ebenso starr, ebenso wenig wohlwollend, als der erste.

Mailly setzte seine Verbeugungen fort, welche um so ehrerbietiger wurden, je kälter und strenger er die Blicke der Königin werden sah.

Die Königin ließ sich indessen herab, durch ein Nicken mit dem Kopfe zu antworten. Dann erst erlaubte sich Mailly, zu atmen.

»Oh! gleichviel«, dachte er, »es steckt etwas darunter: Aal oder Schlange.«

In dem Augenblick, wo sich in ihm dieser Zweifel, wir könnten sogar sagen, diese Furcht bildete, meldete man den König.

Mailly schaute seine Frau an.

Pecquigny schaute Mailly an.

Die Königin stand auf, machte ihre Verneigung, eine Verneigung der Etiquette, und setzte sich wieder.

Hinter dem König, dessen Erscheinung Louise unter ihrer Schminke erröten gemacht hatte, kam Richelieu, sich bald auf einem Fuße schaukelnd, bald auf dem andern, ein Sieger durch den Blick, durch das Lächeln, durch die Gebärde, ein wahrer römischer Triumphator.

Der König grüßte Jedermann und schaute sogleich die Gräfin an.

Richelieu weidete sich an diesem Schauspiel, welches, während es nur eine halbe Minute gedauert hatte, für die Interessierten ein Jahrhundert von Gemütsbewegungen enthielt.

Der König ging auf und ab.

Die Königin unterbrach nun ihr Spiel, was sie zu tun genötigt war, wenn sie zu verlieren anfing, in Betracht des Zustandes relativer Anmut, in welchem sie Herr von Fleury erhielt; die Königin, sagen wir, unterbrach ihr Spiel und gab ihre Karten ab.

Dies war gewöhnlich der Augenblick, wo jeder von den Günstlingen sich anstrebte, um die Aufmerksamkeit der jungen Fürstin zu fesseln.

Das war übrigens leicht. Maria Lesczinska hatte keinen anspruchsvollen Geist, und sobald sie das Wort an Jemand gerichtet, — ein Glückwunsch über den Gewinn, ein Beileid über den Verlust, — das genügte vollkommen für die Konversation.

Mailly wartete also mit Herzklopfen.

Die Königin kam gerade auf ihn zu.

Sein Herz ging vom Klopfen zum Springen über.

»Mein Herr«, sagte sie, »ich bin nicht gerade sicher Ihrer Treue gegen die Damen, doch ich bin sicher Ihrer Treue gegen Ihre Herren. In Rücksicht auf diese letztere Treue, habe ich für Sie erlangt, was Sie wünschen.«

Anfangs betäubt, begriff Mailly nicht, was ihm die Königin sagte: die ersten Worte schienen ihm die Folge einer Klage zu sein, welche Louise in ihrer Eigenschaft als Frau vor dem Tribunal von Maria Lesczinska geführt hätte: das Ende nahm einen seltsamen Gang, von dem er, bei allem guten Willen, nichts verstehen konnte, so sehr er auch darüber nachdachte.

Gleichwohl verbeugte er sich. Die Königin musste diese Verbeugung für eine Einwilligung halten. Sie ging zu etwas Anderem über. Die Großen sind gewöhnlich nicht sehr wortreich, um klar zu sein: das ein Gebrechen, welches oft eine gute Eigenschaft wird.

Einem mitten in einem Walde verirrtten Mensch ähnlich, suchte Mailly in allen Augen, ohne sie finden zu können, eine Erklärung des Rätsels.

Er suchte besonders in den Augen seiner Frau. Doch mit der Nase in ihren Karten, würde diese lieber mit beiden Händen verloren haben, als daß sie den Kopf umgewandt und die Augen aufgeschlagen hätte.

Sie fühlte, daß der König sie anschaute, daß Richelieu lauerte, daß Mailly drohte.

An wen sich wenden? Mailly war auf der Folter.

Er suchte Pecquigny auf, der an diesem Tag den Dienst hatte und in großer Uniform eine glänzende Wirkung hervorbrachte . . .

»Nun«, sagte der Herzog, als er Mailly sich ihm nähern sah, »die Königin hat gesprochen?«

»Ja«,

»Du bist also zufrieden?«

»Ich bekenne, daß ich sie nicht verstanden habe.«

»Ah! Du scherzest, das ist nicht gut.«

»Wenn ich Dich aber versichere . . . «

»Oh! sei unbesorgt, die Gunst, die man Dir bewilligt, wenn ich sie auch ein wenig spät erfahre, ich werde sie nichtsdestoweniger erraten haben.«

Und nach dieser Quastimpertinenz drehte der Herzog Mailly den Rücken zu.

Ganz verwirrt schaute der Graf umher.

Richelieu plauderte mit dem König.

Der Kardinal trat ein; es folgten ihm nach der Gewohnheit die Minister und eine beinahe ebenso imposante Menge, als die, über welche sich Ludwig XIV., noch ein Kind, so eifersüchtig auf Mazarin zeigte, daß er sagte:

»Da kommt der Großtürk mit seinem Gefolge.«

Aber Ludwig XV., ein gutmütiger Monarch, hatte keine Eifersucht; wenn er Jemand grollte, so rächte er sich durch einen Witz, und oft war er, wir müssen es gestehen, unterstützt durch einen einschneidenden Geist gut gerächt.

Mailly war gerade auf dem Wege von Herrn von Fleury; er trat zurück, um die durch ihre zweiundsiebzig Jahre gebeugte Eminenz vorübergehen zu lassen, und neigte sich anmutig vor ihr.

Der alte Minister hatte ein feines Auge: er sah Mailly mit dem ersten Blick. Vielleicht suchte er ihn auch.

Er winkte dem Grafen. Mailly lief herbei.

Der Greis lächelte, das war wenig seine Gewohnheit: er hatte Strenge des Alters, des Charakters, der Notwendigkeit.

»Ah!« dachte Mailly, »heute Abend ist eine Flut von Freundlichkeit. Jedermann lächelt mir zu; Ich werde von den Zuvorkommenheiten überschwemmt werden. Was bedeutet das?«

»Herr Graf«, sagte der Minister zu ihm, »Ihre Majestät die Königin bat so sehr gebeten, daß Sie ihr einen schönen Dank schuldig sind.«

Mailly riß die Augen weit auf.

»Gebeten«, sagte er, »und für wen?«

»Für Sie.«

»Für mich?«

»Oh! ich habe das Wort gesagt und nehme es nicht zurück. Sie werden warm unterstützt.«

»Von der Königin?« fragte der Graf.

»Oh! Sie haben Freunde. Ich teile es Ihnen auch mit und wünsche Ihnen Glück dazu.«

Mailly ließ seine Arme entmutigt fallen. Er begriff ebenso wenig, als das erste Mal, und befragte sich, ob er nicht der Gegenstand einer grotesken Wette sei, und ob sich nicht Jeder das Wort gegeben, sich auf seine Kosten zu belustigen.

Fleury ging weiter und sein Gefolge mit ihm.

Dann, nachdem er der Königin seinen Hof gemacht, begleitete der Minister den König, mit dem er lange plauderte.

»Bei meiner Treue!« rief Mailly, »ich, der ich nicht im Geringsten neugierig bin, gestehe, daß ich viel gäbe, um zu erfahren, worin es mir geglückt ist.«

In diesem Augenblick bemerkte Mailly, wie viel der König ganz nahe und vertraulich mit Richelieu sprach.

Die zwei Köpfe waren nur durch den Respekt von einander getrennt.

Der junge König horchte mit allen Ohren. Man konnte ihn lächeln sehen, und plötzlich erhob er mit einer unüberlegten Bewegung den Kopf und schaute abwechselnd die Gräfin und Mailly an.

Dann verließ er Richelieu und segelte, ohne Affectation, die Damen grüßend und den Männern ein Wort zuwerfend, gerade

gegen Mailly.

Pecquigny seinerseits war nicht einer der auf Alles, was vorging, am wenigsten Aufmerksamen; und sein durch das Lächeln der Etiquette zusammengezogenes Gesicht drückte einen lebhaften Verdruss aus.

Mehr als einen Verdruss, einen Schmerz.

»Wie!« sagte Mailly zu sich selbst, der König kommt zu mir! Es geht entschieden etwas Seltsames an diesem Hofe vor: die Fee, welche bei meiner Geburt präsiert hat, treibt heute Abend Missbrauch mit ihrem Stäbchen.

Der König blieb vor Mailly stehen und sagte:

»Mein Herr, ich habe unterzeichnet. Glauben Sie daß mir nichts angenehmer sein konnte.«

Es war nicht der Augenblick, eine Frage bei demjenigen zu wagen, den man nie fragte.

Mailly schien entzückt, und Ludwig XV. fuhr huldreich fort, sein Lächeln und seine Grüße gegen das Spalier der Höflinge zu ergießen.

»Ah!« rief Mailly, »diesmal ist es zu stark! Der König hat unterzeichnet! Was denn? Nichts auf der Welt konnte dem König angenehmer sein, als daß er unterzeichnet hat! Beim blauen Blute! ich muss wissen, was der König unterzeichnet hat!«

Und während er sich ganz wunderlich Gebärdete, stieß Mailly, auf Richelieu, der sich ihm, die Hände reibend, näherte,

»Endlich!« rief er, »diesmal werde ich etwas erfahren!«

Doch überlegend sagte er;

»Richelieu ist so freudig, daß er mir sicherlich etwas Trauriges mitzuteilen hat.«

LXXVIII.

Die Gesandtschaft in Wien.

Mailly rief seinen ganzen Mut zu Hilfe und machte einen Schritt, um Richelieu entgegenzugehen, der zwanzig Schritte gemacht hatte, um zu ihm zukommen.

»Ah!« sagte er, »kommen Sie doch, mein lieber Herzog.«

Mailly musste sehr neugierig sein, um Richelieu seinen lieben Herzog zu nennen.

»Guten Abend, glücklicher Sterblicher«, erwiderte Richelieu.

»Ah! Sie auch!« rief Mailly. »Gut, ich halte Sie fest. Oh! Sie, Sie werden mir nicht entwischen.«

»Gott behüte mich«, versetzte der Herzog. »Warum sollte ich einem Manne entwischen, dem ich nur Glückwünsche darzubringen habe«,

»Kommen Sie ein wenig beiseite«, sagte der Graf.

»Gut, gehen wir.«

Mailly zog seine Beute in den Hintergrund des Saales fort.

»Was begegnet mir denn?« fragte der Graf.

»Es begegnet Ihnen, daß Sie überall Stürme erregen.«

»Aus welchem Anlass?«

»Teufel! man ist eifersüchtig!«

»Eifersüchtig, auf was?«

»Auf Ihre Ernennung.«

»Auf meine Ernennung?«

»Wollen Sie etwa den Unwissenden spielen?«

»Bei meinem Leben, Herzog, bei meiner Ehre, so wahr ich ein Edelmann bin, ich weiß nicht das erste Wort von dem, was man mir sagen will.«

»Unmöglich, unmöglich!« rief der Herzog, Erstaunen heuchelnd.

»Nein. Ich habe die Königin mir entgegenkommen, Pecquigny mich necken, Herrn von Fleury mir zu schmunzeln, den König mich anlächeln sehen. Alle haben mit mir gesprochen. Alle haben

mir dasselbe gesagt. Ich habe wohl erraten, daß es sich um eine Gunst handelte . . . doch um welche? das weiß ich nicht.«

»Wie! Sie wissen nicht, um was die Königin diesen Morgen für Sie Herrn von Fleury gebeten hat?«

»Nein.«

»Wie! Sie wissen nicht, um was Herr von Fleury diesen Morgen den König gebeten hat?«

»Nein!«

»Wie! Sie wissen nicht, was diesen Morgen der König für Sie unterzeichnet hat?«

»Nein.«

»Nun wohl, mein lieber Graf«, sprach Richelieu mit einer bewunderungswürdig gespielten Treuherzigkeit, »ich fühle mich glücklich, der Erste zu sein, dessen Glückwunsch Sie mit Kenntnis der Sache Empfangen.«

»Ihren Glückwunsch, wozu? denn das ist Wahrhaftig, um rasend zu werden.«

»Zu Ihrer Ernennung.«

»Welche Ernennung?«

»Zum Gesandten.«

»Ich, Gesandter!«

»Ja.«

»Wo?«

»In Wien; eine Ernennung, über welche sicherlich fünfzig Personen vor Zorn bersten werden.«

»Alle Teufel! und ich zuerst, wenn das, was Sie mir sagen, nicht ein Scherz ist, Herzog.«

»Ah! Graf, Sie scherzen.«

»Oh! ich scherze so wenig, daß ich ersticke.«

»In der Tat, Sie sind ganz bleich!«

»Ich bin außer mir!«

»Vor Freude?«

»Vor Wut!«

»Bah!«

»Oh! schon der Gedanke, man mache mir eine solche Mystifikation, bringt mich in Verzweiflung! Wie müsste das sein,

wenn es Wirklichkeit wäre?«

»Ah! Graf, gegen mich müssen Sie nicht List gebrauchen.«

»Ich weiß nichts, sage ich Ihnen.«

»Ich habe aber die Ernennung in meiner Tasche.«

»Meine Ernennung?«

»Ja.«

»Zum Gesandten?«

»Ja.«

»In Wien?«

»Ja.«

»Oh!«

»Und der Beweis ist hier«, fuhr Richelieu fort, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog.

Mailly wurde von einem Schwindel befallen.

»Sie begreifen«, sagte Richelieu mit dem größten Phlegma, »Sie begreifen, ich bin ein zu getreuer Untertan Seiner Majestät, um mich nicht für Sie interessiert zu haben.«

»Somit verdanke ich also Ihnen diese Ernennung?«

»Zum großen Teil, ja, mein lieber Graf.«

»Und mit welchem Rechte, frage ich Sie, Herr Herzog, mischen Sie sich in meine Angelegenheiten?«

»Ich sage Ihnen, für den Dienst des Königs gibt es keine Indiskretion, die ich nicht begehe.«

»Herr Herzog, was Sie getan haben, ist im höchsten Grade unschicklich.«

»Es ist im höchsten Grade unschicklich, wenn ich mich, nachdem ich mit einer so wichtigen Gesandtschaft, wie die in Wien, betraut war, um meinen Nachfolger bekümmere?«

»Herr Herzog, was Sie da getan haben, ist abscheulich!«

»Es ist abscheulich, daß ich mich, da ich nur einen guten Freund habe, dafür verwende, daß er mir nachfolgt, die schönste Stelle unter den Ämtern bekommt?«

»Ja, aber, mein Gott! an wen soll ich mich denn halten?«

»Ruhe, mein lieber Graf, Ruhe.«

»Ruhe?«

»Und nehmen Sie vor Allem Ihr Diplom.«

»Lieber werde ich mir die Hand abhauen!«

»Wie! Sie werden eine solche Gnade zurückweisen? Sie sind ein Narr, mein lieber Graf!«

Richelieu sprach diese Worte mit einem so lebhaften Ausdruck und einer, im Verhältnis zu dem ehrerbietigen Stillschweigen, das im Saale herrschte, so lauten Betonung, daß Mailly ein verdrießliches Aussehen zu erregen befürchtete und gleichsam erlosch, wie ein glühendes Eisen, das in das Wasser rollt. Der listige Höfling hatte seinen Mann gepackt.

Er fühlte wohl, daß er kompromittiert war, und reichte ihm abermals das Diplom.

»Aber nehmen Sie doch, lieber Graf«, sagte er.

»Nie! habe ich gesagt, nie!«

»Sie schlagen es also aus? Teufel, das ist ernst! Man muss dies ohne Verzug dem Kardinal melden, damit er seine Maßregeln ergreift.«

»Einen Augenblick Geduld, mein Herr«, sagte Mailly, der selbst das Mitleid seiner Frau erregt hätte, so sichtbar litt er In diesem Moment, »einen Augenblick, schonen Sie mich.«

»Ah! Sie fassen Ihren Entschluss!«

»Nein, nein! doch der König ist am Ende der König, und wenn ich auch die Gnade ausschlage, die er mir gewähren will, so werden Sie mir doch, denke ich, die Muße lassen, sie auf meine Weise auszuschlagen.«

»Ei! was Teufels, mein Herr«, rief Richelieu, »seien Sie ruhig, man wird Sie nicht wider Ihren Willen zum Gesandten machen. Sagen Sie ihm ganz einfach, Sie wollen nicht abreisen, und Sie werden nicht abreisen.«

»Werden Sie Ihm das sagen, Herr Herzog?« erwiderte Mailly, dessen Augen blitzten.

»Ich, nein, doch Sie, ein Eifersüchtiger! ja.«

Dieses letzte Wort war erschrecklich; es stach Mailly bis in das Mark seiner Knochen.

»Herr Herzog!« sagte er zu Richelieu, »Sie haben mir, ich weiß nicht aus welcher Ursache, den größten Kummer bereitet, den ein Mensch seines Gleichen bereiten kann. Herr Herzog, Gott wird

Ihnen nicht hierfür lohnen.«

»Ei! mein lieber Graf, Gott hat nichts in Allem dem zu sehen. Sie ärgern sich, Sie haben Unrecht; ich hege die Ansicht, daß ich Ihnen diene.«

»Sagen Sie im Ernste eine solche Schändlichkeit, Herr Herzog?«

»Gut! heftige Worte beim König, Graf, zehn Schritte von der Königin!«

»Sie sehen wohl, daß ich in Verzweiflung bin.«

»Tollheit!«

»Sie geben mir Dolchstiche und wollen nicht, daß ich schreie.«

»Graf, wollen wir, statt daß Sie sich erhitzen. Beide ruhig sprechen?«

»Ja, ja, ja! unter der Bedingung, daß Sie Balsam auf diese Wunde gießen, Herzog, und nicht Galle.«

Richelieu zuckte die Achseln.

»Erinnere Dich doch, Graf, daß Du nie einen Freund wie mich haben wirst.«

»Oh! Herzog, Herzog, bringen Sie mich nicht in Wut!«

»Und ich beweise es«, fuhr Richelieu fort. »Was ist die Pflicht eines Freundes? Ich habe es nicht definiert, sondern Herr von Lafontaine, der große Fabeldichter. Er sagt: ›Welch eine süße Sache ist ein wahrer Freund! Er sucht unsere Bedürfnisse im Grunde unseres Herzens!«

»Nun wohl! ich, Mailly, ich habe Deine Bedürfnisse im Grunde Deines Herzens gesucht, und da ich sie nicht ganz rein und klar finde — wegen der wunderlichen Bildung Deines Geistes . . . «

»Meines Geistes?«

»Ja. der sich in zwei Äste teilt.«

»Mein Geist teilt sich in zwei Äste?«

»Bei Gott! von Olympia zu Louise, von der Geliebten zur Frau! Stelle doch etwas auf einer solchen Schaukel fest! Da habe ich angefangen, die Bedürfnisse der Frau zu suchen, und ich habe gefunden, denn man muss ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie teilt sich nicht in zwei Äste.«

»Oh! mein Gott!« sprach Mailly, »gib mir die Geduld!«

»Frau von Mailly, habe ich mir gesagt, ist wahnsinnig in den König verliebt.«

Mailly stieß ein dumpfes Gebrülle aus.

»Aber wahnsinnig! man darf sich das nicht verhehlen«, fuhr Richelieu fort.

Mailly knirschte mit den Zähnen und presste den Griff seines Degens in seiner Hand.

»Verhehle Dir das selbst, wenn Dir daran gelegen ist, mein Lieber«, sprach Richelieu; »aber ich mache Dich darauf aufmerksam, daß die Fabel vom blinden Ehemann verbraucht ist. Sieh, mein Lieber, schau in dieser Sekunde das Auge Deiner Frau an; ziehe eine Linie von ihren Wimpern zu denen des Königs und sage mir, ob es nicht ist, wie im Kollegium der Jesuiten: **Linea, recta brevissima**. Die gerade Linie ist die kürzeste! Das ist wahr wie ein Axiom, alle Teufel! ein Axiom braucht nicht bewiesen zu werden.«

Mailly verbarg schmerzlich seinen Kopf in seinen Händen.

»Du tötest mich, Herzog!« sagte er.

»Mein Lieber, wenn man die Kranken heilen will, muss man unbarmherzig gegen sie sein; Du wirst aber heute Abend geheilt sein, oder der große Teufel soll mich holen! Nun, um auf besagten Hammel zurückzukommen: einsehend, daß Frau von Mailly, da sie verliebt ist, den König verliebt machen wird, — es ist einmal so, was das Weib will, will Gott; — einsehend also, daß wir, wenn wir der Flamme Einhalt täten, Pecquigny hätten, den, der Dir Deine Geliebte stehlen wollte, um das ein wenig trübe Leben unseres jungen Monarchen zu vergolden; in Betracht . . . Man spricht so im Parlament, wo wir Herzöge und Pairs zu stimmen berechtigt sind; in Betracht, daß Dir mehr an Deiner Geliebten, als an Deiner Frau liegt . . . Schüttle nicht so den Kopf; ich habe das erraten, und ich habe richtig erraten . . . In Betracht, sage ich, daß derjenige Dir ins Herz bohrt, der Dir Olympia nimmt, und daß Dir derjenige, welcher Dir Deine Frau nimmt, nur die Oberhaut schindet, habe ich mir folgendes Raisonement gemacht: Mailly ist in Paris, Mailly ist eifersüchtig auf seine Frau. Seine Frau, welche wahnsinnig in den König verliebt ist, — ich behalte immer dieses Wort bei, — seine Frau wird den König bezaubern, während er da

sein wird. Eifersüchtig, wird Mailly Lärm machen. Als Lärmmacher wird er lachen machen. Mystifiziert, wird er einen Handel haben. Wegen Übertretung des Gesetzes über die Duelle wird man ihn in die Bastille stecken. In die Bastille gesteckt, wird er abermals lachen machen. Bemerke, das einzige Ende meiner Logik ist, daß Du lachen machen wirst. Bemerke, daß Deine Frau darum nicht minder den König bezaubert haben wird. Bemerke, daß Du gegenwärtig gewesen sein wirst, eine doppelte Unannehmlichkeit, die sich vervierfacht durch den Zusatz. Ich, Richelieu, Dein Freund, habe also beschlossen, Dich zu entfernen, ehe meine Vorhersehungen in Erfüllung gegangen sind.«

Mailly machte eine Bewegung; Richelieu aber fuhr fort:

»Ich schwöre Dir bei meiner Ehre, daß sie es nicht sind. Ich schwöre Dir aber gleichfalls bei meiner Ehre, daß Du nicht den Rücken gewendet haben wirst, und sie werden es sein. Du sträubst Dich; sieh die Folge. Wenn Du abreisest, wird man sagen: Mailly ist abgereist, Mailly ist betrogen. Ah! wie hat man wohl daran getan, zu warten, bis er abgereist war; ah! wie würde die Sache, wäre er gegenwärtig gewesen, eine andere Wendung genommen haben! Sieh die schöne Protektion, die ich Dir in der Welt verschafft habe, lieber Freund. Sieh, welcher Typus von einem Werwolf! Sieh, welches Muster von einem gemachten Mann! Sieh, welches Muster von einem starken Ehemann! Du umarmst mich nicht! Du bist nur ein Undankbarer, Mailly! Die Dienste von der Art desjenigen, welchen ich Dir leiste, sind unbezahlbar! Versuche es mit Pecquigny, Du wirst sehen, daß er mir nur bis zum Knöchel reicht.«

Mailly war niedergeschmettert, betäubt durch diese Flut von Worten, durch diese Überschwemmung einer abscheulichen Moral, die sich seit Alcibiades nicht zu produzieren und zu entwickeln gewagt hatte.

»Höre«, endigte Richelieu, »nimm Dein Diplom und gib ein Abendessen bei Olympia.«

Mailly sprach einige Augenblicke nichts; dann wandte er sich schwankend wie ein Trunkener nach der Tür.

»Nun! Stummer?« fragte Richelieu.

»Gute Nacht, Herr Herzog.«

»Das Diplom!«

»Ich danke, behalten Sie es.«

»Ob ich es behalte! Bei Gott, ja, ich behalte es! denn ehe vierzehn Tage vergehen, wirst Du es von mir zurückverlangen!«

»Ich?«

»Du; und Du wirst noch von Glück sagen können, wenn ich es Dir nicht verweigere.«

Mailly machte eine verzweifelte Gebärde, Richelieu zuckte die Achseln.

»Ich habe Recht«, murmelte er, »und ich habe diesem Halsstarrigen nicht, eine einzige Unwahrheit gesagt; doch er muss reisen!«

Dann sich umwendend, fuhr er fort:

»Ah! Teufel, wie Pecquigny diesen Abgang betrachtet! Lass sehen: wie viel Tage wird der König brauchen, um zu wünschen, daß Mailly abgereist sei? Acht Tage? Ah! bei meiner Treue! das ist lang, ich weiß es wohl, Frau Gräfin, doch ich habe es nicht besser machen können.«

Und der Herzog kehrte zum König zurück, hüpfend wie einer von den gleißnerischen Raben, welche immer den Loten ins Gesicht zu hohnlächeln scheinen.

LXXIX,

Wo der scharfsinnige Leser erraten wird, in welcher Absicht Banniére entflohen war.

Wir glauben schon gesagt zu haben, man habe Champmeslé losgebunden, man habe ihn in seine Wohnung geführt, man habe ihn beklagt und ihn besonders seine Geschichte erzählen lassen.

Der würdige Abbé hatte in Wirklichkeit nicht viel gelitten, und sein Märtyrertum war erträglich geraten. Er hatte sogleich den Gedanken von Banniére begriffen; es hatte ihm ergötzlich als Komödienmittel, gut aufgeführt für den Schauspieler geschienen, und er hatte die Dinge gehen lassen und die passive Mitschuld einer aktiven Mitschuld vorgezogen. Man weiß den Verlauf der Dinge.

Banniére warf sich nach Paris durch den Faubourg Saint-Marceau, den zu seinerzeit schon Voltaire mit dem Namen die hässliche Vorstadt brandmarkte, eine Wahrheit, welche eine von den großen Wahrheiten geblieben ist, die Voltaire gesagt hat.

Ein Abbé im Faubourg Saint-Marceau war nichts Außerordentliches. Der Abbé Banniére wurde also nicht bemerkt.

Um indessen dieses nützliche Inkognito zu behaupten, durfte er nicht zu lange in den Straßen umherirren. Banniére beschäftigte sich folglich mit dem wichtigen Punkte: ein Lager finden.

Ein Lager finden war aber für Banniére nicht das Aller leichteste in der Welt. Banniére kannte Paris nicht, da er hier nur zwölf Stunden zugebracht, und er wusste nicht, wie man hier übernachtete, da er vom Abend seiner Ankunft an in Charenton übernachtet hatte.

Bon den zwei Talern, welche Banniére vom Abbé Champmeslé entlehnt hatte, waren zwei Limes und sechs Sous zu Bezahlung des Fiacre verwendet worden.

Es blieben also Banniére noch neun Livres und zehn Sous.

Das war ein Vermögen im Vergleiche mit dem, was er bei seinem ersten Eintritt in die Hauptstadt besaß.

Banniére war also nicht positiv in Verlegenheit in Betreff des

Geldes, da er, wenn er ein bescheidenes Lager nahm und mäßig lebte, Mittel hatte, um vier bis fünf Tage zu wohnen und sich zu nähren.

Hiermit würde er allerdings nicht bei den Gastwirten, Mahle von Austern und Poularde, befeuchtet mit dem zierlichen kleinen Weine machen, der ihn in einen so guten Appetit an dem Tage versetzt hatte, wo er in der Tasche seines Berkanrockes einen Taler gesunden, doch er würde Weißbrot essen und nicht auf der Straße schlafen.

Im Verhältnis zu der Gastfreundschaft, die der König seinen Kostgängern in Charenton bot, war dies eine merkliche Verbesserung.

Die Nase im Winde, fing also Banniére mit der Hauptsache, nämlich damit an, daß er sich mit dem Gasthaus beschäftigte. Die Priester benahmen sich zuweilen um jene Zeit wie Reisende, wenn sie aus der Provinz ohne Empfehlung ankamen. Unleugbar wäre es für Banniére besser gewesen, in einem Kloster zu wohnen, doch hierzu gebrach es ihm nicht nur an der Empfehlung, sondern die Jesuiten konnten auch, wenn man es wohl überlegte, Affiliirte in diesem Kloster haben; Banniére war aber eben so wenig darauf bedacht, wieder in ein Jesuitengefängniß, als in ein Narrenhaus eingesperrt zu werden.

Andererseits war es dringend, nicht allein, daß Banniére ein Lager fand, sondern auch, daß er sein Priesterkleid gegen ein anderes Kleid vertauschte, in Betracht, daß sein Signalement mit diesem Priesterkleid sicherlich schon an die Polizei in Paris geschickt worden war.

Oh! wie sehnte er sich da nach der liebenswürdigen Trödlerin, der er so herzlich gern den von uns erwähnten edlen Taler unter der Bedingung wiedererstattet hätte, daß sie ihm dafür irgend einen Rock gebe, auf die Gefahr, daß dieser keine Taler mehr in seiner Tasche hätte!

Banniére war noch in dem Alter, wo man als die Vorsehung rechnet, und er sagte sich, er müsse zuerst ein Lager finden, und das Kleid werde kommen, wen die Reihe an ihm sei.

In Betreff des Lagers fand Banniére, was er brauchte, in der Rue des Fossés-Saint-Victor, nämlich ein kleines Zimmer gegen

einen Hof und ein bescheidenes, reinliches Lager.

Banniére quartierte sich ein und fing an zu denken.

Seine Denkerei, man erlaube uns, dieses Wort zu machen, wenn es noch nicht existiert, und uns dieselben zu bedienen, wenn es existiert, ²¹ teilte sich in drei Perioden:

Zuerst dankte er Gott.

Sodann fand er eine Idee in Beziehung auf seine Tracht.

Endlich dachte er an den guten Abbé Champmeslé, an den Nutzen, den er schon aus ihm gezogen, an den Nutzen, den er noch aus ihm ziehen konnte.

Seine Idee war folgende:

Er machte einen gewissen Lärmen auf der Treppe, behauptete, er sei gefallen, was in Ansehung der steilen Stufen äußerst wahrscheinlich, und habe das Unglück gehabt, beim Fallen seine Soutane zu zerreißen.

Man holte ihm dem zu Folge einen Schneider.

Als dieser Mann in sein Zimmer eingetreten war, drehte Banniére hinter ihm den Schlüssel im Schlosse der Tür und sagte zu ihm:

»Mein Freund, Ich sehe an ihrem Gesicht, daß Sie ein braver Mann sind; ich bin aus dem Kloster entflohen, wo man mich mein Gelübde abzulegen zwingen wollte. Ich verberge mich hier, finden Sie mir ein taugliches Kleid.«

Der Schneider war, zum Glück für Banniére, ein Philosoph. Er zeigte, sich entzückt über das Geständnis, denn um jene Zeit waren die Unglücklichen durch Religion zahlreich und folglich wahrscheinlich. Er vergoss einige Tränen, drückte Banniére die Hand, nahm die Soutane mit, brachte einen guten Rock zurück und schlug ihm vor, gegen diese Soutane zu tauschen, welche ganz neu war.

Banniére weigerte sich; die Soutane gehörte nicht ihm, sondern Champmeslé; doch der Vorschlag des wackeren Schneiders erzeugte in ihm eine Idee: die, die Soutane für den Rock zu verpfänden, später würde er sie wieder auslösen. Das war sogar noch eine Zartheit von Banniére; in der Bude des Schneiders und ein Pfand vorstellend, würde die Soutane besser gepflegt werden, als bei Banniére, der keinen Diener hatte. Übrigens versetze man

sich zum Anfange dieser Geschichte zurück, und man wird sehen, daß eines Tags, als Banniére seine dramatische Laufbahn gerade mit der Rolle des Herodes begonnen, Champmeslé die Soutane von Banniére entlehnt hatte, wie heute Banniére die Soutane von Champmeslé entlehnte.

Der Schneider gab seine Adresse und sein Wort die Soutane Banniére gegen einen Sechs-Livres-Taler wieder zu überlassen.

Stolz und glücklich, ein Kleid für den anderen Tag zu haben, breitete Banniére seinen Rock auf einem Stuhle aus, legte sich zu Bette und versank in einen tiefen Schlaf.

Als er am andern Morgen erwachte, hörte er die Zeisige zwitschern, eine Katze miauen und die Tauben rucksen; er erblickte ein Stück blauen Himmel so groß wie ein Taschentuch, und zitterte vor Glück, als wäre er der Eigentümer des Erdballs.

Er stand auf und schrieb an Champmeslé folgenden Brief:

»Mein Herr und lieber Bruder,

»Es wird Ihnen nicht so sehr an Menschenliebe mangeln, daß Sie mich wegen dessen, was ich getan, verdammt haben.

Ich hoffe, meine Gewalttätigkeiten haben keine ärgerlichen Erinnerungen in Ihnen hinterlassen.

Ich habe Ihre Soutane an sicherem Orte niedergelegt.

Wenn Sie sich die Mühe nehmen wellen, morgen in der großen Allee der Tuileries Nachmittags um zwei Uhr spazieren zu gehen, so werde ich mich zu Ihnen gesellen und Ihnen jede Genugtuung geben.

Sie sehen, mein Herr und lieber Bruder, ob Ich Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit und Klugheit habe, doch, wie der Dichter sagt: Ehrlich muss man sein unter Harnisch oder Kutte!

Es hieße aber dies nicht sein, wenn ich Sie für unfähig hielte, es zu sein.

Ihr ehrerbietiger Diener und Freund

Banniére.«

Ziemlich zufrieden mit diesem Briefe, so geschraubt er war, warf ihn Banniére auf die kleine Post und wartete den andern Tag ab, indem er sich so gut als möglich verbarg.

Man begreift, daß dies notwendig für ihn war.

Seine Gedanken flohen übrigens genug, daß er nicht Zeit hatte, sich zu langweilen.

Aufgebracht, daß ihn Olympia, nachdem sie ihn erkannt, so verlassen, verleugnet hatte, daß sie weggegangen war, ohne irgend eine Sympathie für den armen Narren zu bezeigen, fragte er sich, ob sie wirklich Alles bis auf das letzte Gefühl verloren habe.

Hatte sie Recht, daß sie so gehandelt?

War nicht gerade diese Härte ein Beweis von Teilnahme?

Der arme Banniére war so verliebt, daß er sich diese Fragen stellte und darauf antwortete: *Vielleicht!*

Warum übrigens vorher urteilen, warum sich mit dem Fieber quälen, wenn man unfehlbar bald eine Lösung haben musste?

Nur fragte es sich. wie sollte Banniére zu Werke gehen?

Olympia sogleich auf den Leib rücken hieß sie vor Angst sterben machen, hieß auch die unmittelbare Verhaftung von Banniére herbeiführen.

Es kam Alles darauf an, daß Banniére seine Vorsichtsmaßregeln nahm, und besonders, daß man Olympia begreiflich machte, er sei kein Narr.

Banniére fühlte sich in einem solchen Grade verliebt, daß er, weder am Raume, noch an der Dauer zweifelnd, nach Indien abgereist wäre, sicher, Olympia wiederzuerobern, wenn Beide die Zeit gehabt hätten, sich zu beruhigen und sich in's Gesicht zu schauen.

Diese Egoistenergebenheiten haben eine Macht, welche die gewöhnlichen Menschen nicht berechnen können. Sie widerstehen immer, wie Alles, was kein Äquivalent im menschlichen Leben hat.

Der andere Tag kam.

Banniére ging in einem ziemlich säubern grünen Rocke um zehn Uhr des Morgens unter den Bäumen der Tuileries spazieren, er hatte ein Buch in der Hand, um sich eine gewisse Haltung zu

geben.

Wohlverstanden, er las nicht, denn er hatte an etwas ganz Anderes zu denken, als an die in diesem Buche, welches er von seinem Wirte entlehnt, ohne nur den Titel zu lesen, enthaltenen guten oder schlechten Dinge.

Sein Herz schlug, um seinen grünen Rock abzunutzen. Um Mittag war die Folter beinahe unerträglich geworden. Endlich, auf den Schlag zwei Uhr, erblickte er Champmeslé, welcher in die große Allee hereinkam. Ohne zu berechnen, ob der Abbé ein ehrlicher Mann war oder nicht war, ob er Häscher brachte oder nicht brachte, um den entwichenen Narren wieder festzunehmen, eilte er auf ihn zu und ergriff voll Innigkeit seine Hände.

Der Abbé war ernst und abgemessen; ein unvorsichtiges Lächeln machte ihn zum Mitschuldigen von Banniére.

»Nun«, fragte Banniére, »sind Sie denn ein so schlechter Christ, Herr von Champmeslé, daß Sie Ihre Beleidigungen denen, welche Sie beleidigt haben, nicht verzeihen?«

»Doch«, erwiderte Champmeslé, »ich verzeihe Ihnen, Herr Banniére, obgleich Sie mich beinahe erstickt hätten, und ich verzeihe Ihnen nicht nur, sondern ich bringe Ihnen auch, da Sie mit Ihren zwei Sechs Livres Talern zu Ende sein müssen, zwei weitere; Sie werden mir die hier mit einander wiedergeben; ich bin nicht reich, Gott sei Dank, aber Ich brauche in diesem Augenblicke nichts.«

.Nicht einmal Ihre Soutane?« fragte Banniére lachend.

»Zum Glücke, nein«, antwortete Champmeslé naiv; »ich hatte ein Stück genommen, das groß genug war, daß man eine zweite aus dem Reste schneiden konnte: es bleibt mir also die, welche Sie auf mir sehen.«

»Sie werden heute Abend die andere bekommen, Herr von Champmeslé«, sagte Banniére.

»Wo ist sie denn?«

Banniére erzählte die Geschichte der Soutane.

»Ist der Schneider ein unehrlicher Mensch«, sagte Champmeslé, »so ist sie, da Sie sich keinen Schein darüber haben ausstellen lassen, in diesem Augenblick verloren; Ist er ein ehrlicher Mensch, so wird er sie eben so gut in acht Tagen als

heute zurückgeben, und bis dahin werden Sie sich nicht eines Talers entäußern, der Ihnen nützlich sein kann.«

»Sie werden entschieden mein Rettungseln sein, lieber Herr von Champmeslé; von dem Augenblicke an, wo ich Sie gesehen, habe ich auch nicht daran gezweifelt, und je mehr ich Sie sehe, desto mehr bin ich dessen sicher.«

»Nicht allein, um mir dies zu sagen, haben Sie mich kommen lassen?« fragte Champmeslé lächelnd.

»Nein. Ich bitte Sie in der Tat, lassen Sie uns beiseite gehen, denn ich habe viel mit Ihnen zu sprechen.«

»Fürchten Sie das Ufer?«

»Durchaus nicht.«

»Wohl, ich habe, als ich hierher kam, unter der Brücke einige Fischer bemerkt. Wir könnten uns dem Anschein geben, als schauten wir ihnen zu, wenn Sie wollen, und während wir spazieren gehen, werden wir plaudern.«

»Gut.«

Hiernach verließen Beide den Garten und stiegen unter die Brücke hinab, wie es Champmeslé vorgeschlagen hatte.

Als sie hier angekommen waren, blieb Champmeslé stehen, kreuzte die Arme, schaute Banniére an und sagte zu ihm:

»Herr Banniére, ich frage mich seit vorgestern, ob Sie ein ehrlicher Mann oder ein tiefer Bösewicht werden werden.«

»Oh! Herr von Champmeslé!« versetzte Banniére, »aus welchen Gründen haben Sie mich im Verdacht, ich könnte ein tiefer Bösewicht werden?«

»Ach! mein Bruder«, erwiderte Champmeslé, »Sie sind nun auf das ungestüme Meer der großen Leidenschaften hinausgeschleudert. Ah! Herr Banniére, welch ein Ozean und welche Stürme!«

Banniére seufzte.

»Welcher Schiffer«, fuhr Champmeslé die Augen zum Himmel ausschlagend fort, »welcher Schiffer kann dafür stehen, daß er im Hafen ankommt, wenn er so umher geworfen wird?«

Banniére bemerkte, daß Champmeslé im Begriffe war, sich in eine Predigt einzuschiffen. Er sah nun ein, warum ihn der Abbé beiseite geführt hatte, und zitterte vor der Gefahr, die er lief.

Er beschloss auch, die Sache kurz abzuschneiden und sagte:

»Lieber Herr von Champmeslé, Sie haben bewundernswürdige Anlagen für die Kanzel, doch ich werde Sie nie so aufmerksam anhören, wenn Sie von Moral sprechen, als ich Sie anhöre, wenn Sie von Olympia sprechen; sprechen Sie also von Olympia, lieber Herr von Champmeslé, und Sie werden mich an Ihren Lippen hängen sehen.«

»Verzweifelter! Verzweifelter!« rief Champmeslé mit einem tiefen Schmerz.

»Auf, lieber Abbé, seien Sie gut«, sagte Banniére; vergessen Sie nicht, daß Sie ein Mensch gewesen sind, ehe Sie ein Heiliger waren; bedenken Sie, daß nie ein menschliches Geschöpf so unglücklich gewesen ist, wie ich es bin; und wenn Ihr Herz lebendig geblieben ist, seitdem Sie sich der Kirche geopfert haben, dulden Sie, daß dieses Herz sich für mich, Ihren Nebenmenschen, erweiche. Betreiben Sie nicht die Angelegenheiten Gottes. Glauben Sie mir, Gott ist so stark und mächtig, daß er immer sie selbst zu betreiben im Stande ist.«

Banniére hatte diese Worte mit einer solchen Heftigkeit und besonders mit einer, solchen Überzeugung gesprochen, daß er wahrnahm, er habe seinen Zuhörer gerührt, und daß der Jesuit dem alten Schauspieler Platz zu machen anfing.

»Verständigen wir uns«, sagte Champmeslé. »Nicht wahr, was Sie wollen, haben Sie?« »Ich?«

»Ja, Sie. Sie wollten die Freiheit, Sie sind nun frei.«

»Das ist wahr, doch ich bin darum nur um so unglücklicher.«

»O ewige Unersättlichkeit des Menschen!« rief Champmeslé.

»Herr von Champmeslé«, sprach Banniére die Hände faltend, »wollen Sie mir einen Dienst leisten?«

»Ei! mein Gott, ja!« rief Champmeslé wie ein Mensch, der sich auf einem Abhang hinabgleiten fühlt. »Ich will das wohl, unter der Bedingung, daß Sie mich nicht zum Mitschuldigen in Etwas machen, was mein Heil gefährdet.«

»Oh! seien Sie ruhig, Ihr Heil läuft bei mir keine Gefahr, und ich werde dafür besorgt sein wie für das meinige.«

»Dann bin Ich verdammt.«

»Beruhigen Sie sich doch.«

»Sprechen Sie. Nun! warum sprechen Sie denn nicht?«

»Oh! ich armer Banniére, der ich bin!«

»Was gibt es denn wieder?« »Sie werden aufspringen, lieber Herr von Champmeslé!«

»Nach Allem dem, was ich schon von Ihnen gesehen habe, wird das schwierig sein, Herr Banniére. Ich bin wohl vorbereitet.«

»Nein, ich werde es nicht wagen.«

»Sprechen Sie immerhin.«

»Herr von Champmeslé . . . «

»Vorwärts!«

»Nun wohl! Sie sagten mir vorgestern, Sie haben zum Freunde einen Kammerherrn.«

»Den Herzog von Pecquigny; das ist wahr.«

»Sie können mein Retter sein.«

Banniére schaute Champmeslé mit einem Erstaunen über dieses frühzeitige Begreifen an.

»Ja«, fuhr Champmeslé fort, »Sie wünschen, daß ich Sie aus den Registern von Charenton streichen lasse; das ist möglich.«

»Einmal dies, wenn Sie wollen.«

»Wie, einmal Dies?«

»Ja, ich dachte nicht hieran.«

»Woran denken Sie denn?«

»Mein lieber Herr von Champmeslé, Olympia hat in der Comédie-Francaise debütiert.«

»Ja, in der Rolle von Junia, worin sie, wie es scheint, entzückend war«

»Oh! desto besser.«

»Wahrlich!« sagte der Abbé, der sich vergaß, »Sie hat so viel Talent! Erinnern Sie sich, wie sie in ihrer Szene mit Britannicus sprach. Warten Sie doch . . . warten Sie.«

Combien de fois, hélas! puisqu'il faut vous le dire;
Mon coeur de son desordre allait-il vous instruire!
De combien de soupirs, interrompant le cours,
Ai-je évité vos yeux que je cherchais toujours!
Quel tourment de se taire en voyant ce qu'on aime!
De l'entendre gémir, de l'affliger soi-même;

Losque par un regard on peut le Consoler!
Mais quels pleurs ce regard aurait - il fait couler!
Ah! dans ce souvenir, inquiete, troublée,
Je ne me sentais pas assez dissimulée.
De mon front effrayé je craignais la pâleur;
Je trouvais mes regards trop pleins de ma douleur.
Sans cesse il me semblait que Néron en colère
Me venait reprocher trop de soin de vous plaire;
Je craignais mon amour vaiment renfermé,
Enfin j'aurais voulu n'avoir jamais aimé.²²

Champmeslé sprach diese letzten Verse mit einem solchen Ausdruck, daß die Fischer sich umwandten und Banniére in die Hände klatschte.

»Bravo! bravo!« rief Banniére, »welch einen vortrefflichen Professor hätten Sie gegeben! Sagen Sie, wäre es nicht mehr Zeit, zu diesem zurückzukehren?«

»Unglücklicher! erwiderte Champmeslé, welcher wahrnahm, daß er sich auf einem etwas weltlichen Abhang hatte gehen lassen; Unglücklicher! sie richten nicht nur sich zu Grunde, sondern Sie stürzen auch mich mit Ihnen ins Verderben!«

»Mein lieber Herr von Champmeslé!«

»Zurück, Dämon!« rief Champmeslé, indem er einen Schritt machte, um zu entfliehen. Doch Banniére hielt ihn auf.

»Meine Herren!« rief einer von den Fischern, der ungeduldiger war, als die andern, »wenn Sie all diesen Lärmen machen wollen, so müssen Sie es uns sagen, wir werden anderswohin gehen; seitdem Sie da sind, beißt nichts mehr an.«

Champmeslé fühlte die Richtigkeit dieser Bemerkung und sprach leiser zu Banniére:

»Nun denn, sagen Sie sogleich, was Sie von mir wünschen, damit ich sehe, ob es möglich ist.«

LXXX.

Fortsetzung.

Die zwei Freunde, denn trotz dessen, was vorgefallen, oder vielleicht gerade wegen dessen, was vorgefallen, können wir ihnen diesen Titel geben, die zwei Freunde machten ein paar Schritte rückwärts auf das Ufer, gemäß den Aufforderungen des Fischers, den ihre geräuschvolle Unterredung in seinen Operationen belästigte. Dann sprach Banniére, der mittlerweile seinen Entschluss gefasst zu haben schien:

»Nun, mein Vater, es handelt sich ganz einfach darum, Herrn von Pecquigny um einen Debüt-Befehl zu bitten.«

»Für wen?« rief Champmeslé.

»Für mich«, erwiderte Banniére.

»Für Sie, Banniére! Ihre Verdammnis von Pecquigny verlangen!«

»So ist es, lieber Herr von Champmeslé!«

»Oh! nein, mein guter Freund, nein, genug, genug! Ich werde mich nicht zum Werkzeuge Ihres Unglücks machen! Leiden Sie vorübergehend in dieser Welt, aber brennen Sie nicht ewig in der andern.«

»Mein lieber Herr von Champmeslé, wenn wir hierbei sein werden, wollen wir sehen, was zu tun ist, doch indessen . . . «

»Ja, suchen wir das Tier, die Materie zu befriedigen! Ganz und gar nicht!«

»Ei! mein Gott, nichts verhindert es, daß wir, den Geist dabei befriedigen.«

»Ganz und gar nicht! Sie werden mich eher töten, als daß Sie mich bewegen, eine solche Sache zu tun. Ich habe meine festen Ansichten!«

»Sie töten, lieber und würdiger Abbé! nie! Ich hoffe, Sie werden in den Himmel gehen, ohne daß Ihnen Jemand das Märtyrthum auferlegt; nur gehen Sie so spät, als Sie können, und bis dahin, ich bitte Sie inständig, unterstützen Sie mich mit Ihrer ganzen Macht.«

»Nein.«

»Teurer Herr von Champmeslé!«

»Nie!«

»Ich flehe Sie an.«

»Nie! nie! sage ich Ihnen!«

»Wohl an! ich weiß, was mir zu tun bleibt.«

»Was werden Sie tun?«

»Ich werde selbst Herrn von Pecquigny aussuchen.«

»Gut! er wird Sie geraden Weges wieder nach Charenton bringen lassen.«

»Es geschehe! Alle Tage werde ich den Herrn bitten, er möge dem Abbé von Champmeslé das grässliche Unheil, das er mir zugezogen, verzeihen.«

»Oh! der Himmel wird wissen, woran er sich zu halten hat.«

»Mein Gott! werde ich sagen, ›verzeih meinem lieben Herrn von Champmeslé, der im Grunde gut war, mein Märtyrerleben und den verzweiflungsvollen Tod, den Tod des Atheisten, den Tod des Gotteslästerers, den er an das Ende meiner kampfvollen Tage gesetzt hat!«

Champmeslé bebte.

Banniére hatte in seinen Aufwallungen eine natürliche Beredsamkeit, der man sich ergeben musste, und am Ausdrucke seiner aus der tiefsten Tiefe seines Herzens hervorkommenden Stimme fühlte man wohl, daß er die Wahrheit sprach.

»Aber«, fragte Champmeslé selbst in Verzweiflung, daß er Banniére keine bessere Gründe entgegensetzen fand, »warum wollen Sie denn dieses hässliche Schauspielerhandwerk wieder aufnehmen, das ich mit so großer Freude verlassen habe? Sie sind also ein Besessener? Sie haben also zwei Marotten zugleich, mein Liebster! die Narren, die größten Narren haben immer nur eine.«

»Aber, mein lieber Abbé, ich habe auch nur eine.«

»Bah! Sie können nicht ohne das Theater leben.«

»Nein.«

»Und Sie werden sterben, wenn Sie Olympia nicht wiederfinden.«

»Nun?«

»Ich habe gesagt, zwei Marotten.«

»Sehen Sie denn nicht, daß mich die eine ganz natürlich zu der andern führt?«

»Wie?«

»Ach! für einen Mann, der mit den Vertrauten debütiert hat . . . «

»Stille! sprechen wir nicht mehr davon.«

»Sie begreifen sehr schwer.«

»In welcher Hinsicht?«

»Wenn ich bei der Comédie-Francaise eintrete, so finde ich Olympia wieder.«

»Ei! bei Gott! Sie haben zu diesem Ende nicht nötig, bei der Comédie-Francaise einzutreten: Sie werden Olympia von Clèves überall finden, führt Sie der Teufel wieder in Versuchung.«

»Oh! nein! Sie sind hierbei in einem Irrtum begriffen. In ihrem Hause wird Olympia bewacht sein, in ihrem Hause werde ich Herrn von Mailly finden.«

»Aber auf der Straße, aber mitten in den Tuilerien, wie mich, zum Beispiel?«

»Es wäre ein Zufall, wenn man Ihr begegnen würde.«

»Bah! und die kleine Post, warum ist sie erfunden worden?«

Banniére schüttelte den Kopf.

»Ah! für einen alten Schauspieler, mein lieber Abbé . . . «

»Was für eine Dummheit habe ich wieder gesagt?«

»Wenn ich Olympia schreibe und sie bitte, irgendwo, wo es auch sein mag, mit mir zusammenzukommen, so habe ich zwei schlimme Chancen gegen eine gute.«

»Welche?«

»Die erste, daß man meinen Brief auffängt; viele Leute haben ein Interesse, Herrn von Mailly, der reich und mächtig ist, angenehm zu sein. Wird mein Brief aufgefangen, so erhält ihn Olympia nicht; das ist meine erste schlimme Chance.«

»Gut! das wäre eine.«

»Leugnen Sie dieselbe?«

»Nein. Lassen Sie die zweite hören.«

»Die zweite ist, daß Olympia, die mich als Narren in Charenton

gesehen hat, abermals für einen Narren, für einen viel größeren Narren hält, als in Charenton und in meinem Käfig. Und dann begreifen Sie, wenn sie entflohen ist, da sie mich wohl eingegittert, wohl in einem Käfig eingeriegelt gesehen hat, so wird sie noch ganz anders entfliehen, wenn sie mich frei, ohne Riegel, ohne Gitter und ohne Wächter weiß!«

»Ah! ah!«

»Und dann wird sie nicht nur nicht zum Rendezvous kommen, sondern sie wird mich auch, aus frommer Fürsorge für meine Gesundheit, in das Hospital zurückführen lassen, gerade wie Herr von Pecquigny, weshalb der Abbé von Champmeslé den Vorwurf seines redlichen Herzens nicht entgehen kann, das ihm ewig zurufen muss, seine Grausamkeit habe den Tod des unglücklichen Banniére verursacht.«

»Hm! hm! es ist Wahres hieran«, sagte der Abbé.

»Sie sind also endlich überzeugt? Das ist ein Glück!«

»Überzeugt, daß es für Sie ein Bedürfnis ist, Fräulein von Clèves wiederzusehen; doch zum Theater zurückzukehren, nein.«

»Ich bedarf des Einen und des Andern, lieber Abbé. Sie wissen wohl, was das Theater ist, da Sie dreißig Jahre Komödie gespielt haben.«

»Leider.«

»Wohl denn! auf dem Theater wird Alles, was anderswo schwierig ist, leicht. Dort treffe ich mit ihr zusammen, Sie begreifen das wohl, ohne die Eifersucht von irgend Jemand zu erregen, und errege ich sie, so kann man mich nicht verhindern, sie zu sehen, mit ihr zu sprechen, in ihre Loge einzutreten, ihr begreiflich zu machen, daß ich kein Narr war, oder daß, wenn ich einer war, dies aus Verzweiflung, sie nicht zu sehen, so gewesen ist.«

»Und wenn Sie ihr das begreiflich gemacht haben werden?«

»Wenn ich ihr das begreiflich gemacht habe, dann wird meine Rache beginnen.«

»Sie wollen sich also an Olympia rächen?«

»Ich habe keine andere Absicht«, rief Banniére.

Und seine Augen funkelten bei einem inneren Gedanken, der seinen Geist erleuchtete.

»Oh! ja wohl, es fehlte sonst nichts mehr«, sagte der Abbé, der sich bei diesen letzten Worten empörte, »er will ein Verbrechen begehen und ruft mich zu Hilfe.«

»Ei! nein, Herr von Champmeslé, ich will kein Verbrechen begehen; Sie übertreiben.«

»Sie wollen sich rächen, sagen Sie?«

»Ja, aber christlich.«

»Es gibt keine christliche Rache!«

»Abbé!«

»Die heilige Schrift verdammt dieses Gefühl.«

»Abbé, Sie tun Ihren Kenntnissen Abbruch; hören Sie, wie ich mich zu rächen gedenke . . . «

»Keine Art, sich zu rächen, ist erlaubt.«

»Es ist mir nicht erlaubt, Olympia bereuen zu machen, indem ich ihr beweise, daß sie weniger edelmütig, als ich, gewesen ist?«

»Ah! das ist etwas Anderes.«

»Sie sehen wohl, Abbé.«

»Wenn Sie ihr aber bewiesen haben, daß Sie edelmütiger sind, wird sie Ihnen verzeihen?«

»Vielleicht.«

»Und dann werden Sie sich mit ihr aussöhnen?«

»Ich hoffe es.«

»Sehr gut! Und Ich werde die Hände zu Ihrer Versöhnung geboten haben! Das wäre hübsch!«

»Ach! Herr Abbé, wir werden uns wahrscheinlich nicht versöhnen, doch sie wird wenigstens sehen, daß ich kein Narr bin, sie wird sehen, daß ich sie nie betrogen habe, sie wird sehen, daß ihr Stolz ihr schlecht gegen meine glühende Liebe geraten hat.«

»Wenn sie dies Alles sieht, werden Sie sich aussöhnen. Unmöglich.«

»Oh! mein armer Freund! oh! mein lieber Abbé! ich bitte Sie, um Gottes willen! seien Sie doch der Diener der Güte des Himmels und nicht der seines Zornes.«

»Schmeichler!«

»Sie lieben mich, wie ich sehe.«

»Ich gestehe es.«
»Sie haben ein goldenes Herz!«
»Ich wollte, es wäre von Diamant.«
»Es wäre nicht mehr wert.«
»Es würde härter sein.«
»Sie willigen also ein?«
»Unter einer Bedingung.«
»Unter welcher?«
»Daß der erste Vorschlag, den Sie ihr machen, der, eine christliche Verbindung mit ihr zu schließen, sein wird.«
»Ich verlange nichts Anderes, lieber Abbé.«
»Sie versprechen es mir?«
»Ich schwöre es Ihnen und verspreche Ihnen sogar noch etwas Anderes.«
»Was denn?« . . .
»Wenn Olympia zu dieser Heirat einwilligt . . . «
»Nun?«
»Wo wir auch sein mögen, Sie werden uns trauen.«
Das Gesicht von Champmeslé strahlte, er hatte noch Niemand getraut.
»Gegen dieses Versprechen gebe ich meine Einwilligung zu dem, was Sie wünschen«, sagte er.
»Oh!« rief Banniére, »erlauben Sie mir, das ich Sie umarme.«
»Thun Sie es, werfen Sie mich ab« nicht in, Wasser.«
Unmerklich hatten sie sich wieder dem Fluss genähert.
»Engel, mein guter Engel!« rief Banniére.
»Meine Herren«, sprach der ungeduldige Fischer, »können Sie sich nicht anderswo umarmen?«
»Mein Freund,« sagte Champmeslé zu Banniére, »Sie sehen, daß wir diesem braven Manne sehr lästig, sind.«
»Ja«, versetzte der Fischer.
Niemand ist brutaler als ein Mensch, der eine Leine in der Hand hält und seit einer Stunde nicht eine einzige Gelegenheit gehabt hat, sie aus dem Wasser zu ziehen.
Banniére war aber zu freudig, um sich um eine solche

Kleinigkeit zu bekümmern.

»Es ist also abgemacht«, sagte er, »Sie werden mich unterstützen, lieber Herr von Champmeslé?«

»Zum Wohle der Menschheit, ja.«

»Sie werden Herrn von Pecquigny um einen Debüt-Befehl für mich bitten?«

»Ja.«

»Sie werden ihn erhalten?«

»Ah! ah! wie rasch sind Sie!«

»Sie werden ihn erhalten.«

»Ich stehe nicht hierfür.«

»Warum nicht?«

»Weil sich Wahrhaftig der Herzog von Pecquigny nicht so verbindlich machen kann, ohne Sie zu kennen.«

»Führen Sie mich zu Ihm.«

»Unglücklicher, Sie vergessen, daß er Sie in Charenton gesehen hat.«

»Erlauben Sie, ich hatte einen Bart von drei Wochen und sehr schlecht gekämmte Haare; überdies hat er mich nur einen Augenblick gesehen.«

»Dieser Augenblick wird genügen, Sie haben ein sehr kenntliches Gesicht.«

»Dann werde ich nicht zu ihm gehen; Sie werden es besser allein machen.«

»Wenn er Ihren Namen kennt?«

»Woher sollte er ihn erfahren haben?«

»In Charenton.«

»Sie wissen wohl, daß man in Charenton keinen Namen hat; man ist eine Nummer und nicht mehr.«

»Herr von Pecquigny ist aber nicht Jedermann, und es kann sein, daß der Direktor . . . «

»Dann nennen Sie mich nicht.«

»Ich werde also lügen müssen?«

»Sie werden lügen, um der Menschlichkeit zu gehorchen.«

»Ich will gar nicht lügen. Merken Sie also wohl auf, Wenn er mich fragt, für wen diesen Befehl.«

»Nun! so sagen Sie, es sei für einen Menschen, der Sie am Innigsten auf der Welt liebe, für eine, Menschen, den Sie selbst ein wenig lieben, für einen Menschen, der diesen Befehl mit einer ewigen Dankbarkeit bezahlen werde, für einen Menschen endlich, der sein Leben für Sie und den Herzog von Pecquigny zum Lohne für das, was Sie Beide für ihn getan, geben werde.«

Champmeslé wandte sich ab, seine Augen waren von Tränen befeuchtet.

»Dieser junge Mann wäre ein ausgezeichneter Prediger geworden«, sagte er. »Wie Schade, daß er sich von der Kirche getrennt hat!«

»Oh! mein Freund, kommen Sie, kommen Sie«, sprach Banniére.

»Ja, mein Herr!« rief der Fischer mit flehendem Tone, »Sie werden dadurch zwei Personen erfreuen.«

»Wie, auf der Stelle?«

»Ja, mein Herr, auf der Stelle«, sagte der Fischer, »was macht das Ihnen?«

»Kommen Sie, kommen Sie«, wiederholte dringlicher Banniére.

»Aber wie . . . «

»Wo ist der Herzog?«

»In Versailles.«

»Ich führe Sie dahin.«

»Gehen wir also.«

»Ah!« rief der Fischer, »das ist ein großes Glück.«

Champmeslé hatte keinen Willen mehr, er ließ sich fortziehen.

Eine solche Liebe ist wohl so viel wert, als der Essig, mit dem Hannibal die Felsen der Alpen schmelzen ließ, wie ganz ernsthaft Titus Livius sagt, und wenn es ihr nicht immer glückt, zu binden, so gelingt es ihr doch immer, zu lösen.

Banniére hatte seinen Arm um den des Abbé geschlungen und ließ ihn gegen Versailles fliegen.

»Aber wir gehen nicht so nach Versailles?« sagte Champmeslé.«

»Doch!«

»Zu Fuße?«

»Oh! nein, wir fahren. Ich werde bezahlen.«

»Ah! ja, von den zwanzig Livres, die Sie noch haben.«

»Nun! ist das nicht hinreichend?«

»Doch; aber was wird Ihnen bleiben?«

»Für mich, immer genug.«

Champmeslé zuckte die Achseln.

»Hier«, sagte er, »nehmen Sie noch diese drei Louis d'or.«

»Oh!« rief Banniére in einem Aufschwung erhabener Naivität, »würden Sie mir hundert bieten, ich nähme sie.«

Champmeslé, der das Leben dieses Menschen kannte, der wusste, welches Quantum Gold unter seinen Händen zerschmolzen war, erstaunte, daß er eine solche Seelenjugend, ein solches Zartgefühl im Grunde eines Herzens fand, das viele Menschen gebrandmarkt zu finden geglaubt hätten.

»Ah! Ah!« murmelte er, »es ist noch nicht Alles verloren, und das ist eine Seele, die ich retten werde. Die Liebe ist ein Mittel wie ein anderes, und die Palme des Märtyrertums überzeugt vielleicht nicht so sehr, als der von einer redlichen Frau demjenigen, welcher sie liebt, gebotene Rosenzweig.«

Sie stiegen in einen Fiacre bei der Porte de la Conférence und legten in drei Reisetunden die vier und eine halbe Meile zurück.

Wir müssen sagen, daß der durch das von Banniére versprochene Trinkgeld angefeuerte Kutscher sich eilte.

An der Tür vor dem Hotel des Herzogs angekommen, wartete Banniére Anfangs in dem Wagen, dann auf einer Bank, dann indem er auf und abging, da seine Ungeduld ihm nicht erlaubte, aufs einer Stelle zu bleiben.

Nach Verlauf einer Viertelstunde hatte Banniére eben so viel stille Gebete verrichtet, als eine Braut, die man nach der Kirche führt, oder als ein Verurteilter, den man nach dem Schafott schleppt.

Der Abbé blieb lange aus, und Bauniere verzweifelte.

Das kam daher, weil der Abbé Schwierigkeiten vorfand.

Der Abbé blieb lange aus, das kam daher, weil man ihn voll Aufmerksamkeit anhörte, und weil er auf dem Punkte stand, daß es ihm gelang.

Eine halbe Stunde, oder vielmehr ein halbes Jahrhundert verfloss, während dessen Banniére alle Heiligen des Paradieses anrief.

Er war weit gläubiger, als Champmeslé es glaubte.

Endlich öffnete sich die Tür wieder, und Banniére stürzte herbei. Champmeslé erschien wieder mit seinem nämlichen mimischen Gesicht.

»Er hat es ausgeschlagen!« rief Banniére voll Verzweiflung aus.

»Nehmen Sie«, äußerte Champmeslé, indem er ein Papier aus seiner weiten Tasche zog.

»Unterzeichnet! unterzeichnet!« rief Banniére aus. O! seien Sie gesegnet, Sie und der Herr Herzog!«

Und indem er auf der Straße niederkniete, küsste der arme junge Mann das herrliche Papier.

Zum Glück war Versailles selbst zu den Zeiten Ludwigs XIV. niemals von Vorüber kommenden überfüllt, und das Pflaster ist dort trocken.

Banniére umarmte Champmeslé Tausend Male während der Reise und zwei Tausend Male auf dem Platze Saint-Antoine, wo sie sich trennten, nachdem man die Soutane von dem Schneider geholt hatte. Aber da Banniére bald das Ende seiner drei Louisd'or sehen sollte, so nahm er noch sieben andere von Champmeslé an, was seine Schuld auf zehn Louis d'or erhob. Außerdem gab ihm Champmeslé auf sein Verlangen, und da Banniére nicht mehr fürchtete, daß man ihn ihm nähme, den Ring zurück, den er zum Aufheben erhalten hatte.

Und zuverlässig glücklicher als der König Ludwig XV. in seinem Palast von Versailles kehrte er in sein Wirtshaus der Straße Saint-Victoire zurück, nachdem er dem Abbé versprochen hatte, vernünftig zu sein und ihn von Allem in Kenntnis zu setzen.

LXXXI.

Kehren wir zu dem Könige, zu der Königin und zu Frau von Mailly zurück, während der glückliche Banniére sich zu seinen Antrittsrollen vorbereitete.

Fangen wir mit der Königin an.

Die Königin hatte aufmerksam das angehört, was Herr von Fleury ihr über Herrn von Mailly gesagt oder hatte sagen lassen.

Die Königin war nicht eifersüchtig.

Eine andere Königin hätte nach der Ursache dieser Teilnahme des Herrn von Fleury für den Grafen gefragt; eine andere Königin hätte sich erkundigt, hätte zu erraten gesucht, hätte die Pläne erfahren, welche man in Bezug auf den König und auf Frau von Mailly bildete, und sie hätte sich natürlich geweigert, eine Gunst zu bevorzugen, welche für sie eine Ungnade werden sollte.

Doch die Königin war diese gute, ehrliche und kalte Maria Leszczinska, sie fragte nichts, sie erkundigte sich nach nichts, erriet nichts, reichte das Diplom dem König und sagte ihm, um was es sich handelte, und der König, der, im Grunde seines Herzens, ohne zu wissen warum, instinctartig wünschte, Herr von Mailly wäre so fern als möglich, der König unterzeichnete.

Die arme Königin! sie vermutete so wenig, sie habe eifersüchtig zu sein nötig, daß sie die Person weit zurückgestoßen haben würde, die ihr den Rat gegeben, es zu scheinen, obgleich, man muss es gestehen, dieser Rat vortrefflich gewesen wäre.

Unglücklich wie die Mehrzahl der außerordentlich ehrlichen Frauen, die in der Welt, welche man einen Hof nennt, umgeben von Feinden, die man schonen muss, ohne Schonung an denjenigen anstoßen, welche sie umgeben, und bei diesen Stößen sich abnützen, glaubte die Königin, für die im Grunde ihres Herzens der König das kostbarste Gut war, denn sie liebte den König wahrhaft, die Königin glaubte, die Liebe des Königs für sie werde ewig währen.

Hätte sich diese Hoffnung ohne Richelieu und ohne Fleury verwirklicht? Es ist Aufgabe der Geschichte, dieses Geheimnis zu

ergründen, und nicht unsere Ausgabe. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß Ludwig XV. vielleicht lange in seine Frau verliebt geblieben wäre, — ohne seine Frau selbst.

Denn bis zu dem Alter, das Ludwig XV. erreicht hatte, nämlich bis zu seinem achtzehnten Jahre ungefähr, hatte Ludwig XV., der Schönste der Jünglinge seines Reiches. Ludwig XV., mit Bewunderung von allen Frauen seines Reiches angeschaut, nur Blicke für Maria Leszcinska gehabt, welche, wie gesagt, war so Sorglosigkeit, war es Vertrauen zu der Liebe Ihres Gemahls, ihm entfernt nicht für diese Treue nur den Dank wusste, den Maria Theresia Ludwig XIV. dafür gewusst hätte.

Es fand aber der Unterschied zwischen den zwei Königinnen statt, daß Maria Theresia Ludwig XIV. mit ihrer Zärtlichkeit ermüdete, Während Maria Leszcinska Ludwig XV. mit ihrer Gleichgültigkeit ermüdete.

Und bei der Schüchternheit, welche den Grund vom Charakter des Königs bildete, musste, um auf Ludwig XV. den galantesten König der Monarchie zu machen, diese Gleichgültigkeit seiner Frau sehr groß sein.

Aber in der Zeit, in der wir uns befinden, war Ludwig XV. noch der tugendhafte König, der allen Versuchungen widerstanden hatte; er hatte auch kaum das Diplom von Herrn von Mailly unterschrieben, als er, dessen sich erinnernd, was Richelieu ihm von dieser Dame gesagt, und was ihm vielleicht seine persönlichen Erinnerungen sagten, bereut, für sich selbst dieses Thor der Verführung dadurch geöffnet zu haben, daß er Frau von Mailly halb zur Witwe machte.

Nicht als hätte er irgend Jemand die Gelegenheit zu suchen versprochen, aber er fühlte sie kommen, und das genügte, um ihn zu erschrecken.

Als er in seine Gemächer zurückgekehrt war, dachte er an die Königin, und indem er an sie dachte, erinnerte er sich, daß sie die Schönste und Liebenswertigste von allen Frauen war.

Das war nicht die Ansicht von Jedermann, aber es war die von Ludwig XV. mit achtzehn Jahren.

Er sagte sich, das Glück anderswo suchen heiße Gott versuchen.

Er wollte auf der Stelle Maria Leszczinska sehen, um sich in diesem guten Entschluss zu bestärken, und er rief Bachelier, seinen Kammerdiener, und schickte ihn ab, um die Königin von seinem Besuche zu benachrichtigen.

Während der Abwesenheit dieses würdigen Dieners durchging der König die ganze Moral, die ihm sein Erzieher, der Tugendhafte des Hofes, und der verstorbene König gemacht hatten, und da diese Moral an diesem Tage sehr angenehm mit dem Zustande seines Herzens in Einklang zu setzen war, so fand es der König süß, sie in Ausübung zu bringen.

Der Kammerdiener kehrte zurück.

»Was ist es?« fragte ihn Ludwig XV.

»Sire, die Königin kann in diesem Augenblick Eure Majestät nicht Empfangen.«

»Ist die Königin unpässlich?«

»Nein, Sire, oder Ihre Majestät sagt es wenigstens nicht, und ich glaube es auch nicht.«

»Haben Sie sie selbst gesehen?«

»Ja, Sire, und Ihre Majestät hat eine herrliche Gesichtsfarbe. Aber Ihre Majestät lässt dem König sagen,, sie wünsche allein zu bleiben.«

Ganz erstaunt, heftete Ludwig seine großen blauer Augen auf seinen Kammerdiener.

Die Königin liebte die Einsamkeit, aber noch nie hatte sie dem König ihre Tür verschlossen.

Ludwig XV. war so erstaunt hierüber, daß er stumm blieb.

»Nicht wahr, Sire, das ist wunderbar?« sagte Bachelier.

»Sehr wunderbar!« wiederholte der junge König, vor Verdruss und Zorn errötend.

»Dergestalt wunderbar, daß ich mir erlaubt habe, die Königin ihre Worte wiederholen zu lassen, als hätte ich schlecht verstanden«, sagte Bachelier.

»Und sie hat wiederholt?«

»Vollkommen.«

»Bachelier«, sprach Ludwig XV., »die Königin muss krank sein.«

»Nein, Sire, die Königin hat nur ihre Ideen, wie es scheint.«

»Was nennst Du ihre Ideen, Bachelier?«

»Wird mir Eure Majestät erlauben, ihr die Wahrheit als getreuer und ergebener Untertan zu sagen?«

»Sprich, mein guter Bachelier, sprich, um so mehr, als ich das ganz genau weiß. Bei ihren Grundsätzen von übertriebener Frömmigkeit, bildet sich die Königin ein, sie missfalle dem Himmel, wenn sie ihrem Gemahl gefalle. Ist es nicht das, was Du sagen willst, Bachelier?«

»Ja, ich gestehe, es ist ein wenig das, Sire.«

»Das ist entschuldbar: Gott vor Allem, Bachelier.«

»Oh! Sire!« rief Bachelier.

Und er untermalte gleichsam ein Lächeln, das Voltaire selbst ziemlich atheistisch gefunden haben würde.

Der König sah dieses Lächeln, welches ihm zudenken gab.

»Sprich«, rief er.

»Sire, was Eure Majestät gesagt hat, ist wahr. Oh! es muss so sein.«

»Wie! es muss so sein?« versetzte der König, der sich in der Absicht von Bachelier täuschte.

»Ja, denn wenn jede andere Frau als die Königin zum Gemahl den König hätte, — den König, so wie Sie sind, das heißt, einen schönen, ganz von Jugend glänzenden Mann, so würde sie sich weniger gleichgültig zeigen.«

»Wohl«, erwiderte Ludwig seufzend, »doch die Königin ist einmal nicht diese andere Frau! Was willst Du, Bachelier, das ist ein Unglück.«

Und er seufzte abermals.

Bachelier beschloß, die Gelegenheit, die sich ihm bot, zu benützen, und blieb beharrlich.

»Gleichviel«, sagte er, »der König ist nicht glücklich, und ich kenne einen kleinen Offizier bei den Garden, der sehr Unrecht hat, wenn er sagt: Glücklicher wie der König!«

»Warum dies?« fragte Ludwig XV.

»Weil er wenigstens bei der Rückkehr von den Porcherons oder von Saint-Mandé eine hübsche junge Frau findet, die sich

beeifert, ihm zu gefallen.«

Ludwig XV. faltete die Stirne.

»Und«, fügte Bachelier bei, »sehen Sie, Sire, die Beichtiger mögen immerhin predigen, die Jugend bleibt die Jugend, das heißt, eine Ohr kurze Zeit für die Könige wie für die andern Menschen.«

Das war eine so unbestreitbare Wahrheit, daß Ludwig mit einer tiefen Entmutigung in einen Lehnstuhl sank.

»Was macht Eure Majestät?« fragte Bachelier nach einem Stillschweigen von einigen Minuten.

»Meine Majestät langweilt sich, Bachelier«, erwiderte der König mit kläglichem Tone.

Dann sich erhebend, fügte er bei:

»Doch ich werde mich nicht immer langweilen, das verspreche ich Dir, Bachelier.«

»Ah! Sire, Sie haben da ein gutes Wort gesagt!« rief Bachelier.

Und er verschwand ganz strahlend, um diese Neuigkeit Herrn von Richelieu zu überbringen.

So hatte die Gleichgültigkeit, die Bigotterie und die Unüberlegtheit einer zu ehrlichen Frau mit einem Worte das Angesicht eines Staates und die Zukunft Frankreichs verändert.



LXXXII.

Der König langweilt sich.

Frühzeitig am andern Morgen, nach einer ziemlich schlechten Nacht, bemerkte Ludwig XV. Richelieu unter den, um seinem Lever beizuwohnen, versammelten Höflingen.

Der König war verdrießlich.

Ein einfacher Privatmann ist verdrießlich, wenn er schlecht geschlafen hat, um so viel mehr ein König.

Er schlug die Jagd aus; er schlug sein Morgenconcert aus und ging ganz zerstreut in die Messe.

Er aß wenig und auf eine schlimme Art.

Dagegen brummte er viel.

Er besichtigte seine Pferde, die er schlecht aussehend fand. Und es gab doch keine schönere Pferde in Europa. Darunter waren ein Geschenk des Großtürken, und Tiere von englischer Race, welche Dubois von London mitgebracht hatte, als er dahin gegangen war, um den Vertrag der Quadrupelallianz unterzeichnen zu lassen.

Als man diese entsetzliche Melancholie des Königs sah, zitterte Jeder.

Sollte der König krank werden? Sollte ihn der Herr Herzog von Orleans von jenseits des Grabes vergiften?

Denn bekanntlich ging von 1715 an bei jeder Unpässlichkeit, welche Ludwig XV. befahl, das Gerücht, er sei vom Herrn Regenten vergiftet worden.

Der König krank, welch ein Schlag!

Ludwig XV. hatte noch nicht gesprochen, und man wusste schon an beiden Enden von Versailles, der König sei krank.

Man sah nun die Höflinge ein Gesicht ähnlich dem des Königs machen und mit den Ärzten zanken.

Gegen Mittag willigte der König indessen ein, auszureiten, und Richelieu erhielt die Erlaubnis, ihn zu begleiten. Ludwig XV. wählte den Weg durch den kleinen Park und gegen die Teiche. Er ritt wie Hippolyt mit gesenktem Kopfe und sprach kein Wort.

Richelieu näherte sich ihm.

»Sire«, sagte er, »verzeihen Sie meinem Eifer und meiner Ergebenheit; Ich beleidige vielleicht Eure Majestät, doch das Motiv wird meine Entschuldigung sein.«

»Sprechen Sie, Herzog, und befürchten Sie nicht, mir zu missfallen«, erwiderte der König: »gehören Sie nicht zu meinen Freunden?«

»Sire, welche Güte!«

Richelieu verbeugte sich auf den Hals seines Pferdes. Dann fuhr er fort:

»Ich sehe, daß Eure Majestät sich langweilt.«

»Das ist wahr, Herzog«, antwortete der König; »doch wie sehen Sie das?«

»Sire, ein König von Ihrem Alter und von Ihrer Schönheit muss nicht den Kopf so beugen und das erloschene Auge auf den Boden senken.«

»Ah! Herzog, man hat seinen Kummer, obgleich man König ist.«

»Ist es der Wille Eurer Majestät, daß ich Sie tröste?«

»Und was werden Sie zu diesem Ende tun?«

»Hören Sie meine Moral, Sire.«

»Oh! gewiß höre ich, besonders wenn Sie von Moral sprechen.«

»Und warum, wenn ich von Moral rede, eher, als wenn ich von etwas Anderem rede?«

»Weil ich weiß, was man unter dem Worte: Moral à la Richelieu versteht.«

»Eure Majestät erlaubt also?«

»Oh! ja, ich befehle es Ihnen, heitern Sie mich auf.«

»Wissen Sie, Sire, wie ein junger Mann dazu kommt, daß er ein glänzendes Auge, eine bebende Lippe und ein wohl gebogenes Bein hat?«

»Herzog, ich weiß es vielleicht nicht, doch Sie werden es mich lehren.«

»Sire«, sagte Richelieu, »ich bin nur ein einfacher Edelmann, aber es fließt ein gutes Blut in meinen Adern, und als ich die

achtzehn Jahre Eurer Majestät zählte, war ich, wenn nicht schön wie der Tag, schön wie Sie, doch glücklich genug, um den hübschen Damen nicht zu missfallen.«

»Ich weiß es, Herzogs Sie stehen wenigstens in diesem Rufe, und derjenige müsste schöne Dinge erfahren, welchem man Alles, was gesagt worden ist, wiederholen würde.«

»Nun wohl, Sire, ich bin kein Geck; ich habe nie nötig gehabt, es zu sein.«

»Geck!«

»Die Wahrheit, Sire; was man anspricht, ist die Wahrheit.«

»Ich sage Ihnen mein Kompliment. Aber wie machten Sie es?«

»Wie ich es machte?«

»Ja, die schönen Liebschaften können nicht Jedermann zufallen.«

»Nein, Sire, das ist wahr; aber denjenigen, welche sie suchen und sie zu finden wissen.«

»Das ist nicht das Handwerk eines Königs.«

»Dann, Sire, ist das Handwerk eines Königs, zu tun, was Sie tun, das heißt, sich bedeutend zu langweilen. Ich, ein einfacher Edelmann, der ich nicht dieselben Motive wie ein König habe, die Langweile zu respektieren, habe sie immer so gut als möglich vermieden. Es war auch ein Vergnügen, mich im Alter Eurer Majestät mit lebhaftem Auge, mit rosiger Lippe, mit kräftigem Appetit, leicht wie ein Vogel, zu sehen. Ah! Sire, man muss gestehen, man belustigt sich nur unter diesen Bedingungen.«

»Ich wäre also nie im Stande, mich zu belustigen, Herzog?«

»Warum, Sire?«

»Sprechen Sie, was würden Sie an meiner Stelle tun?«

»Oh! ich will es Ihnen sehr rasch sagen, Sir. Und vor Allem sind Sie der Gebieter, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Ludwig XV., indem er zu lächeln suchte; »man sagt es mir wenigstens.«

»Ich bin mir nicht selbst so sehr feind, daß ich es versuchen sollte, Eure Majestät zu überreden, meine Gesellschaft sei ohne Reize, doch ich glaube, es wäre Eurer Majestät möglich, eine noch viel anziehendere zu finden.«

»Mein Gott! wo dies?«

»Was Sie da sagen, ist schmeichelhaft für mich, Sire. Doch Eure Majestät braucht nur zu suchen, nicht unter den Männern, denn ich bin sicherlich einer der am wenigsten langweiligen Männer, sondern unter den Frauen.«

»Glauben Sie, Herzog?«

»Versuchen Sie es, Sire.«

»Ei! Herzog«, rief der König mit einer Ungeduld, die den Höfling entzückt, »Sie wiederholen immer: Versuchen Sie es, versuchen Sie es! Aber wie soll ich es versuchen? Ist es denn so leicht, eine Frau zu beunruhigen, sich um sie zu bewerben?«

»Einmal, Sire, wenn man der König ist und Ihr Gesicht hat, beunruhigt man nie eine Frau, oder man beunruhigt vielmehr alle. Ich will mit Ihnen nach meinem Charakter sprechen; aber glauben Sie mir, Sire, wenn ich König wäre, wären alle Frauen meines Hofes wahnsinnig in mich verliebt. Das ist das königliche Recht. Eure Majestät flieht sie, schüchtert sie ein. Sire, Ihr Ahnherr, Heinrich IV., begriff die Rechte des Königtums besser.«

»Er begriff sie zu sehr, Herzog.«

»Und man hat sich darüber beklagt?«

»Das Volk.«

»Sire, hören Sie die Volkslieder: das ist die wahre öffentliche Meinung.«

»Nun?«

»Nun! Sie werden sehen, wie sie den Bert-Galant behandelt.«

Der König stieß einen Seufzer aus und neigte das Haupt.

In diesem Augenblick waren der König und Richelieu beim großen Teiche des Waldes von Sévres angelangt.

Auf der Linken kam in kurzem Galopp, gefolgt von zwei Lackeien, eine Frau aus dem Walde hervor.

Als sie den König erblickte, hielt sie an und verneigte sich tief von ihrem Pferde herab.

»Wer ist da und wer grüßt,« fragte zerstreut der König, der an die Grüße gewöhnt und der Höflichkeiten müde war.

»Ich weiß es nicht genau«, erwiderte Richelieu, der, wie ein Gebieter, die zerstreuteste Miene der Welt heuchelte. »Doch

gewahrt Eure Majestät nicht eine Kalesche unter den Bäumen? Die Kalesche muss Wappen haben. Erlaubt Eure Majestät, daß ich mich erkundigen lasse?«

»Oh! Es ist unnötig,« erwiderte der König.

Aber Herr von Richelieu hatte Zeit gehabt, dem verständigen Raffé einen Wink zu geben, und Raffé hatte begriffen.

Raffé setzte also sein Pferd in Galopp, und immer galoppierend kam er sogleich wieder zurück und sagte Richelieu ins Ohr, was Richelieu und er vollkommen wussten.

»Sire«, sprach Richelieu, »es ist Gräfin von Mailly.«

Der König machte eine Bewegung, welche Richelieu im Fluge auffing.

»Ich sage also«, fuhr er fort, ohne daß er das geringste Gewicht auf dieses Begegnen zu legen schien, »ich sage also, Sie nehmen zu viel Rücksicht auf das Volk, Sire, und nicht genug auf Sie. Der Herr Herzog von Orleans, der Regent, derjenige, welcher so sehr für Sie Sorge getragen, was wir auch Alle, und ich zuerst, über ihn gesprochen haben, hat der Herr Regent nicht von allen Rechten des Königtums Gebrauch gemacht? Nun, Sire, da es nicht zum Nachteil des Staates geschah, so hat man es ihm nie vorgeworfen . . . Und dann, erfährt man je, was die Könige tun, tun sie wollen, daß man es nicht wisse?«

»Oh! Herzog, was das betrifft, immer; Herr von Fleury hat es mir sehr oft wiederholt.«

»Ei! Sire, glauben Sie denn noch Alles, was Ihnen Herr von Fleury sagte, als Sie ein Kind waren? Würden Sie, ein so wackerer Mann auch Herr von Fleury ist, nicht mehr Ihrer wahren Weisheit vertrauen. als der seinigen?«

»Herzog!«

»So, zum Beispiel, — entschuldigen Sie mich, Sire, — wir sind nun vor dem Pavillon, nicht wahr?«

»Das ist wahr.«

»Eure Majestät ist vielleicht nie in diesen Pavillon eingetreten, der doch Ihr gehört?«

»Nie.«

»Das ist ein äußerst angenehmer Jagdruheort. Dieser Pavillon wird nur durch einen Hausmeister der wacht, und der gute Mann

ist über siebenzig Jahre alt. Wetten wir, daß er Eure Majestät nicht einmal kennt.«

»Das ist, wohl möglich.«

»Doch mich, mich kennt er sehr gut.«

»Worauf zielen Sie ab, Herzog?« sagte der König mit einem leichten Beben.

»Ich will Eurer Majestät beweisen, daß das Volk nie die Handlungen seines Königs weiß, will der König nicht, daß es dieselben wisse, besonders wenn der König einem Freunde wie mir die Ehre erweist, ihn zuerst ins Vertrauen zu ziehen. So, zum Beispiel, heute . . . «

Richelieu hielt inne und schaute den König an.

»Fahren Sie fort, Herzog«, sagte dieser.

»Hätte heute der König Franz I., Heinrich IV., oder Ludwig XIV. Geheißen«

»Was dann?«

»Wäre er mit Lautrec, Bellegarde oder Herrn von Saint-Aignan spazieren gegangen . . . «

»Weiter!«

»Wäre der König zufällig einer Dame von Hofe begegnet, wie Sie, Sire, vor einem Augenblick Frau von Mailly begegnet sind, welche das Unglück gehabt, nicht von Eurer Majestät erkannt zu werden . . . «

»Nun?«

»Nun, Sire, Ludwig XIV., Heinrich IV., oder Franz I. würden nicht verfehlt haben, sie anzureden. Und wer hätte in diesem Falle, außer Lautrec, Bellegarde oder Saint-Aignan, dieses Abenteuer in Ihrem ganzen schönen Königreiche gewusst?«

»Ei! ei!« versetzte der König ganz zitternd.

»Was wollen Sie, Sire, es ist so.«

»Aber, Herzog, Sie sprechen Tollheiten!«

»Nie war ich im Gegenteil ernster. Handelt es sich nicht um das Glück meines Königs?«

»Herzog, entweder bin ich schlecht erzogen, oder ich habe nicht gesehen, daß ein König einer Dame so sich näherte.«

»Ohne Vorwand, allerdings; aber mir scheint, Eure Majestät hat

alle erdenkliche Vorwände.«

»Um Frau von Mailly anzureden, ich? keinen.«

»Ah! bah! Eure Majestät scherzt?«

»Ich schwöre Ihnen, durchaus nicht.«

»Ich würde tausend finden!«

»Sie sind sehr glücklich!«

»Ei! Sire, einer, zum Beispiel, ist schon ganz gefunden.«

»Welcher?«

»Eure Majestät hat gestern Herrn von Mailly zum Gesandten in Wien ernannt.«

»Allerdings.«

»Nun! was kann natürlicher sein, als die Danksagung seiner Frau? Doch Wahrhaftig, Eure Majestät ist so scheu, daß wir, als wir diese Frau nur erblickten, gespornt haben, wie beim Anblick des Teufels.«

»Ich habe nicht gespornt, Herzog, mein Pferd ist so gelaufen.«

»Treten sie also ein wenig in diesen Pavillon ein, Sire, das Anschauen kostet nichts, wie Bajazzo sagt.«

»Treten wir ein!« sprach der König.

Das Herz von Richelieu hüpfte vor Freude; er beeilte sich, öffnen zu lassen. Die Pferde blieben außer, Raffé führte sie rasch in den Stall, um sie zu verbergen.

Dann ritt er allein durch den Wald weg.

»Sie haben Recht, Herzog, dieser Aufenthaltsort ist reizend«, sagte der König, der, da er Niemand, nicht einmal den Hausmeister, auf seinem Wege sah, entzückt war.

Als ein gewandter Mann, wie er war, hatte wirklich Richelieu alle Leute entfernt.

Der König trat ans Fenster.

»Eine liebenswürdige Einsamkeit!« sagte er.

Und er seufzte.

Der König hatte kaum diese Worte gesprochen, da sah man am Ende der Allee, die man von diesem Fenster aus überschaute, galoppierende Pferde erscheinen.

Der Herzog gab einen Ausruf von sich, als wäre, er erstaunt, und zeigte dem König die Gruppe.

»Sehen Sie doch, Sire, die Einsamkeit fängt an sich zu bevölkern.«

»Wie?« fragte der König, der unruhig wurde.

»Sehen Sie die Dame, die dort kommt.«

Mit der Anmut einer vortrefflichen Reiterin, galoppierend, kam wirklich Frau von Mailly, gefolgt von zwei Lackeien, wie durch Zufall herbei.

Sie schlug die Blätter mit ihrer Reitpeitsche von den Bäumen und ließ ihre schönen Haare im Wind, flattern. Von Zeit zu Zeit ließ ihr Kleid, das sich am Steigbügel aufhob, einen reizenden Fuß mit einem Jagdstiefelchen von blauem Atlaß sehen.

Der König trat vom Fenster zurück.

Richelieu war aus dem Zimmer gestürzt.

Der König, hörte den angemessenen Galopp der Pferde näher kommen.

So vergingen fünf Minuten, während welcher der König, da er glaubte, die Gefahr sei vorüber, wieder Mut zu fassen und zu atmen anfang.

Aber plötzlich öffnete sich die Tür, Richelieu trat ein und sagte zum König:

»Sire, will Eure Majestät die Gnade haben, den Besuch der Frau Gräfin von Mailly zu empfangen?«

»Die Gräfin!« rief Ludwig XV.

»Treten Sie ein, Madame«, sagte der Herzog.

Der König warf sich erschrocken in den Schatten des Zimmers zurück.

Ganz bleich, die Brust beklommen, erschien Louise leuchtend und reizend in einem Sonnenstrahle.

Sie blieb auf der Schwelle und verneigte sich wie bestürzt und mit niedergeschlagenen Augen.

Der König rührte sich nicht und sagte kein Wort.

Nach einer Minute, einem Jahrhundert, erinnerte sich Frau von Mailly, daß sie die Unterthanin war und Ludwig XV. der König.

An ihr war es also, auf ihn zuzugehen.

Sie machte einen Schritt, verneigte sich abermals und flüsterte mit einer zitternden Stimme:

»Eure Majestät . . . «

Sie hielt inne und wartete auf ein Wort des Königs.

Der König blieb stumm.

Louise suchte ihn sodann mit den Augen und erblickte ihn in einer Ecke, wo er ganz befangen stand und mit aller Gewalt ein wenig Sicherheit zu erlangen bemüht war.

Die Gräfin raffte ihre Kräfte zu einer Anstrengung zusammen und fuhr fort:

»Sire, ich komme, um Eurer Majestät untertänigst für die Gnade zu danken, die sie mir dadurch erwiesen, daß sie meine Familie mit dieser Gesandtschaft beehrt und mir sodann erlaubt hat, Ihnen meinen Dank auszusprechen.«

Der König nickte mit dem Kopfe und blieb in seiner Ecke.

Louise fühlte ihr Herz schwach werden.

Man hätte es in dieser Stille, welche nichts in der Umgebung störte, schlagen hören.

Die Gräfin blieb stehen, ohne daß die bleichen, zitternden Lippen des Königs ein Wort an sie richteten.

Sie blieb so zehn Minuten in Erwartung eines Wortes.

Doch statt auf sie zuzugehen, suchte der König die Wand mit seinen Schultern einzudrücken, um noch mehr zurückzuweichen.

Unfähig, eine Idee zu finden, verneigte sich endlich Louise, bei der sich der Stolz zu empören anfing, zum letzten Male vor ihrer schweigsamen Majestät, warf einen Blick traurigen Vorwurfs auf Richelieu und ging, das Gesicht von Tränen überflutet, hinaus.

LXXXIII.

Wo Pecquigny mehr Glück zu haben scheint, als Herr von Richelieu gehabt hat.

Richelieu trat mit einer unzufriedenen Miene auf den König zu, aber er wagte es nicht, zu sprechen: der König musste dergestalt über sich selbst aufgebracht sein, daß er diesen Ärger auf die Person seines Vertrauten fallen zu machen gesucht hätte.

Und dann war sprechen beschwerlich. Was dem jungen Manne sagen, wenn ihm die Gelegenheit nichts gesagt hatte?

Richelieu wartete. Er war gerade auf demselben Platze, den Louise von Mailly verlassen hatte.

Der König hatte sich in seine Ecke gesetzt und hielt seinen Kopf in seinen Händen.

»Ah! Sie sind da, Herzog?«

»Zu den Befehlen Eurer Majestät.«

»Nun, so lassen Sie uns gehen, wenn Sie wollen.«

Richelieu machte ein Zeichen durch das Fenster.

»Und suchen wir die Königin wieder auf, die es vielleicht beunruhigt, daß sie mich vom Morgen an nicht gesehen hat.«

Solche Worte kündigten einen auf sein Geheimnis eifersüchtigen und schwer zu fassenden König an. Richelieu fühlte, daß man ihn wieder auf seinen Platz stellen und diesen Platz sehr untergeordnet machen wollte.

Als der König an ihm vorübergegangen war, schenkte er dem Hausmeister zwei Louis d'or und stieg wieder zu Pferde.

Er hatte nicht dreißig Schritte hinter Ludwig XV. gemacht, als dieser sich sehr unbehaglich fühlte.

Richelieu behielt sein kleines verschmitztes Lächeln, mit dessen Hilfe er sich dafür tröstete, daß er nicht seinen Gedanken sagen konnte. Dieses Lächeln sagte ein Viertel davon.

Richelieu trug jedoch seinen Triumph nicht weit. Am Ende der Allee, beim Teiche, fand man ein Piquet Chevaulegers, das scheinbar für die Sicherheit des Königs Patrouille machte, in der

Tat aber für Rechnung eines Reiters beobachtete, welcher als Vedette hinter den Bäumen stand.

Dieser Reiter war Pecquigny, welcher, eifersüchtig wie alle Höflinge, und da er wusste, daß Richelieu das Privilegium gehabt hatte, mit dem König auszureiten, wenigstens in Erfahrung bringen wollte, woran er sich in Betreff dieses Ausritts zu halten habe.

Er hatte Frau von Mailly ganz toll vor Freude, ganz erschrocken vor Liebe, ehe sie mit dem König zusammengetroffen, vorüber kommen sehen.

Er hatte sie bleich und schluchzend zurückkehren sehen. Er hatte begriffen und war im höchsten Maße erfreut; doch er wollte sich ganz der Wahrheit versichern. An der Spitze dieses Piquets von Chevaulegers konnte er aber ohne Indiskretion am König vorüber reiten und die Physiognomien betrachten.

Was er von gefalteter Stirne, von zusammengepressten Munde, von langem Gesicht beim König gewahrte, lehrte ihn das Übrige der Wahrheit. Auch sagte ihm das Erstaunen von Richelieu bei seiner Annäherung genug.

»Du hier, Herzog?« fragte dieser.

»Im Dienste«, erwiderte Pecquigny.

»Wie bequem das ist, der Dienst in Versailles, nicht wahr, Pecquigny?« sagte der boshafte Protektor der armen Gräfin.

»Es ist noch viel bequemer, gar keinen Dienst mehr zu haben, mein lieber Herzog.«

Diese Worte, welche gewechselt wurden, während die Pferde sich kreuzten, enthüllten dem Einen und den Anderen der Concurrenten, daß sie sich erraten hatten.

Pecquigny ging von einem Augenblicke der Verzweiflung zu der lächelndsten Hoffnung über.

Der König liebte Frau von Mailly nicht, er liebte also Olympia.

Es handelte sich darum, keine Minute zu verlieren und Ludwig XV. den geliebten Gegenstand in glänzendsten Gepränge seiner Schönheit zu zeigen.

»Bei Gott!« dachte Pecquigny, »ich wusste wohl, daß der König einen besseren Geschmack hat, und daß dieser kleine, magere Rabe, den man Frau von Mailly nennt, nie die Vergleichung mit

der schönen Olympia würde aushalten können, der die Griechen alle Beinamen von allen ihren Aphroditen gegeben hätten. Das ist eine Frau! das lasse ich mir gefallen! Ich werde eine Königin machen und regieren, so lange regiert wird.«

Und hiernach nahm er sein Pferd zusammen, gab ihm beide Sporen und kehrte wie ein Blitz nach Paris zurück. Richelieu, der ihn weg reiten sah, vermutete was er tun wollte, und seufzte, daß er ihn nicht daran verhindern konnte.

Pecquigny kam bei Olympia in dem Augenblick an, wo sie Mailly ihren Besuch in Charenton erzählte, wohlverstanden, ohne von Banniére zu sprechen.

Das war einer von den Augenblicken einer guten Haushaltung, wo Hercules bei Omphale spinnt, und wo Omphale triumphierend ihren Sklaven an den Haaren zieht und ihm Flachs in die Finger gibt.

Die zwei Liebenden hatten so eben ihr Mittagsmahl beendet und hielten sich im Salon eingeschlossen.

Pecquigny trat ein wie der Blitz und drang mit Gewalt durch alle Türen, die des Salon mit einbegriffen.

Die erste Sache, die er sah, war Mailly. Wir hätten gesagt, die erste Person, wäre Mailly nicht in diesem Augenblick ein Gegenstand ohne irgend einen Wert gewesen. Er diente Olympia als Souffleur und ließ sie die Rolle von Agnes recitiren.

Der Friede war um diesen Preis erkaufte worden.

Als sie Pecquigny erblickten, wurde Mailly ganz bleich und Olympia rot.

»Guten Tag!« rief der Herzog, um anzufangen, »guten Tag den zwei Turteltauben.«

Mailly stand zeremoniös auf und Olympia verneigte sich.

»Was steht zu Ihren Diensten, Herr Herzog?« fragte Mailly; »denn Sie müssen etwas sehr Notwendiges hier zu tun haben, daß Sie mit solcher Hast kommen.«

Das war weniger unhöflich, als, zu sagen: »Gehen Sie!«

Doch es war dasselbe. Pecquigny, der seine Leute und seine Nuancen kannte, erwiderte:

»Herr Graf, ich weiß ganz wohl, daß Sie mir Madame zu besuchen verboten haben, was, unter uns gesagt, von einem sehr

beklagenswerten Geschmack zeugt.«

»Es zeugt auch von schlechtem Geschmacke, wenn man einem Verbote mit Gewalt entgegen handelt, Herr Herzog.«

»Mein Herr!« sagte Olympia.

»Ah! Madame«, unterbrach Pecquigny, »erschrecken Sie nicht. Sie sind zu Hause, nicht wahr? Nun wohl! da ich nicht für mich hierher komme, so komme ich. und bleibe ich. Der Herr Graf mag seine großen Augen verdrehen, so lange es ihm beliebt, er mag mir, wenn er will, einen ärgerlichen Empfang bereiten: ich werde mich wenig darum bekümmern, Empfangen von Ihnen und abgesandt . . . vom . . . Kö . . . nig.«

Pecquigny skandierte diese drei letzten Silben so, daß er ein ganzes Heer die Waffen strecken gemacht hätte.

Olympia stand beim Namen des Königs auf, Mailly der stehen geblieben war, setzte sich wieder.

Pecquigny ahmte ihm nach.

»Ich setze mich«, sagte er, »da Sie mich dazu auffordern, schöne Dame, und ich fange an. Aber, Wahrhaftig, Madame, sagen Sie doch diesem armen Mailly, daß man verliebt sein kann, ohne lächerlich zu sein. Glaubt er denn, ich werde Sie nur so wegnehmen, ohne: Aufgepasst! zu rufen? Ah! Mailly, lass uns plaudern, und zwar freundlich. Nachher mag es sein, wie es will.«

Mailly brach das Eis.

»Herzog«, sagte er, »Sie nennen mich beharrlich einen lächerlichen Menschen, weil ich Etwas liebe und verteidige, was ich liebe; ich bitte Sie, seien Sie, mildherziger oder mehr Mensch; Sie kommen hierher um mir Olympia zu nehmen, ich verhindere Sie daran und ich habe Recht.«

»Mein Freund, Madame ist durch sich selbst bewacht, und zwar viel besser als durch Ihr Regiment.«

»Phrasen, rednerische Blumen, Köder, mit deren Hilfe man einen Menschen einschläfert.«

»Ah! Graf, Sie würden einen Heiligen ermüden. Wie! ich habe Ihnen erklärt, Sie würden nichts von mir erlangen; wie! ich habe Ihnen erklärt, wenn Sie einen Gang mit dem Degen mit mir zu machen gedächten, so werde ich es Ihnen bewilligen: wie! Sie wissen, daß ich mich in diesem Falle *für* den König schlagen

würde, Sie *gegen* ihn; wie! Sie hören, daß mich der König zu Madame schickt, und Sie bleiben hartnäckig? Hören Sie, mein Lieber, seit dem seligen Herrn von Noailles, der ein sehr tugendhafter und sehr gefälliger Edelmann war, hat man nichts Ihnen Ähnliches gesehen. Ah! Sie werden Succesß in Wien haben.«

»Der Graf geht nach Wien?« rief Olympia.

»Ich schlage es aus, ich habe es ausgeschlagen«, beeilte sich Mailly zu erwidern, als er sah, welche Wirkung diese Worte auf Olympia hervorgebracht hatten.

»Ei! es mag sein, Sie haben es ausgeschlagen; sagen Sie das vor Madame, das ist sehr gut. Doch Sie wissen wohl, daß man sich nicht weigert, dahin zu gehen, wohin der König einen schickt.«

»Ich werde dem König und allen denjenigen, welche er zu mir schickt, zeigen, ob man einen guten Edelmann seiner Familie entreißen kann und seiner . . . «

»Und seiner Frau, nicht wahr?« sagte Pecquigny.

»Dämon!« rief Mailly, »Du missbrauchst . . . «

»Ärgere Dich nicht. Du hättest zweimal Unrecht. Übrigens höre ich auf, Dich zu quälen. Ich wollte Madame fragen, ob sie einige Neigung für das Theater fühle, in welchem Falle der König mich als seinen Kammerherrn beauftragen würde, sie unter seine Schauspieler zu engagieren und . . . «

»Machen Sie sich nicht so viel Mühe, Herr Herzog«, unterbrach ihn Olympia, »denn der Herr Graf von Mailly ist von allen unseren Plänen unterrichtet. Ich habe kein Geheimnis für ihn.«

»Oh! dann habe ich nicht mehr, wie so eben, Mitleid mit Dir, mein Lieber . . . Madame, dieser Besuch hat keinen andern Zweck, als Sie zu bitten, so bald als möglich das neue Stück zu spielen. Der König langweilt sich. Der König will Neues. Der König wartet, und Sie wissen, das ist nicht die Gewohnheit in seiner Familie.«

»Mein Herr«, antwortete Olympia, »der König erweist mir viel Ehre, und um dies nach meinem schwachen Talente, aber mit allem Eifer zu erwidern, sage ich Ihnen, daß ich bereit bin: ich kann meine Rolle.«

»Ist es möglich!« rief Pecquigny voll Freude.

»Ich kann sie und werde spielen, wann man will.«

»Morgen, mein Fräulein, morgen.«

»Morgen, es sei!«

»Morgen ist gerade von Ihrem Stücke irgend ein Debüt, um das mich ein alter Freund von mir, ein Schauspieler, gebeten hat, Sie wissen, der kleine Champmeslé . . . «

»Ah! Herr Champmeslé!« versetzte Olympia, welche dieser Name an die erste Vorstellung von *Herodes und Marianna* in Avignon erinnerte.

»Du kennst Champmeslé auch?« fragte der Unbarmherzige den Grafen von Mailly.

»Nein«, antwortete dieser mit mürrischem Tone.

»Champmeslé kehrt zum Theater zurück, Herr Herzog?« fragte Olympia.

»Nicht er, wie ich glaube, oder er ist es wohl; ich weiß nicht genau, wer; ich weiß nur, daß ich den Debüt-Befehl unterzeichnet habe.«

»In was wird er spielen?«

»Warten Sie doch, in . . . Ei! mein Gott, in der Tragödie, wo die Frau von einer Binde spricht.«

»Ah! Monime!«

»Monime? . . . Nein, es ist ein Mannsname.«

»Mithridates?« sagte Olympia lächelnd.

»Sie haben ihn genannt. Morgen also dieses Debüt, — Sie hernach, — ein schöner Abend. Oh! mein Fräulein, halten Sie sich gut.«

»Und ich auch, nicht wahr?« versetzte Mailly mit einer traurigen Miene.

»Bah! Du weinst immer. Mein Fräulein, morgen, das ist abgemacht.«

Olympia geleitete Pecquigny in großer Zeremonie zurück, und Mailly horchte bis zum letzten Gott befohlen! das sie sich auf der Schwelle sagten.

Der Herzog hütete sich übrigens wohl, etwas dadurch zu gefährden, daß er ein Wort zu viel gesagt hätte: er fühlte, daß

Mailly lauerte.

»Gleichviel«, sagte dieser zu Olympia, als sie zurückgekehrt war, »Sie werden mir zugestehen, es ist seltsam, daß ein Herzog, Pair und Kammerherr seine Theaterbulletins selbst zu Schauspielerin bringt; ich habe das nie gesehen.«

»Sie sind nicht artig, Graf«, sagte Olympia kalt.

»Er ist es zu sehr.«

»Ist das meine Schuld? Werden Sie wegen einer solchen Kleinigkeit mit mir zanken?«

Mailly knirschte mit den Zähnen und bauschte seine Verzweiflung in einem Seufzer aus.

Der arme Mann, wie ganz anders würde er geseufzt haben, hätte er gewusst, was ihn Richelieu, den er nicht verfluchte, an demselben Morgen ausgesetzt hatte.

»So ist es mit der Unwissenheit«, sagte Pecquigny, während er nach Hause zurückkehrte, »dieser arme Mailly würde mir in diesem Moment die Augen ausreißen, und später wird er mich umarmen und auch um Verzeihung bitten. Die Menschen sind doch sehr dumm.«

LXXXIV.

Der Prolog von Mithridates.

Der andere Tag, dieser noch in den Schleiern der Zukunft verborgene andere Tag, der der Gegenstand der Ungeduld so vieler Leute war, dieser andere Tag, welcher Szenen viel rührender, viel düsterer, viel komischer, viel lächerlicher, als die der Tragödie und der Komödie, welche man dem König bestimmte, beleuchten sollte, dieser andere Tag erschien endlich.

Schon am Morgen begab sich Banniére ins Theater; er hatte seine Rechte anerkennen und sein Kostüm zurichten lassen.

Was die Proben betrifft, so hatte er zur großen Befriedigung der anderen Künstler, welche mit ihm in *Mithridates* spielten, gesagt, eine einzige genüge ihm.

Banniére hatte seinen Kameraden Rendezvous beim Herrenschenke eine Stunde vor der Probe gegeben.

Mittelst zweier Louis d'or, die ihn ein ziemlich gutes Frühstück kostete, machte er Bekanntschaft mit ihnen und wurde für einen guten Jungen erklärt.

Während des Frühstücks, da man sich vor einem guten Jungen keinen Zwang antat, sprach man schlimmes von Olympia. Man sprach viel Schlimmes von ihr, aber Banniére behauptete, er kenne sie nicht, und war dadurch der Verbindlichkeit, seine Quote dazu zu liefern, überhoben.

Man trank viel; Banniére allein trank nicht.

Nach diesem Frühstück-Mittagsbrot ging Banniére eine Stunde spazieren, um seine Ideen zu Klassifizieren, um den ganzen Vorteil fest zu ergreifen, den die Kaltblütigkeit bei einem Unternehmen, wie er es versuchen wollte, gibt.

Seiner sicher, trat er endlich ins Theater ein, nicht ohne dahin und dorthin geschaut zu haben: ob nicht ein verdächtiges Gesicht bei seinem Vorübergehen nach ihm schnappen wolle.

Er ging zuerst in seine Loge, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei, und ehe er sich anleidete, denn er hatte Zeit übrig, spazierte er in dem Gange umher, wo die Schauspieler eintraten.

Er kannte die Gewohnheit von Olympia bei jeder ersten Vorstellung von Stücken, in denen sie spielte. Um Zeit zu haben, sich abzusondern, kam Olympia, als wahre Künstlerin, immer drei Stunden vor dem Anfang.

Olympia kam in dem Augenblick, wo Banniére zum zweiten Male auf- und abging.

Er war im scharfen Lichte, sie war im Schatten. Er fühlte sie, er erkannte sie.

Sie stieß einen Schrei aus, warf sich zurück und entfloh in ihre Loge, als ob sie ein Gespenst gesehen hätte.

Banniére hatte eine Stunde für sich, ehe er sich ankleiden musste. Er lief nach der Loge von Olympia, fand die Tür offen, und blieb vor der jungen Frau stehen, welche beinahe ohnmächtig auf ihr Ruhebett gefallen war und schluchzte wie bei Annäherung einer Nervenkrise.

»Ich bin es«, sagte er; »ich, Banniére; ich, der ich kein Schatten, sondern ein Körper bin.«

Olympia erhob sich allmählich, durch diese Stimme galvanisiert.

»Ja«, murmelte sie, »er ist es!«

»Und voll Vernunft, wie Sie sehen werden«, fügte Banniére bei.

Mochten diese Worte etwas Drohendes in sich schließen, mochten sie einen verborgenen Sinn oder einen unmittelbaren Vorwurf enthalten: Olympia, als sie die dieselben hörte, bewaffnete sich mit Zorn.

»Wenn Sie kein Narr sind«, sagte sie, »mit welchem Rechte sind Sie in meiner Loge?«

»Madame«, erwiderte mit funkelndem Auge, »ich habe die Ehre, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, wie groß auch ihre Lust, mich fortzujagen, sein mag, Sie nicht das Recht hierzu haben; ich debütiere heute, und das Theater gehört mir wie Ihnen.«

»Oh!« rief Olympia, ergriffen von Erstaunen und zugleich von Bewunderung für die Kühnheit und diese Industrie, für diese Beharrlichkeit endlich, welche nur die Narrheit oder die Liebe allein in einem Herzen erwecken können.

»Und«, fuhr Banniére fort, »Sie behaupten, ich sei bei Ihnen in Ihrer Loge, was wahr ist, und wenn Sie behaupten, ich belästige

Sie, so will ich gehen: das war meine Absicht. Nie werde ich mit Gewalt und auch nicht einmal bei gutem Willen bei einer Frau bleiben, welche feig genug war, mich zu verleugnen als ich litt, als ich für sie starb.«

Doch statt sich zu verteidigen, zog die stolze junge Frau ihre Lippen zu einem verächtlichen Lächeln zusammen und schwieg.

»Ja«, sprach Banniére, »ja, ich begreife Sie haben geglaubt, ich sei ein Narr; Sie haben sich nichts gesagt, wenn ich einer sei, so sei ich es aus Liebe. Sie haben, schöne, wohlriechende Dame, Ekel vor meiner Gegenwart gefühlt, und Sie sind sehr weit geflohen, ohne sich umzuwenden! Und ich begreife das; fern oder nahe, war meine Gegenwart ein grausamer Vorwurf für Sie. Oh! was auch mein Fehler sein möge, und so bedeutend sie auch sein mögen, es gibt, ich erkläre es, keinen, von dem ich mich nicht durch Ihr abscheuliches Benehmen freigesprochen erachte.«

Olympia schwieg fortwährend.

»Übrigens«, fuhr Banniére fort, dessen Gemüt allmählich bei dieser teuren Gegenwart in Bewegung geriet, »meine Fehler sind bestreitbar, und ich brachte die Beweise hiervon mit. Sehen Sie, Madame, hier ist ein Brief der Catalane, in welchem sie erklärt, daß ich nie ihr Liebhaber gewesen bin. Sehen Sie, Madame, hier ist Ihr Ring. Sehen Sie, urteilen Sie und bereuen Sie, wenn Sie noch Herz haben; bereuen Sie den feigen Verrat, den Sie an mir begangen.«

Und er warf auf die Toilette von Olympia den Brief, in welchem die Catalane ihre List gestand. Und er warf zu dem Briefe den Ring von Mailly, dieses kostbare Kleinod, das mit so großen Schwierigkeiten Aller Augen, während der Reihenfolge der von uns erzählten Missgeschicke, von Banniére entzogen worden war.

Olympia schlug zwei große, erstaunte Augen auf, die sich abwechselnd auf den Brief und auf den Ring hefteten.

»Madame«, fügte er bei, »erfahren Sie nun das Übrige. Um diesen Ring zu behalten, bin ich mehr als halb Hungers gestorben; ich habe gelebt«, — er schlug die Augen zum Himmel auf, — »weil Gott es gewollt hat! Ich habe mich auf Ihren Spuren nachgeschleppt, ich habe zwanzig Tage auf dem freien Felde geschlafen, ich bin vierzehn Tage ohne zu schlafen in den Zellen

von Charenton geblieben! Doch ich habe noch nicht genug gelitten, da mir heute die Freude zu Teil wird, Sie von meiner Ehrlichkeit zu überzeugen, da ich Sie heute lehren kann, was eine redliche, unendliche, unverilgbare Liebe ist! Gott befohlen, Madame, Gott befohlen! Seien Sie glücklich, ich bin gerächt!«

Olympia hatte gehört, sie hatte die Worte von Banniére verschlungen; schon hatte sie diesen Brief der Catalane gelesen, und sie wusste ihn auswendig; schon hatte sie diesen Ring wieder an ihren Finger gesteckt.

In dem Augenblick, wo Banniére einen Schritt machte, um wegzugehen, stürzte sie wie eine Tigerin vor und verspernte ihm den Weg.

»Sie haben dies Alles getan?« sagte sie.

»Gewiss, und noch etwas ganz Anderes.«

»Was haben Sie getan?«

»In Paris am Tage Ihrer Debüts angekommen, wollte ich mit Gewalt ins Theater eindringen, denn ich hatte kein Geld, um mein Billett zu bezahlen, denn ich wollte diesen Ring nicht verpfänden, und da wurde ich verhaftet, da habe ich mich gestäubt, da habe ich die Gefreiten geschlagen, und da ich unablässig, nicht Ihren Namen, denn wahnsinnig, wie ich war, befürchtete ich, Sie zu gefährden, . . . da ich unablässig: Junia! Junia! Junia! schrie, so hielt man mich für einen Narren und führte mich nach Charenton, von wo ich vor acht Tagen, das heißt, am andern Tage, nachdem Sie mich dort gesehen, entwichen bin.«

»Sie haben Alles dies getan?« rief Olympia.

»Gewiss.«

»Warum haben Sie Alles dies getan?«

»Was ist Ihnen daran gelegen? ich habe es getan, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Sagen Sie, warum Sie Alles dies getan haben?« wiederholte Olympia.

»Sie wollen es?«

»Ja.«

»Nun wohl! es geschah, um mich zu rächen.«

»Nein, es geschah nicht deshalb.«

Banniére wandte sich ab, doch Olympia ergriff ihn bei den Händen, nötigte ihn, ihr ins Gesicht zu schauen, und sprach:

»Sie sollen mir sagen, warum Sie Alles dies getan haben. Aber sage es doch. Unglücklicher, damit ich nicht mehr zweifle, damit ich Dir glaube.«

»Wohl an! ich habe Alles dies getan . . . «

»Du hast es getan?«

»Weil ich Dich liebte, weil ich Dich liebe, weil ich Dich immer lieben werde! weil ich ein Feiger bin und nun zu Deinen Füßen weine und Dich um Gnade bitte, Dich, die ich verfluchen müsste, Dich, die Du mich töten wirst!«

»Oh!« rief Olympia, während sie ihn aufhob, »Du tust wohl daran, daß Du mich liebst! ich liebe Dich noch viel mehr.«

Und nun waren ihre Kräfte ebenfalls erschöpft, und sie sank ganz von Tränen überflutet in die Arme von Banniére.

Doch sie kam zuerst wieder zur Vernunft und sagte:

»Wie wahnsinnig sind wir! warum diese Schreie, warum diese Entzückungen, warum dieses Pressen der Hände? Ach! ach! wir sind nichts mehr für einander!«

»Olympia!« rief Banniére dieses Wort, »Sie denken es nicht!«

»Ei! aus welchem Grunde habe ich Dich denn verlassen? Wegen der Untreue, der ich Dich schuldig glaubte. Ich täuschte mich, ich klagte Dich fälschlicher Weise an; aber ich, ich bin Dir wirklich untreu gewesen.«

»Du hast mir verziehen, Olympia, ich verzeihe Dir.«

»Oh! nein, nein, diese Verzeihung wäre nicht aufrichtig, Banniére. Wir hätten immer im Grunde des Herzens, Du die Eifersucht, ich die Reue, zwei Geier, welche an unserem Glücke nagen würden.«

»Oh! was sagst Du da, Olympia? Glaubst Du denn, ich sei ein Mann wie die andern Männer, ich habe eine Liebe wie die Liebe der Andern? Denkst Du, heute verliebt, werde ich morgen gleichgültig sein? Oh! nein, Olympia, Du bist mein ganzes Leben; ohne Dich würde ich nicht leben. So, wie Du bist, werde ich Dich nehmen; so, wie Du sein wirst, in welcher Epoche es auch sein mag, würde ich Dich nehmen. Zögere nicht, Olympia; mache mit mir, was Du willst! Doch nicht eine Minute Verzug, beeile Dich,

Dein Urteil auszusprechen; wähle zwischen meiner Freude und meiner Verzweiflung, zwischen meinem Leben und meinem Tode! Oh! ich weiß, was Du sagen willst, Du bist verbunden, Herr von Mailly liebt Dich . . . Er wird Dich auch nur mit dem Leben verlassen. Die, welche Dich gesehen haben, lieben Dich, Olympia; die, welche Dich geliebt haben, sterben. Das ist das Schicksal! Nun denn! er sterbe, er sterbe, das Weltall endige, was liegt daran! Sprich das Urteil aus. Olympia, sie haben gesagt, ich sei wahnsinnig geworden! Olympia, wenn Du mich zurückweisest, wenn Du nein sagst, so werde ich etwas noch Schlimmeres, als ein Narr, ich werde ein Mörder.«

»Was verlangst Du?«

»Dich.«

»Gib Deine Hand.«

»Hier ist sie.«

»Bei was soll ich Dir schwören?«

»Bei Deinem Worte, bei dem Worte von Olympia von Clèves, das heißt, der redlichsten Frau, die ich kenne, bei dem Worte meiner Frau.«

»Bei meinem Worte, beim Worte Deiner Olympia«, sprach Olympia feierlich.

»Ich danke Dir. Du spielst heute Abend?«

»Du auch?«

»Nach der Vorstellung wirst Du mit Herrn von Mailly sprechen?«

»Nach der Vorstellung werde Ich etwas Besseres tun.«

»Was wirst Du tun?«

»Was ich schon einmal getan habe: ich werde mit Dir abreisen.«

»Du wirst abreisen!« rief Banniére trunken vor Glück.

»Ist das abgemacht?«

»Oh! Olympia. Gott hat mein Herz nicht groß genug geschaffen: ich ersticke vor Freude!«

»Die Glocke ertönt, Du debütierst heute Abend. Sage Olympia Gott befohlen und gehe.«

»Meiner Frau?«

»Deiner Frau!«

»Gott befohlen, Olympia!«

»Gott befohlen, Banniére!«

»Nach der letzten Szene der *Falschen Agnes*, nicht wahr?«

Sie trennten sich, indem sie einen so scharfen Freudenschrei von sich, gaben, daß er einem Schmerzensschrei glich.

Das war die Szene, welche dem ersten Act von *Mithridates* vorherging.

O Racine, großer Dichter! Du schriebst allerdings die Liebe von Monime besser; doch für Eines büрге ich Dir, dafür, daß sie nicht der von Olympia von Clèves an Wert gleichkommt!

LXXXV.

Nach der Vorstellung.

Wir legen nicht genug Gewicht darauf, aus Banniére einen mit allen Vorzügen begabten, in jeder Hinsicht vollendeten Romanhelden zu machen, um hier zu sagen, er habe auf der französischen Bühne so debütiert, daß er die Gunst seines Auditoriums gefesselt und sich mit dem ersten Schlage unter den großen Talenten des Theaters hervorgetan.

Banniére ist eine wirkliche, leider durch die Geschichte wegen ihrer Missgeschicke und ihrer Fehler aufgezeichnete Person; wir werden es also nicht versuchen, aus ihm das zu machen, was er nicht war, was er nie war.

Er debütierte geräuschlos am Anfang des Abends; der König war noch nicht gekommen und sollte erst beim zweiten Stücke kommen.

Er debütierte übrigens mit einer schwierigen Rolle, welche wenig mit seiner Jugend und seiner Schönheit im Einklang stand.

Er debütierte unter der Wucht einer Erwartung, welche genügt hätte, um ein besseres Debüt als das seinige zu töten: der Erwartung eines Königs, von dem man wusste, daß er bald kommen sollte, der Erwartung einer ausgezeichneten Person, welche schon das erste Mal, als sie auf dem Theater erschienen war, einen so großen Erfolg im Trauerspiele gehabt hatte.

Am Anfang ertragen, in der Mitte des Stückes geduldet, wurde Banniére am Ende des Stückes auf eine ganz spezielle Art ausgepiffen.

Als gewissenhafter Geschichtsschreiber beeilen wir uns, zu sagen, daß der arme Banniére den Kopf nicht mehr bei dem hatte, was er tat, weil die Freude und die heftige Aufregung ihn aus allem Maße hinauswarfen.

Er skandierte schlecht. Er wusste nichts mehr. Das unstörbare Gedächtnis, das ihm den Sieg bei seinen Debüts in Avignon errungen, hatte sich in einer Stunde mit allen Arten von Dingen gefüllt, welche nicht im *Mithridates* waren, und an die der sanfte

Racine nie gedacht hatte.

Als man dann allmählich bemerkte, daß Banniére, im vierten Akt etwas ganz Anderes sprach, als seine Rolle, begann das Anfangs sehr große Erstaunen dem Zorn Platz zu machen.

Man murrte zuerst.

Gestört durch dieses Gemurre, machte Banniére einen Vers von fünfzehn Füßen, dann, um sich zu verbessern, einen von neun. Man pfiß.

Schon für die Falsche Agnes angekleidet, hatte, sich Olympia in die Kulissen gesetzt, um sich an dem Schauspieler, nicht des Darstellers, sondern ihres Geliebten, nicht an Mithridates, sondern an Banniére zu ergötzen.

Kaum war sie gekommen, kaum hatte sie sich niedergelassen, als sie dem wütenden Sturme von Pfeifen beiwohnen musste, welche, was die Intensität betrifft, den Seemannspfeifen ziemlich Ähnlich waren.

Banniére hatte Olympia erblickt, und er verlor Alles, was ihm an Gehirn blieb. Die Worte verwandelten sich zwischen seinen Zähnen oder verschwanden zwischen seinen Lippen.

Als er sich am Souffleur anklammern wollte, war es schon zu spät.

Die vornehmen Herren, auf dem Theater, die sich Anfangs krampfhaft auf Ihren Bänken und in ihren Fauteuils Gebärdet und dann sogar Zeichen und Worte mit den Zuschauern der Logen gewechselt hatten, standen auf und fingen an, Einer nach dem Andern die Achseln zuckend wegzugehen.

Banniére war dann wie Pompejus, der die Götter gegen sich, aber Cato für sich hatte.

Banniére hatte die vornehmen Herrn, die Logen, das Parterre gegen sich, aber er hatte Olympia für sich.

Olympia ließ ihr Lächeln unter diesem Sturme glänzen, wie ein Bote der lieblichen Iris am schwärzesten Himmel.

Olympia hielt ihren Fächer auf Ihre Lippen, indem sie Banniére anschaute, richtete das zärtlichste Lächeln an ihn und verblendete vollends den armen Debütanten.

Und mittlerweile fiel der Vorhang.

Olympia, während alle Welt Banniére den Rücken kehrte, ging

gerade auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte ihm nur das Wort:

»Sogleich.«

»Ja«, erwiderte Banniére, »und ich beeilte mich, durchzufallen, um diesen beseligenden Augenblick zu beschleunigen.«

Und er verschwand, indem er sich schwor, nie mehr den Fuß auf die undankbare Bühne zu setzen.

Ruhig in diesem Chaos, suchte indessen Olympia mit den Augen Herrn von Mailly, welchen noch nicht gesehen zu haben sie sich wunderte.

Sie war nicht ohne Besorgnis: Mailly konnte Banniére begegnet sein und ihn erkannt haben.

Dieses Begegnen benahm ihr das ganze Verdienst der Initiative; was sie Herrn von Mailly zu sagen hatte, wurde eine einfache Erklärung.

Was Pecquigny betrifft, dieser hat ihn gesehen und sogar nach diesem unglücklichen Debüt ausgerufen:

»Oh! er ist artig, der Schützling von Champmeslé. Man sage noch einmal, die Schauspieler verstehen sich auf das Schauspiel!«

Die Stunde rückte vor; die Geigen spielten; der König kam; Herr von Mailly erschien endlich und nahm seinen Platz auf den Bänkchen des Theaters.

Banniére war schon, und zwar seit mehr als zehn Minuten in seiner Loge.

Die *Falsche Agnes* begann.

Olympia war, ganz das Gegenteil des armen Banniére, sehr ermutigt worden. Sie hatte ihre beide, Hände Pecquigny gegeben, dem sie zuvor nicht eine hatte geben wollen; sie hatte die Komplimente Aller entgegengenommen: sie hatte das flehende Lächeln von Mailly aufgefangen; sie wusste zum Voraus, welche Wirkung jeder von ihren Schritten, jede von ihren Gebärden, jedes von ihren Worten hervorbringen würde.

Sie spielte als vollendete Künstlerin. Sie erregte die Bewunderung durch ihre idealistische Schönheit: sie setzte durch die Distinktion ihres ganzen Wesens in Erstaunen.

Der König sagte Pecquigny tausend angenehme Dinge, aber

mit einem Tone, der nichtsdestoweniger viel Ruhe und sogar Hoffnung Richelieu ließ, welcher seinen Platz hinter dem Fauteuil Seiner Majestät hatte.

Was Herrn von Mailly betrifft, so darf man versichern, daß er mit den Augen die königliche Loge nicht verließ, und daß jeder Eindruck Seiner Majestät sich in seinem Geiste reflektierte und sein Herz verwundete.

Das Stück ging, wie die modernen Übertreiber sagen, unter einem Donner des Beifalls, der um so wärmer, je geräuschvoller der Sturz von Banniére gewesen war, zu Ende.

Der Vorhang fiel, Olympia, deren glänzendes Geschick schon Jedermann ahnte, wurde von Komplimenten und Huldigungen überströmt.

Herr von Mailly, nachdem er ihr die Hände geküsst, beeilte sich, im Saale über die Meinung des Königs und die interessanten Neuigkeiten Erkundigung einzuziehen.

Olympia warf in einen Winkel Blumen, Billetts und Komplimente, und kleidete sich so rasch als möglich aus.

Herr von Mailly trat bei Olympia in dem Augenblick ein, wo sie ihre Schminke abgelöst und ihre Haare hatte in Ordnung bringen lassen.

Die Coiffeuse, als sie den Grafen erblickte, entfernte sich, ehe dieser Zeit gehabt hatte, sie durch einen Wink zu verabschieden. Das Gesicht von Mailly drückte so viele ernste Dinge aus, daß die Fremde mit dem den Theaterleuten eigentümlichen Scharfsinn erriet, sie sei zu viel bei der Unterredung.

Erstaunt und unruhig über diese feierliche Miene, traf Olympia ihre Vorbereitungen.

Sie begriff, daß diese Unterredung ein Kampf sein würde.

Der Graf schaute umher, trat an die Tür, durch welche die Coiffeuse abgegangen, versicherte sich, daß sie geschlossen war, und kam zu der jungen Frau zurück, die ihn mit den Augen während dieser Bewegungen verfolgt hatte.

»Olympia«, sprach der Graf, »nicht wahr, Sie sind ganz allein, und Sie können ohne Störung das anhören, was ich Ihnen zu sagen habe?«

»Oh!« dachte Olympia, »er will mit mir von Banniére sprechen;

er hat ihn gesehen! er weiß Alles!« Und sie erwiderte:

»Herr Graf! ich höre Sie!«

»Mit Geneigtheit, nicht wahr, Olympia?«

»Sie können nicht daran zweifeln.«

»Olympia, ich habe Sie vorhin einen Augenblick verlassen, Oh! ich weiß wohl, Sie haben es nicht bemerkt. Ich suchte diejenigen auf, welche den König während der Vorstellung umgeben hatten, und ich bringe Gedanken hierher, welche nicht sehr freudig sind. Sie werden darüber urteilen.«

Olympia machte eine Bewegung.

Mailly aber machte mit der Hand eine Gebärde, welche auf eine so bestimmte Art ein wenig Geduld forderte, daß Olympia wartete.

»Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine schmerzliche Geschichte erzähle«, sagte Mailly. »Sie wissen, daß ich verheiratet bin.«

»Ich weiß es«, erwiderte trocken Olympia, die sich nicht erklären konnte, aus welchem Anlass Mailly das Gespräch durch diese Worte in Angriff nahm.

Mailly fuhr aber fort, ohne daß er den Ton zu bemerken schien, mit dem man ihm die Antwort gegeben hatte:

»Sie wissen, daß Frau von Mailly für ziemlich schön gilt.«

»Ja, in der Tat, sie gilt hierfür«, antwortete Olympia mit einem noch trockeneren Tone.

»Nun Olympia, der König hat sich in meine Frau verliebt, und gewisse Freunde, — man hat immer von dieser Art, — haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Neigung des Königs für Frau von Mailly reussiren zu lassen.«

»Frau von Mailly liebt Sie also nicht, mein Herr?« fragte Olympia, deren Neugierde dieser Eingang sichtbar erregt hatte, während es sie doch drängte, zur Entwicklung zu kommen.

»Nein«, erwiderte Mailly, »Sie liebt mich nicht, Olympia, Sie haben das Wort gesagt, doch sie ist meine Frau und führt meinen Namen.«

»Nun! hernach?« versetzte Olympia mit einer gewissen Bangigkeit.

»Ich bitte, warten Sie.«

»Es ist . . . «

»Sie möchten vielleicht gern, daß unsere Unterredung bei Ihnen stattfände? Ich würde es auch vor, ziehen, Olympia, doch sie lässt sich nicht verschieben.«

»Ah!« machte Olympia, zu ihren ersten Befürchtungen zurückgeführt.

»Ich fahre fort: der König bedroht also meine Frau, und nur dies hat meine Ernennung zum Gesandten in Wien, von der Ihnen Pecquigny gestern sagte, veranlasst.«

»Nicht wahr, das geschieht, um Sie von Ihrer Frau zu entfernen?«

»Ja, doch ich habe es ausgeschlagen.«

»So handelt ein vortrefflicher Gatte.«

»Beurteilen Sie nicht so eilig die Ursache meiner Weigerung, Olympia.«

»Ob! mein Gott, Sie haben es aus ehelichem Zartgefühl für Frau von Mailly ausgeschlagen.«

»Nein, Olympia. Ich habe es aus Liebe für Sie ausgeschlagen.«

»Oh! Herr Graf!«

»Warten Sie, Olympia, ich will Ihnen den Beweis liefern; doch vorher schwören Sie mir, daß Sie mir mit der vollkommensten Aufrichtigkeit antworten werden.«

»Es ist unnötig, daß ich es Ihnen schwöre, mein Herr; wollte ich auch anders handeln, so könnte ich doch nicht. Ich habe nie getäuscht.«

»Gut. Nur aus Liebe für Sie habe ich den Gesandtschaftsposten ausgeschlagen. Er würde mich von, Ihnen entfernen, Olympia, und nicht damit zufrieden, daß er meine Frau bedroht, bedroht nun der König gerade auch meine Geliebte.«

Olympia schüttelte den Kopf.

»Oh! sagen Sie nicht nein, Olympia! Das in bewiesen: man hat mir berichtet, daß der König Sie schön gefunden, und in diesem Augenblicke sind Versuche zugleich gegen meine Ehre und gegen mein Glück im Werke. Olympia, ich wende mich an Ihre Rechtschaffenheit; ach! ich würde so gern sagen, ich wende mich an Ihre Liebe.«

»Sprechen Sie, mein Herr«, sagte Olympia kalt.

»Ich weiß wohl, daß Sie keinen großen Fond von Zärtlichkeit für mich haben, liebe Olympia, und wenn Sie mir treu geblieben sind, so ist es rein aus Redlichkeit geschehen; aber Sie wissen so gut, daß ich Sie mehr als Alles liebe; Sie haben es so wohl erfahren, daß ich Sie nicht durch meine Wiederholungen ermüden werde; es ist immer an Ihnen, sich auszusprechen! Sie werden über das Schicksal meines ganzen Lebens entscheiden; denn ich muss gestehen, die Trennung, die ich vor einem Jahre so leicht genommen habe, ist heute für mich eine unmögliche Sache, ein tödliche Sache geworden. Ohne Sie, Olympia, gefällt mir nichts mehr auf dieser Welt. Olympia, schwören Sie mir, daß Sie den König nicht lieben werden.«

Olympia machte eine Bewegung.

»Schwören Sie mir das«, fuhr Mailly fort, ich werde den mit Beute beladenen Arabern nachahmen, welche ihre am wenigsten kostbaren Reichtümer fallen lassen, um den Feind, der sie aufrafft, zurückzuhalten, — zu glücklich, Sie zu retten, wenn Sie die Güte haben wollen, mir ein wenig dabei zu helfen. Dann werden wir die Wahl zwischen zwei Entschließungen haben: entweder reisen Sie mit mir ab, Olympia, und ich nehme die Gesandtschaft an, oder Sie bleiben, und ich schlage sie aus, um mit Ihnen zu bleiben. Sie haben mich gehört, Olympia; lassen Sie sich einige Minuten, um zu überlegen, wenn Ihnen Ihr Herz nicht eine unmittelbare Antwort eingibt, und erklären Sie sich auf eine entschiedene Art über das, was ich von Ihnen erwarten darf.«

Es lag so viel wahre Liebe in den beinahe unsinnigen Worten des Grafen, daß Fräulein von Clèves, abgesehen von ihrer besonderen Lage, eine Verlegenheit einem Gewissensbiss ähnlich empfand.

Doch sie war zu edelmütig, um lange in ihren Entschließungen unter so kritischen Umständen zu zögern, und sie erwiderte:

»Herr Graf, ich werde den König nie lieben.«

»Oh!« rief Mailly im höchsten Maße erfreut, »ein Wort gegeben von der redlichen Frau, die Sie sind, Olympia, ist heilliger als ein Schwur. Ich danke Ihnen. Oh! wie gut sind Sie, Olympia. Sprechen Sie, soll ich die Gesandtschaft annehmen, und werden

wir mit einander abreisen? — Welches Glück! — Oder ist Ihnen an Ihrem Paris gelegen, liebe Schöne? und werden Sie mir das Glück verschaffen, Ihnen ein vollständiges Opfer dadurch zu bringen, daß ich die Gesandtschaft ausschlage, wodurch ich mir die Ungnade zuziehe?«

»Herr Graf«, antwortete Olympia, welche, nachdem sie einen Augenblick gezaudert, alle diese Worte abwog, deren Gewicht sie so wohl fühlte, »nehmen Sie die Gesandtschaft nicht an, das ist edler für Sie, und Verteidigen Sie Ihre Frau, die Ihren Namen führt.«

»Aber Sie«, rief Mailly erstaunt über diese Antwort, »Sie, auf welche alle Angriffe des Königs gerichtet sind?«

»Oh! ich, ich werde gut verteidigt sein«, erwiderte mutig Olympia.

»Wie, verteidigt!«

»Ja, Herr von Mailly, die Frau, welche liebt, wird hinreichend durch ihre Liebe verteidigt.«

Mailly wechselte die Farbe.

Er fühlte sich nicht genug von Olympia geliebt, daß sie ihm solche wonnige Dinge sagen sollte.

»Olympia, Olympia, Sie lieben Einen?« sprach der Graf, während er um das Lächeln bettelte, das er selbst traurig versuchte.

»Ich liebe, mein Herr, und bin verbunden.«

»Verbunden zu was?«

»Zu heiraten.«

»Seit wann?«

»Seit zwei Stunden.«

»Olympia!« rief Mailly, »was sagen Sie da?«

»Ich sage, Herr Graf, daß ich mich heute Abend mit einem Manne, den ich liebe, verheirate.«

Der Graf erbleichte und hätte beinahe das Bewusstsein verloren. Er erstickte.

»Und wer ist denn der Mann, den Sie lieben, ohne daß ich es weiß, Olympia?«

»Sie irren sich, mein Herr, Sie wissen, daß ich ihn liebe.«

»Aber mit mir, Olympia, haben Sie nur einen einzigen Mann geliebt, und das ist . . . «

Die Logenthüre wurde geöffnet und unterbrach den Grafen; Banniére erschien auf der Schwelle ganz geschäftig, ganz strahlend, ganz verwandelt.

Der Graf wich zurück, als ob er ein Gespenst erblickt hätte.

LXXXVI.

Wo sich Mailly für die Gesandtschaft entscheidet.

Olympia streckte die Hand gegen Banniére aus, der, als er Mailly erblickte, auf der Schwelle stehen blieb.

»Der Mann, den ich liebe, ist hier, Herr Graf«, sagte sie; »er ist es, den Sie nennen sollten; es ist Herr Banniére. Ich glaubte, ich habe aufgehört, ihn zu lieben, denn ich wähnte, er habe mich betrogen. Er hatte mich nicht betrogen, ich besitze den Beweis hiervon. Ich liebe ihn immer noch, und ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Graf.«

Das tiefe Erstaunen von Banniére, die völlige Niedergeschlagenheit von Mailly, diese stolze und mutige Blässe von Olympia bildeten ein Gemälde, dem es nicht an Interesse mangelte.

Olympia stand auch auf, nahm die Hand des Grafen und sprach:

»Sie sind ein edler und wackerer Mann, Herr Graf, und man hintergeht Ihres Gleichen nicht. Gott ist mein Zeuge, daß ich lieber selbst leiden, als Sie leiden machen wollte. Aber ach, ich bin nicht mehr Gebieterin über die Gefühle, die ich hege, und folglich auch nicht mehr über die Empfindungen, die ich einflöße. Das Schicksal hat mich in die schmerzliche Alternative versetzt, Ihnen gegenüber feig oder grausam zu sein. Ich bin fest überzeugt, Sie ziehen es vor, wenn ich mich zu Letzterem entschließe, was der Entschluss der Redlichkeit ist. Ich überantworte mich Ihrer Gnade, Herr Graf, mich und den Mann, den ich liebe; Sie sind mächtig genug, um uns Beide wie zwei Rohre zu zerbrechen. Machen Sie von Ihrer Macht nach Ihrem Herzen Gebrauch, und wenn Sie mich nicht zwingen, Sie zu segnen, sein Sie doch versichert, daß ich Ihnen nie fluchen werde, was auch geschehen mag.«

Der Graf hatte noch nicht das Haupt erhoben.

Bleicher als der unglückliche Märtyrer, »Ei! er wusste, was Alles der Graf in diesem Augenblicke leide, musste, trat Banniére aus

Zartgefühl in den Hintergrund und bewunderte von fern diese erschreckliche Frau, von der jedes Wort das Leben oder den Tod gab.«

»Sie haben mich reich gemacht, Herr Graf«, fuhr sie fort. »Glauben Sie nicht, daß ich elender Weise das Gold und die Juwelen, die Sie mir geschenkt, zurücklassen werde; nein, Sie sind ein Mann von einer zu hohen Lebensstellung, als daß ich von Ihrem Hause zur Armut übergehen sollte. Glauben Sie mir, wenn ich Banniére nicht wiedergefunden hätte, nie wäre mein Geist anderswo, als bei Ihnen und mit Ihnen gewesen: aber die Bestimmung, der wir alle Drei folgen, war geschrieben. Befehlen Sie, ich gehorche; doch vorher, ich bitte Sie demütig darum, verzeihen Sie mir den Anschein der Grausamkeit, die ich anwende, um wahr zu sein. Oh! Herr Graf, bedenken Sie doch, daß ich, wenn ich Ihnen nicht sagte, was ich Ihnen in diesem Augenblicke sage, nicht den Schatten des Schmerzes Wert wäre, den meine Worte auf Ihrem Gesicht verbreitet haben.«

Der Graf erhob sich.

Er fuhr mit einer eiskalten Hand über seine Stirne und sprach:

»Es ist gut, Sie sind in der Tat ein, redliche Frau in der vollen Bedeutung des Wortes, und ich bezeuge Ihnen aufrichtig, indem ich Ihrem Biedersinn Gerechtigkeit widerfahren lasse, daß Sie mir heute den größten Kummer bereiten, den ich im meinen Leben empfunden habe.«

Dann wandte sich Mailly, gegen Banniére um, der weich und bebend dastand, denn dieser Edelmut, dessen er sich nicht fähig fühlte, hatte ihn tief erschüttert, und sprach:

»Ich bin wirklich zu tief betrübt, um dem Herrn über sein Glück Verbindliches zu sagen. Der einzige Wunsch, für welchen ich Kraft habe, mein Fräulein, und ich bezweifle nicht, daß dieser, von meiner Seite sehr aufrichtige, Wunsch, von der Vorsehung erhört wird, ist, er möge Sie so glücklich machen, als Sie es zu sein verdienen, so glücklich, als ich Sie hätte machen wollen, hätte er sich nicht zu meinem Unglücke gefunden, um mich daran zu verhindern.«

Und nachdem er so gesprochen, grüßte er Olympia aus das Ehrerbietigste, machte ein paar Schritte in der Loge, als wollte er

seinen Weg suchen, den er nicht fand, ging endlich hinaus und ließ die zwei Liebenden, mitten in ihrem Glücke, in eine der bittersten Traurigkeiten versunken, die sie je empfunden, zurück.

Olympia verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, und man sah Tränen zwischen ihren Fingern durch bis auf den Tisch rollen, auf den sich ihre Ellenbogen stützten.

Düster, unbeweglich, stumm, suchte sie Banniére nicht zu trösten; er fühlte den Umfang dieser Liebe, die sie verachtet hatte; er ermaß den ganzen Adel dieser Seele, die man mitleidslos zermalmt hatte, um sie seiner Liebe zu opfern.

Allmählich verödete sich indessen das Theater, und die zwei Liebenden blieben allein in der Stille und in der Finsternis.

Herr von Mailly war mit sicherem Schritte seines Weges gegangen. Sein Unglück war so groß, so vollständig, daß es allen seinen physischen Fähigkeiten eine neue Federkraft verlieh.

Das Moralische war bei ihm völlig gebrochen.

Im Säulengange des Theaters erblickte der Graf einen Mann, der, an eine Statue angelehnt, auf dem Bänkchen saß und ruhig, ohne irgend eine Ungeduld, mit einem seiner Beine spielte, das er auf dem andern tanzen ließ.

Zwanzig Schritte von diesem Manne, dessen Augen sein Hut bedeckte, warteten zwei Lackeien in der Livree von Richelieu stehend und mit entblößtem Kopfe.

Mailly wollte nicht gesehen werden und ging rasch an dem Unbekannten vorüber.

Doch während er vorüberging, stand dieser auf und rief:

»He! Mailly!«

Der Graf wandte sich lebhaft um, er hatte die Stimme zu erkennen geglaubt.

»Herr von Richelieu!« sagte er.

»Guten Abend, Mailly.«

»Guten Abend.«

»Wie geht es?«

»Gut . . . «

»Ich wartete auf Dich.«

»Auf mich?«

»Gewiss; Du siehst wohl, daß alle Welt abgegangen ist, und daß nur wir noch *hier* sind.«

Und er legte einen bezeichnenden Nachdruck auf das Wort *hier*. Mailly blieb stehen, ohne zu antworten.

»Nun! mein armer Mailly«, sagte Richelieu, »ich habe Dich gefragt, wie es gehe.«

»Und ich habe Dir geantwortet: Gut.«

Richelieu schüttelte den Kopf.

»Ja, gut«, wiederholte Mailly, »und ich bin besonders entzückt. Dich zu treffen.«

»Ah! bah.«

»Du wirst mir einen Dienst leisten.«

»Gern, mein lieber Freund.«

»Du wirst diese Angelegenheit wieder in Ordnung bringen. Ja, ich weiß, daß das schwierig sein wird, doch da Du ein erstes Mal die Macht gehabt hast, zu knüpfen, so wirst Du wahrscheinlich auch die Haben, einen zweiten Knoten zu machen.«

»Wo dies, einen Knoten?«

»Ei! bei Gott, in der Wiener Angelegenheit.«

»Ah! sehr gut. Ich erwartete Dich gerade deshalb.«

»Es ist also tunlich?«

»Vollkommen.«

»Und der König ist nicht zu wütend?«

»Wütend, worüber?«

»Über meine Weigerung.«

»Der König weiß nicht einmal, daß Du Dich geweigert hast. Du begreifst wohl, mein Lieber, man ist Dein Freund, oder man ist es nicht. Ist man es, so ist man es nicht, um Dich in Ungnade zu bringen.«

»Oh! welche Güte, Herzog!« sagte Mailly mit einem Lächeln, dem er vergebens seine Bitterkeit zu benehmen suchte.

»Oh! lache nicht, Mailly, er ist ein besserer Mann, als Du glaubst, dieser Herzog von Richelieu, und es war nichts Leichtes, Dich gut mit dem König zu erhalten.«

»Glaube auch, daß meine Dankbarkeit dem Dienste angemessen ist.«

»Dann ist sie groß und genügend für meine Ansprüche. Du bist also entschlossen?«

»Ja, ich will Frankreich verlassen.«

»Du hast Recht.«

»Ich will ans Ende der Welt gehen.«

»Halte in Wien an und begnüge Dich hiermit; Du wirst sehen, das ist schon sehr weit.«

»Oh! was ich an Schmerz mit mir nehme, das wird mir, sei unbesorgt, wohl bis dahin folgen«, sprach Mailly, indem er die Hand auf seine Brust legte.

»Der Schmerz! ah! ja, das galoppiert, obgleich ich nie etwas Anderes als Verdruss empfunden habe. Armer Mailly!«

»Beklage mich!«

»Warum nicht, wenn Du zu beklagen bist.«

»Solltest Du es leugnen?«

»Gut! wirst Du mich nicht etwa glauben machen, Du bedauerst den Verlust Deiner Frau?«

»Ich bedaure nichts.«

»Doch, Du bedauerst den Verlust von Olympia: was willst Du, mein lieber Graf, die Teufelsweiber vom Theater, wenn sie sich einmal gemein gemacht haben, sind unbezähmbar. Diese ist aber sehr schlich, mit Dir umgegangen, armer Freund.«

»Ah! Du weißt es?«

»Weiß ich nicht Alles? Doch an dieser kannst Du Dich wenigstens rächen.«

»Mich an Olympia rächen!«

»Wenn Du Dich nicht an der Frau rächst, so kann? Du Dich wenigstens am Mann rächen.«

»Am Mann?«

»Ja, ist er nicht in Lyon bei Deinen Dragonern angeworben worden? Ist er nicht ein Deserteur?«

»Oh! rief Mailly«, indem er mit der Hand an seine Stirne fuhr, »Du bringst mich auf einen Gedanken . . . Der Unglückliche!«

Dann zu Richelieu zurückkehrend:

»Endigen wir rasch, Herzog. Du sagst, Du habest auf mich gewartet?«

»Ja, und das war wohlgetan.«

»Warum?«

»Weil ich nach dem Übel das Heilmittel bringe.«

»Erkläre Dich.«

»Du willst nach Wien abreisen? Du nimmst du Gesandtschaft an? Wohl, mein Lieber, hier ist Den Diplom«, sagte der Herzog.

Und er zog aus seiner Tasche dasselbe Papier, das er dem Grafen angeboten, und das der Graf ausgeschlagen hatte.

»Wie!« rief Mailly ganz erstaunt, »Du hast dieses Diplom behalten?«

»Ich war so sicher, Du würdest es von mir zurückverlangen, daß ich es seit dem letzten Male, wo ich Dich gesehen, nicht einen Augenblick von mir gelassen habe.«

»Gib es also, und ich reise.«

»Bei meiner Treue, zu rechter Zeit.«

Diese Worte machten, daß Mailly, der sich abermals seinen düsteren Gedanken überließ, den Kopf aufrichtete. Doch als hätte er es für unnötig erachtet, sich einen letzten Schlag geben zu lassen, der vielleicht noch grässlicher, als die vorhergehenden, grüßte er Richelieu und ging aus dem Theater weg.

Richelieu, der während dieser ganzen Szene sitzen geblieben war, reckte seine Arme und streckte seine zarten Beine aus, welche in ihren seidenen Strümpfen krachten.

»Bei Gott!« sagte er, »das ist ein sehr glücklicher Mensch! Er ist auf einmal von zwei furchtbaren Frauen befreit! Dieser Bursche wird fortan angebetet werden. Als er nicht zu lieben wusste, liebte man ihn; als er liebte, liebte man ihn nicht mehr. Die erste Frau, die er nun verführt, beklage ich: er wird sie liebestoll machen! Und so«, fuhr er philosophisch fort, »und so macht immer das Glück der Einen das Unglück der Andern, und dies wechselseitig!«

Hiernach rief Richelieu die Lackeien und ließ seinen Wagen vorfahren.

Während er einstieg, sah er durch eine Seitentüre Olympia am Arme eines jungen Mannes herauskommen.

Es war halb ein Uhr nach Mitternacht.

Der Herzog folgte ihnen ein paar Sekunden mit den Augen und

sagte dann zu sich selbst:

»Teufel! ich habe da eine Gelegenheit versäumt! Ich hätte Richelieu gegen diese Frau versuchen müssen! Welch ein schöner Kampf wäre das geworden! Doch nun ist es zu spät.«

Der Lackei näherte sich dem Wagenschlage,

»Was gibt es?« fragte Richelieu.

»Der Herr Herzog hat keinen Befehl gegeben.«

»Ah! es ist wahr: ganz einfach nach Hause.«

Doch beinahe in demselben Augenblick hielt er den Lackei durch einen Wink zurück.

»Ho!ho!« dachte er, »mir scheint, ich begehe eine Dummheit. Er ist in der Tat genug zu Grunde gerichtet, um heute Abend seine Frau um Verzeihung zu bitten und sie nach Wien mitzunehmen, während Pecquigny dem König den Kopf für Olympia heiß macht. Teufel! ich hätte Unrecht, wenn ich die liebe Gräfin nicht ein wenig überwachen würde.«

»Nach dem Hotel Mailly!« rief er, »rasch!«

Der Wagen von Herrn von Richelieu ging rasch ohne daß er es befahl.

Auf den gegebenen Befehl liefen die Pferde im Galopp.

Nach fünf Minuten hielt der Wagen vor der Tür des Hotel Mailly an.

Richelieu irrte sich: es fiel Mailly nicht ein, seine Frau zu entführen.

Er schrieb an Olympia.

LXXXVII

Die Heirat.

Olympia war, wie gesagt, aus dem Theater am Arme von Banniére weggegangen, während Richelieu noch auf dem Fußstritte seiner Karosse stand.

Bor der Tür waren Beide in einen Fiacre gestiegen, den die Coiffeuse für sie geholt hatte.

Banniére hatte diese Vorsicht gebraucht. Sogleich nach seiner Erklärung mit Olympia, welche eine so gute Wendung für ihn genommen, hatte Banniére seine Maßregeln getroffen: das war ein Junge, der, wenn es Not tat, die Ereignisse und die ungezähmten Pferde zu lenken wusste.

Der Fiacre hatte zum Voraus seine Instruktionen erhalten. Er führte sie geraden Weges nach der Kapelle Notre-Dame-de-Lorette, welche beim Bureau des Porcherons lag.

Nur war ein großer Unterschied zwischen der Notre-Dame-de-Lorette von 1730 und der von 1852.

Diese Kapelle, eine Beikirche von Saint-Eustache, hatte ihre Facade gegen einen schmalen Platz, der am Kreuzwege der Straße von Montmartre, der Rue des Porcherons und der Rue Notre-Dame-de-Lorette lag.

In dem Augenblick, wo die Liebenden diese Pilgerfahrt begannen, umhüllte die Nacht, welche schon die Hälfte ihres Laufes gemacht hatte, mit ihrem dichtesten Schatten den Kirchhof von Saint-Eustache, der einige Schritte von der Kapelle entfernt war, und die großen zwischen dem Boulevard und Montmartre liegenden Wiesen.

Die Rue Notre-Dame-de-Lorette, heute eine der zierlichsten Straßen der Hauptstadt, war um jene Zeit eben so wenig gebaut, als der Weg von Montmartre gepflastert war.

Mehr noch, da das Bauamt diesem Quartier keine Laternen bewilligt hatte, so war es die Wüste mit der Finsternis.

Abgesehen von dem Gemurmeln des kotigen Wassers im großen Graben und dem Rauschen der Rohre und der Weiden in

den Sümpfen, begleitete kein Getöse das mühsame Rollen des Fiacre, der die holperige und aufsteigende Chaussee hinanfuhr.

Ein wenig Mond, etwas wie ein verirrter durch zwei Wolken gleitender Strahl versilberte die kleine Halle der Kapelle und warf einen oft verschleierte Schein durch die am Himmel schwebenden Dünste auf die Facade der zwei mageren Pavillons, welche rechts und links an dieser Kapelle angebracht wären. Doch an einem der Fenster des Pfarrhauses glänzte hinter einer Scheibe des Erdgeschosses ein schwaches Licht, und Olympia erblickte in der Helle dieser armseligen Leuchte den Schatten eines Mannes, der hinter einem Vorhange stand und wartete.

Der Fiacre hielt an, der Schlag wurde geöffnet. Banniére sprang zuerst zu Boden, empfing Olympia in seinen Armen, zog sie mit sich fort und klopfte an die kleine Tür des Pavillon unter dem erleuchteten Fenster.

Man öffnete diese Tür sogleich.

Der Mann, welcher wartete, war Champmeslé.

Er ließ die zwei Liebenden eintreten, schloß die Tür hinter ihnen, und führte sie durch eine Seitenverbindung in den Chor der kleinen Kapelle.

Hier befand man sich plötzlich im Lichte.

Der Altar glänzte geschmückt mit sechs großen an, gezündeten Kerzen, und Blumen, welche alle Vasen füllten, gaben der Kapelle ein gewisses festliches Aussehen.

Auf ein Zeichen von Champmeslé setzte sich Banniére mit Olympia dem Altar gegenüber.

Der ehemalige Schauspieler schaute einen Augenblick diese schöne Frau an, welche bleich und zitternd, da sie sich in Gegenwart Gottes fand, um sich durch ihr Herz und ihre Reue von ihren Fehlern zu reinigen.

Es fehlte in diesem Augenblick dem Gesicht von Champmeslé weder an einer gewissen Poesie, noch an einem Gefühl von Feierlichkeit.

Olympia und Banniére betrachteten ihn mit einem sanften mit Ehrfurcht gemischten Lächeln.

»Madame«, sprach Champmeslé zu Olympia, »dieser Mann hier«, und er deutete Banniére, »dieser Mann liebt Sie dergestalt,

daß er für Sie seinen Leib und seine Seele dem Verderben überantwortet. Ach! So jung ich auch im religiösen Leben bin, ich weiß doch, welche Verwüstungen die Leidenschaften im Herzen der Menschen anrichten können . . . Ich weiß auch, wie wichtig es ist, Gott, wenn nicht das ganze Herz und den ganzen Geist, was sehr schwierig, doch wenigstens so viel als möglich von dem einen und dem anderen zu erhalten. Damit Banniére fromm gegen Gott leben kann, um es zu versuchen, wie die Taube der Arche, zwischen Sie Beide den Ölzweig zu bringen, — damit er fortan das Recht habe, für Sie zu beten, indes er zu gleicher Zeit für sich beten wird. — Damit jedes von seinen Gebeten ein Dank sei, habe ich ihn mit meiner ganzen Macht unterstützt, als es sich für ihn darum handelte, Sie wieder aufzufinden und mit Ihnen zusammenzukommen.«

»Sie Madame, erwägen Sie, in welchem Grade Ihr kurzes Leben bewegt gewesen ist.«

»Sagen Sie, wohin geht diese Seele, welche die Missgeschicke und die Leidenschaften umherwerfen, wie es die Winde und die Wellen mit einem armen Schiffe tun? Nicht wahr, Sie wissen es selbst nicht? Wohl! Suchen Sie einen Hafen, flüchten Sie sich in den Schoß Gottes, der dann Ihre Liebe segnen wird. Werden Sie eine redliche Frau: machen Sie sich verbindlich durch einen Gott geleisteten Eid, den einzigen Eid, welchen auf dieser Welt die Frauen nicht zu verletzen berechtigt sind.«

Olympia erhob sich majestätisch, und, noch bleicher als gewöhnlich, sprach sie mit einer so weichen Stimme, daß die Bögen der Kirche darüber bebten, als ob sie von den Vibrierungen einer Harfe berührt worden wären:

»Mein Herr, Sie haben sehr wohl daran getan, mich durch das Gesetz Gottes zu fesseln, um mich zu mir selbst zurückzurufen. Ich wusste nicht, was Ich lieben sollte, aber ich werde fortan wissen, daß Ich nur Banniére lieben soll, und mein Gattintitel wird für mich eine heilige Schwelle sein, welche ich nie zu überschreiten schwöre.«

»Aber der Dienst, den Sie mir leisten, ist noch viel größer in Beziehung auf die Andern, als in Beziehung auf mich. Die Andern, mein Herr, haben in mir eine von den Menschen verlassene Frau gesehen, — oh! ich mache Niemand Vorwürfe, — und sie haben

über mich die Gewalt geübt, die ihnen eine gewisse Macht ans dieser Welt und meine eigene Schwäche, das traurige Resultat meines Stolzes, verliehen. Fortan, da sie sehen, daß ich einen Arm habe, um mich darauf zu stützen, da sie sehen, daß ich mit dem Titel einer legitimen Frau bewaffnet bin, werden sie mir weder mehr gefährlich, noch feindlich sein. Ich danke Ihnen also, mein Herr, und ich. bitte Gott, meinen Schwur zu Empfangen; nie werde ich einen geleistet haben, der mir süßer und leichter zu halten ist.«

Bei diesen Worten wandte sich Olympia gegen Banniére um, und mit einem unaussprechlich zärtlichen Blicke legte sie in seine Hände eine schauernde, kalte Hand. All ihr Blut floss gegen ihr Herz.

Schwankend unter diesem geliebten Gewichte, sagte Banniére kein Wort zum würdigen Champmeslé. Er blieb einige Zeit stumm und sterbend, als ob ihm sein Herz entschwunden wäre.

Da holte Champmeslé aus der benachbarten Stube des Pfarrhauses einen Chorknaben, der auf einer hölzernen Bank schlief, und er begann sein Amt in dem Augenblicke, wo ein neuer Tag begonnen hatte, daß heißt, als die Glocke ein Uhr des Morgens schlug.

Nie wurde eine Feierlichkeit mit mehr Religion und Inbrunst vollzogen. Die zwei Gatten vergossen Tränen der Freude und der Liebe, und sie fragten, warum, da die ewige Verbindung so süß und wonnig sei, die unglücklichen Menschen ihr so oft die Freiheit, welche so viel Schmerzen verursacht, vorziehen?

Champmeslé war so sehr gerührt, daß er sich nicht enthalten konnte, die Braut zu umarmen und, indem er sie umarmte, zu ihr zu sagen:

»Ich begreife, Madame, daß es Sie bei dem Talente, welches Sie hatten, und beider Schönheit, die Sie haben, viel Überwindung kosten muss, auf das Theater zu verzichten; doch das ist ein Opfer, das Sie Ihrem Seelenheile zu bringen haben.«

Die zwei jungen Leute schauten Champmeslé erstaunt an.

»Aber«, wandte Banniére schüchtern ein, »Sie dürfen nicht vergessen, mein lieber Abbé, daß wir arm sind, und daß wir folglich das Theater nicht entbehren können.«

»Ei! mein Gott!« rief Champmeslé, »gibt es denn keine andere Laufbahn in der Welt?«

»Bedenken Sie«, sagte Olympia lächelnd, »er hat nicht mehr das Mittel, Abbé zu werden, wie Sie.«

»Mir scheint«, sprach Banniére, »man kann Schauspieler und ehrlicher Mensch sein, Herr von Champmeslé, und Sie sind, Gott sei Dank, der lebendige Beweis von dem, was ich behaupte.«

»Ich leugne das nicht«, erwiderte Champmeslé, »aber hören Sie wohl, mein lieber Banniére, und möchte die Heiligkeit des Ortes, wo ich bin, machen, daß mir meine profanen Worte verziehen werden, denn ich will als Mensch mit Ihnen reden, was sage ich? als Schauspieler und nicht als Priester.«

»Sprechen Sie, wir hören«, sagte Banniére lächelnd.

»Wohl! wenn das Theater nicht für Sie ein Ort der Verderbnis in Beziehung auf Gott ist, so ist es ein Ort der Verderbnis in Beziehung auf Sie selbst.«

»Ich verstehe Sie nicht«, erwiderte Banniére, der im Gegenteil nur zu gut verstand und zum Voraus schauerte bei der Saite, die der Abbé zu berühren im Begriffe war.

»Ja, in Beziehung auf Sie selbst«, fuhr Champmeslé fort, »denn Sie werden zu sehr leiden, wenn Sie Ihre Frau beständig wegen ihres Talentes und ihrer Anmut von Schmeicheleien, von Weihrauch, von Huldigungen umgeben sehen.«

Olympia machte eine Bewegung.

»Ei! mein Gott!« fuhr Champmeslé fort, »ich sage nicht, es werden sich nicht alle diese Verführungen an der Tugend und der Liebe von Madame Banniére brechen, die ein edler Charakter ist; aber . . . «

»Aber?« versetzte Banniére unruhig.

»Vollenden Sie, mein lieber Abbé«, rief Olympia.

»Oh! Sie haben mich begriffen, Madame«, erwiderte Champmeslé, »und so ist unnötig, daß ich vollende. Sie wissen wohl, daß diejenigen, welchen es auf eine redliche Art bei einer Frau vom Theater nicht geücker ist, zuweilen ihre Zuflucht zur Gewalt und zu Verrat nehmen.«

»Ja, wie ein gewisser vornehmer Herr, nicht wahr, Herr Abbé?« sprach Banniére, die Stirne faltend.

»Mein Herr«, sagte Olympia mit sanftem Tone, jedoch ohne etwas von ihrer Heiterkeit zu verlieren, »denken Sie nicht schlecht von den Abwesenden.«

»Ach!« entgegnete Banniére, »eine schlechte Eingebung kann in einem Momente des verletzten Stolzes den besten Menschen zum Schlimmen fortreißen.«

»Ich habe also Recht«, sprach Champmeslé. »Nun lassen Sie mich für einen Augenblick in Ihre Angelegenheiten eindringen, mit Ihnen die Zahlen erörtern, und Ihnen beweisen . . . «

»Hier?« fragte Olympia lächelnd.

»Nein, verlassen wir dieses Heiligtum«, antwortete Champmeslé, »gehen wir in die kleine Stube des Pfarrhauses und danken wir dem vortrefflichen Manne, der die Güte gehabt hat, mir heute Nacht seinen Platz abzutreten, damit ich berechtigt sei, Sie auf immer glücklich zu machen.«

»Warten Sie«, sagte Olympia. »Ehe ich mich entferne, erlauben Sie mir, in diesen Opferstock zu werfen, was unser Glück seinen Armen spenden will.«

»Einen Augenblick Geduld!« rief Champmeslé, die kleine Hand von Olympia zurückhaltend, in deren Fingern ein doppelter Louis d'or glänzte.

»Warum?« fragte Olympia.

»Weil es verschiedene Arme gibt«, sagte Champmeslé. »Kommen Sie in die Stube und lassen Sie uns sprechen.«

Er führte sie dahin, entließ den Chorknaben mit einem Geldstücke, das er ihm in die Hand drückte, schloß die Verbindungstüre, die sie von der Kapelle trennte, hieß jedes auf einem eichenen, durch das Alter polierten Schemel Platz nehmen, setzte sich ihnen gegenüber, ergriff von Jedem die Hand und sprach:

»Nun, da wir unter uns sind, — und glauben Sie mir, daß ich meine Gründe habe, Ihnen zu sagen, was Ich Ihnen sagen werde, — zählen wir Ihre Reichtümer. Das ist an Sie allein gerichtet, Madame, denn was Banniére betrifft: die seinigen kenne ich.«

»Ja, zehn Taler, die ich Ihnen schuldig bin«, versetzte Banniére dem würdigen Abbé zulächelnd.

»Ich habe auch gesagt, ich wende mich nur an Fräulein von

Clèves«, erwiderte Champmeslé.

»Mein Herr und lieber Freund«, sprach Olympia, »ich besitze ungefähr hundert Louis d'or in Juwelen und zweihundert in Kleidern, Weißzeug und Meubles, welche zu verkaufen sind.«

»Werden Sie dieselben verkaufen?«

»Sicherlich.«

»Und warum?«

»Weil es die Absicht von meinem Manne und mir ist, nicht in Paris zu bleiben; wir sind hier zu sehr gefährdet, und das Leben ist zu teuer.«

»Sie gehen also . . . «

»Nach Lyon, wo mein Name bekannt ist; nach Lyon, dessen Quellen ich kenne: nach Lyon, wo ich, wenn ich spiele, sehr anständig leben werde, ohne daß ich nötig habe, anderswo, als auf dem Theater, Schauspielerin zu sein.«

»Um nach Lyon zu gehen, werden Sie jedes zehn Louis d'or ausgeben, das sind schon zwanzig Louis d'or. Dadurch verringert sich Ihr Schatz . . . Warten Sie. das ist noch nicht Alles. Sind Sie in Lyon angekommen, so werden wohl zwei Monate vergehen, ehe Sie ein Engagement abgeschlossen haben, und während dieser Zeit müssen Sie leben.«

»Ei! mit zweihundert Livres monatlich wird man zusehen«, sagte Banniére.

»Oh! nie wird Madame um diesen Preis für sich allein leben«, erwiderte Champmeslé. »Ich berufe mich auf sie selbst.«

»Olympia von Clèves konnte es nicht«, antwortete die junge Frau, »doch Madame Banniére wird viele Dinge tun, welche Olympia nicht getan hat.«

»Das ist es gerade, was man vermeiden muß«, sagte Champmeslé. »Madame Banniére muss im Gegenteil glücklicher sein, als es Olympia war, sonst, ist der Zweck von uns Allen verfehlt.«

»Ja, doch der Zweck ist erreicht, wenn wir Beide Komödie spielen«, entgegnete Banniére; »Olympia, die so viel Talent hat, kann sechstausend Livres verdienen. Ich werde zwölf bis fünfzehn hundert verdienen. Ich weiß wohl, daß man sie mir ihretwegen geben wird. Doch man wird sie mir am Ende geben, und mit

dieser Summe, das heißt, mit sechstausend Livres für sie und mit fünfzehnhundert für mich werden wir, indem Jedes ausgibt, was es verdient, glücklich sein.«

»Die Ehe ist die Teilung«, sagte Olympia.

»Nun wohl! trotz aller dieser Vernunft, trotz dieser gegenseitigen Liebe und Ergebenheit, beharre ich darauf, daß Ich Sie Beide bitte, nicht mehr zum Theater zurückzukehren«, sprach Champmeslé.

»Dann werden wir Hungers sterben, mein Freund«, versetzte Olympia, »und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen: es kann Gott nicht angenehm sein, daß verheiratete Geschöpfe, die ihn ehren und gerade durch die Reinigung ihrer Liebe verherrlichen. Hungers sterben, das heißt, ihr Leben in dieser Welt verlieren, um ihr Heil in der andern zu sichern.«

»Nein«, erwiderte Champmeslé, aber gerade weil das Gott nicht angenehm sein kann, schickt Gott, merken Sie wohl, denjenigen, welche Hungers sterben, immer seinen Beistand, wenn der Beistand verdient ist, oft auch, wenn er nicht verdient ist.«

»Oh!« machte Banniére mit einer Miene des Zweifels den Kopf schüttelnd.

»Gott ist sehr gut«, sagte Olympia mit demselben Gefühle, »doch er spricht: ›Hilf dir, und der Himmel wird dir helfen.«

»Aber«, rief Champmeslé, den man durch diesen aus der heiligen Schrift gezogenen Beweisgrund für geschlagen hätte halten können, »wären Sie Gott nicht sehr dankbar, wenn er Ihnen, das Mittel gäbe, Ihr Heil zu machen, Indes Sie glücklich leben, mit einander, Hand in Hand, wie Sie es in diesem Augenblicke sind, so lange leben würden, bis Banniére irgend eine ehrenhafte Stellung findet, wie sie ein Mann von seiner Bildung notwendig finden muss, oder bis sich für Sie eines der Ereignisse zuträgt, welche das Angesicht eines Geschickes verändern?«

»Lieber Herr von Champmeslé, wir wären hierdurch in der Tat sehr glücklich«, antwortete Olympia; »wir wären Gott hierfür in der Tat sehr dankbar, aber wo ist das Mittel? Glauben Sie mir, dadurch, daß wir unsere Hände für die Träumerei und die Liebe

vereinigt hatten, wie sie es sind, werden wir nicht dazu gelangen, die beglückte Existenz zu erwerben, die Sie uns versprechen.«

»Wer weiß?« versetzte Champmeslé.

»Oh! Herr von Champmeslé, ich weiß, es gibt viele Schätze in der Liebe Gottes, das sind aber keine zeitliche Schätze. Diese trifft man zuweilen ans Erden. Man findet eine Perle in einer Auster, eine Börse auf der Landstraße, eine Erbschaft in der Schublade eines Notars: doch außerhalb dieser Welt, Herr von Champmeslé, finden arme Liebende wenig, um materiell davon zu leben, und fragen Sie Banniére, ob er nicht so lange als möglich materiell zu leben geneigt ist.«

»Bei meiner Treue, ja; ich bin so glücklich!«

»Wohl denn, hören Sie«, sprach Champmeslé. »Nehmen Sie einen Augenblick an, gerührt von Ihren guten Willen, gewähre Ihnen Gott die Verwirklichung von einem dieser Wunder; nehmen Sie an, Sie finden auf Ihrem Wege, das eine oder das andere, einen von den zeitlichen Schätzen, welche Ihnen mehr zu gefallen scheinen, als die der Gnade . . . «

»Nehmen wir das nicht an, mein lieber Herr an Champmeslé«, erwiderte Banniére, »denn das ist gerade die Annahme, die ich mit mehr Wahrscheinlichkeit des Gelingens gemacht, als ich in diesem Augenblicke habe.«

»Und wann dies?«

»So oft ich Geld von meiner teuren Olympia angenommen habe, um zum Spiele zu gehen. Wenn Gott für mich ein Wunder tun würde, sagte ich, und ich gewänne ein Vermögen . . . «

»Nun?«

»Nun, mein lieber Abbé, Ich habe immer verloren. Was Gott nicht für mich tat, wenn ich mir half, wird er ebenso wenig tun, wenn ich das Glück schlafend erwarte, wie es Herr von La Fontaine, der Mitarbeiter Ihres Großvaters, rät! Oh! hätte ich alle die Summen, die ich wahnsinniger Weise verloren habe!«

»Sie haben sie verloren, mein guter Freund«, entgegnete Champmeslé, dem sichtbar daran lag, Banniére zu überzeugen, »Sie haben sie verloren, weil Gott es nicht liebt, daß man spielt.«

»Aber«, bemerkte Banniére, »diejenigen, welche sie mir abgewannen, spielten auch.«

»Diese haben vielleicht, indem sie gewannen, mehr verloren als Sie. Doch lassen Sie eine Annahme zu.«

»Falls sie zulässig ist, soll es wir ganz lieb sein«, sagte Banniére, »Das Pfeifen bei Mithridates hat mich das Beifallklatschen bei Herodes vergessen lassen.«

»Ich will sie Ihnen also zulässig machen, Kleingläubiger!« sagte lächelnd Champmeslé. »Wie viel brauchen Sie, um glücklich zu sein, Beide ein Jahr lang sehr glücklich?«

»Drei tausend sechs hundert Livres«, antwortete Olympia mit Bestimmtheit; »Jedermann kann mit dieser Summe leben, und wir wie die Anderen. Wir werden eine abgelegene Wohnung nehmen, wir werden Niemand Empfangen, wir werden allein ausgehen, wir werden nicht reisen.«

»Kurz, wir werden sehr glücklich sein«, sprach Banniére, indem er Olympia verliebt anschaute.

»Nun wohl«, fuhr Olympia fort, »diese Summe haben wir für ein Jahr, Ein Jahr, das sind dreihundert und fünfundsechzig Tage für die Verliebten, wie für die Andern. Wollen Sie, daß wir Ihnen für den Dienst, den Sie uns geleistet haben, versprechen, dreihundert fünfundsechzig Tage darauf zu warten, daß Gott ein Wunder für uns tut? wir werden warten: aber am dreihundert und fünfundsechzigsten Tage müssen wir wohl . . . «

Champmeslé schüttelte auch den Kopf.

»Sie müssen nicht so urteilen«, sagte er, »das hat Sie bis jetzt zur Verschwendung geführt und würde Sie abermals dazu führen; eine Krankheit, welche einen zustößt, kostet viel und vermindert die Zeit des Glückes.«

»Ja, allerdings«, versetzte Olympia, »man müsste zwei bis drei Jahre gesichert haben, denn dann.«

Und sie hielt, lächelnd bei einem Gedanken, der sich ihrem Geiste bot, ein.

»Das ist auch meine Ansicht«, sprach Banniére, »doch man hat nur das, was man hat. Ich wiederhole noch einmal, das Theater wird uns diese Schätze von der Landstraße, von denen wir so eben sprachen, ersetzen, und zwar mit dem Vorteil der Regelmäßigkeit.«

»Versprechen Sie mir«, sagte Champmeslé, »das Sie, wenn

Sie eine Gewissheit von zwei bis drei Jahren haben, nicht zum Theater zurückkehren werden?»

»Oh! gewiß nicht«, rief Banniére: »nicht wahr, Olympia, wir würden nicht mehr zum Theater zurückkehren?«

»Nein«, sagte diese, »ich kenne in Lyon ein Häuschen an der Saone, es hat eine Mauer gegen den Halleiweg, Bäume verbergen es vor dem andern Ufer, man hört nur das Geräusch der Pferde, welche mühsam das steile Ufer hinansteigen; es ist ein grünes Nest voll Frische und Ruhe. Dieses Häuschen würde fünfhundert Livres jährlich Miete kosten. Man würde es mit dem vierten Teile meiner Meubles königlich ein, richten; es würden Banniére und mir dreitausendeinhundert Livres jährlich bleiben. Ich habe keine Ausgaben mehr für die Toilette, denn ich besitze Kleider und Spitzen für zehn Existenzen wie die meinige; Banniére würde nur einen Rock von Sammet für den Winter, zwei seidene für den Sommer brauchen; fünfhundert Livres für unsere Wäsche und die Nähereien: bleiben zweitausend fünfhundert Livres; wir würden zwölfhundert Livres für die Nahrung von Herrschaft und Köchin ausgeben; mit dem Lohne von dieser werden dreizehn hundert Livres für unsere Tasche und für unvorhergesehene Ausgaben bleiben.«

»Oh! welche Freude!« rief Banniére. »Drei Jahre dieser Existenz! Man könnte hernach sterben.«

»Man würde nicht sterben«, sagte Olympia.

»Sie haben also unbekannte Quellen, liebe Olympia?« fragte Banniére.

»Ja, die ich Ihnen nennen werde, wenn wir unsere drei Jahre gesichert haben«, erwiderte Olympia.

»Nun wohl«, sagte Champmeslé, der nur den Augenblick zu erwarten schien, um sich zu erklären, »versprechen Sie mir, ein wenig oft an Gott zu denken?«

»So oft wir an unser Glück denken werden, lieber Herr von Champmeslé«, antwortete Olympia.

»Wohl!« sprach Champmeslé mit einem Zittern der Stimme, das alle seine Befürchtungen nannte und alle seine Zögerungen erklärte, »ich habe hier in dieser Tasche eine Börse und ein kleines Portefeuille; sie enthalten sechstausend Livres, die ich

den Armen geben wollte, als ich das Gelübde ablegte. Ich hatte mir vorgenommen, sie an dem von mir so sehr ersehnten Tage auszuteilen, wo ich das erste Mal die Messe lesen würde. Das ist heute. Diese Messe, mit welcher meine Laufbahn beginnt, an deren Ende ich das Heil zu finden hoffe, habe ich gelesen. Die Armen fehlen, oder vielmehr, es gibt keine andere Arme hier, als Sie . . . Unterbrechen Sie mich nicht. Sie sind wirklich gute Arme, und ich biete Ihnen meine alten Louis d'or und diese zwei Kassenbillets an.«

»Ah!« rief Banniére, »unmöglich!«

»Wie, unmöglich!« versetzte Champmeslé; wissen Sie wohl, was Sie da sagen, und haben Sie die Wohltätigkeit ein wenig erwogen, um mir so zu antworten?«

»Sie werden aber tausend Glückliche mit diese, sechstausend Livres machen.«

»Ja, Glückliche eines Augenblicks, und nicht mehr, Ihnen dagegen gebe ich das vollständige Glück auf zwei Jahre.«

»Oh! wir werden es nicht annehmen«, erwiderte Banniére, während er Olympia anschaute, um so ihren Augen die Kraft zum Annehmen oder Ausschlagen zu schöpfen.

»Sie werden nicht annehmen, was ich für den Dienst Gottes tue!« fuhr Champmeslé fort; »Sie werden mir nicht erlauben, zwei Seelen zu retten«,

»Herr von Champmeslé«, sprach Olympia, »ich nehme es an, weil ich den ganzen Wert Ihres Almosens begreife. Ja, Sie haben Recht, mit Geld retten wir Beide unsere Tugend. Ich nehme an.«

Die Augen des würdigen Abbé glänzten vor Freude. Er ergriff die Hand von Olympia, ließ die Börse in das Portefeuille darein gleiten, küsste diese Hand auf eine galante Manier, welche noch an den weltlichen Menschen in seiner Frömmigkeitsbegeisterung erinnerte. Olympia lächelte.

»Und nun, unser würdiger Freund«, sprach sie, »nun muss ich Sie ganz belohnen, ich muss Ihrem Edelmut seinen vollen Preis, Ihrem Zartgefühl seinen ganzen Wert geben. Ohne Ihre sechstausend Livres, mein lieber Herr von Champmeslé, reisten wir glücklich ab, jedoch ohne Horizont. Heute fehlt unserem Glück nichts. Mit dreitausend sechshundert Livres lebten wir mit

Schwierigkeit ein Jahr; mit neuntausend sechshundert Livres werden wir wenigstens vier leben, und in unsrem Alter sind vier Jahre die Ewigkeit. Was ich Ihnen nicht sagte, Banniére, was Sie aber vielleicht wissen, ist, daß ich von Adel bin, daß ich, obgleich enterbt, noch ein paar alte Oheime habe, welche im Stande sind, mir jeder hunderttausend Livres zu hinterlassen, an dem Tage, wo ich, meinen Mann am Arme, mein Kind an der Hand, hingehe und sie *lieber Oheim* nenne. Nun! drei Jahre warten, ohne etwas von ihnen zu verlangen, das ist viel. Im vierten Jahre werden wir unsere Pilgerfahrt beginnen. Und es müsste sehr unglücklich gehen, wenn unter Dreien nicht Einer wäre, der für mich täte, was für den verlorenen Sohn geschehen ist, der nicht die Tür öffnen und das fette Kalb schlachten würde.«

»Ich hatte also Recht«, rief Champmeslé, »und ich habe dieses Geld, das mir unnütz war, gut angelegt.«

»Aber, lieber Abbé!«, sagte Banniére, »erinnern Sie sich wohl, wenn wir Ihre sechstausend Livres annehmen, so geschieht es, wie bei Ihren zehn Talern, unter dem Titel einer Darleihe.«

»Die Priester, mein lieber Banniére, sollen nie leihen.«

»Doch Sie haben auch eine Familie?« sagte Olympia.

»Keine.«

»Er wird bis zum Ende Recht behalten«, sprach Olympia mit einem reizenden Lächeln; »es ist aber spät oder vielmehr früh. Nun, da er uns nichts mehr zu geben hat, wollen wir den Schmarotzern der Welt und den Vögeln des Feldes nachahmen: da das Brot gekrümelt und verzehrt ist, so wollen wir entfliegen.«

Hiernach umarmten sich diese drei so guten, so glücklichen Wesen auf das Herzlichste. Banniére wollte Champmeslé durchaus zurückführen, doch dieser schlug es aus. Er hatte sein Bett beim Geistlichen der Kapelle Notre-Dame-de-Lorette. Er war es im Gegenteil, der seine Schützlinge bis zu dem Fiacre geleitete, mit dem sie nach der Wohnung von Olympia fuhren, — und nach Erfüllung eines so guten Werkes kehrte er ins Pfarrhaus zurück und schlief als ein Gerechter.

LXXXVIII.

Der seidene Rock und der Sammetrock.

Und nun erlaube man uns, den vortrefflichen Abbé zu verlassen, der uns, weich gelagert im Bette seines Freundes, des Geistlichen der Kapelle Notre-Dame-de-Lorette, nichts mehr zu befürchten gibt, um unsern, zwei Neuvermählten zu folgen, welche, wie man bemerken konnte, unsere Lieblingshelden sind.

Ihr doppeltes Dasein ist fortan in eines verschmolzen. Sie sind jung, sie fühlen sich stark, sie haben Mittel, um vier Jahre zu leben, und es müsste eine furchtbare und sehr unerwartete Katastrophe eintreten, um sie zu trennen.

Ach! das Unglück ist wie der Tod unsichtbar: man errät es erst, wenn es uns berührt, am Schmerz!

Olympia ließ gerade nach Hause fahren; das war eine Entfernung von ein paar Schritten.

Auf ihren Befehl hatte die Kammerfrau alle ihre Kleider und all ihr Weißzeug in Bereitschaft gesetzt,. Das war ein Haufen, der das Schlafzimmer füllte. Olympia hatte kaum an die Schwierigkeit gedacht, mit einem solchen Gepäcke zu reisen, als Banniére auch schon das Mittel gefunden, diese Verlegenheit zu vermeiden.

»Man wird«, sagte er, »aus Allem dem eine ungeheuere Kiste machen, die wir nach Lyon adressieren. während wir frei und ohne Gepäcke unser Haus suchen und die Ankunft unserer Effekten erwarten.«

»So helfen Sie mir«, erwiderte Olympia, »denn Sie haben Recht.«

Und Banniére fing an mit Olympia in den Koffern Alles aufzuhäufen, was das Vermögen dieser Haushaltung bildete.

Während sie sich freudig und eifrig hiermit beschäftigten, lief die Kammerfrau herbei und bedeutete ihrer Gebieterin, daß sie ihr etwas zu sagen habe.

»Nun! so kommen Sie!« rief Olympia.

Die Kammerfrau näherte sich wirklich und sprach ihrer Gebieterin leise ins Ohr.

Olympia errötete. Banniére sah sie erröthen errötete selbst und wandte die Augen ab.

Acht der arme Banniére, er glaubte zu erraten, seine Gegenwart sei schon ein Zwang für seine Frau. Olympia dachte einen Augenblick nach.

»Was haben Sie, Olympia?« fragte Banniére mehr noch mit Zärtlichkeit, als mit ängstlicher Eifersucht.

»Es begegnet mir etwas Unangenehmes«, erwiderte Olympia.

»Ah! dann sprechen Sie geschwinde.«

»Herr von Mailly schickt mir einen Boten.«

»Herr von Mailly?«

»Ja; er ist heute Nacht nach Wien abgereist und vor seiner Abreise . . . «

»Schreibt er Ihnen?«

»Ich glaube.«

»Oh!« machte Banniére.

»Soll ich ihn empfangen?« fragte Olympia mit ganz natürlichem Tone.

»Wie es Ihnen beliebt, Olympia.«

»Das heißt nicht antworten.«

»Sie sind unumschränkte Gebieterin.«

»Sie verstehen mich nicht«, sagte Olympia leicht gereizt. »Ich frage Sie nicht, ob Sie mir erlauben, daß ich den Boten empfangen; ich frage, ob es schicklich sei, daß ich ihn empfangen, ja aber nein?«

»Sie sind zartfühlender und unterrichteter in diesen Dingen, als ich. liebe Olympia«, antwortete Banniére, dessen Herz lebhafter schlug, als er es selbst gewollt hätte, und dessen Stimme, so sehr er sich auch anstrebte, vor Eifersucht zitterte.

»Holen Sie diesen Boten und lassen Sie ihn hier eintreten«, sagte Olympia zu der Kammerfrau.

Diese ging sogleich mit der Freude ab, welche die Dienenden empfinden, wenn es ihnen gelungen ist, ihre Herrschaft auf die eine oder die andere Art in Verlegenheit zu setzen.

Fünf Minuten nachher trat der Bote ein.

Er hielt einen ziemlich großen und viereckig zusammengefalteten Brief in der Hand.

»Für Fräulein Olympia von Clèves, vom Herrn Grafen von Mailly«, sagte er.

Dann, da er in diesem Augenblick den jungen Mann erblickte, der erbleichend dastand, fügte er bei:

»Oder für Herrn Banniére.«

Wonach er sich ehrfurchtsvoll verbeugte und sich umwandte, ohne die geringste Verlegenheit zu bezogen, er, der doch merklich die neue Haushaltung so sehr gestört hatte.

Olympia hatte den Brief in Empfang genommen und hielt, ihn in ihrer Hand. Sie hieß durch einen Wink die Kammerfrau weggehen und blieb allein mit Banniére.

Sie reichte ihrem Gatten den Brief und sagte:

»Dieser Brief gehört Ihnen, wie alle diejenigen, welche ich fortan Empfangen werde.«

»Nein«, antwortete Banniére, zugleich voll Freude und voll Traurigkeit; »nein, Ihnen ist er übergeben worden, lesen Sie.«

»Warum sollten Sie nicht lesen?«

»Weil ich zum Voraus Alles weiß, was in diesem Brief steht.«

»Sie wissen es?«

»Ich errate es.«

»Sie?«

»Allerdings; es ist nicht schwierig, für mich besonders, zu erraten, was Ihnen ein Mailly schreiben kann, der Sie liebt und der Sie verliert.«

»Der Brief ist aber so gut an Sie gerichtet, als an mich, wie der Bote versichert hat.«

»Ja, doch ich weiß auch, was man mir schreiben kann.«

Olympia ergriff seine beiden Hände und sprach zärtlich:

»Banniére, soll schon in den ersten Stunden unserer Ehe ein Brief, der mir zukommt, ohne daß ich es will, ohne daß ich es weiß, Ihren Geist in Unruhe versetzen? Auf, lesen Sie, es ist vielleicht nicht das, was Sie vermuten«,

»Glauben Sie, es sei eine Drohung?« fragte Banniére, indem er die Hand nach dem Briefe ausstreckte und die Stirne faltete.

Doch nun war es Olympia, die den Brief an sich zog.

»Nein«, sagte Sie mutig, »glauben Sie mir, Banniére, der Mann, der diesen Brief geschrieben hat, ist unfähig zu einer Feigheit.«

»Sie wissen, was in seinem Herzen ist«, versetzte Banniére mit Bitterkeit.

»Ja.«

»Dann müssen Sie auch wissen, was in seinem Briefe steht, und es ist unnötig, daß wir ihn lesen.«

»Ja«, sprach Olympia, »es ist unnötig, daß wir ihn lesen, besonders in diesem Augenblick. Wir werden ihn später lesen, dort, wenn er in Wien, an den Ufern der Donau ist, während wir in unseren, kleinen Paläste in Lyon, an den Ufern der Saone sind.«

Und sie schlang einen Arm um den Hals ihres Mannes und schob in die Tasche seines Rockes den Brief, den er beharrlich zurückwies.

Das Lächeln, das Opfer seiner Frau entwaffneten vollends Banniére und erheiterten wieder sein Herz.

»Pfui der Eifersucht!« rief er; »ich habe die schönste, die zärtlichste und redlichste der Frauen.«

.Und sogar die verliebteste, mein Mann.«

»Nur«, fuhr Banniére fort, »nur bringen wir diese Frau rasch in Sicherheit, und da ich ihre Briefe nicht lesen will, machen wir es so, daß sie keine empfängt.«

Und mit immer größerer Freudigkeit rief Banniére:

»Gepackt! Gepackt!«

Wonach er wieder mit Olympia die Kleidungsstücke in die große Kiste zu packen anfang.

»Und der Fiacre«, fragte Olympia, »was ist ans ihm geworden?«

»Er wartet noch.«

»Behalten Sie ihn denn?«

»Er wird uns führen, bis seine Pferde nicht mehr gehen können.«

»Und dann?«

»Dann werden wir irgendwo sein und überlegen, was wir zu tun haben. Das Wesentliche für mich und ich hoffe auch für Sie,

Olympia, ist, daß wir abreisen, Paris verlassen.«

»Sehr gut! Doch um bei Nacht zu reisen, mein lieber Banniére, sind Sie ein wenig gar zu leicht gekleidet.«

»Ich war noch viel leichter gekleidet, als ich, Ihnen nachlaufend, hier ankam.«

»Gleichviel!«

»Ah!« sagte Banniére lachend, »nun verachtet die Frau schon das Hochzeitskleid ihres Mannes.«

»Gott behüte mich hiervor, mein lieber Banniére, und meine Achtung vor demselben ist so groß, daß ich eine Reliquie daraus machen will.«

Sie rief der Kammerfrau.

Mademoiselle Claire trat ein.

»Öffnen Sie die Kiste von Citronenholz,« sagte Olympia, »und bringen Sie mir den bewussten Sammetrock.«

»Ein Mannsrock?« fragte Banniére.

»Ja, mein Herr, ein Mannsrock«, antwortete lächelnd Olympia.

Das Gesicht von Banniére verdüsterte sich wieder.

»Olympia«, sprach er traurig, »die Zeit ist vorüber, wo der Jesuiten-Noviz die Kleider des Herrn Grafen von Mailly anziehen konnte.«

»Schweigen Sie, grobes Herz«, erwiderte Olympia, während Sie den Sammetrock Banniére reichte; »schauen Sie diesen Rock an, erkennen Sie ihn und erröten Sie vor Scham.«

Banniére hielt den Rock an die Lichter.

»In der Tat«, rief er freudig, »ich kenne diesen Rock.«

»Es ist der Sammetrock, den Sie bestellt hatten, und den man Ihnen an demselben Tage brachte, an welchem Sie in Lyon, auf Befehl der Jesuiten, verhaftet wurden; diesen Rock, den Sie nur angezogen, um ihn zu probieren, habe ich aufbewahrt; jeden Tag betrachtete ich ihn, jeden Abend küsste ich ihn. Ich habe in seine Taschen die Parfums eingeschlossen, die ich liebte; ah! dieser Rock war, nebst der Erinnerung, ungefähr Alles, was uns von unseren Tagen der Liebe und des Glückes blieb; es war gleichsam ein balsamiertes Andenken von der Zeit, welche nicht mehr bestand, ein Andenken, das seinen Wohlgeruch in meinem

Hause und in meinem Herzen verbreitete.«

Banniére stieß einen Freudenschrei aus, streifte seinen seidenen Rock rasch ab, zog den Sammetrock an und warf sich in die Arme von Olympia, während, wenig zugänglich für sentimentale Szenen, Mademoiselle Claire, mit allem Phlegma, den alten Rock sorgfältig zusammenlegte und sodann in der großen Kiste unter den Effekten von Olympia vergrub.

Als diese Rührung aufgehört hatte, war die Kiste voll; es schlug drei Uhr, die Fiacrepferde scharren, sie warteten seit zwei und einer halben Stunde vor der Tür, und der Kutscher machte einen so gewaltigen Lärmen, als nur immer möglich, da er glaubte, man habe ihn vergessen.

Olympia und Banniére hüllten sich in denselben Mantel und nahmen die Schlüssel des Koffers, den der Fiacre auf seinen Kutschenhimmel stellte und nach einer großen Frachtanstalt der Rue Montmartre führte.

Banniére ließ ihn einschreiben und bezahlte die ersten Kosten; dann, nachdem er mit dem Fiacrekutscher über den Preis für zwei Tagereisen, jede zu zwölf Livres, übereingekommen war, verabschiedeten die zwei Glücklichen Mademoiselle Claire, indem sie ihr einen Lohn einhändigten, mit welchem sie zufrieden zu sein schien, und ehe der Tag gekommen war, führen Sie durch die Banniére von Fontainebleau und schlürften mit unendlicher Wollust die kalten Dünste des Flusses und die Ausströmungen des Thales von Gentilly ein, welches damals etwas minder schmutzig, als heute.

Der Kutscher, der ruhig seine zwei kleinen Meilen in der Stunde zurücklegte und glücklich, so gute Kunden gefunden zu haben, auf seinem Bock sang, fragte sich, warum es ihm mit ein wenig Diplomatie nicht gelingen sollte, diese jungen Eheleute an das Ende der Welt um zwölf Livres täglich zu führen.

LXXXIX.

Das Häuschen an der Saone.

Leider ist nichts eventueller, als die Berechnung, in dieser Welt, selbst diejenigen, welche ans ihren Böcken die Fiacrekutscher machen.

Olympia war seit dem vorhergehenden Tage zu sparsam geworden, um den wackeren Mann, der auf sie und Banniére spekulierte, in seiner Spekulation zu unterstützen.

So gut sie in diesem Fiacre an der Seite von Banniére war, so bedachte sie doch, daß man nie, einen in den andern gerechnet, mehr als zwölf Meilen im Tage für zwölf Livres machen würde.

Sie bedachte, daß man zwölf Tage brauchen würde, um nach Lyon zu kommen, und daß man während dieser zwölf Tage die Pferde ein wenig und den Kutscher viel füttern müsste.

Daß der Kutscher zwölf Tage brauchen würde, um zurückzukehren, und daß man natürlich die Rückfahrt bezahlen müsste, wie man die Hinfahrt bezahlt hätte.

Olympia teilte auch sogleich am Abend, als man in Fontainebleau ankam, die Reflexionen, die sie gemacht hatte, Banniére mit, und kraft dieser Reflexionen, welche er vollkommen billigte, erhielt der Kutscher den Preis für seine zwei Tagereisen und wurde entlassen.

Olympia kam nun mit einem Fuhrmann überein, der dem Lyoner Wagen für das Gepäck folgte. Er fügte ein kleines Cabriolet seinen Fourgons bei; das nötigte, im Schritt zu fahren; aber der Wagen ging selbst im Schritte.

Die Post allein lief in jener seligen Zeit; doch Olympia und Banniére waren die vernünftigsten Eheleute der Erde geworden, sie fanden sich nicht reich genug, um mit der Post zu fahren.

Man begnügte sich also ganz munter mit dem Cabriolet.

Um fünf Uhr am andern Morgen hatten Beide darin ihre Plätze eingenommen, und man begab sich auf den Weg.

Hinter ledernen Vorhängen eingeschlossen, wenn es kalt und düster war, am Rande der Straße fahrend, wo sich der Weg schön

und malerisch zeigte, mit gutem Appetit speisend, in reinlichen Gasthöfen schlafend, brauchten sie zehn Tage, um die Reise zu machen, und, abgesehen von der Ermüdung, war nie eine Reise so heiter und so reizend in ihrer Einförmigkeit.

Die zwei jungen Eheleute hatten sich auch von der Zeit an, wo sie sich nicht mehr gesehen, so viele Dinge zu erzählen! Die Liebe ist so geschwätzig und so gefällig im Anhören; der Arm von Olympia war so markig, wenn er auf dem von Banniére ruhte; diese Reise war ein so schwaches Bild von dem Wege, den sie durchlaufen hatten, ehe sie an das Ziel ihrer Jugend und an das Ende ihres Glückes kamen.

Und wie unterhielt man sich vom guten, vom vortrefflichen, vom würdigen Champmeslé, wie wussten diese zwei ihm Verpflichteten, bis zur Begeisterung Dankbaren die Schwäche dieser zarten Natur, die Zartheiten dieses edlen Herzens zu analysieren! wie dankten sie Gott, daß er auf ihren Weg den Schatz geschickt, welchen zu finden sie das Glück gehabt hatten.

Champmeslé hatte sehr Recht.

Die Rechtmäßigkeit des Glückes verleiht etwas Reines und Edles den irdischen Freuden.

Sie ist für das Gewissen ein so süßer Beistand, daß es, nunmehr entschlummert, seine Reinheit wieder annimmt und, um Rat befragt, den genauen und unbeugsamen Eindruck von Recht und Unrecht gibt, wie ein Probirstein das Gold und das Kupfer schätzt.

So daß viele Urteile, welche falsch geführt hatten, den rechten Weg einschlagen, so daß man anfingt, die Menschen unter einem andern Lichte zu betrachten, und daß man auf eine energische Art die so oft verwischte Linse unterscheidet, welche das Gut des Andern vom persönlichen Gute trennt.

Alle diese Phasen durchwandernd, hatte das Gespräch oft Herrn von Mailly berührt, als ein Mensch von Geist und als ein tief verliebter Mensch begriff Banniére die Notwendigkeit, auf einmal der Unregelmäßigkeit ihrer gegenseitigen Vergangenheit überdrüssig zu werden.

Anfangs erstaunt, sah Olympia bald ein, was im Herzen ihres Geliebten vorging, und half sie ihrem Gatten sich von dem

nagenden Gast zu befreien, den man den bitteren eifersüchtigen Geist nennt.

Das war etwas Leichtes: sie brauchte nur ihr Herz reden zu lassen.

Sie erklärte ihr Leben mit dem Grafen; sie schilderte ihn so, wie er war, schwach, enthusiastisch, verirrt auf dem düsteren Wege, der sich zwischen der Hofehre und der menschlichen Ehre ausbreitet. Sie stellte ihn als unglücklich dar, wie er für die Gegenwart war; es gelang ihr endlich, Banniére über die Zukunft dieses Mannes zu rühren, dem um glücklich zu sein nichts fehlte, als das Glück.

Banniére empfand die lebhafteste Befriedigung, die einem Liebenden zu empfinden gegeben ist, das heißt, er erfreute sich eines sehr kräftigen Beweises einer Bevorzugung, gewährt durch eine geliebte Frau vor einem an vielen Dingen über dem Liebenden erhobenen Nebenbuhler.

Er fühlte sich, in Folge dieser mutigen Offenherzigkeit seiner Frau, geneigt, ewig Herrn von Mailly zu beklagen, statt ihn zu beneiden, wie er es bis dahin getan hatte.

Von diesem Augenblick an schien es ihm, als entflöge dieses Ungeheuer, das, ein unbarmherziger Alp, auf dem Herzen der Liebenden lastet, die Eifersucht mit einem kläglichen Stöhnen, um anderswo eine andere Beute zu suchen.

Diese gute Stimmung seines erleichterten Herzens führte ihn auf den Boten von Herrn von Mailly zurück.

»Es ist vielleicht ärgerlich, daß wir nicht gelesen haben, was er *uns* in der ersten Verzweiflung über unsere Wiedervereinigung schreibt«, sagte Banniére; »vielleicht verlangt er von uns zurück, was er uns gegeben hatte. Es wäre schlimm, sein Gut zu behalten.«

»Sein Gut!« rief Olympia. »Ah! seien Sie unbesorgt, mein Freund; abgesehen davon, daß Herr von Mailly von Natur großmütig ist, hatte er nichts von mir zurückzufordern. Ich habe für ihn das Geld ausgegeben, das er mir für mich gab. Sie kennen mich, Banniére, ich bin nicht geizig, und Ich lege mehr Wert auf das, was ich gebe, als auf das, was ich Empfange. Die Freigebigkeiten von Herrn von Mailly haben mich nicht reicher

gemacht, als ich war, da Sie mit mir vom Theater lebten. Nur habe ich in Folge dieser Freigebigkeiten nicht das Geld verbraucht, welches mir das Theater eintrug. Ich bin nicht genötigt gewesen, die Mobilien zu verkaufen, die ich in Lyon hatte und die immer noch dort sind. Darum haben wir heute zweihundert Louis d'or.«

»Also«, sagte Banniére, »die Meubles des Hauses der Grange-Batelière . . . «

»Bleiben in diesem Hause«, erwiderte Olympia. »Die großen Juwelen, mit denen ich nach dem Willen von Herrn von Mailly geschmückt sein sollte, wovon ich seine Freunde empfang, bleiben in ihren Kästchen. Ich habe Alles dies wie einen Wert betrachtet, den von vermietet, aber nicht verschenkt, dessen Nießbrauch die Geliebte hat, während das Eigentum dem Gebenden bleibt. Alle diese Dinge weiß Herr von Mailly ganz wohl, und wenn ich etwas zu befürchten habe, so ist es, daß er mir schenkt, statt von mir zurückzuverlangen. Sie haben diesen Brief befühlt: enthielt er ein Bündel?«

»Ich habe nichts gefühlt, was die Dicke eines gewöhnlichen Briefes überschritten hätte.«

»Man kann eine Schenkung auf einem einfachen Blatt machen. Wo ist der Brief?«

»Mein Gott! ich habe ihn in meinem alten Rocke gelassen.«

»Und Claire hat den Rock mit dem Übrigen in den Koffer geworfen.«

»Nun! so mag er darin bleiben«, sagte Banniére.

»Übrigens werden wir das wie unsere anderen Effekten in Lyon wiederfinden, und wir werden den Brief mit einander lesen, nicht wahr, mein Freund?« sprach Olympia mit sanftem Tone. »Enthält er Glückwünsche, so nehmen wir sie für uns Beide, enthält er, was ich befürchte, ein Geschenk, so danke ich in aller Demut Herrn von Mailly dafür, ohne sein Zartgefühl zu verletzen. Sie sollen meinen Brief lesen, und ich werde zurückgeben.«

»Sie sind ein Engel an Geist und Tugend, meine liebe Olympia.«

»Ich fange an Vergnügen an der Erfüllung meiner Pflicht zu finden. Lassen Sie uns rasch nach Lyon gehen.«

»Ja, rasch, unter der Bedingung, daß es das Cabriolet uns

erlaubt, liebe Olympia.«

Das Cabriolet ging nicht rasch, doch durch fortwährendes Rollen kam es am Ende an Ort und Stelle.

Als aber Banniére die Höhen von Fourvières und Lyon und alle die Häuser, die ihren Rauch empor wirbelten, und die großen Netze von Perlmutter und Silber erblickte, welche die gekreuzten Arme des Flusses und des Stromes, der Saone und der Rhone sind, gab er einen schweren Seufzer von sich.

Olympia wandte sich erstaunt um und fragte:

»Was haben Sie denn?«

Banniére zuckte leicht die Achseln und erwiderte:

»Nichts.«

»Doch! Sie sind verdüstert, und das ist plötzlich bei Ihnen gekommen. Sagen Sie mir, was Sie ergriffen hat.«

»Ich liebe Lyon nicht, ich habe nie diesen Haufen von schwarzen Häusern geliebt.«

»Sie werden das unsere lieben.«

»Wir sind dort unglücklich gewesen!«

»Ich spreche nicht von diesem; von diesem nehmen wir nur die Meubles, und wir werden sie sogar verkaufen, wenn Sie wollen.«

»Warum haben Sie Lyon gewählt, teure Olympia, Lyon, wo ich so viel gelitten?«

»Weil Lyon groß genug ist, daß man sich darin verbirgt.«

»Haben wir es so sehr nötig, uns zu verbergen?«

»Mir schien, das sei eine verabredete Sache. Sprechen Sie, woher kommen diese Zögerungen nach einem so wohl gemachten Plane?«

»Ich weiß nicht, aber meine Füße haben an dem Orte, wo wir sind, Wurzel gefasst. Ich betrachte diese Stadt, sie kommt mir wie ein Schlund vor. Diese Wasser, die man bewundert, bringen auf mich die Wirkung hervor, als hätten sie Etwas oder Jemand zu verschlingen. Ich liebe Lyon nicht.«

»Erklären Sie sich.«

»Ich liebe Lyon nicht, das die Catalane bewohnte, das der Abbé d'Hoïrac bewohnte, das die Coiffeuse, unsere Feindin, bewohnte. Ich liebe Lyon nicht, das Gefängnisse, einen Official, eine

Kaserne, was weiß ich? hat. Hören Sie, meine liebe Freundin, wenn wir nicht nach Lyon gingen, um dort zu wohnen, ich glaube, wir würden wohl daran tun.«

»Oh!« versetzte Olympia mit einem Lächeln, »Sie machen auf mich den Eindruck eines abergläubischen Menschen. Sehen Sie doch diese schöne Sonne, sehen Sie doch diesen Gürtel von Bäumen und grünen Abhängen, sehen Sie doch diese Fahrzeuge, welche dieses blaue Wasser mit Gold beschuppend hingleiten! Kommen Sie an das Ende dieser kleinen Insel, hinter den Häusern, schauen Sie; sehen Sie eine Gruppe von Bäumen längs einem weißen Wege?«

»Ja.«

»Und von der Saono? Sehen Sie diese Ruhe: ein Fischer auf dem Ufer, Kinder, welche am Rande des Wassers spielen.«

»Das ist wahr.«

»Dort ist das Häuschen, welches wir bewohnen wollen. Schauen Sie, wie es sich vom geräuschvollen Mittelpunkte entfernt, in welchem wir vor unserem Abgange lebten. Nie werden die vergangenen Geräusche wieder zu uns kommen. Dieser Teil der Stadt schläft unablässig unter seinen Kastanienbäumen und seinen Linden. Stellen Sie sich auch den Winter vor, das heißt einen Schneeteppich, der dieses verödete Quartier wattiert. Stellen Sie sich die kleine Lampe vor, wie sie hinter den Vorhängen und den entblätterten Bäumen brennt gleich einem Glücksstern, und die Brücke, welche zum Thore der Stadt führt? Wir haben die Promenaden, wir haben die reine Luft; nun da Sie dies Alles angeschaut haben, gehen wir nicht nach Lyon, wenn Sie nicht wollen.«

»Gehen wir dahin, da Sie es wollen«, erwiderte Banniére, einen letzten Seufzer in seine Brust zurückdrängend; »Sie können mich nur zur Freude und zum Glücke führen.«

Und sie gingen gegen die Stadt hinab.

Zwei Stunden nachher hatten sie den Fuhrmann bezahlt, ihre Kleider und ihren Magen erfrischt; sie lagerten in einem Gasthaus, bis sie genug ausgeruht haben würden, um das Haus zu suchen. Olympia war zu mutig, um sehr lange zu ruhen.

Am andern Morgen, als Banniére noch schlief, schlüpfte

Olympia aus dem Gasthaus.

Hundertmal während ihres Aufenthaltes in Lyon, wenn sie allein spazieren ging und über das tadelhafte Benehmen von Banniére, von dem sie sich verlassen sah, weinte, hatte sie dieses vereinzelte Haus bemerkt, dessen grüne Läden und schönes Angesicht ihr immer gefallen hatten.

Nie hatte sie Leute am Fenster gesehen; im Sommer hatte sie sich gesagt, die Eigentümer wohnen auf dem Lande; im Winter hatte sie sich gesagt, wegen der Kälte und der Nebel halten sich die Eigentümer wohl eingeschlossen.

Sie ging also gerade auf das kleine Haus zu, entschlossen, sich zu erkundigen und die Bewohner durch den Köder eines Nutzens zu bestimmen, ihr ihre Rechte abzutreten. Olympia hatte nie geglaubt, es sei etwas unmöglich für eine schöne und freundliche Frau, welche sich die Mühe geben wolle, zu bitten.

Sie freute sich in der Hoffnung, zurückkehren zu können und Banniére mitzuteilen, die Sache sei abgemacht, ihn am Arm zu nehmen und ihn in den Besitz der Wohnung zu setzen.

Eine Stunde eines langsamen Spazierganges führte sie an das Ziel ihrer Reise.

Sie klopfte mit einem etwas bewegten Herzen an die Tür längs dem Fluss.

Man antwortete einige Zeit nicht. Sie verdoppelte ihr Klopfen, und bald hörte man das Geräusch von Tritten, welche den Sand auf den Wegen im Garten krachen machten.

Die Tür öffnete sich indessen nicht, und es schien, so groß waren die Vorsichtsmaßregeln, als horchte man jenseits der Tür, oder als suchte man zu sehen.

Doch Olympia täuschte sich über den ersten Punkt. Man konnte sehr bequem erfahren, mit wem man es zu tun hatte, da an der Tür eines von den eisernen Gitterchen angebracht war, durch welche in Zeiten der Unruhen oder der Bürgerkriege die guten Bürgersleute der Provinz und sogar die von Paris schauten, ob der Besuch der eines Feindes oder der eines Freundes sei.

Man schaute, und das war das Ganze.

Olympia erblickte das Gesicht einer Magd, das sich mit dem eisernen Gitter umrahmte.

»Was will Madame?« wurde sie gefragt.

»Meine gute Jungfer, ist dieses Haus nicht zu vermieten?« erwiderte Olympia.

»Nein, Madame.«

»Mir schien, ich habe das Gegenteil gehört«, sagte Olympia sehr in ihren Hoffnungen getäuscht.

»Nie, Madame«, antwortete die Magd.

Und sie schickte sich an, wieder zu schließen.

»Verzeihen Sie«, rief Olympia, »noch eine Frage, mein Kind.«

»Sprechen Sie.«

»Von wem wird das Haus bewohnt?«

»Ei!« erwiderte die Magd, »ich weiß es nicht.«

»Ich habe nur gute Absichten«, sprach Olympia, indem sie durch das Gitter einen Taler gegen die Magd streckte, um sie besser zu stimmen. »Hören Sie mich an, ich lauere weder auf Jemand, noch folge ich Jemand; ich habe große Lust, dieses Haus für, mich zu mieten, und man würde mir einen ausgezeichneten Dienst leisten, wenn man es mir abtreten wollte.«

»Madame, wenn aber derjenige, welcher es bewohnt, einen großen Wert darauf legt?«

»Ah! ich weiß Alles, was man mir sagen wird; doch wenn es möglich ist, den Eigentümer zu sprechen, so werde ich Gründe finden, um ihn zu überzeugen. Ich bin eine Frau, ich bin nicht gefährlich. Ich wiederhole, ist es nicht möglich, daß ich zugelassen werde, um meine Motive geltend zu machen? Ich sage Ihnen, meine Gute, daß ich, wenn Sie mich begünstigen, und ich kann Ihre Herrschaft überzeugen, einen Louis d'or meinem Taler beifüge.«

Geblendet, lächelte die Magd dem reizenden Gesicht von Olympia zu und antwortete:

»Madame, der Eigentümer dieses Hauses bewohnt dasselbe nicht. Mein Herr ist nur Mietmann und kommt auch nur von Zeit zu Zeit hierher.«

»Ist er in diesem Augenblick hier?«

»Ja, zum Glück.«

»Zum Glück! Sie hoffen also?«

»Ei! es ist möglich, daß er, der die schönen Augen liebt, sich durch die Ihrigen überreden lässt. Erlauben Sie mir, ihn in Kenntnis zu setzen, er wird kommen, Sie werden mit einander reden.«

»Gehen Sie,« sagte Olympia.

Die Magd lief in der Richtung des Hauses weg. Sie kam nach drei Minuten zurück und brachte einen Mann mit sich, der sie kichernd fragte:

»Ist die Dame, wegen der Du mich gestört hast, Babette, wenigstens sehr hübsch?«

Olympia bebte beim Tone dieser Stimme und wich instinkartig zurück; doch es war zu spät.

Das Gesicht des Abbé d'Hoïrac drückte sich an das eiserne Gitter.

Er erkannte Olympia und stieß einen Schrei des Erstaunens und der Freude aus.

Erschrocken, entfloh Olympia aus Leibeskräften, indes der Abbé fluchend und schwörend die Tür zu öffnen suchte, um seine entwichene Beute wieder zu erwischen. Während aber die Magd den Schlüssel im Hause geholt hatte, war Olympia verschwunden, und als man die Tür geöffnet, war der Abbé zu kurzsichtig, um ihre Spur leicht wiederzufinden.

XC.

Olympia hat auch ihre Vorgefühle.

Olympia hatte sich, wie wir erwähnten, als sie den Abbé d'Hoïrac erblickt, ganz schauernd vor Schrecken entfernt.

Erst nach hundert Schritten, als sie Atem schöpfte, gab sie sich Rechenschaft von der Gefahr, die sie tief, und der sie sich, trotz der Ahnungen von Banniére, so unvorsichtig entgegengeworfen.

Ach! es war also mehr Zartgefühl im Geliebten, als in der Frau! Liebt Banniére mehr, er, der so gut geahnt hatte, welchen Gefahren seine Liebe preisgegeben sein sollte?

Olympia hatte mit einem Blicke Alles erschaut, was die Offenbarung ihrer Gegenwart an Ideen beim Abbé d'Hoïrac erneuern würde.

Dieser hartnäckige Bewerber, den nichts ermüdete, hatte nur auf die Geliebte des Grafen von Mailly verzichtet, während er die von Banniére beständig belagerte.

Sollte er die Frau mehr achten, als er die Geliebte geachtet hatte, besonders wenn die Frau durch einen Zufall, den er sicherlich zu seinem Vorteil erklären würde, zurückgekommen war, um an seine Tür zu klopfen?

Olympia fing wieder an zu laufen; doch nach hundert weiteren Schritten war sie abermals genötigt, stille zu stehen: das Blut floss nach ihren Schläfen und von da erstickend nach ihrem Herzen zurück.

Dann klangen ihr die Ohren, und es schien ihr, als sagte ihr ganz leise jedes Klingen! d'Hoïrac! d'Hoïrac!

Der Zufall . . . das war doch der Zufall?

Aber wie konnte sie an den Zufall glauben!

War es Zufall, diese Dringlichkeit, mit der Olympia beim Herrn des Hauses eingeführt zu werden verlangt hatte? Das Geld, das sie gegeben, das, welches sie versprochen, war das Zufall?

Warum sollte man sich nicht auf alle diese Umstände etwas einbilden, wenn man d'Hoïrac hieß?

»Oh!« murmelte Olympia, »ich höre ihn von hier aus. Er wird

sagen: ›Sie hat meine Wohnung gewusst, sie ist herbeigelaufen, und sie ist entflohen, als sie mich erblickt hatte, wie Galathen, um verfolgt zu werden. Nun, da sie ihre Gegenwart kundgetan hat, verlangt sie nur Eines, daß ich sie suche und sie finde.«

Oh! und Banniére?

Banniére, wenn er das wüsste, wie würde er sich in diesen Morgenbesuch bei seinem alten Nebenbuhler, mehr, bei seinem Feinde, schicken? Würde er, Banniére, an einen Zufall glauben, an welchen Olympia, das Opfer dieses Zufalls, kaum glaubte?

Würde nicht Alles übereinstimmen, um eine schon zu sehr beargwöhnte Frau anzuklagen? Und besonders diese Hast, mit der sie aufgestanden, allein ausgegangen war, und sich an einen abgelegenen Ort begeben hatte! Alles dies, um dort unvermutet, wen zu finden? Diese Geißel der Ruhe von Banniére, sein zweites Schreckbild nach Herrn von Mailly, den Abbé d'Hoïrac!

Ach! in Gegenwart solcher Anscheine fühlt eine Frau nie, beinahe nie den Mut der Offenherzigkeit in sich, besonders wenn sich diese Frau in der Lage von Olympia befindet. Sie beugt das Haupt unter dem Gewicht einer Vergangenheit, die ihr dieselbe verbietet. Sie hofft Alles durch ein Stillschweigen zu tilgen, welches das geringste Echo der Geräusche von einst erschreckt und verletzt.

Olympia wird also gleich von Anfang an ein Geheimnis vor dem Manne haben müssen, den sie liebt, den sie anbetet, vor dem Manne, dem sie einen hohen Herrn, einen König geopfert hat, vor dem Manne, den sie zum einzigen Ziele ihrer Gedanken, zum Gebieter aller ihrer Handlungen zu nehmen sich entschlossen hat.

«

Sie wird es tun, was es sie auch kosten mag: sie wird das Stillschweigen über das, was vorgefallen ist, beobachten, nicht ihretwegen, sondern seinetwegen.

Banniére würde nie glauben, das zu glauben in der Tat beinahe unmöglich war.

Er würde sich vielleicht den Anschein geben, als glaubte er; dann wäre er aber nur um so unglücklicher, denn im Grunde seines Herzens würde er nicht glauben.

So allem Elend ihres früheren Lebens zurückgegeben, so

entschlossen, zu lügen, ging Olympia wieder nach dem Gasthaus, ebenso besorgt, Banniére wach zu finden. als sie, wenn Alles geglückt wäre, ihn schon auf zu finden gewünscht hätte, um ihm sogleich eine gute Kunde mitzuteilen.

An der Ecke der Rue des Vergettes, wo sie wohnten, erblickte sie ihn.

Banniére stand am Fenster: er wartete.

Banniére sah sorglich aus: sein Glück war von zu frischem Datum, als daß er desselben wohl hätte versichert sein sollen. Ein neuer Grundeigentümer gewöhnt sich nicht sogleich daran, seine Ernten und seine Früchte mit Ruhe zu genießen. Der erste Flintenschuss, den der neue Erwerber in dem Kaninchengehege getan, das er gekauft, macht, daß er den Kopf umwendet, um zu sehen, ob der Aufseher, der es bewacht, nicht berechtigt sei, ihn als auf dem Gute eines Andern jagend in Untersuchung zu ziehen.

Banniére wartete also seit einer Viertelstunde.

Banniére war stufenweise durch alle Schichten gegangen, welche sich vom Zweifel bis zur Bangigkeit, von der Dämmerung bis zur Nacht ausdehnen.

Und dieser ganze Weg, den die Einbildungskraft von Banniére durchlaufen hatte, war von Unglück weissagenden Scheinen durchfurcht.

Hatte Olympia schon überlegt? das war bald. War sie allein in Lyon spazieren gegangen? War sie nach außen durch einen Brief gezogen worden, den man ihm, Banniére, verborgen?

Diese Fragen machte sich Banniére, und die immer mehr stürmischen Schläge seines Herzens antworteten allein daraus.

Er erblickte Olympia und bebte.

Als er sie erblickte, war schon beinahe Alles vergessen. Er hatte sie nicht wiederzusehen befürchtet, und er sah sie wieder.

Er lief an die Zimmertür, öffnete sie und empfing Olympia in seinen Armen.

Sie war noch bleich und ganz außer Fassung.

Nachdem er sie in seine Arme geschlossen, wie Herpagon seine wiedergefundene Cassette, fing Banniére diese Blässe und diese Befangenheit zu bemerken.

Olympia war indessen eine große Schauspielerin; ist aber das Herz einer großen Schauspielerin eingenommen, so ist die große Schauspielerin nur noch eine arme liebende Frau,

»Woher kommst Du?« fragte Banniére, »woher kommst Du, die Du mich, während Ich schlief, verlassen hast, so daß ich Dich vergebens gesucht habe, als ich die Augen öffnete.«

»Neugieriger!«

»Ich will es wissen«, versetzte Banniére zärtlich.

»Und wenn ich es Dir nicht sagen will?« erwiderte Olympia, indem sie eine Szene der Koketterie zu beginnen versuchte.

Doch man war nicht auf dem Theater, Banniére spielte keine Rolle; Banniére lebte in seinem eigenem Leben, drückte seine eigene Leidenschaft aus.

»Ah! Du willst es mir nicht sagen!« rief Banniére »wohl! ich werde es erraten.«

»Errate, und wenn Du richtig errätst, werde, ich ja sagen.«

»Du hast ein Haus gesucht?«

»Erraten.«

»Das Häuschen.«

»Welches Häuschen?«

Olympia errötete unwillkürlich.

»Das Haus am Ufer der Saone, Du weißt? das, welches Du mir gestern von der Anhöhe zeigtest?«

Olympia antwortete nicht.

»Du weißt wohl«, fuhr Banniére mit einer gewissen Ungeduld fort, »das, von welchem Du so viel mit mir gesprochen hast; das hübsche Häuschen, nach dem Dich gelüstete, und das Du, ich bin fest davon überzeugt, gemietet hast, um es mir bei meinem Erwachen als Hochzeitgeschenk zu geben.«

»Nun wohl! ja«, antwortete Olympia, in ihren Verschanzungen bedrängt. »Und es ist gemietet.«

»Ah! Du hast Dich belehren lassen, Du, Olympia, Fräulein von Clèves? Du hast eine Unmöglichkeit anerkannt? Oh! ich glaube es nicht.«

»Du mußt mir aber glauben: das Haus wird bewohnt«

»Von wem?«

»Weiß man es? Von Einem, der an seinem Vorrechte festhält.«

»Und es ist ein Mensch grausam genug gewesen, um meiner Olympia etwas abzuschlagen, was sie wünschte?«

»Es scheint, es gibt solche Menschen, denn man hat es mir abgeschlagen. Allerdings war es kein Mann.«

»Ah! Frauen?«

»Eine Magd.«

»Und Du hast nicht mit der Herrschaft gesprochen?«

»Nein«, antwortete ein wenig trocken Olympia, welche brannte vor Begierde, das Gespräch da stehen bleiben zu sehen, wo sie zu lügen genötigt wäre, denn bis zu diesem Augenblick hatte sie nicht gelogen.

Banniére schaute sie an.

Dieser Blick, wäre er weniger verliebt gewesen, würde die arme Frau auf der Stelle getötet haben.

»Du hast also nichts gemietet?« fuhr er fort.

»Nichts. Wir werden Beide gehen, mein Freund, und dann ohne Zweifel glücklicher sein.«

»Oder auch . . . «

»Oder was?«

»Ich weiß, was ich sagen will«, erwiderte Banniére lachend.

»Was willst Du sagen?«,

»Nichts.«.

»Du sinnst auf etwas, mein Freund s«

»Nun wohl! ja, ebenfalls Neugierige. Ich sinne daraus, allein dorthin zu gehen.«

»Ganz allein!« rief Olympia.

»Ja, ich hege die Idee, daß ich das, was Du nicht für mich Hast tun können, für Dich zu tun das Glück haben werde.«

»Was sagst Du?«

»Ich sage, daß Du, da Du dieses Häuschen so sehr gewünscht, es auch haben müssest, und Du wirst es haben, oder ich heiße nicht Banniére!«

Olympia bebte. Sie stellte sich Banniére vor, wie diese Tür klopfte, d'Hoirac traf und Alles erriet.

Sie war auf dem Punkte, zu gestehen. Doch sie hatte nicht den

Mut hierzu. Sie gelobte sich, den ganzen Tag nicht von der Seite von Banniére zu weichen und diesen Tag anzuwenden, um ihn zu bestimmen, Lyon zu verlassen, was bei dem Widerwillen den er ausgesprochen, nichts Schwieriges sein musste.

Nichtsdestoweniger hatte sie den Befürchtungen, von Banniére so viel Dringlichkeit entgegengesetzt, daß es schwer für sie war, von ihrer gestrigen Entscheidung, welche ihr Gatte angenommen, wieder abzugehen.

»Übrigens«, sagte Banniére, als ob er sich ans seinen Gedanken durch die Erörterung antwortete, »übrigens ist dieses Häuschen wahrscheinlich nicht das einzige.«

»Ich bin wohl umher gelaufen und habe nichts gefunden«, erwiderte Olympia.

»Es gibt in der Tat wenig Wohnungen, die sich mit unserem Vermögen in Einklang setzen lassen«, sprach Banniére; »eine Wohnung war leichter zu finden, als wir ganz reich oder ganz arm waren.«

»Nein, Lyon ist offenbar keine Stadt von Hilfsquellen, wie man sich einbildet.«

»Ich sagte es Dir gestern, liebe Freundin.«

»Hat man es einmal von nahe angeschaut.«

»So sieht man, daß der Mann Recht hatte.«

»Ich gestehe es.«

»Übrigens gewährt es diesem fraglichen Manne so viel Vergnügen, zu tun, was seine Frau will, daß er seit gestern findet, Lyon sei das Paradies Frankreichs.«

»Nun!« sagte Olympia, »es ist vielleicht eine Laune; doch seit gestern bin ich ganz anderer Ansicht über Lyon geworden.«

»Wahrhaftig!«

»Ja, ich weiß nicht warum, aber ich befürchte eine Katastrophe. Ihre Ahnungen haben mich angesteckt, ihre düsteren Reflexionen kehren in meinen Geist zurück und erschrecken mich.«

»Gut! lassen wir das. Du bist der Sonnenstrahl gewesen, der die Wolken zerstreut: Du hast gelächelt, und der Himmel ist blau.«

»Mein lieber Banniére, Sie mögen sagen, was Sie wollen, Sie mögen mich launenhaft, unbeständig nennen, wie es Ihnen beliebt, aber ich will nicht in Lyon bleiben.«

»Wahrhaftig!«

»Ich langweile mich.«

»Höre, ich will die Ursache nicht suchen, welche Dich Deine Ansicht zu ändern veranlasst hat . . . «

»Es gibt keine andere, als die Vorgefühle, von denen Du gestern gesprochen; sie stecken mich an.«

»Das will besagen?«

»Daß wir Lyon verlassen, nicht wahr?«

»Wie Du willst, liebe Freundin.«

»Und wann ich will?«

»Auf der Stelle«, erwiderte Banniére.

Und er stand lachend auf.

»Sieh, mein Freund«, fuhr Olympia fort, »ich habe nachgedacht. Ich habe mir gesagt, der Aufenthalt in der Stadt koste doppelt so viel, als der Aufenthalt auf dem Lande; um von einer Dienerin unterstützt zu sein, werden wir ausgeben, was wir anderswo Zweien geben würden; wir haben hier von Luft nichts, als die Dünste des Wassers, von Blättern nur die der Linden, welche zwischen Pflastersteinen wachsen, vom Himmel nur das, was man durch den Ausschnitt der Kamine erblickt. Ich sage mir, daß hier, wenn wir auf der Straße Leuten begegnen, unter diesen Leuten sich Feinde oder Ärgerliche finden werden; daß, wenn wir Nachbarn haben, diese Nachbarn sich in Spione verwandeln werden. Ich sage Alles dies und erkläre, daß ich, als mir mein Mann dasselbe sagte, sogleich mich hätte erinnern müssen, ich sei sein, Frau, und folglich ein Wesen geschaffen, um seinen Befehlen gehorchen, wenn seine Befehle nicht bloße Phantasien seien.«

»Nun denn!« erwiderte Banniére »laß uns abreisen, meine angebetete Olympia. Das Glück, der Frühling, der Himmel, die Blätter, das Leben sind nur da, wo Du bist. Reisen wir ab, meine Freundin reisen wir ab.«

»Wohl an! ja, reisen wir ab, Gewinnen wir diesen Tag, der bezahlt ist. Kommen wir mit einem andern Fuhrmann überein; und heute Nacht, nun! heute Nacht machen wir uns aus dem Staube, wie Schuldige, wie Diebe.«

»Einverstanden.«

Sie frühstückten heiter, glücklich, Lyon noch an, demselben Tage zu verlassen.

Olympia schien indessen am meisten von Beiden Eile zu haben.

Sie hatte nun Vorgefühle.

XCL.

Die Vorgefühle von Banniére und Olympia verwirklichen sich.

Der ganze übrige Tag wurde von Olympia dazu angewendet, daß sie, als eine geschickte Frau, Banniére zu verhindern suchte, an die peinliche Seite ihres Geheimnisses zu denken.

Als es aber Abend geworden war und ein Mittagsbrot dem Frühstücke ähnlich Beiden das Bedürfnis eines Spaziergangs fühlbar gemacht hatte, nahm Olympia, da sie nichts Nachteiliges darin sah, daß sie mit Banniére ausging, seinen Arm, und sie schlenderten durch die am wenigsten besuchten Quartiere.

Es war ein wunderbar schönes Wetter, der Himmel war rein, und erfrischt, die Luft brachte aus der Erde eben so viel Wohlgerüche, als die Erde dem Himmel zusandte.

Die zwei Spaziergänger, die sich einander die süße Last der wolkenlosen Glückseligkeit machten, gelangten zu dem alten Thore, das wir schon als in der Nähe der Kaserne kennen, wo Banniére ein paar Stunden in der Uniform Seiner Majestät zugebracht hatte, nachdem er mittelst dieser Uniform durch, Olympia den Händen der Jesuiten entrissen worden war.

Als sie den schweren, vollen Bogen dieses Thores und die lange Allee bewunderten, durch welche Banniére im Galopp weggeritten war, kam ein großer Transportwagen auf der Straße herbei und ließ aus seinem prallen Bauch die Geräusche von tiefem Schlafe und seltsamen Gesprächen entschlüpfen, welche bei den öffentlichen Fuhrwerken ein sicheres Accompagnement zum Gewieher der Pferde und zu den Flüchen der Postillion, bilden.

Einige Vorübergehende scharten sich zusammen, um das immer belustigende Schauspiel von Reisenden, welche abgehen oder ankommen, zu sehen.

Der Wagen hielt an.

Sogleich wurde der Schlag geöffnet, ein Reisender stieg aus, ließ seinen Koffer vom Wagentuch herabnehmen, bezahlte den

Conducteur und umarmte seine Frau, die ihn vor Freude weinend mit ihren Kindern erwartete.

»Und Sie, Herr Abbé,« sagte der Conducteur mit einem noch unsichtbaren Reisenden sprechend, »steigen Sie nicht heraus?«

»Warum hier?« erwiderte eine Stimme aus dem Innern.

»Ei!« versetzte der Conducteur, »weil dies der kürzeste Weg ist, um zu dem Hause der ehrwürdige, Väter Jesuiten zu gehen.«

»Oh! wenn es so ist«, rief aus dem Innern dieselbe Stimme, welche schon gesprochen hatte: »ich steige aus, ich steige aus.«

Und ein Mann in der Tracht eines Abbé stieg, seine Soutane bis zum Gürtel aufhebend, ziemlich leicht aus dem Fourgon aus.

Der Conducteur verbeugte sich vor ihm und reichte ihm sein etwas mageres Felleisen.

»Sie sind bezahlt, nicht wahr, mein Freund?« sagte der Abbé.

»Ja, mein Herr, und ich hab nichts zu fordern.«

»Außer diesen dreißig Sous, die ich Ihnen als Trinkgeld anbiete. Wäre ich reicher, so würde ich mehr geben.«

»Oh! Herr Abbé«, sagte der Conducteur, während er seinen Platz wieder einnahm, »wenn Jedermann so viel gäbe! . . . Hü! Rosse!«

Und der Wagen fuhr weiter gegen Lyon.

Der Geistliche blieb ein wenig betäubt stehen und suchte rechts und links seinen Weg, den er nicht zu kennen schien.

»Wie seltsam ist das!« sagte Olympia, »seitdem der gute Champmeslé uns wiedervereinigt, getraut, ausgesteuert hat, kann ich keinen Geistlichen sehen, ohne an diesen vortrefflichen Freund zu denken!«

»Aber wie!« rief Banniére, der Richtung der Augen von Olympia folgend, »in der Tat!«

»Was?«

»Er ist es.«

»Wer denn?«

»Champmeslé.«

Und Banniére erhob die Stimme und rief:

»He! Champmeslé!«

»Was?« fragte der Geistliche, indem er sich umwandte.

»Sie sehen, daß er es ist!«

»Herr von Champmeslé!« sagte Olympia.

»Meine Freunde, meine guten Freunde!« rief der wackere Mann, die Arme gegen sie ausstreckend.

»Ist es wirklich möglich, daß Sie es sind?« sprach Banniére, während er ihn zum zweiten Male umarmte.

»Ja, ja, ich bin es«, erwiderte Champmeslé ganz freudig.

»Durch welchen glücklichen Umstand sind Sie denn in Lyon?« fragte Banniére.

»Lausen Sie zufällig uns nach?« fragte Olympia.

»Ei! nein, meine Freunde, man ruft mich zurück.«

»Wer ruft Sie zurück?«

»Die Herren Väter.«

»Warum rufen sie Sie zurück.«

»Oh! ich glaube, ich bin ein wenig in Ungnade.«

»Hören Sie«, sagte Olympia, »entfernen wir uns von dieser Gruppe von Soldaten, die uns wie gierige Tiere anschauen, und Sie werden uns ihr neues Unglück erzählen, wenn es ein Unglück ist.«

»Ja, gehen wir beiseite«, erwiderte Champmeslé »Diese Soldaten schauen uns in der Thai mit großer Aufmerksamkeit an.«

»Ei!« versetzte Banniére, »Sie finden es vielleicht wunderbar, daß eine hübsche Frau einen Abbé umarmt, denn ich muss Ihnen sagen, Herr von Champmeslé, Olympia hat Sie umarmt.«

»Und zwar von ganzem Herzen«, sprach Olympia; »doch kommen wir auf Ihre Ungnade zurück: wie verhält sich das?«

»Man klagt mich an, ich habe . . . «

»Sie haben?«

»Banniére von Charenton entweichen lassen und ihn wieder zum Theater gebracht.«

»Wer klagt Sie denn an?«

»Ei! die Aufseher des Ordens.«

»Und meinetwegen, lieber Freund, quält man Sie verfolgt man Sie?«

»Es scheint, daß ich im Unrecht bin.«

»Nein, denn ich bin entwischt.«

»Das ist wahr, nur sind Sie vielleicht ein wenig zu geistreich für einen Narren entwischt.«

»Weil ich kein Narr war.«

»Ganz richtig: doch man muss glauben, es dünkte Einigen dienlich, daß Sie es waren.«

»Ah! ja, ich begreife!«

»Gewiss ist«, fuhr Champmeslé fort, »gewiß ist, daß ich etwas wie eine Ermahnung und den Befehl erhielt, mich schleunigst zu meinem Kollegium zurückzubegeben.«

»Nach Lyon?«

»Nein, nach Avignon; der Befehl ist vom Pater Mordon unterzeichnet.«

»Und Sie halten hier an?«

»Ich muss doch meinen Zettel visieren lassen.«

»Wie! Ihren Zettel?« versetzte Olympia lachend. Sind Sie ein Soldat, der nach Etappen marschiert?«

»Der Orden ist militärisch organisiert, wir werden nur bezahlt, wenn wir unsern Zettel visieren lassen, sonst«, fügte Champmeslé unbesonnen bei, »sonst kein Geld, um zu reisen, und das wäre hart.«

»Sie haben kein Geld!« rief Banniére; »Sie haben uns also Alles gegeben, was Sie besaßen?«

»Nein! nein!« erwiderte Champmeslé, ganz beschämt, daß ihm diese unbedachtsame Äußerung entfahren. »Ich sage nicht, ich habe kein Geld mehr. Ah! ja wohl! (Und er ließ einige Stücke Münze klingen.) Auch handelt es sich nicht um dieses.«

»Doch wohl, es handelt sich um dieses!« sagte Banniére, »und da wir Sie in unseren Händen haben, so werden Sie mit uns zu Nacht speisen und bei uns wohnen.«

»Und«, sprach Olympia, »wir werden zu Ihnen sagen, wie der Werwolf zum guten Mann:

›Wärme Dich, kleiner Mann, sieh, es ist von Deinem Holze.««

»Ei! unmöglich«, entgegnete Champmeslé.

»Warum?«

»Weil, wenn man im Kollegium in Lyon erführe, ich habe mich,

statt meinen Zettel visieren zu lassen, unterhalten mit . . . «

»Mit Komödianten«, sagte lachend Olympia.

»Nein. Überdies sind Sie es nicht mehr, Sie kennen unsere Übereinkunft. Mit Freunden.«

»Ich bitte Sie . . . «

»Vielleicht würde man mich bei meiner Ankunft in Avignon in die Ihnen wohlbekannte Meditationsstube setzen, oder man würde mich zu einer noch viel schlimmeren Pönitentz verurteilen. Erlauben Sie mir also, daß ich Sie nun umarme, meine Freunde; dann werde ich in das Jesuiten-Kollegium gehen, ich werde die Nacht, nach der Regel im Schlafsaal zubringen und mich bei Tagesanbruch gegen Avignon wendeten.«

»Armer Freund«, sagte Banniére, »Sie sehen also nicht, daß man Sie mit sehr schweren Ketten bindet!«

»Ich sehe mein Heil am Ende von Allem dem«, erwiderte Champmeslé; »leben Sie also wohl, meine Freunde. Doch Welch eine Menge von Soldaten!«

»In der Tat, Welch eine Menge von Soldaten!« wiederholte Olympia, als sie, wie Ameisen aus einem Ameisenhaufen, eine große Anzahl von Uniformen aus der Kaserne hervorkommen, hin und her gehen und neugierig schauen sah.«

»Ich verlasse Sie«, sprach Champmeslé. »Wo wohnen Sie, damit ich Ihnen morgen, ehe des Schiff abgeht, ein letzten Lebewohl sagen kann?«

»Im Schwarzen Hahnen, in der Rue des Vergettes«, antwortete Olympia.

»Gut, ich werde kommen.«

»Wie werden oder nicht mehr dort sein« sagte Banniére leise zu seiner Frau.

»Nun, so bleiben wie eine Nacht länger, damit wir den Abschied diesen wackeren Mannes nicht verfehlen«, antwortete Olympia.

»Bleiben wir«, versetzte Banniére, »Du weist wohl, was Du willst, will ich.«

Denn sich gegen Champmeslé umwendend:

»Es ist also abgemacht, morgen früh, nicht wahr?«

Champmeslé nickte mit dem Kopf und entfernte sich.

Olympia und Banniére gingen ein wenig seitwärts, um sich von dem Schwarm von Militären frei zu der sie umgab.

»Aber wie viel Dragoner!« sagte Banniére.

»Sieh, Champmeslé ist stehen geblieben, er spricht mit Jemand.«

Banniére suchte in der Dunkelheit, welche vom Himmel herabzusteigen anfing, zu unterscheiden.

»Mit wem spricht er denn?« fragte Banniére.

»Ich kann es nicht unterscheiden«, antwortete Olympia, welche indessen vortrefflich unterschied.

»Man sollte glauben, er spreche mit einem Abbé wie er.«

»Es ist wahr, ein Abbé«, sagte Olympia ganz zitternd.

»Sie wenden sich auf unsere Seite.«

»Meinst Du?« versetzte Olympia, indem sie zwischen Banniére und die Geistlichen trat, denn sie glaubte im zweiten Abbé etwas vom Äußeren des Abbé d'Hoïrac erkannt zu haben.

»Ah! Champmeslé verlässt ihn«, bemerkte Banniére.

»Gott sei gelobt!« dachte Olympia.

Und sie nahm den Arm ihres Mannes und zog ihn gegen die Stadt fort.

Sie hatte sich nicht geirrt: Champmeslé war vom Abbé d'Hoïrac angeredet worden.

Der Abbé d'Hoïrac, den eine Frau begleitete, deren Gesicht die Kapuze eines Mäntelchens bedeckte, welche aber unter ihrer Kapuze sehr hell zu sehen schien, hatte Champmeslé gefragt, wer die Personen seien, die er gegrüßt. Champmeslé hatte ohne irgend ein Misstrauen geantwortet:

»Das waren Herr und Madame Banniére, zwei von meinen Freunden.«

Wonach er sich auf den Fersen umgedreht.

»Sie sehen, daß ich mich nicht getäuscht«, hatte die Frau mit der Kapuze zu d'Hoïrac gesagt. »Ah! ich, wenn ich Jemand ein einziges Mal frisiert habe, nur ein einziges Mal . . . «

»Gut! gut!« erwiderte d'Hoïrac, »hier ist ein Louis d'or.«

»Ich danke«, sprach die Frau.

Dann, während sich der Abbé auch auf den Fersen umwandte,

doch nach der entgegengesetzten Seite, sagte sie zu sich selbst:

»Ah! Du hast mich fortgejagt, schöne Olympia! Ah! schöner Banniére, Du hast mich geschlagen! Nun wohl! wir werden sehen!«

Und indem sie sich entfernte, fuhr sie fort:

»Das ist, bei meiner Treue, ein schöner Doppel-Louis d'or; es wäre sehr dumm von mir gewesen, Banniére, der arm wie eine Ratte, diesem rosigen kleinen Abbé, welcher reich wie eine Goldgrube, vorzuziehen; doch wir Weiber, wenn das Herz eingenommen ist . . . «

Und sie verschwand ebenfalls den Kopf schüttelnd.

Mittlerweile hatten sich Banniére und seine Frau«, wie gesagt, entfernt.

Doch kaum hatten sie fünfzig Schritte gemacht, als sie zwei Männer, welche Dragoner-Uniform trugen, sich ihnen nähern sahen.

Andere hatten sich ihnen, erwähnter Maßen, schon genähert, doch nicht so nahe wie diese.

Banniére glaubte, sie wollten Olympia beleidigen, indem sie ihr scharf ins Gesicht schauen würden.

Er stellte sich daher stolz, die Faust auf die Hüfte gestützt, drückte seinen Hut in die Augen und wartete.

Olympia versuchte es, ihn fortzuziehen, sie bat ihn inständig, denn sie dachte, es werde ein Streit beginnen.

»Holla! meine Herren«, rief Banniére, der zuerst das Wort nahm, »ich möchte in der Tat gern wissen, was Sie so zu schauen haben.«

»Wir schauen Sie an, um Sie zu sehen, das ist ganz einfach,« erwiderte einer von den Dragonern.

»Unverschämter!« versetzte Banniére.

Und er hob die Hand auf.

»Ganz schön, mein Herr!« sagte der andere Dragoner hohnlächelnd.

Dann wandte er sich gegen seinen Kameraden um und sprach:

»Er ist es Wahrhaftig!«

»Ich sagte Dir ja, ich habe ihn erkannt, ehe ihn der Abbé

denunzierte.«

Olympia schauerte, ohne zu wissen warum.

»Ah!« rief Banniére, »es wäre wohl Zeit, sich zu erklären, meine Herren Soldaten.«

»Sie sind Herr Banniére, nicht wahr?« fragte der Dragoner.

»Ja, gewiß«, antwortete Banniére, die Achseln zuckend.

Und er machte eine Bewegung, um den Dragoner auf die Seite zu schieben und vorbei zu gehen.

»Verzeihen Sie«, sagte dieser, »wir haben hier ganz in der Nähe einen Major, der gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen möchte, Herr Banniére.«

Während dieser Zeit war der Major mit mehreren Offizieren herbeigekommen; hinter diesen Offizieren ein Schwarm von Dragonern; hinter diesen Dragonern Neugierige.

Olympia und Banniére waren in einem Augenblick in einen Kreis eingeschlossen, der sich immer mehr verengte.

»Nun!« fragte der Major, »wo ist der Mann?«

»Hier ist er«, antwortete einer von den Dragonern, auf Banniére deutend.

»Ist es gewiß?«

»Er gesteht es, Herr Major, und überdies haben Sie das Signalement; befragen Sie dieses.«

»Aber was gibt es denn?« rief Olympia, »der Herr ist mein Mann.«

»Wohl! mein Frauchen«, antwortete galant der Offizier, »Ihr Mann ist ein Deserteur. Das ist das ganze.«

»Ah!« rief Banniére im Herzen getroffen.

Der Unglückliche hatte Alles vergessen.

Olympia fühlte sich vor Schrecken in Eis verwandelt.

»Ja, ja, ja«, fuhr der Major fort, »dieser hübsche Junge hat uns eine vollständige Uniform, einen Säbel und ein Pferd mit Equipirung gestohlen.«

»Mein Gott! mein Gott!« murmelte Banniére.

»Er hat«, fuhr der Major mit demselben Tone fort, »er hat Säbel, Pferd und Uniform verkauft, was das unangenehmste Vergehen konstituiert, über welches ein Militär, der die Ehre hat, in den

Heeren des Königs zu dienen, Rechenschaft geben kann.«

»Bei meiner Treue! ohne den Abbé verfehlten wir ihn«, sagte einer von den Offizieren im Gefolge des Majors. »Der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn in diesem schwarzen Rocke erkannt hätte! Und ich bin es doch gewesen, der ihn auf das Pferd gesetzt hat.«

»Dieser Teufelsabbé!« rief der Major. »Ah! es scheint, er gehört nicht zu Ihren Freunden?«

»Welcher Abbé?« stammelte Banniére betäubt, vernichtet.

»D'Hoïrac.«

»Oh!« murmelte Olympia, »verloren! Verloren!«

»Auf Madame,« sagte der Major, »es ist schon spät, nehmen Sie Abschied, und zwar rasch.«

»Abschied! Von wem?« fragte Olympia.

»Ei! von Ihrem Manne, den wir verhaften.«

»Sie verhaften Banniére?« rief Olympia, indem sie ihre Arme um den Hals des jungen Mannes schlang

»Ah! bei Gott! wir haben schon lange genug den Befehl«, sagte der Major. »Der Spaßvogel stellte sich In Charenton nährisch. Bei meiner Treue! Sie sind allerdings sehr nährisch, mein Freund, daß Sie so gekommen sind und sich an unseren Lichtern verbrannt haben!«

»Armer Junge!« sagte einer von den Dragonern, gerührt durch das lebendige Bild dieser unbeugsamen Verzweiflung; »das Frauchen liebt ihn wohl sehr!«

Und er seufzte. Ein mitleidiges Herz unter einer rauen Rinde!

Banniére fühlte, daß auf jeder Seite sich zwei Hände an seine Schultern legten. Olympia löste den Knoten, mit dem sie ihn umschlang, und fiel In Ohnmacht.

Der Gefangene wurde auf der Stelle in die Kaserne geführt, während sich wohlthätige Seelen um diese leblose arme Frau beeiferten, in der der barmherzige Gott den Verstand lähmte, um den Schmerz zu unterbrechen.

XCII.

Das Urteil.

Als Olympia wieder zu sich kam, war es spät; Alles war verschwunden, nur zwei Frauen, die sie an eine Bank unter einem Baum angelehnt halten, bewachten sie und sagten ihr sanfte Worte, denn die Frauen unter sich begreifen das Unglück und wissen die Unglücklichen zu trösten.

Sie erinnerte sich, sie stieß einen Schrei aus, sie fragte, wo sie sei und was man mit Banniére gemacht habe.

Diese Frauen verstanden nicht recht das, was vorgefallen war; sie erzählten, die Dragoner haben, auf Befehl des Kommandanten, die Menge zerstreut, während Andere in das Innere der Kaserne einen mit einem schwarzen Sammetrocke bekleideten Mann geführt.

Olympia fühlte, daß ein grässliches Drama für sie beginnen sollte, daß man Banniére vielleicht seiner Freiheit berauben und, um ein Beispiel zu statuieren oder einen Groll zu befriedigen, mit aller Strenge gegen den jungen Mann verfahren würde.

Sie erschaute rasch in dieser Sache einen Verrat des Abbé d'Hoïrac.

An wen sich wenden? . . . wo Beistand, das nötige Ansehen finden, um Unterhandlungen anzuknüpfen?

Welcher Mann in dieser Stadt würde seinen uneigennütigen Arm der unglücklichen Frau leihen?

Olympia zögerte nicht. Sie erinnerte sich dessen, was Champmeslé von seinem Besuche bei den Jesuiten und davon gesagt hatte, daß er die Nacht bei ihnen zubringen werde.

Sie musste einen Beschützer in Champmeslé finden.

Sie erhob sich unter den Frauen, denen sie tausendmal dankte, und ließ sich auf der Stelle das Haus der Jesuiten bezeichnen.

Champmeslé, nachdem er den vom Orden vorgeschriebenen Förmlichkeiten Genüge geleistet, hatte die Erlaubnis erhalten, in einer kleinen Zelle zu Nacht zu speisen und zu schlafen.

Er verzehrte seine magere Portion und tröstete sich über sein

Elend, indem er an das Gute dachte, das er getan, als ihn die, von Olympia in Bewegung gesetzte Glocke beben machte.

Sein Geist war so eng mit denjenigen verbunden, welche er so eben verlassen hatte, daß er ohne irgend einen Übergang, dieses neue Geräusch etwas, was von ihnen kam, zuschreiben konnte.

Man benachrichtigte ihn, eine Frau wolle ihn durchaus wegen einer Beichte sprechen.

Das war das Mittel, dessen sich Olympia mit ihrer gewöhnlichen Geistesgegenwart bedient hatte, um zu Champmeslé zu dringen.

In höchstem Maße erstaunt, eilte er fort und empfing Olympia, in Tränen und beinahe ohnmächtig, in seinen Armen.

»Oh! zu Hilfe!« rief sie.

»Was gibt es, liebe Frau?«

»Sie haben ihn mir entführt.«

»Wen?«.

»Meinen Mann!«

»Wer hat ihn entführt?«

»Die Dragoner.«

»Ist sie verrückt?« fragte sich Champmeslé, der zu gleicher Zeit, auf diese Hypothese, Olympia einfach fragte, ob Banniére sie nicht begleitet habe.

»Ich sage Ihnen ja«, rief sie schmerzlich, »sie haben mich von ihm getrennt. Er hatte sich auf meinen Rat anwerben lassen, um den Verfolgungen des Officials zu entgehen; Herr von Mailly hatte ihn in seinem Regimente. Banniére ist entwichen; man hat ihn gefunden; man nimmt ihn wieder.«

»Ho! Ho!« sprach Champmeslé, »das ist ein ernster Fall.«

»Mein Gott!«

»Erschrecken Sie nicht zu sehr, die Sache steht vielleicht nicht so verzweifelt schlimm.«

»Was soll ich tun?«

»Ich weiß es nicht.«

Der brave Mann verlor den Kopf. Er war Schauspieler gewesen, er war Priester, aber er war nie Soldat gewesen«,

»Sprechen Sie«, sagte Olympia, »die Zeit drängt.«

.»Das ist wahr. Doch was lässt sich tun? . . . Erzählen Sie mir

ein wenig die einzelnen Umstände.«

Olympia erzählte Alles, was der Leser soeben erfahren hat.

»In der Tat«, sprach Champmeslé, »der nach Bisam riechende Abbé trat auf mich zu und fragte mich:

›Kennen Sie diese Dame nicht?‹«

»Und Sie haben mich genannt?«

»Gewiss.«

»Oh! mein Gott! ich bin also Schuld am Verderben meine? Mannes!«

»Nein, nein; hören Sie, ich habe Lust, den Rektor von hier um Rat zu fragen.«

»Hüten Sie sich wohl! Banniére ist Noviz gewesen; als solcher muss er schlimme Erinnerungen bei den Jesuiten zurückgelassen haben; sie führen vielleicht etwas gegen ihn im Schilde.«

»Nun, sie mögen etwas gegen ihn im Schilde führen, doch sie werden ihn wenigstens nicht töten!«

»Was wollen Sie damit sagen?« rief Olympia erschrocken. »Welches Wort haben Sie da ausgesprochen! Sie werden ihn nicht töten! Aber die Anderen werden ihn also töten?«

»Ich habe das nicht gesagt.«

»Erklären Sie sich in des Himmels Namen! Was kann man Banniére tun wollen?«

»Ah! meine Freundin«, erwiderte Champmeslé sehr bekümmert, daß er so unklug gesprochen hatte, »ich weiß es nicht; doch wenn wir in die Kaserne gehen, werden wir es erfahren.«

»Gehen wir in die Kaserne! Vorwärts!«

Und sie ergriff den Arm von Champmeslé und zog ihn wie eine Tolle gegen die Tür fort.

»Einen Augenblick Geduld, Madame, ich bin hin nicht frei; um auszugehen, muss ich mein **Exeat** verlangen «

»Was ist das?«

»Ein vom Rektor unterzeichnetes Papier, ein Paß was Sie wollen, doch es ist durchaus notwendig. damit mich der Pförtner hinausgehen läßt.«

Er musste in der Tat das **Exeat** verlangen und die Sache dem

Rektor erzählen, welcher zu Champmeslé sagte:

»Wahrhaftig, mein Bruder, Sie haben sehr weltliche Verbindungen, Sie sind kaum eine Stunde unter uns, und schon haben Sie mit einer Frau auszugehen.«

»Ei! mein Vater, die Menschenfreundlichkeit!« »Mein Bruder, die Menschenfreundlichkeit ist nicht immer ein Grund, die Regel zu übertreten.«

»Aber die Zeit drängt!«

»Mein Bruder, gehen Sie aus, bedenken Sie Indessen, daß wir jeder Familie und jeder Freundschaft auf Erden entbunden sind, gerade, damit wir die Dinge nicht zu tun haben, welche Sie heute Abend tun.«

Champmeslé hörte nicht mehr; er ergriff hastig das verlangte **Exeat**, ließ Olympia, welche vor Ungeduld an den Händen zu nagen anfang, vor sich hinausgehen und führte sie nach der Kaserne.

Hier bedurfte es anderer, viel schwierigerer Unterhandlungen.

Um bei den Jesuiten hinauszugehen, musste man ein Verbot durch ein **Exeat** aufheben, um bei den Dragonern einzutreten, musste man ein Verbot durch Bitten überwältigen.

Der Dragoner von der Wache war unbeugsam.

Olympia, während Champmeslé parlamentierte und die Schildwache mit seiner Logik angriff, schlüpfte unter dem Carabiner des Reiters durch und lief wie eine Tolle nach den Wohnungen, welche sie im Innern erleuchtet sah.

Eine große Helle glänzte in einem Saale, den viele Dragoner von der Treppe bis zu den Türen belagerten.

Niemand ließ sie durch; die Schildwache hatte Lärm gemacht.

Sie wollte mit dem Kommandanten sprechen, man sagte ihr, er sei beschäftigt.

Sie wollte schreien, sich empören, man erklärte ihr, man werde sie binden, knebeln, oder hinauswerfen.

Die Brutalität erschreckte sie weniger, als das Ausschließen. Sie kehrte indessen zu Champmeslé zurück, der sich endlich, von Offizier zu Offizier, Bahn gebrochen hatte.

Olympia hatte eine Eingebung: Sie erinnerte sich, daß mehrere von den Offizieren, und darunter der Kommandant selbst, mit ihr

in Avignon, bei der ersten Abreise von Herrn von Mailly nach Paris vor seiner Verheiratung, zu Nacht gespeist hatten.

Sie verlangte eine Feder, Tinte, ließ sich von Champmeslé helfen und schrieb an den Kommandanten.

Der Brief hatte den von ihr erwarteten Erfolg: der Kommandant wollte sie empfangen.

Bei den ersten Worten, die sie sagte, rief er:

»Ah! Madame, Sie sind es also, die ich so glücklich gesehen habe?«

»Ich werde abermals glücklich sein, mein Herr, wenn Sie mir meinen Gatten zurückgeben«, erwiderte Olympia.

»Ihr Gatte! Banniére ist wirklich Ihr Gatte?«

»Dieser würdige Geistliche hier hat uns getraut.«

»Ah! mein Gott!« murmelte der Kommandant.

Und er verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

»Mein Herr, was haben Sie denn?« fragte Olympia. »Was gibt es denn? Verbergen Sie mir nichts.«

»Ach!«

»Ich bin kein schwaches, einfältiges Weib; ich liebe Banniére so sehr, daß die Ungewissheit in Betreff seiner ein tödlicher Schlag, die Unsicherheit über seine Lage die Folter vor dem Tode für mich wäre.«

»Sie besitzen Mut«, sprach der Offizier, »aber vielleicht nicht genug, um Alles zu ertragen, was Sie zu leiden haben werden.«

Olympia erbleichte. Sie näherte sich Champmeslé, als wollte sie auf seinem Arme die Stütze suchen, der sie bedurfte.

»Madame«, fuhr der Kommandant fort, »befolgen Sie meinen Rat, zwingen Sie die Natur nicht zu mehr Entschlossenheit und Festigkeit, als sie hat. Nehmen Sie die Hand des Herrn Abbé an und verlassen Sie uns.«

»Sie verlassen! Und Banniére?«

Diese Worte wurden mit einem Ausdrucke gesprochen, der keine Erwiderung oder Erörterung zuließ; der Offizier sah einen Blitz in ihren Augen glänzen, den nichts auslöschen oder in seinem Ausbruch zurückhalten konnte.

»Mein Herr«, fuhr Olympia fort, zugleich ermutigt und wieder

zur Fassung gebracht durch das Stillschweigen des Offiziers, »erinnern Sie sich wohl, daß ich mit Banniére für das Leben, für das Leben, hören Sie wohl? bis zum Tode verbunden worden bin, und nicht eine Sekunde haben die Menschen das Recht, das zu trennen, was Gott vereinigt hat; im Namen des Gottes, der uns hört, beschwöre ich Sie, mich mit meinem Gatten wiederzuvereinigen.«

»Verlangen Sie alles Andere von mir, Madame aber was dies betrifft . . . «

»Wie! hat denn Banniére ein Verbrechen begangen? Ist Banniére außer der menschlichen Gesellschaft?«

»Banniére, Madame, ist ein Deserteur.«

»Nun, die Deserteurs, was tut man ihnen?«

»Ah! Madame.«

»Sprechen Sie doch!«

»Nein. Madame, nein!«

»Oh!« rief Olympia mit einer Verzweiflung, welche an den Wahnsinn grenzte, »mein Gatte! ich will meinen Gatten sehen!«

Der Offizier wollte sich abermals weigern.

Champmeslé näherte sich ihm und sagte:

»Mein Herr, ich kenne den Charakter dieser Frau, Sie werden sie in Verzweiflung bringen; hat sie einmal die Herrschaft verloren, die sie gewöhnlich über ihre Vernunft übt, so werden Sie erschrecken über ihre Gewalttätigkeiten. Bewilligen Sie ihr, was sie von Ihnen verlangt.«

Der Offizier nahm Olympia bei der Hand und ließ sie in das Gebäude eintreten.

Sie gingen ungefähr zwei Minuten, durchschritten Säle und stiegen Stufen hinaus, bis sie endlich in einem großen Hofe, der voll von sehr geschäftigen Soldaten, angelangt waren.

Der Kommandant, welcher Olympia beständig bei der Hand hielt, wandte sich an einen von diesen Soldaten und fragte:

»Ist der Rat versammelt?«

»Ja, mein Kommandant.«

»Mein Herr«, sprach der Offizier zu Champmeslé, »ich stelle Madame unter Ihre Obhut. Ihr«, fügte er drei Dragoner

bezeichnend bei, »ich vertraue Euch diese zwei Personen an. Führt sie in das an den Saal des Rates anstoßende Zimmer.«

»Sieht man dort meinen Mann!« fragte Olympia.

»Nein, Madame, in diesem Augenblick nicht; doch hernach werden Sie ihn sehen.«

»Hernach!« rief Olympia »Nach was? Oh! Diese Männer erschrecken mich mit ihren Unheil weissagenden Verschweigungen! Sogleich will ich ihn sehen!«

»Mein Herr!« sprach Champmeslé stehen, weil er eine schmerzliche Krise vorher sah.

»Dragoner«, sagte der Kommandant, »führt diese zwei Personen auf die kleine Tribüne und lasst sie nicht aus den Augen.«

»Madame«, fügte er bei, indem er sich verbeugt, »ich wiederhole, Sie haben es gewollt. Erinnern Sie sich, daß ich widerstanden habe. Erinnern Sie sich daß ich Ihren Wunsch erfüllend, der Furcht, Ihnen durch meine Weigerung mehr Leid zuzufügen als Ihnen meine Einwilligung sogleich verursachen wird, nachgegeben habe.«

Und er ging hastig hinaus.

Die Dragoner führten Olympia, zitternd, bleich, eiskalt mit Champmeslé, der ganz schauerte, in den Saal des Rates selbst.

Da begann für diese Unglücklichen das Schauspiel. Welches liebenden Herzen in dieser Welt zu erdulden gegeben ist.

Im Saale, einem alten Bau mit Pilastern, welche durch den Gebrauch und die willkürliche Verstümmung gebrochen waren, befanden sich auf einer Estrade ungefähr zwanzig Offiziere beim Scheine von Kerzen, welche Soldaten hielten.

De« Kommandant nahm Platz an der langen Tafel, die auf der Estrade stand und an der der Major, für den Oberstlieutenant oder den abwesenden Obersten funktionierend, präsierte.

Die Dunkelheit füllte die Ecken dieses Saales und schien in schwarzen Dünsten von der Höhe der höckerigen Gewölbe herabzufallen.

Der Major rief die Offiziere mit dem Namen auf und schrieb die anwesenden ein.

Dann sprach er mit bewegter Stimme:

»Man führe den Schuldigen vor.«,

Eine Tür wurde links von der Estrade geöffnet; zwei Dragoner, mit dem Säbel in der Faust, führten Banniére, schwarz gekleidet und bleich wie ein Wachsbild, vor.

»Angeklagter«, sagte der Major, »Sie heißen Banniére?«

»Ja, mein Herr.«

»Nennen Sie mich Major. Ich bin nicht Herr für Sie, ich bin Ihr Major.«

Banniére schwieg.

»Sie anerkennen Ihre Unterschrift unter dieser freiwilligen Kapitulation?«

»Ja.«

»Sie gestehen zu, von zwei hier anwesenden Unteroffizieren Empfangen zu haben:

1: Ein Pferd?

Ja.

2. Eine Uniform.

Ja.

3. Einen Säbel und eine Pistole im Holster?«

Ich glaube, ja.«

»Diese Gegenstände haben Sie verkauft?«

»Ich habe sie gegen bürgerliche Kleider vertauscht.«

»Warum sind Sie entwichen?«

»Ich habe nie gedacht, ich sei ein Soldat des Königs; meine Anwerbung war unterzeichnet worden, um mich dem Gefängnisse des Officials zu entziehen, wo man mich, als aus dem Noviciat der Jesuiten entwichen, festhielt.«

»Das war ein Grund mehr, die Bedingungen Ihrer Anwerbung zu achten. Wie dem sein mag, Sie sind entwichen. Die Tatsache wird durch Ihre materielle Abwesenheit bekräftigt.«

Banniére schwieg.

»Meine Herren«, sprach der Major, sich an die Offiziere wendend, »ist die Bekräftigung genügend für Sie, und scheint Ihnen die Identität erwiesen?«

»Ja«, antworteten einstimmig die Offiziere.

»Nun wohl!« sagte der Major, »wir wenden auf den flüchtigen

Banniére, Dragoner vom Regiments Mailly die im Artikel 8 der königlichen Ordonnanz enthaltene Strafe an und befehlen, daß diese Strafe im Augenblick vollziehbar sein soll.«

Nach diesen Worten stand er auf; die Offiziere ahmten ihm nach, ein großer Tumult erhob sich in dem weiten Saale, der in der Finsternis Offiziere, Soldaten und Verurteilten zu verschlingen schien

Champmeslé blieb wie an die Stange genagelt, die ihm als Stützpunkt diente.

Erstarrt, als ob sie schon tot wäre, fragte Olympia:

»Nun! die Strafe, . . . welche Strafe?«

»Bei Gott!« sagte einer von den Dragonern. Doch der gute Champmeslé trat ihm dergestalt auf den Stiefel, daß er in seinem begonnenen Satze anhielt.

Mittlerweile kam der Kommandant herbei, und als er Olympia noch dastehen sah, sprach er mit sanftem Tone:

»Madame, wenn Sie dem armen Banniére ein paar Worte sagen wollen, so kommen Sie.«

Sie ging oder flog vielmehr dem Offiziere nach, bis er sie in den kleinen, an den größeren anstoßenden Saal geführt hatte, wo der Verurteilte mit gefalteten Händen und irrem Blicke, wie ein Mensch im Delirium, oder wie ein in eine Beschauung versunkener Träumer, wartete.

Olympia stürzte auf diese teure Beute zu, umschlang sie mit ihren Armen und erwärmte ihren Gatten wieder an ihrem Herzen.

»Ah!« rief dieser, »Olympia! teure Olympia!«

Und er blieb in derselben Unbeweglichkeit, welche noch viel erschrecklicher, als der Schmerz.

Sie wurde selbst von Angst ergriffen.

»Mut!« murmelte er.

»Warum Mut? Bin ich nicht da?«

»Auf wie lange bist Du da?«

»Für immer. Oh! man wird uns nicht trennen.«

»Ich bin nun sehr weit vorgerückt!« sprach er, als ob seine Worte aus einem Marmormunde kämen. »Du wirst mit mir sterben, ein schönes Glück!«

Und er akzentuierte diese grässlichen Worte mit einem scharfen, krampfhaften Lachen.

»Sterben!« sagte sie, »Du? ich? sterben!«

»Allerdings!«

Sie schaute Champmeslé an, der seine beiden Hände auf die Schultern von Banniére hielt.

»Stirbt man, weil man desertiert ist, Herr von Champmeslé?«

»Bei Gott!« erwiderte Banniére mit demselben Tone, mit dem es der Dragoner zu sagen angefangen, als ihn Champmeslé zurückgehalten hatte.

Olympia fuhr mit der Hand über die Stirne und sammelte alle ihre Gedanken.

»Herr von Mailly wird Dich retten,« sagte sie, »ist er nicht der Oberste von diesem Regiment? Du bist gerettet.«

Sie klopfte heftig an die Tür, welche sogleich geöffnet wurde. Im Gange war der Offizier, ihr Beschützer, mit einigen Anderen; sie hatte nicht nötig, zu ihm zu gehen, er lief auf sie zu.

»Mein Herr«, sagte sie, »nunmehr weiß ich Alles; lassen Sie mich mit dem Major sprechen.«

»Gern, Madame; ich habe ihm so eben Ihre schmerzliche Geschichte erzählt; er läßt den Greffier das Protokoll über diese Sitzung abfassen. Treten Sie hier ein.«

Olympia erblickte in seinem Kabinett den Major, welcher an einem Tische stand und diktierte.

Sie warf sich mit einer solchen Eilfertigkeit auf die Knie, daß der Major erstaunt und verwirrt war.

»Mein Herr«, rief sie, »die Wahrheit! Wo ist Herr von Mailly? Hat Herr von Mailly tun lassen, was, Sie getan haben?«

»Madame«, antwortete der Major, »dieser Brief ist gestern Abend vom Herrn Grafen von Mailly, unserem Obersten, angekommen.«

Er reichte Olympia ein Papier, dessen Schrift sie rasch erkannte.

»Mein Herr«, las sie, ich reise nach Wien ab; meine Gesandtschaft wird vielleicht ein oder zwei Jahre dauern; seien Sie für mein Regiment mehr als je besorgt, vervollständigen

Sie die Cadres vom Dienste und Empfangen Sie die neuen Offiziere, die ich Ihnen schicke; wachen Sie darüber, daß alle Deserteurs festgenommen und unmittelbar, nach dem Befehle des Königs, exekutiert werden. Ich mache Sie verantwortlich für die geringste Übertretung meiner Befehle, für den kleinsten Verzug in ihrer Vollstreckung.

»Unterz.: Graf von Mailly.«

»Sie sehen, Madame«, sagte der Major.

»Wo ist der Herr Graf?«

»Nach Wien abgereist!«

»Oh! ich werde wohl erfahren . . . «

Sie hielt inne.

»Sie sehen, Madame, Alles ist unmöglich.«

»Ich werde nach Wien reisen.«

»Ach! Madame, Sie können nicht in zwei Stunden nach Wien reisen.«

»Nein, aber in acht Tagen.«

»Wir Haben Ihnen aber nur vier Stunden zu geben.«

»Unmöglich!« rief sie. »Sie werden Banniére nicht ohne Aufschub ermorden!«

»Hier ist der Befehl von unserem Obersten geschrieben, Madame.«

»Im Namen der Menschlichkeit, mein Herr!«

»Der Befehl. Madame.«

»Mein Herr, ich flehe Sie auf den Knien an; ich schleppe mich zu Ihren Füßen.«

»Madame, Sie zerreißen mir das Herz durch das Unvermögen, Sie zu erhören, in dem ich mich befinde.«

»Mein Herr, lassen Sie mir die Zeit, daß ich mit dem König spreche, die Zeit, daß ich an den König schreibe!«

»Madame, wir haben nur vier Stunden«, erwiderte der Major, der schon vor einer Verlängerung dieser entsetzlichen Szene zurückwich.

Olympia schaute wie irrsinnig umher und schlug sich an die Brust, als wollte sie einige überredende Akzente herauspringen

machen.

Der Major verbeugte sich und ging hinaus.

Olympia blieb allein mit dem Offizier, der sein Gesicht in seinen Händen verbarg.

»Geschwinde«, sagte sie, »geschwinde, gehen wir zu meinem Mann.«

Und sie wandte sich um und murmelte, ich weiß nicht welche Gebete, die der Himmel selbst nicht, zu hören schien.



XCIII.

Zwei brave Herzen.

Seit einer Stunde war das Leben von Olympia von Clèves und von Banniére so gegangen, daß weder die Eine noch der Andere dem wahnsinnigen Laufe ihres Unglückes hatten folgen können.

Als sie sich einander gegenüber fanden, der Eine gebrochen durch seine Verhaftung, die Andere vernichtet, seitdem sie die volle Wahrheit erfahren, hatten sie nicht die Kraft mehr, zu sprechen, sie konnten kaum mehr denken.

Champmeslé suchte, in ihrer Mitte, den Faden seiner Ideen wieder anzuknüpfen und konnte nicht dazu gelangen.

»Nun?« sagte Banniére endlich.

»Ich weiß nicht«, antwortete sie.

»Ich bin unter einem unglücklichen Sterne geboren«, sprach Banniére: »ich habe mein ganzes Leben das Glück, das mir Gott gewährte, zunichte gemacht.«

»Oh! nein, nein, Du täuschest Dich, Banniére«, erwiderte Olympia mit einer erschrecklichen Kaltblütigkeit, »der böse Stern, das bin ich; der böse Genius, das bin ich. Wer hat Dich veranlasst, zum Theater zu gehen? Ich. Wer hat Dir den Hang zum Vergnügen und zum Verschwenden eingeflößt? Ich. Wer hat Dir das schlimme, verkehrte Beispiel gegeben? Ich. Wer hat im Glauben, Dich zu retten, gemacht, daß Du Dich hast anwerben lassen? Ich. Wer hat Dich, genötigt, in die Stadt Lyon einzutreten, die Du fliehen wolltest? Ich, ich, ich! immer ich. Wenn Du mich nicht verfluchst, gib wohl Acht, Banniére! Gott wird nie genug strafen haben, um mich zu züchtigen.«

Diese Worte wurden mit einer solchen Überzeugung und einem solchen Gefühle ausgesprochen, daß Champmeslé schauerte.



Copyright © 1992 by Dover Publications

Versöhnung.

Banniére geriet nicht darüber in Bewegung.
Er schaute Olympia zärtlich, traurig, tief an.
»Das ist wahr«, sagte er; »doch neben dem Schlimmen, das Du mir getan, erscheint das Glück, welches Du mir geschenkt hast. Klage Dich nicht an: ich falle unter meinem Verhängnis!«
Dann schüttelte er den Kopf und fügte bei:
»Auf, auf, man muss ein Mann sein. Treten wir aus dieser

Bestürzung hervor, prüfen wir die Hilfsmittel, wenn es gibt; fassen wir den Tod in's Auge, wenn er unvermeidlich ist.«

Olympia erhob ihre gebeugte Stirne; diese Worte der Festigkeit fanden in ihr ein edles Echo.

»Von Seiten der Offiziere nichts zu hoffen«, sagte sie.

»Aufschub?«

»Man hat ihn verweigert.«

»Der Rekurs an den Obersten?«

»Der Oberste ist in Wien.«

»Man würde nicht die Erlaubnis erhalten, zum König zu gehen?«

»Nein.«

»Wohl an«, sprach Banniére seufzend, indes er eine neue Stärke in dieser Gewissheit, daß sein Tod unvermeidlich, schöpfte, »wohl an, ich sehe, daß mir nichts übrig bleibt, als zu sterben; doch man kann wenigstens den Augenblick vielleicht um ein paar Stunden verschieben.«

Als er diese Worte sprach, öffnete sich die Tür.

Es war der Offizier, ein trauriger Freund von Olympia.

»Entschuldigen Sie, Herr Banniére«, sagte er, »der Zufall hat mich Ihre letzten Worte hören lassen. Ich bringe Ihnen einen Aufschub vom Major bis zu Tagesanbruch. Es ist halb elf Uhr, Sie haben Frist bis um fünf Uhr.«

»Mein Herr«, sagte Banniére zu dem jungen Manne, »wäre es mir erlaubt, mit dem Major zu sprechen?«

»Ja, gewiß. Ich mache mich für ihn verbindlich, und er wird sich hierher begeben, wenn Sie es wünschen.«

»Nein, mein Herr, ich verlange das nicht; ich müßte es sehr bedauern, wenn ich ihn bemühen würde; wollen Sie mich zu Ihm führen lassen.«

»Sogleich«, erwiderte der Offizier.

Und er ging hinaus und erteilte den nötigen Befehl einem Piquet von drei Mann, welche Banniére in das Kabinett des Majors führten.

Olympia war maschinenmäßig aufgestanden, um Banniére zu folgen, aber Banniére hatte ihr ein Zeichen mit der Hand, begleitet

von einem traurigen Lächeln, gemacht, und sie war wieder auf ihre Bank neben Champmeslé, eine Hand in der Hand des würdigen Priesters, gesunken.

Der Major, den wir einen Augenblick mit Olympia haben sprechen sehen, war ein guter, dicker Herr, beauftragt, das Regiment in der strengen Disziplin und Ordnung zu erhalten, welche Catinat und Turenne bei den Heeren des Königs eingeführt hatten.

Er liebte das Leben, er begriff, daß man daran halten musste, und ließ nur einen Fall zu, in welchem man aufhören konnte, seinen Verlust zu beklagen: dies war der Fall, wo ein Befehl, ein Kommando den Lebenden nötigte, in den Tod zu gehen.

Er glaubte, Banniére komme, um Wehklagen, an ihn zu richten, und er wartete, das Auge auf den Boden geheftet, die Stirne gefaltet, den Schnurrbart starr.

Er war sehr entschlossen, sich nicht durchbrechen zu lassen, von welcher Seite man ihn auch angreifen würde.

»Mein Herr«, sagte Banniére zu ihm, »ich bitte Sie, lassen Sie mich Ihnen meine Lage erklären. Ich bin ein wackerer Mensch, von guter Familie, und liebe meine Frau im höchsten Grade; es scheint, ich habe den Tod verdient, obgleich ich es, unter uns gesagt, ganz und gar nicht glaube, doch das Gesetz ist da.«

»Und die Ordonnanz des Königs, mein Herr«, sprach der Major.

»Und die Ordonnanz des Königs, gut«, fuhr Banniére« fort; »ich verbeuge mich also vor dem Gesetze und der Ordonnanz und schwöre Ihnen, mein Herr, daß Sie keine von mir ausgehende Unannehmlichkeit haben werden.«

Der Major hob erstaunt den Kopf empor und schaute Banniére in's Gesicht.

Banniére war bleich, aber ruhig und erhaben schön unter dieser Blässe und Ruhe.

Banniére fuhr fort:

»Sie haben mir ankündigen lassen, Sie bewilligen mir Frist bis morgen früh um fünf Uhr; ich gestehe, das ist sehr wenig, und ich komme zu Ihnen, nicht um die Hauptsache zu Nichte zu machen, indem mir das Urteil unwiderruflich gefällt zu sein scheint, sondern um ein wenig um die Bedingungen zu feilschen.«

»Ah! das ist gut gesprochen«, sagte der Major, lächelnd mit aller guten Laune eines Mannes, der Tränen, Widerstand oder Schwäche befürchtete, und statt dessen eine nicht nur unerwartete, sondern beinahe heitere Entschlossenheit findet. »Das steht Ihnen also an?«

»Ich sage nicht, daß ich froh darüber bin, Herr Major. Und sagte ich es, so würden Sie mir sicherlich kein Wort glauben. Aber ich überzeuge mich, daß Sie ein wackerer und würdiger Edelmann sind. Ich sehe Ihre Augen, welche der Spiegel einer redlichen Seele und eines edlen Herzens, so daß ich nie glauben werde, Sie können ein Vergnügen daran haben, mein Blut aus Laune zu vergießen. Sie trinken keines; Sie lieben mehr den guten Champagner oder Burgunder.«

»Was Sie da sagen, ist wahr wie das Evangelium, Herr Banniére, ich bin in Verzweiflung über das, was Ihnen widerfährt; aber . . . «

»Aber in der Hauptsache ist nichts abzuwenden.«

»Auf mein Gewissen, nein, Herr Banniére.«

»Nicht der kleinste Rekurs an irgend Jemand?«

»An wen wollen Sie rekurrieren?«

»Wir haben Freunde.«

»Rekurs, das ist Aufschub. Ich mache Sie zum Richter über die Grenze; hier in der Brief des Obersten.«

Er reichte diesen Brief Banniére, der ihn aufmerksam las und dann wieder zurückgab.

»Hier ist nun die Ordonnanz des Königs über die Deserteurs.«
Banniére nahm sie.

»Lesen Sie, lesen Sie laut; um sie zu vollziehen, ist es für mich Bedürfnis, laut wiederholen zu hören, was sie enthält.«

Banniére las mit einer belebten Stimme, während ihn der Major aufmerksam anschaute:

»Es wird mit dem Tode bestraft jeder Soldat von der Landarmee oder Seearmee, der ohne Urlaub drei Tage hinter einander von den von seinem Regiment, seinem Corps oder der Equipage, wozu er gehört, occupirten Orten verschwunden ist.«

»Ja«, sagte Banniére, »der Artikel ist positiv.«

Und er gab die Ordonnanz den Major zurück, wie er ihm den Brief des Obersten gegeben hatte.

»Nein, nein«, sagte der Major, »fahren Sie fort; es liegt mir daran, Ihnen zu beweisen. Herr Banniére, daß mir mein Benehmen scharf vorgeschrieben und daß ich weniger streng bin als das Gesetz.«

Banniére fuhr fort?

»Der Deserteur, welcher ergriffen, erkannt wird, dessen Identität bestätigt, dessen Vergehen erwiesen ist, wird unmittelbar erschossen, ohne irgend einen Aufschub oder irgend eine Frist, als die, welche für die Ankunft des Beistandes der Religion notwendig ist.«

»Unmittelbar«, wiederholte der Major.

»Ja, unmittelbar.«

»Ohne Aufschub oder Frist.«

»Erlauben Sie mir, mein Herr«, sagte Banniére mit einer vollkommenen Höflichkeit, »mir scheint, nach den Worten ohne Aufschub oder Frist sehe ich ein paar Worte, deren Erörterung wohl der Mühe wert ist.«

»Welche Worte?« fragte der Major.

»Ohne irgend einen Aufschub oder irgend eine Frist, *als die, welche für die Ankunft des Beistandes der Religion notwendig ist.*«

Und er schaute den Major an.

»Nun?« fragte dieser.

»Lassen wir ihm ein wenig Zeit, um anzukommen, diesem Beistände der Religion.«,

»Aber, mein lieber Herr Banniére«, erwiderte der Major, »Sie haben sich dieses Hilfsmittels selbst beraubt: Sie kommen ganz gar gekocht hier an, und Ihre Frau hat Ihnen einen Priester gebracht.«

»Den Abbé Champmeslé, das ist wahr«, sagte Banniére.
»Teufel! Teufel!«

»Sie sehen, daß Ihre Sache in allen Punkten in der Ordnung ist.«

»Das ist, bei meiner Treue, wahr.«

»Und die Ihnen gewährte Frist bis morgen früh um fünf Uhr ist eine ganz besondere Gunst.«

»Ich bin Ihnen hierfür dankbar. Doch was würde geschehen, wenn Sie mir, statt der sechs Stunden, die Sie mir gegeben, vierundzwanzig bewilligten?«

»Es würde geschehen, daß ich kassiert werden könnte, was, ich weiß es wohl, gegen das Leben eines Menschen nichts ist, und was ich gern annähme, wenn das nicht eine Übertretung, einen Ungehorsam, eine Indisciplin, der ich mich nie schuldig gemacht habe und nie schuldig machen werde, konstituieren würde.«

»Ich schweige Herr Major.«

»Glauben Sie mir, daß ich Sie von ganzer Seite beklage und daß, wäre ich Oberster des Regiments, statt Major zu sein, die Dinge anders gehen würden.«

»Das ist viel Güte . . . Nun also, da es unnütz wäre, hierauf zu beharren . . . «

Banniére unterbrach sich, um die Antwort zu erwarten.

»Völlig unnütz«, sagte der Major.

»So komme ich zu der kleinen Bitte, die ich an Sie richten wollte«, fuhr Banniére fort.

Sprechen Sie?«

»Alle unsere Punkte sind abgemacht, bis auf einen einzigen.«

»Welchen meinen Sie.«

»Sie bewilligen mir Frist bis morgen um fünf Uhr.«

»Zugestanden.«

»Wo dies?«

»Ei! hier, wie mir scheint.«

»Hier, in dieser Kaserne?«

»Gewiss.«

»Nun, Sie werden mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß dies ein wenig hart ist.«

»Wohin des Teufels soll ich Sie denn schicken? auf die Felder hinaus?«

»Geduld, mein Herr, und wollen Sie mich bis zum Ende

anhören; Sie werden dann einsehen, das ich nicht so verstandslos bin, als ich den Anschein habe.«

»Ich höre Sie.«

»Herr Major, ich bete meine Frau an und ich werde von ihr angebetet. Entschuldigen Sie diese Eitelkeit«, fuhr Banniére mit seinem schwermütigen Lächeln, fort; »man kann dergleichen Dinge sagen, wenn man nur noch sechs Stunden zu leben hat. Sie kennen diese Frau, da Sie sie gesehen haben. Sie sehen heißt sie kennen; Sie kennen sie, ich wiederhole Ihnen: das ist die Schönheit, der Geist, das Zartgefühl in Person. Es schmerzt mich der Gedanke, daß ich die letzten Stunden meines Lebens in einer Kaserne zubringen soll, bei dieser Frau, welche unter der Kälte, dem Tabakrauch den plumpen Späßen leiden wird; daß sie es nicht wagen wird, mit mir vor Ihren Dragonern zu sprechen, und daß sie mich, noch eiskalt vor Schrecken, Beengung, Stillschweigen, auf ihren trägen Armen zu dem, übrigens ziemlich hässlichen, Tod, den der König, das Gesetz und Sie für mich morgen früh besohlen haben, übergeben sehen wird.«

»Nun?« fragte der Major.

»Nun! ich wollte Sie um etwas Anderes bitten«, sagte Banniére. »Sie sehen, ich bin ruhig, entschlossen, ich scherze beinahe; doch Sie müssen an meiner Stimme, welche zittert, wenn ich von Olympia spreche, an meinem Gesicht, das erbleicht, wenn ich an sie denke, begreifen, Sie müssen sogar sehen, daß in diesem Namen ein zauberhaftes Interesse liegt, welches viel mächtiger ist, als das Interesse meines Lebens. Ich werde indessen sterben, ohne daß ich zu lächeln aufhöre, aber es hängt von Ihnen ab, mein Herr, daß dieses Lächeln ein Dank, ein Erguss der Dankbarkeit, welche ich meinem Wohltäter jenseits des Grabes widmen werde, oder eine einfache Prahlerei eines Menschen ist, der Ihre Dragoner nötigt, zu sagen: ›Das ist ein Braver!‹ Wollen Sie mir einen Dienst leisten, Herr Major? Wollen Sie mir in den sechs letzten Stunden meines Lebens das Glück meines ganzen Daseins geben? Wollen Sie, daß Sie mich ohne Zorn töten, eben so sanft für mich sein, als die Musketenkugel, die mich morgen ohne Schmerz töten wird?«

»Sprechen Sie«, sagte der Major ganz bewegt, ganz erschüttert durch diese von einem tief liebenden Herzen ausgehende

Beredsamkeit.

»Ich bitte Sie, mit meiner Frau in mein Gasthaus, in das kleine Zimmer, das noch voll ist von ihren Wohlgerüchen und unserer Liebe, zurückkehren zu dürfen; die Jasminblüten und die Rebwinden stiegen in der vergangenen Nacht bis zur Höhe unseres Fensters herauf und sandten uns während unseres Schlummers ihre Düfte zu, die mich bis zum hellen Tage schlafen gemacht haben. Dieses Zimmer ist geschlossen, ein Fenster geht auf den Garten, eine Tür auf die Treppe, ein anderes Fenster auf die Straße: stellen Sie zwei Dragoner unter jedes von diesen Fenstern, einen Dragoner unten an die Treppe; tun Sie etwas Besseres, nehmen Sie mein Ehrenwort und das meiner Frau, daß wir Ihnen nicht zu entweichen suchen werden; ich werde Ihnen dies mit meinem Blute unterzeichnen, Herr Major, wenn es sein muss; morgen um fünf Uhr bin ich bereit, aber mittlerweile seien Sie edelmütig, als ein guter, braver, rechtschaffener Offizier, der Sie sind; lassen Sie mich bei meiner Frau, alle Zeit zubringen, die mir zu leben bleibt.«

Der Major fühlte, daß ihm sein Herz, bis zur Kehle aufstieg; er fing damit an, daß er sich am Kopf kratzte: schüttelte seine von einer Träne, die an ihrem Ende zitterte, gequälten Wimpern; er hustete, ging in seinem Kabinett auf und ab und suchte das tiefe Mitleid auszureißen, welches in seine Seele gerade die Kühnheit dieses Vorschlags gepflanzt hatte.

»Ah! Major«, fügte Banniére mit sanftem Tone bei, »wenn Sie es abschlagen, schlagen Sie es spät ab: ich habe so viel Zeit, um zu leiden; wenn Sie es bewilligen, bewilligen Sie es rasch: ich habe so wenig Zeit, um glücklich zu sein.«

Der Major stieß ein sehr kräftiges Hum! aus und trat so gewaltig auf dem Boden auf, daß die Sporen an seinen Stiefeln klirrten.

Er erstickte, dieser würdige Major.

Endlich schien er plötzlich einen Entschluss zu fassen und stampfte mit dem Fuße.

Auf den Ruf seines Fußes trat ein Dragoner-Unteroffizier ein.

»Sechs Mann«, sagte er, »um Befehle zu empfangen, und . . . «

»Und ein Wachtmeister?«

»Nein, ein Offizier.«

Banniére hatte begriffen, daß Ihm seine Bitte bewilligt worden war; er hatte sich auf die Knie geworfen; er küsste die Hände des Majors, er weinte.

»Donner!« brummte der Major; »machen wir ein wenig ein Ende. mein Braver!«

Ohne Zweifel horchte Olympia an der Tür, denn in diesem Augenblick trat sie ein und fiel Banniére um den Hals.

»Olympia«, sprach Banniére, »danken Sie dem Herrn Major, wir kehren Beide bis morgen früh um fünf Uhr in das kleine Zimmer unseres Gasthauses zurück.«

Olympia antwortete nichts; sie machte mit dem Kopfe und den Lippen ein schwermütiges Zeichen des Dankes.

»Ehe wir weggehen«, fügte Banniére bei, »gib dem Herrn Major, der uns dieses Glück bereitet, Dein Wort als adeliges Fräulein, daß Du nichts tun wirst, um mich dem Schicksale entgehen zu machen, welches mir vorbehalten ist.«

»Nichts«, sagte sie, »ich gebe mein Wort darauf.«

»Und ich, Herr Major«, sprach Banniére, »ich füge das meinige bei; überdies hält Sie nichts ab, Ihre Garantien zu nehmen. Morgen, wenn es mir gestattet ist, Sie noch einmal zu sehen, erwartet Sie der aufrichtigste, der glühendste Dank, mit der je ein menschliches Herz eine Wohltat erwidert hat.«

Der Major drückte Banniére die Hand und gab dem mit der Überwachung des Gasthauses beauftragten Offizier seine Befehle.

Olympia und Banniére gingen mit Champmeslé voran, um über das Boulevard zu schreiten, das nach ihrer Wohnung führte.

Der Offizier ging an ihrer Seite.

Die Mannschaft folgte ihnen auf zehn Schritte.

Champmeslé, als sie in das kleine Zimmer gekommen waren, segnete Banniére, umarmte weinend die zwei Unglücklichen und flüsterte Banniére die traurigen Worte in's Ohr:

»Um wie viel Uhr wollen Sie, daß ich Sie morgen, im Namen Gottes, wiedersehe?«

»Um vier Uhr, mein teuerster Freund«, erwiderte Banniére.

Als sie ihre Tür schlossen, schlug es elf Uhr in der benachbarten Kirche. Olympia fiel schluchzend in den Lehnstuhl,

den Bannière ihr vorgerückt hatte.

XCIV.

Höchste Freud, — Höchster Schmerz.

Die Jasmine und die Rebwinden stiegen, wie Banniére gesagt hatte, längs der Mauer bis zum Gesimse des Fensters empor; sie umrahmten mit ihrem grüner Blätterwerk und Ihren weißen Blüten diese Öffnung, durch welche die reine Lust und die Mondstrahlen still, schweigend eintraten.

Die Dragoner setzten sich in den Garten, lagerten auf der Straße und unter der Treppe, wie es Banniére verlangt hatte.

Da begann unter den zwei sich selbst überlassen,: Liebenden, der Austausch süßer Worte, unterbrochen vor Tränen, welche der Stolz bei Banniére, die Klugheit und die Verzweiflung bei Olympia zurückgehalten hatten.

Eine entsetzliche Nacht, in der jeder Seufzer eine Minute, jedes Wort einen Fortschritt bezeichnete!

Die Sterne glänzten am Himmel, diese Sterne, welche Olympia am andern Tage abermals um dieselbe Stunde von demselben Fenster aus würde sehen können, während die Augen ihres teuren, viel geliebten Banniére nie mehr etwas Anderes, als die Finsternis des Grabes sehen sollten.

Banniére lebte, er betäubte sich, er sammelte alle seine Liebe für diese Frau, an die ihn morgen nichts mehr binden würde.

Bleich und kalt wie eine Leiche, erhob Olympia nicht einen Augenblick den Kopf von der Brust ihres Gatten.

Sie sagte ihm in vier Stunden nicht ein Wort, aus Furcht, ein einziges von denjenigen zu verlieren, welche von diesem Munde fielen, den der Tod auf immer schließen sollte.

Auf der Schwelle des Todes, vergaßen sich diese Liebenden so in den Extasen des Lebens.

Der Tag graute indessen am Horizont.

Eine bleiche Linie öffnete jenseits der Berge das Himmelsgewölbe, und die Flüsse fingen an aus der Finsternis hervorzukommen wie unheilvolle Schwerter, welche düstere Engel aus ihren Scheiden ziehen würden.

Die Kühle drang ins Zimmer ein und machte einen Schauer über die zarten Glieder von Olympia laufen, welche durch ein Schluchzen ihr Stillschweigen brach.

Man hörte sodann den Gesang eines Vogels im Garten und beinahe gleichzeitig die Stimme eines Soldaten auf der Straße.

Es schlug vier Uhr in derselben Kirche, in welcher am Abend vorher unempfindlich die Glocke den Anfang dieses tödlichen Glückes geschlagen hatte.

Sie schlug ebenso das Ende desselben.

Ein kleines Geräusch, ähnlich dem Kratzen der Höflinge an der Tür der Könige, machte sich an der Tür von Banniére hörbar. Es war Champmeslé, der die Nacht in Gebeten im anstoßenden Zimmer zugebracht hatte und, seinem Versprechen getreu, nun eintrat, um mit seinem Freunde von Gott zu reden.

Eine seltsame Freude, welche die Vorsehung diesen Unglücklichen bereitete! Der Priester, der dem Verurteilten den Tod ankündigte, war diesmal nur ein zärtlicher Freund mit sanftem Gesicht, mit liebkosendem Auge; ein Freund voll von Herz und Verstand; ein Engel, der, statt traurig die Pforten des Lebens zu schließen, herbeikam und mit einem unbeschreiblichen Lächeln der Barmherzigkeit die Pforten des Himmels öffnete.

Er setzte sich Banniére und Olympia gegenüber, welche ihre Hände verschlungen hielten.

»Sprechen Sie zu uns Beiden, mein Freund«, sagte Olympia.

»Oh! ich habe Ihnen nichts zu sagen. Sie sind beredter, als ich; ich kenne Ihr Herz auf einen Seufzer auf ein Wort; Gott hat Ihnen vergeben, Gott segnet Sie, Gott wird Ihnen im andern Leben belohnen, was Sie in diesem erdulden werden.«

»Nicht wahr, mein Freund«, sprach Banniére, »Sie finden, daß Gott uns sehr leiden lässt?«

»Ja, da er Sie trennt.«

»Oh!« erwiderte Olympia mit einem Lächeln, das den Ursprung und den Grund ihrer ganzen Ruhe enthüllte, »Gott wird uns nicht trennen, mein Vater.«

Dann fügte sie leiser und die Augen zum Himmel aufschlagend bei:

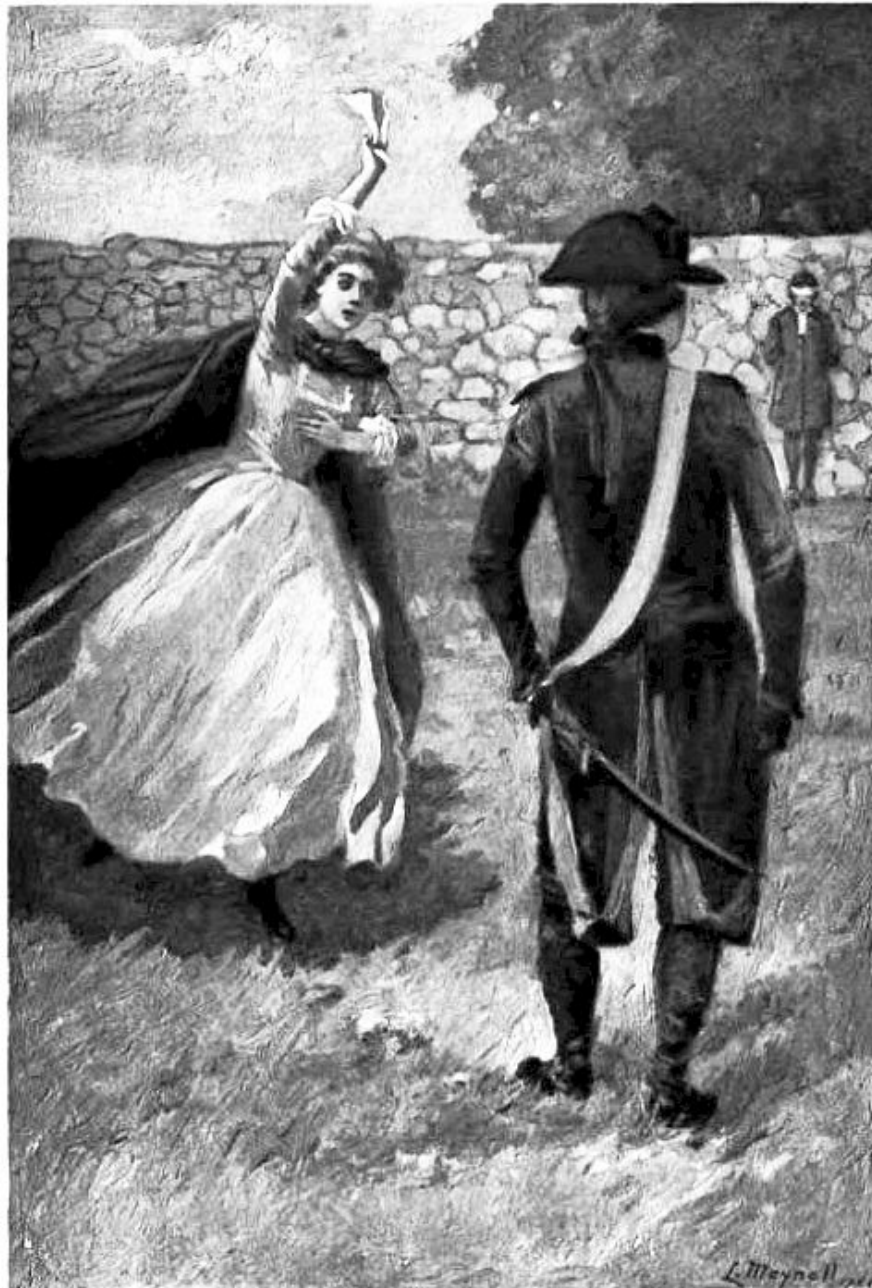
»Ich hoffe es wenigstens.«

»Wie, und was wollen Sie damit sagen?« fragte Champmeslé erstaunt.

»Ich sage, Gott ist groß und gut, mein Vater, und er misst den Schmerz nach der Stärke; das ist es, was ich sage.«

Banniére begriff und schloss seine Frau zärtlich in seine Arme.

Elektrisiert durch diese Dankbarkeit, fühlte sich Olympia beherzt und sah nichts mehr für ihren Heldenmut Unmögliches.



Copyright © 2002 by Thomas Cole Memorial Society

Pardon.

Sie umarmte Banniére und zog in die Mitte des Zimmers die große Kiste, welche am Tage vorher der Frachtwagen von Paris unter der Adresse des Ehepaars gebracht hatte.

»Was suchst Du, mein Kind?« fragte Banniére.

»Ich suche frische Wäsche gestickt für meinen Geliebten, damit er zum Tode nicht wie ein gemeiner Soldat, sondern wie ein Edelmann geht«, antwortete Olympia.

»Ah! das gefällt mir«, sagte Banniére.

Champmeslé schüttelte den Kopf und sprach zu Olympia:

»Das ist ein Gedanke der Hoffart, meine Tochter. Warum ihn von Gott und seinem Seelenheile in diesen letzten Augenblicken durch die Sorgfalt für den Putz abziehen?«

Aber Olympia hörte nicht auf die sanfte Vorstellung ihres Freundes; sie hatte durcheinander aus der Kiste Hemden und Spitzen genommen und streute unnötige Dinge auf dem Boden umher.

Dann kleidete sie Banniére an, so daß er frisch war, als der Offizier mit seinem Degenknopf ein Viertel nach vier Uhr an die Tür klopfte.

»Treten Sie ein«, rief Banniére dem Offizier zu. Und da er eingetreten war, sprach er mit Heiterkeit zu ihm:

»Sehen Sie, mein lieber Herr, wir sind pünktlich.«

Der Offizier verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor diesem unter der Blässe des jungen Ehepaars blendenden doppelten Mute.

»Wenn Sie bereit sind, so wollen Sie mir folgen«, sagte er.

Olympia warf einen Mantel auf ihre Schultern und war zuerst bereit.

Der Offizier schaute sie mit Erstaunen an.

»Lassen Sie uns gehen!« sagte sie.

»Wohin, Madame?« fragte er Olympia, indem er sie am Arm zurückhielt.

»Wohin mein Gatte geht.«

»Sie können unmöglich die Absicht haben, Ihrem Gatten zu folgen, Madame«, rief der Offizier.

»Ei! ich bitte, warum nicht?« fragte Olympia das Haupt

erhebend.

»Weil das empört, Madame. Meine Soldaten sind keine Henker, und nicht ein Dragoner wird auf einen Mann in Gegenwart seiner Frau feuern.«

»Ah! das ist ein Grund mehr!« rief sie.

»Seien Sie doch vernünftig«, sprach der Offizier, der sich Gewalt antat, um nicht seiner Gemütsbewegung zu unterliegen, »Meine Befehle sind bestimmt.«

»Verzeihen Sie, mein Herr«, sagte Banniére, der bei dem Streite in das Mittel treten wollte, ist denn einer Frau nicht erlaubt, ihrem Manne den Arm zu geben, wenigstens biss zu . . . «

»Auf keine Weise, mein Herr«, erwiderte der Offizier, »und ich rechne auf Sie, daß Sie Madame bewegen, sich nicht in eine solche Lage zu versetzen.«

»Nie«, sprach Olympia; »ich werde in diesem Punkte weder Ihnen, noch ihm gehorchen. Wohin er geht, werde ich auch gehen«,

»Madame«, sagte der Offizier, »Sie zwingen mich zur Strenge.«

»Mein Herr!« rief Olympia.

»Es ist nicht meine Schuld.«

Der Offizier wandte sich nach der Thun und rief:

»Dragoner!«

Zehn Mann erschienen, denn es war Verstärkung von der Kaserne geschickt worden.

»Sechs Mann, um den Verurteilten zu eskortieren«, sagte der Offizier, »vier Mann, um Madame in diesem Zimmer zu bewachen und nicht aus den Augen zu lassen.«

Dann zu Champmeslé:

»Auf. Herr Abbé, was Teufels! helfen Sie uns doch!«

Diesem Ausruf und mehr noch seiner eigenen Vernunft gehorchend, strengte sich Champmeslé an, um Olympia zu bewegen, deren Schmerz, bis zu diesem Augenblick durch Bande zurückgehalten, welche endlich zerreißen dem Sturme Schwung gaben, nun ausbrach.

Banniére selbst hatte mit seinen Ermahnungen, mit seinem Flehen nicht die Macht, seine Frau zu beruhigen. Zwischen zwei

Todeskämpfen geteilt, sing Champmeslé an seinen Mut und seine Entschlossenheit zu verlieren.

Sollte er mit diesem Sterbenden oder mit dieser Verzweifelten von' Gott, der einzigen Zuflucht des Menschen im Tode oder in der Verzweiflung, reden?

Der Offizier machte dieser Szene, diesen Schreien, diesen Tränen mit der Unbeugsamkeit eines Soldaten, der der Sklave einer Pflicht ist, ein Ende.

Die sechs Dragoner von der Eskorte zogen Banniére fort, und die vier anderen schlossen Olympia ohne Drohungen in einen Kreis ein, den sie nicht durchbrechen konnte. Sie sank mitten in diesem Kreise, erschöpft, mit trockenen Augen, auf die offene Kiste, auf der noch alle die geliebten Gegenstände, welche Banniére gehört hatten, heraus lagen.

Champmeslé hielt, den Verurteilten unter dem Arm, zerfloss in Tränen, drückte Banniére an seine Brust, ließ ihn das Kruzifix küssen und rührte so tief das Herz der Soldaten, daß mehr als Einer die Straße entlang unter dem Gewichte seiner Gemütsbewegung und seiner Tränen schwankte.

Man erblickte bald, das heißt nach hundert und fünfzig bis zwei hundert Schritten, das an die Kaserne anstoßende Gehege, wo die Hinrichtung stattfinden sollte.

Durch einen erschrecklichen Zufall konnte von diesem Gehege aus die ganze Compagnie von Banniére, welche mit geladenen Gewehren ausgestellt war, deutlich das Fenster mit den Jasminen und Rebwinden sehen hinter dem die entsetzliche Trennungsszene vorgefallen war, welche in allen ihren Einzelheiten zu erzählen wir nicht den Mut gehabt haben.

Als Olympia wieder zu sich kam oder vielmehr sich in sich selbst fand, hatte bei ihr die Aufregung der tiefsten Erschlaffung Platz gemacht.

Sie schlug die Augen auf, schaute umher und erblickte vier Dragoner, welche, jeder in eine der Ecke des Zimmers zurückgezogen, allen ihren Bewegungen mit einer Art von Furcht folgten.

Die Sanftheit ihrer Augen, das Zittern ihrer Hände, das Schauern ihres ganzen Leibes bewiesen ihnen, daß die Krise

vorüber war.

Keiner von diesen vier Männern wagte es indessen, ein Wort, auch nur ein einziges Wort an die arme Frau zu richten.

Einer von ihnen näherte sich seinem Kameraden, berührte ihn bei der Schulter und sagte:

»Wahrhaftig, wir müssten diese kleine Dame nicht hier lassen.«

»Und warum nicht?« fragte der Dragoner.

»Schau doch; aber schau, ohne daß es das Ansehen hat, als schautest Du.«

Und mit dem Ende seines Musketon bezeichnete er seinem Kameraden das Fenster, das nach dem Garten ging.

Von da aus erblickte man in der Tat, jenseits der mageren Bäume des Gärtchens und von zwei bis drei anderen Gärten das Gehege, in welchem die Dragoner zu Pferde und das kommandierte Reservecorps mit den Offizieren die Ankunft des traurigen Zuges erwarteten.

Um dahin zu gelangen, hatte Banniére mit seiner Eskorte einen ziemlich großen Umweg machen müssen.

Überdies marschierte man langsam.

Einige wegen der frühen Morgenstunde und der Unwissenheit, in der sich die Stadt über das, was vorging, befand, noch seltene Neugierige fingen an die Mauern zu ersteigen, auf die Bäume zu klettern und die Straßen zu besetzen.

Der Dragoner, den sein Kamerad auf Alles dies aufmerksam machte, fühlte sich sehr unbehaglich.

»Ah! es ist wahr«, sagte er leise; »die Unglückliche wird von hier aus hören; versuchen wir es, sie wegzuführen.«

»Oder wenigstens das Fenster zu schließen.«

»Sie wird dennoch hören.«

Dieses Gespräch entzog nicht Olympia der bodenlosen Niedergeschlagenheit, in welche sie versunken war.

Maschinenmäßig sich bewegend, Irrte ihre Hand über die Wäsche, die Spitzen, die Stoffe hin, welche zerstreut in der Kiste und um diese lagen, — süße Reliquien, teure Verlassenschaft, wie der lateinische Dichter sagt, Erinnerungen an eine Zeit, welche die Liebe war.

Nach der Hand erwachten die Augen, welche auch die Gegenstände um sie her erkannten.

Und als ob der abwesende, schon auf der Reise nach der Ewigkeit begriffene Banniére sich bei seiner Frau in die Erinnerung hätte zurückrufen wollen, war der erste Gegenstand, den die Blicke von Olympia trafen, der Rock, zu welchem Banniére in der kleinen Kirche Notre-Dame-de-Lorette sich hatte trauen lassen.

Von der Kammerfrau zusammengelegt und fest eingepackt, entriss dieser von den Wohlgerüchen der Schärpe oder der Handschuhe, welche in seiner Nähe lagen, durchduftete Rock Olympia von Clèves einen schmerzlichen Seufzer.

Ach! sie dachte eben so wenig an das, was sie tat, als die Tochter Jairi an das Leben dachte, da sie am Rande des Grabes wieder zu sich kam; aber sie fühlte zugleich etwas wie einen Schmerz und wie ein Vergnügen.

Der Schmerz, das war das gegenwärtige Leben, das Vergnügen, das war die Erinnerung an die Vergangenheit.

Olympia entfaltete langsam diesen Rock; es schien ihr, als müsste sie Banniére in demselben wiederfinden. Ihre Finger wurden indessen verletzt durch das so feine Gewebe des Futters, und das Gewicht des Kleides, so leicht es war, ermüdete ihren leidenden Arm; mit einer langsamen, abgemessenen, beinahe automatischen Bewegung hob sie den Rock bis zu Ihren Lippen empor, verbarg ihr Gesicht im Stoffe, brach in Tränen aus und ergoss sich in einem so schmerzlichen Schluchzen, daß Alles im Zimmer, Blumen, Geräte, Vorhänge, bebte und schauerte, Alles bis auf das Her, der vier Soldaten.

Diese jammervollen Erschütterungen, welche eine so vollkommene Schönheit vernichteten, schienen einem von den Dragonern so unerträglich zu sein, daß er das Zimmer verließ, da er sich lieber einer Bestrafung, als der Qual, ein so trostloses Schauspiel anzusehen, aussetzen wollte.

Einer von seinen Kameraden ahmte ihm nach. Olympia hatte nichts bemerkt.

»Siehst Du«, sagte der Erste zum Andern, »das Gefängnis, die Ketten, was es auch sein mag, — doch ich will nicht da sein,

wenn sogleich die Flintenschüsse ihren Rauch dieser Frau bis ins Gesicht treiben werden.«

Und der Dragoner hockte auf die Stufen der Treppe nieder und drückte seine beiden Hände an seine Ohren.

Olympia schluchzte fortwährend und küsste dabei den Hochzeitrock von Banniére.

Plötzlich näherte sich einer von den Soldaten, welcher widerstanden hatte und trotz des Schluchzens, der Tränen, die ihm das Herz zerrissen, an seinem Posten geblieben war, dieser Soldat, sagen wir, nähert, sich Olympia, um ein wenig den Lauf Ihres Schmerzes zu verändern, und sagte zu ihr, da er nicht wusste, wie er mit ihr sprechen sollte, damit sie Mitleid mit sich selbst hätte:

»Verzeihen Sie, mein Frauchen, Sie verlieren etwas.«

Und er hob einen viereckigen Umschlag auf, der aus dem Rocke gefallen war, und reichte ihn Olympia.

Die Kälte dieses Papiers, die spitzige Ecke, an der sich ihre Hand stieß, erweckten die junge Frau; sie schaute den Sprechenden an, nahm zerstreut das Papier und erkannte den Brief von Herrn von Mailly, den weder Banniére, noch sie an ihrem Hochzeitabend hatte lesen wollen, und der, da er im Rocke ihres Mannes geblieben, von der Kammerfrau mit dem Kleide in die Kiste geworfen worden war.

Die Erinnerung an Herrn von Mailly erregte bei Olympia weder Zorn, noch Hass.

Das Herz war schon vor Banniére gestorben, welches nun sterben sollte.

Indessen war der Graf wohl der Urheber dieser Katastrophe; er hatte wohl an den Major geschrieben, um ihm diese strengen und entschiedenen Instruktionen zu geben, kraft welcher man Banniére jeden Aufschub und jede Gnade verweigert hatte.

Herr von Mailly war also wohl die Ursache des Todes dieses Unschuldigen.

Olympia erbrach maschinenmäßig das Siegel, um etwas zu berühren, was Banniére berührt hatte.

Der Umschlag fiel, der Brief blieb in den Händen von Olympia, welche die Augen auf folgende Zeilen heftete:

»Madame,

Da Sie zu heiraten im Begriffe sind, so habe ich Ihnen ein Hochzeitgeschenk zu machen, und ich glaube Ihnen kein kostbareres bieten zu können, als die Freiheit Ihres Gatten.

Herr Banniére hat eine Anwerbung bei meinen Dragonern unterzeichnet: man hat ihn gesucht, man verfolgt ihn als Deserteur, und wenn man ihn wiederfände, würde man Sie seiner berauben; denn da ich nach Wien abreise, so wäre ich nicht da, um ihn zu beschützen. Ich habe außerordentlich strenge Befehle für die Bestrafung solcher Verbrechen unter meinen Soldaten gegeben, und die Ordonnanzen des Königs sind bestimmt.

Sie werden also unter diesem Umschlag einen andatirten Urlaub finden, den ich auf den Tag nach dem, an welchem er aus dem Gefängnis gekommen, das heißt gerade auf den Tag, wo er aus der Kaserne entwichen ist, zurückgehen lasse.

Auf diese Art ist er vor allen Verfolgungen geschützt und gehört ungestört Ihnen. Bin ich im Stande gewesen, etwas zur Sicherung Ihres Glückes beizutragen, welches seitdem ich Sie kenne, das beständige Ziel meiner Wünsche gewesen ist, so werde ich mich noch ein Mal Ihren seligen Diener nennen.

Graf von Mailly.«

Olympia erhob sich und stieß einen so durchdringenden Schrei aus, daß selbst diejenigen Dragoner herbeiliefen, welche das Zimmer verlassen hatten.

Sie hatte in einer Hand diesen Brief des Graf von Mailly und in der andern Hand ein Papier, das folgende Zeilen enthielt:

Gültig als unbegrenzter Urlaub, bewilligt durch mich, den Obersten des Regiments Mailly, dem freiwillig eingetretenen Dragoner Banniére.«

Lyon, den 28. März, 1729.«

»Aber«, rief Olympia keuchend und das Papier vor dem Gesicht

der Dragoner schüttelnd, »aber er ist also gerettet.«

»Gerettet, sagen Sie? wer?«

»Banniére, mein Mann!«

Die Dragoner schauten sich an und zuckten die Achseln beim Anblick der Freude dieser armen Frau, die sie für wahnsinnig hielten.

Sie sah, was in ihrem Geiste vorging, und sagte ungeduldig, Ihnen begreiflich zu machen, was vorgefallen war;

»Lest doch, lest doch! sein Urlaub, sein Urlaub gegeben vom Obersten. Lasst mich vorbei! lasst mich vorbei!«

Die Dragoner versperrten ihr den Weg.

»Aber lest doch!« rief sie in Verzweiflung.

Gott wollte, daß Einer von ihnen lesen könnte.

»Es ist wahr! es ist wahr!« sagte er; »es ist der Urlaub des armen Jungen, unterzeichnet vom Obersten.«

»Ei! geschwinde, geschwinde!« riefen die Andern; »kommen Sie, kommen Sie, arme Frau.«

»Du«, sagte Einer, »lauf voraus, lauf, lauf!«

»Oh! mein Gott! Oh! mein Gott!« rief Olympia, welche von fern dem Soldaten auf dem Boulevard nachrannte.

Aber Banniére war schon sehr weit entfernt, er hatte eine Viertelstunde vor denjenigen, welche ihm nachliefen, voraus.

Olympia rief Gott und seine Engel an; sie wünschte Flügel dem braven Soldaten, der ihr voran eilte und selbst lies, um toll zu werden.

Endlich erreichte sie den Eingang des Geheges, schrie Gnade, und schüttelte über ihrem Kopfe den Urlaub von Herrn von Mailly.

Sie sah die ausgestellten Dragoner ihr Geschrei durch Geschrei erwidern, sie rollte unter die Reihen, sie durchschnitt die Menge, immer Gnade rufend und ihre Hand bewegend.

Plötzlich, in dem Augenblick, wo sie Banniére aufrecht und vereinzelt vor einer Mauer erschaute, erschütterte eine furchtbare, tödliche Explosion die Luft, und der Körper, den sie so eben noch kräftig und stolz ans seinen Beinen gespannt gesehen hatte, schwankte und fiel, halb durch eine Rauchwolke verschleiert, auf den Sand.

Tausend schmerzliche Schreie antworteten auf den Schrei von Olympia.

Sie stürzte in die Arme von Champmeslé; zwanzig Offiziere umringten sie seufzend.

Sie reichte ihnen kalt, stumm, erschrecklich, das Papier, das eine Sekunde früher ihrem Gatten das Leben rettete.

Ein langes Schauern des Schmerzes durchlief die Reihen der Soldaten, und man sah selbst die Offiziere sich unter dem Gewichte dieses unschuldigen Blutes beugen, das in Feuertropfen auf ihr Haupt zurückgefallen war.

Der Eindruck war so mächtig gewesen, daß Alle den Toten über der Witwe vergessen hatten.

Auf dem Boden ausgestreckt, verlor Banniére sein Blut durch fünf tödliche Wunden, alle in der Brust. Eine sechste hatte ihm einen Arm zerschmettert.

Die Kugeln hatten sein Gesicht verschont, das edler und schöner in seinem Todeskampfe, als es je in den seligsten Tagen seines Glückes gewesen war.

Olympia näherte sich ihm, kniete nieder, neigte sich über diesen bebenden Körper und rief Banniére bei seinem Namen.

Er öffnete seine schon geschlossenen Augen, erkannte seine Frau, und seine Züge erleuchteten sich mit einem letzten Lächeln. Er wollte den Arm gegen Olympia ausstrecken, doch der Vorderarm konnte die Erde nicht verlassen: er war, wie gesagt, von einer Kugel zerschmettert worden.

Olympia drückte ihre Lippen auf die ihres Gatten, tauchte ihre Augen in die des Sterbenden, und trank langsam den Tod aus dieser letzten Verschmelzung.

Sie gab einen leichten Schrei von sich, Ihr Herz war gebrochen.

Ihre Kräfte verließen sie alsbald, ihr Kopf erschwerte sich, sie verlor das Gleichgewicht und rollte verschlungen mit demjenigen, welchen sie so sehr geliebt, in das laue, frisch rote Blut, das Banniére mit dem Leben verlor.

Da wandte Banniére, dem Gott, daß er sich dieser letzten Umarmung erfreue, sie zu überleben gestattet hatte, einen Blick der Danksagung dem Himmel zu, lenkte diesen Blick wieder auf das edle, nach ihm getroffene und dennoch vor ihm tote Geschöpf

zurück und sprach:

»O mein Gott! ich danke Dir, sie wird also nur mir gehören in dieser und in der andern Welt!«

Und er verschied.

Champmeslé kniete in den Sand zu den zwei Märtyrern nieder und verließ sie dann nicht mehr, bis sie in einem Grabe vereinigt waren.

Er hatte für sie seine erste Trauungsmesse gelesen, er las für sie seine erste Totenmesse.

Epilog.

Ungefähr in der Stunde, in der in Lyon Olympia und Banniére verschieden, öffnete sich geheimnisvoll eine Tür der kleinen Gemächer In Versailles, und eine schöne, belebte Frau trat, in einen Mantel gehüllt, verstohlen aus dem Kabinett, das mit dem Zimmer von Ludwig XV. in Verbindung stand.

Sie schien mit den Augen Jemand zu suchen, den sie nicht fand.

Zwei Männer warteten indessen unten an den Stufen.

Der Erste war der Herzog von Pecquigny, der an diesem Tage den gezwungenen Dienst, und der Andere der Herzog von Richelieu, der an demselben Tage den freiwilligen Dienst hatte.

Der Zweite hielt den Ersten zurück, welcher, um zu plaudern, einen bequemeren Platz, als eine Treppe suchen zu wollen schien.

»Aber was Teufels hast Du denn, daß Du mich zurückhältst, wenn ich anderswohin gehen will«, fragte Pecquigny.

»Bleibe noch ein paar Sekunden.«

Warum?«

»Weil ich Dich etwas sehen lassen will.«

»So sprich, was willst Du mich sehen lassen?«

»Schau«, erwiderte Richelieu. Und er zeigte Pecquigny eine Dame, welche die Stufen herabstieg.

»Ah!« rief Pecquigny, ganz verblüfft durch diese Erscheinung, welche so verräterisch Richelieu seinem Nebenbuhler bereitet hatte.

»Sie hat vielleicht Seine Majestät um die Gnade gebeten, ihrem Gemahl! nach Wien nachfolgen zu dürfen«, sagte Richelieu, während er ein Pirouette machte. »Nun lass uns gehen, wenn Du willst, ich habe Dir nichts mehr mitzuteilen.«

Und er zog seinen Nebenbuhler im Wirbel seines spöttischen Ungestümes fort.

»Ah! bei meiner Treue«, sprach Pecquigny, »Olympia hat wohl daran getan, daß sie weggegangen ist, um in der Provinz Schäferei zu treiben; sie wäre besiegt worden.«

»Die Schauspielerinnen sind entschieden nicht von der Stärke
der Herzoginnen.«
Arme Olympia!

-Ende-

An den Leser.

Das ist eine beklagenswerte Geschichte, nicht wahr? und zwar um so beklagenswerter, da das Laster darin beinahe eben so traurig ist, als es Tränen sind.

Nicht, als hätte ich nicht in dem Augenblick gezögert, wo ich Banniére über dieser erschrecklichen Missachtung eines in einer Rocktasche vergessenen Briefes sterben ließ; aber die Geschichte war da, die Geschichte verbot mir, Gnade zu üben: ich habe der Geschichte gehorcht.

Denn es ist eine Geschichte, was ich Ihnen erzählt habe, und nicht ein Roman, was Sie gelesen. Das arme Herz, dessen Schläge Sie haben aufhören sehen, hat wirklich geschlagen; diese Brust, die Sie zuckend und blutig gesehen, ist wirklich von Kugeln durchbohrt worden.

Sie suchen, und der Name Banniére ruft keine Erinnerung in Ihnen zurück. Nein, das war ein dunkles Leben, ein dunkler Tod, worauf einen Lichtstrahl fallen zu lassen mir eines Tags die Lust angekommen ist.

Bezweifeln Sie es So werfen Sie einen Blick auf folgende Notiz, die ich der Biographie der dramatischen Künstler von Lemazurier entlehnt habe.

Banniére.

»Wenige Debüts haben eine so vollständige Vereinigung seltsamer Ereignisse geboten, wie das des Schauspielers, von dem die Rede ist; der Empfang, der ihm vom Publikum bei seinem ersten Versuche zu Teil wurde, hätte genügt, um zwanzig der unerschrockensten Debütanten aus der Fassung zu bringen, aber Banniére war Gasconier, und den Bewohnern der glücklichen Gegenden, welche die Garonne bespült, fehlt es eben so wenig an Kühnheit, als an Witz.«

»Zu Toulouse am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von einer der besten Familien dieser großen Stadt geboren, erhielt Banniére eine sehr gute Erziehung. Zum geistlichen Stande bestimmt, brachte er einige Jahre in einer regelmäßigen

Kongregation zu und machte vortreffliche Studien. Er legte sich besonders auf diejenigen, welche für den Stand nötig waren, den seine Eltern ihn wählen lassen wollten, und die günstigen Erfolge, die er erreichte, gaben Anlass zu dem Glauben, er habe Talent für die Kanzel. Er verfolgte indessen diese mit Glück begonnene Laufbahn nicht, fand, die Rechtsgelehrsamkeit biete ihm wesentlichere Vorteil, und vertauschte seinen kleinen Überschlag mit der Robe eines Advokaten. Doch er trug sie nicht lange. Seinem unbeständigen Charakter nachgebend, hörte er bald auf, Reize im Studium der Jurisprudenz zu finden, und widmete sich ganz dem der Geometrie, in der er Fortschritte machte.«

»Nachdem er die Gottesgelehrten den Rechtsgelehrten zu Liebe und diese, um zu den Geometern überzugehen, verlassen hatte, konnte man ihn vielleicht für fixiert halten, aber dem war nicht so. Durch eine bei einem jungen Manne ziemlich natürliche militärische Glut fortgerissen, vertauschte er die Rechnungen mit den Waffen und ließ sich bei einem Dragoner-Regimente anwerben, wo er eine Zeit lang diente.«

»Die Muße der Garnisonen machte es ihm leicht, die Wissenschaften zu kultivieren; er verfasste eine Tragödie betitelt: *der Tod von Julius Cäsar*, ließ sie ausführen und spielte selbst die Hauptrolle darin. Da er das Glück hatte, das Sprichwort Lügen zu strafen und Prophet in seiner Heimat zu sein, so machte der Beifall, den er als Verfasser und als Schauspieler erntete, in ihm den Wunsch entstehen, sich der Darstellung dramatischer Werke zu widmen, und der Streit den er mit einem Schauspieler von Profession hatte, welcher behauptete, er besitze den von Banniére überlegene Talente, bestimmte ihn vollends hierzu.«

»Ohne je bei einer Provinztruppe gewesen zu sein, und mit keiner andern Erfahrung ausgerüstet, als mit der, welche er zuweilen in bürgerlichen Gesellschaften spielend hatte erlangen können, war er nicht unschlüssig, sich den Kammerherren vorzustellen. Betroffen von seiner Dreistigkeit, bewilligten sie ihm einen Debüt-Befehl, mittelst dessen er zum ersten Mal am Donnerstag den 9. Juni 1729 in der Rolle von Mithridates austrat.«

»Getreu dem Charakter seiner Heimat, ließ er den Souffleur einige Zeit, ehe der Vorhang aufging, rufen und sagte zu ihm:

›Mein Herr, ich muss Ihnen zum Voraus bemerken, daß ich Ihrer Hilfe gar nicht bedarf, denn ich bin meines Gedächtnisses sicher; ich bitte Sie also, mir nicht zu soufflieren, selbst wenn ich fehlen würde.«

›Der Souffleur versprach Ihm Alles, was er wollte, und der Vorgang ging auf. Banniére hatte die Studien nicht vergessen, die er in der Zeit gemacht, wo er nach glücklichem Erfolge als Redner trachtete; er trat an den Rand der Bühne vor, raffte seine ganze Rhetorik zusammen und richtete an das Parterre eine sehr wohl gedrehte und geformte Rede, in welcher er um die Nachsicht bat, der er bedürfe, und geschickt das Lob von Baron, den er sich zum Muster vorstelle, einfließen ließ. Dieses Kompliment wurde mit starkem Beifallklatschen ausgenommen und stimmte das Publikum günstig für ihn. Doch kaum hatte der Debütant zehn Verse von seiner Rolle gesprochen, als er völlig das notwendige Maß verlor und in sein Spiel und seine Deklamation, außer der Lebhaftigkeit seiner Heimat, so viel Ungestüm, eine so stürmische, so wenig der Majestät der Tragödie entsprechende Wut legte, daß die Zuschauer, statt gerührt oder von Schrecken ergriffen zu sein, sich eines schallenden Gelächters während des ganzen Stückes nicht erwehren konnten.«

›Banniére verlor die Fassung nicht und setzte seine Rolle in demselben Sinne bis zum letzten Verse fort, ohne sich entmutigen zu lassen, und als er geendigt hatte, redete er das Publikum abermals mit folgenden Worten an: ›Meine Herren, so demütigend auch die Lektion ist, die ich so eben in meiner ersten Vorstellung erhalten habe, so lade ich Sie doch auf Samstag Abend ein, umzusehen, ob ich sie zu benützen gewusst haben werde.«

›Mit Kühnheit gesprochen, verdoppelten diese Worte das Gelächter und wurden mit Applaudissements bedeckt, unter denen ohne Zweifel viele ironische waren; diese Worte führten zu dem Urteile, daß der Schauspieler, wenn er auch zu den außer ordentlichsten Ausschweifungen fähig, doch wenigstens ein Mann von Geist und Entschlossenheit sei.«

Das Gerücht von dem, was in der Komödie vorgefallen, von den Reden, von dem Ungestüm und der Dreistigkeit des Touloner Schauspielers verbreitete sich bald in Paris. Man sprach nur von Banniére in allen Gesellschaften, und der Zustrom war groß am

Samstag, an welchem Tage er, nach seinem Versprechen, den Agamemnon In Iphigenie in Aulis spielte.«

Diejenigen Zuschauer, welche ihn am Donnerstag gesehen, diejenigen sogar, denen man von seiner regellosen Wut erzählt hatte, hegten die Erwartung, oder den Debütanten zu lachen und sich wenigstens ebenso sehr, als in der heitersten Posse, zu belustigen. Sie waren alle gleichmäßig getäuscht. Banniére hatte die Lektion des Publikums so gut benützt, daß es ihm gelungen war, sein Spiel völlig zu ändern, es zu regeln und in die schicklichen Schranken zurückzuführen; statt Gelächter zu erregen, rief er einstimmigen Beifall hervor, und die strengsten Kenner gestanden zu, daß er ihn verdiente.

»Er schien ein wenig jung für die. Rolle, in der er auftrat, und man kann in der Tat in einem Alter von sieben und zwanzig Jahren, welche Banniére 1727 hatte, keine völlige Illusion in den Rollen von Mithridates und Agamemnon hervorbringen; aber man fand in Übrigen vorteilhafte Eigenschaften in ihm, welche richtig geschätzt wurden. Er war groß, wohl gewachsen, hatte ein männliches Gesicht, schwarze Haare, ein schönes Bein und eine stolze Haltung. Was das Moralische betrifft, so wurden diesem Schauspieler Verstand, Gemüt und ein bewundernswürdiges Organ zuerkannt.«

»Er spielte sodann den gascognischen Marquis der *Menechmes* auf die originellste Art und fand großen Beifall; ebenso in den Rollen von Pyrrhus in *Andromache* von Joad in *Athalia* und von Cinna, welche zur Fortsetzung seiner Debüts dienten.«

»Bis dahin ging Alles gut für Banniére. Man fand, er besitze wirklich Talent, und man hielt es für wahrscheinlich, daß man ihn bei der Comédie annehmen werde. Ein erschrecklicher Vorfall endigte aber seine Debüts und sein Leben. Er hatte sich, wie wir erwähnt, bei den Dragonern anwerben lassen. Der Oberste seines Regiments erfuhr, er spiele Tragödie in Paris, statt in seiner Garnison, zu exerzieren. Er ließ ihn verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn zum Tode verurteilte. Viele Personen, die Schauspieler der Comédie Francaise besonders, baten um seine Begnadigung. Nichts konnte ihn retten, nichts vermochte die Strenge der militärischen Gesetze zu erweichen,

welche damals das Todesurteil über die Deserteurs aussprachen. Banniére war dies indessen nicht; er, hatte sein Corps nur vermöge einesurlaubes verlassen, der noch nicht abgelaufen war, doch er hatte das Unglück gehabt, ihn zu verlieren, und bezahlte diesen Verlust mit seinem Leben.«

Sie wissen nun, was die Geschichte getan hat, und können sie mit dem Werke des Dichters vergleichen.

Die Geschichte hatte Banniére gemacht; ich habe Olympia gemacht.

Habe ich Unrecht gehabt, diese Person zu schaffen, welche das Verderben unseres Helden herbeiführen sollte, so steht mir wenigstens zur Absolution ein achtenswerter Vorgang zur Seite, der von Gott, welcher aus der Rippe von Adam das Weib machte, das nicht nur den Mann, sondern auch die Menschheit in's Verderben stürzen sollte.

Was Frau von Mailly betrifft, so habe ich mich in Beziehung auf sie in keiner Hinsicht von der Wahrheit entfernt. Dem König von Herr von Fleury und von Richelieu beigesellt, beherrschte sie Ludwig XV. zehn Jahre, ohne über Frankreich zu herrschen.

Eines der Mittel, das sie anwandte, um ihr Reich fortzuhalten zu machen, war, daß sie sich selbst ihre zwei Schwestern zu Nebenbuhlerinnen gab. Was sage ich, ihre zwei Schwestern? ihre drei Schwestern:

Frau von Lauraguais, Frau von Vintimille und Frau von Tournelle, welche Frau von Chateauroux wurde.

Zum Unglück für Frau von Mailly wollte Frau von Chateauroux, welche weniger duldsam als sie, keine Nebenbuhlerin haben und verlangte vom König die Verabschiedung ihrer Protectrice.

Von der Höhe der königlichen Gunst herabgestürzt, zog sich Frau von Mailly aus der Welt zurück; sie flüchtete sich, eine zweite la Vallière, in den Schoß der Religion. Diese Frau, welche man einst zierlich und herrlich gekleidet sah, machte sich nur noch, wie der Chronikschreiber des achtzehnten Jahrhunderts sagt, durch die Bescheidenheit ihres Äußern, durch ihre Sanftheit und durch ihre demütige Frömmigkeit bemerkbar.

Als Frau von Mailly eines Tags in die Kirche ging, um die Predigt des Pater Renaud zu hören, kam sie erst, als der Redner

schon auf der Kanzel stand und die Predigt begonnen hatte. Sie musste sich zu ihrem Stuhle begeben, und das gelang Ihr trotz aller Vorsicht nicht, ohne eine gewisse Störung zu verursachen und ein gewisses Geräusch zu machen.

»Das ist viel Lärmen für eine Kurtisane«, sagte ein Mann, an dem sie vorbeiging.

»Da Ihr sie kennt, so betet für sie«, sprach Frau von Mailly.

Das ist das letzte Wort, welches die Geschichte als von den Lippen der Exfavorite ausgehend gesammelt hat. Gestehen wir, daß es erhaben an Reue und Demut ist.

Fußnoten

- 1 Geistliche Schauspiele, zu denen der Stoff aus der Bibel genommen war.
- 2 Lebet wohl, ihr Körbe, die Weinlese ist gehalten.
- 3 Herr, was kann Euch bei diesem Lärm so in Erstaunen setzen?«
- 4 Gerechter Himmel! sollte er meine unglückliche Arglist kennen?
- 5 Muß man, um den Bund mit Gott zu heiligen, an diesem Tag der Unschuld Blut vergießen?
- 6 Pion, ein bei den Schülern der französischen Lehranstalten gebräuchlicher Ausdruck für Aufseher.
- 7 Vinaigrette, eine zweirädrige Caleche, welche von einem Menschen gezogen wird.
- 8 Wie! Soliemos scheint auch meinen Anblick zu meiden; welches Entsetzen hat sich überall vor mir verbreitet, Himmel! kann ich nur Hass und Schrecken einflößen! Haben sich aller Menschen Herzen vor mir verschlossen!
- 9 Die Catalanierin.
- 10 Wir müssen das französische Wort beibehalten, da die deutsche Sprache keinen entsprechenden Ausdruck für diese Art von dienstbaren Geistern hat, deren Hauptgeschäft die Schmückung des Kopfes ihrer Gebieterinnen ist.
- 11 Schöne Philis, sage mir: »Ich liebe dich!« und ich habe nichts mehr zu fingen.
- 12 Ein Gefängnis.
- 13 Der Leser wird hier eine scheinbare Lücke finden, Al. Dumas füllt sie in einem späteren Kapitel aus. d, Übersetzer.]
- 14 Portiers.
- 15 Ursprünglich der lateinischen, adulterium, der Ehebruch.
- 16 Über welchen Sieg Cäsar an den Senat in Rom die bekannten Worte: Veni! Vidi! Vici! Schrieb. D. Übers.
- 17 Fleury war Bischof von Fréjus; dadurch erklärt es sich, warum die redenden Personen abwechselnd Fleury und Herr von Fréjus sagen. D. Übers.
- 18 Sie haben ein scheues Gemüt und einen verführerischen Blick, Sollten Sie in Ihrem Alter gleichgültig sein? Will Sie die Liebe unterrichten, so geben Sie nach, streiten Sie nicht.

Man hat Ihre Herrschaft lange
nach der der Liebe gegründet.

19 Beim Colin-maillard, Blinde-Kuh-Spiel, wird Casse-Cou (Halsbreche) bei den Franzosen von den Mitspielenden gerufen, um denjenigen, welcher die Binde um die Augen hat, darauf aufmerksam zu machen, daß er sich einer Stelle nähert, wo er sich verletzen könnte.

20 Früher wurde ein Knebelwerkzeug so genannt

21 Dumas machte das Wort songerie, wie wir im Deutschen das Wort Denkereie machen müssen.

22 Wie oft war, denn Du zwingst mich jetzt zu reden.
Mein stürmend Herz versucht, Dich zu enttäuschen!
Wie oft, ach!, drängt' ich meine heißen Seufzer
Tief in die Brust zurück, mein Auge Deinem Blick
Entwindend, den es stets doch wieder suchte!
Ach! welche Qual, vor dem Geliebten schweigen,
Ihn trauern seyn, ihn selbst sogar betrüben,
Wenn man mit einem Blick ihn trösten kann!
Doch wie viel Tränen hätte dieser Blick
Dir auch gekostet! weil ich deß gedachte,
Ergriff die Seele mir ein Sturm von Sorgen,
Ohnmächtig glaubt ich meine Heuchelei;
Ich fürchtete die Blässe meiner Wangen,
Und allzu schmerzvoll däuchte mir mein Auge;
Mit jedem Augenblick schien Nero mir
Voll Zorn vortretend meine Zärtlichkeit
Vergebens in die Brust gebannt zu haben,
Ich wünschte, kurz, ich hätte nimmer Dich geliebt!

Zeitfolge,

Der im Frankh'schen Verlage erschienenen Romane von Alexandre Dumas mit Beziehungen zu der Geschichte der Franzosen, übersetzt von Dr. August Zoller.

1. Die beiden Dianen, beginnt 1551 unter Heinrich I. und spielt weiter unter Franz II.

2. Königin Margot, spielt 1572 unter Karl IX.

3. Die Dame von Monsoreau, beginnt 1578 unter Heinrich III.; hiermit steht in unmittelbarer Verbindung:

4. Die Fünf und Vierzig, auch unter Heinrich III. *Von diesen beiden Romanen ist eine Fortsetzung versprochen.*

5. Die drei Musketiere, beginnt 1625 unter Ludwig XIII. Die Fortsetzung hiervon bilden:

6. Zwanzig Jahre nachher, 1645, unter der Regentschaft von Anna von Österreich. Und

7. Bragelonne oder zehn Jahre nachher, 1655 am Anfang der Regierung von Ludwig XIV.

8. Der Frauenkrieg, Episode von 1650, zur Zeit der Fronde.

9. Olympia von Clèves, beginnt 1727, am Anfang der Regierung von Ludwig XV.

10. Eine Tochter des Regenten, 1719, unter dem Regenten.

11. Denkwürdigkeiten eines Arztes.

I. Abth. Joseph Balsamo, beginnt 1770 und umfasst die letzten Lebensjahre von Ludwig XV.

II. Abth. Das Halsband der Königin, beginnt 1784 unter Ludwig XVI.

III. Abth. Ange Pitou, spielt 1789, zur Zeit der Erstürmung der Bastille.

Von den **Denkwürdigkeiten eines Arztes** sind Fortsetzungen bis zur Restauration versprochen.

12. Der Chevalier von Maison-Rouge; Episode von 93.
